



Caroline Arni

Die Krise der Ehe um 1900

böhlau

Caroline Arni

# ENTZWEIUNGEN

Die Krise der Ehe um 1900



2004

BÖHLAU VERLAG KÖLN WEIMAR WIEN

Publiziert mit Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds  
zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung

Le mariage se parle en terme d'espérance.  
*Arlette Farge/Michel Foucault, Lettres de cachet, 1982*

C'est, c'est d'ailleurs  
étrange, comme  
comme les choses prennent du sens  
lorsqu'elles finissent  
c'est parce que c'est là  
que l'histoire commence.

*Jean-Luc Godard, Éloge de l'amour, 2001*

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek:  
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.  
Zugl.: Dissertations-Schrift, Universität Bern, 2002.

Umschlagabbildung:

Familienarchiv Caroline Arni

© 2004 by Böhlau Verlag GmbH & Cie, Köln  
Ursulaplatz 1, D-50668 Köln  
Tel. (0221) 913 90-0, Fax (0221) 913 90-11  
[info@boehlau.de](mailto:info@boehlau.de)

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Bruno Margreth, Zürich  
Druck und Bindung: Strauss GmbH, Mörlenbach  
Gedruckt auf chlor- und säurefreiem Papier  
Printed in Germany

ISBN 3-412-11703-X

## KAPITELÜBERSICHT

Ehe, Paare  
Zur Einführung

### *Kapitel 1*

Ein Bollwerk gegen die Krisen der Moderne  
Zur Kodifizierung des Ehe- und Scheidungsrechts in der Schweiz

### *Kapitel 2*

Ein morscher Bau  
Das Auseinanderfallen der Welten in der bürgerlichen Ehe

### *Kapitel 3*

Ein süsser Traum  
Verkehrte Ordnungen in der Arbeiterfamilie

### *Kapitel 4*

L'ennui  
Das Wagnis der »modernen Ehe« in der kaufmännischen Mittelschicht

### *Kapitel 5*

Die Freundin, der Parteigenosse  
Keine Revolution im sozialistischen Paar

Schlussbetrachtung

Dank  
Anmerkungen  
Quellen- und Literatur  
Abkürzungen



## INHALT

<b>Ehe, Paare. Zur Einführung .....</b>	<b>1</b>
---	----------

### *Kapitel 1*

<b>Ein Bollwerk gegen die Krisen der Moderne. Zur Kodifizierung des Ehe- und Scheidungsrechts in der Schweiz .....</b>	<b>23</b>
--	-----------

1. Rückläufige Zukunft. Das Ehe- und Scheidungsrecht im Bundesstaat bis 1912 .....	26
<i>Die Vereinheitlichung des Zivilrechts • Die Vereinheitlichung des Ehe- und Scheidungsrechts • Die Erschwerung der Scheidung im Zivilgesetzbuch von 1907/12</i>	
2. Kaltes und Trauliches. Die Ehefrau als Individuum, die Ehe als Gemeinschaft .....	34
<i>Paradox. Familie und weibliche Emanzipation • Das männliche Haupt. Die Einschränkung weiblicher Handlungsfähigkeit • Natur der Sache. Gemeinschaft als Herrschaft</i>	
3. Wider die »Scheidungslust«. Die Dauer als Problem .....	45
<i>Im Lichte der Statistik oder: Was macht die Ehe sittlich? • Erotik und Einliebe. Ehekritische Reflexionen über die Liebe und die Dauer • Der eheliche Hasard. Noch einmal die Statistik und keine Sanierung der Verhältnisse</i>	
4. Vor Gericht. Die Scheidung am Amtsgericht Bern nach 1912 .....	71

### *Kapitel 2*

<b>Ein morscher Bau. Das Auseinanderfallen der Welten in der bürgerlichen Ehe .....</b>	<b>79</b>
---	-----------

Prolog .....	79
1. Die Personen, der Prozess .....	82
2. Sinn und Eignung. Verheissungen und Verwerfungen des bürgerlichen Heims .....	87

3. Ein Tableau. Der Beruf und die Familie .....	95
<i>Gleichgültig, kritisch. Die Ehefrau und der Beruf des Ehemannes • Eine Besserung. Die räumliche Trennung von Erwerbs- und Familienleben • Verdrängte Autorität. Der Ehemann und die Kindererziehung</i>	
4. Personen und Räume. Strukturen der Intimität, Streit um Intimität .....	105
<i>Beobachtungen und Besprechungen. Aussen und Innen der Ehe • Wirtshäuser, Schubladen und Fächer. Respekt und Diskretion</i>	
5. Erklärungen. Charaktere und Macht .....	114
<i>Pathologien. Weibliche Amoral, männliche Nervosität • Herzensbildung und Ordnungsmacht. Richterliche Gewissheiten</i>	
6. Ambivalenzen in der bürgerlichen Ehe .....	129

### Kapitel 3

<b>Ein süsser Traum. Verkehrte Ordnungen in der Arbeiterfamilie .....</b>	<b>133</b>
Prolog .....	133
1. Die Personen, der Prozess .....	136
2. Szenen und Skandale. Häusliche Gewalt .....	139
<i>Eine durch und durch rohe Natur. Die Klage der Ehefrau • Skandal in der Mainacht. Die Hauptverhandlung • Ein Ehemann mit Stören. Das Urteil des Gerichts</i>	
3. Auf dem Kopf. Der Verdienst, der Starrsinn und das Herz .....	156
<i>Ein halbes Jahr erhalten. Verkehrte Erwerbsökonomie • Die Ehefrau im Wirtshaus. Gefährdete Machtökonomie • Ein tief fühlendes Herz. Das Gewicht der Liebe</i>	
4. Eine fragile Ordnung der Familie .....	176

### Kapitel 4

<b>L'ennui. Das Wagnis der »modernen Ehe« in der kaufmännischen Mittelschicht .....</b>	<b>181</b>
Prolog .....	182
1. Die Personen, der Prozess .....	184

2. Briefe, Geschehnisse. Verführung und Treubruch .....	188
<i>Genf–Bern, Bern–Genf, Genf–Bern. Schreiben in der Aura der Verführung • Der Crémelöffel. Szenische Transgression und Grenzen des Flirts • Die Zukunft, das Glück. Beharrungskraft der Ordnung</i>	
3. Unter Männern. Die Ehre, das Geld, der Körper der Frau .....	204
<i>Nichts gesucht, nur ausgewichen. Weibliche Ehre und Koketterie • Exkurs über die Koketterie • Satisfaktion. Ehre und Krise der Männlichkeit • Superiorität. Die Macht des Vaters</i>	
4. Modern denken. Eheliche Sexualität, Lebensstil und weibliche Individuierung .....	229
<i>Un ménage moderne. Die Kinderfrage • Unheilvoll. Das eheliche Sexualleben • Jour fixe. Liebe, Reichtum und weibliche Individuierung</i>	
5. Verheissung und Platitude .....	257

### Kapitel 5

<b>Die Freundin, der Parteigenosse. Keine Revolution im sozialistischen Paar .....</b>	<b>261</b>
Prolog .....	261
1. Die Personen, der Prozess .....	263
2. Gescheiterte Gefährtenschaft, vermeintliche Freundschaft. Erzählungen und Ursprünge .....	268
<i>Das Mitleid, die Frau. Robert Grimm erzählt ... • ... Rosa Grimm antwortet. Nicht Liebe, nur Leidenschaft</i>	
3. Die Binnenseite der Ehe. Liebe, Freundschaft und weibliche Subjektwerdung .....	281
<i>Sympathie, Zuneigung, Gefühl. Reden über die Liebe • Das kultivierte Gefühl. Verheissung der Liebe als Freundschaft</i>	
4. Das »häuslich Glück«. Die Befreiung des Mannes aus dem Paar .....	293
<i>Gesellschaft zu zweien. Männliche Identität, männliche Biographie • Wie tausend andere Frauen. Angekündigte Bürgerlichkeit im sozialistischen Haushalt</i>	
5. Ein langes und kompliziertes Kapitel .....	311
... und ein Epilog .....	313

<b>Schlussbetrachtung .....</b>	<b>317</b>
Dank .....	333
Anmerkungen .....	335
Quellen und Literatur .....	381
Abkürzungen .....	415

## EHE, PAARE

### Zur Einführung

Die Ehe lässt sich beschreiben. Wie sie ist oder wie sie sein sollte, wie sie sich denken, wie sie sich träumen und wie sie sich verordnen lässt, für sich oder für die andern, als ein persönliches Glück oder als eine Ordnung sozialer Verhältnisse. »Etwas Gutes« sei die Ehe der Menschen, befindet Augustin im Jahre 401 schlicht, nicht nur deshalb, weil sie die an sich zu Exzess und Wankelmuth neigende »natürliche Passion« beider Geschlechter diszipliniere, sondern auch, weil sie der »natürlichen Gesellschaft zwischen den Geschlechtern« eine Form gebe, weil das Zusammenleben von Frauen und Männern in ihr eine Gestalt gewinne. Nicht über das, was in der Ehe zusammenfindet, denkt die Comtesse de Champagne in ihrem berühmten Urtheil von 1174 nach, sondern über das, was entlang der Ehe auseinander fällt: Ein Verhältnis wechselseitiger Pflicht sei die Ehe, und deshalb kenne sie das »Gesetz der Liebe« nicht, die ein naturgemäss aus jeder Verpflichtung entlassenes Gefühl sei. Martin Luther wiederum geht es nicht um das, was aus der Ehe ausgeschlossen ist, sondern um das, was in sie einzuschliessen ist, er verordnet seiner Gemeinde die Ehe als »eine Arznei wider die Sünde«, als »ein Spital der Siechen, auf dass sie nicht in schweres Sünden fallen«; und Huldrych Zwingli verschreibt sie 1522 ganz gleich den Seinen als »ein artzney des lasters, das uns anerboren ist und on des anfechtung niemans ist, diewyl er lebt«. In den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts entwirft Johann Gottlieb Fichte die Ehe als »eine durch den Geschlechtstrieb begründete VOLLKOMMENE VEREINIGUNG zweier Personen beiderlei Geschlechts, die ihr eigener Zweck ist«. In einer solchen Ehe liege »die unbegrenzteste Unterwerfung« der Frau »unter den Willen des Mannes« beschlossen, in einer solchen Ehe höre die Frau auf, »das Leben eines Individuum zu führen; ihr Leben ist Theil seines Lebens geworden«. Nüchterner lässt Immanuel Kant 1797 aus Königsberg verlauten, die Ehe sei ein »Ehevertrag«, nämlich »die Verbindung zweier Personen verschiedenen Geschlechts zum lebenswierigen wechselseitigen Besitz ihrer Geschlechtseigenschaften«, und als solcher Vertrag sei sie »nach Rechtsgesetzen der reinen Vernunft notwendig«. Friedrich Schlegel entwirft die Ehe zwei Jahre später in einer weiter ausholenden Geste der Verheissung, er nennt sie »Liebe« und die »ewige Einheit und Verbindung unsrer Geister, nicht bloss für das was wir diese oder jene Welt nennen, sondern für die eine wahre, untheilbare, namenlose, unendliche Welt, für unser ganzes ewiges Seyn und Leben«. Als furioser Theoreti-

ker der Restauration verwirft Louis de Bonald an der Wende zum 19. Jahrhundert wiederum solche Verheissung: Ehe könne nichts anderes meinen als »das Engagement zur Vereinigung zweier Personen verschiedenen Geschlechtes mit dem Ziel, eine Gesellschaft zu begründen, die Familie heisst«, und da gehe es nicht um derart Fragiles wie »das Glück der Gatten, wenn man unter Glück – wie in der Idylle – das Vergnügen des Herzens und der Sinne versteht«. Die Ehe habe sich an Gesetze zu halten, deren Sinn nicht zuletzt darin bestehe, die männliche Neigung zum Missbrauch von Macht und den weiblichen Hang zur Usurpation von Macht einzuhegen. Einige Jahre später bezichtigt der heitere und eigensinnige Utopist einer »neuen Liebeswelt«, Charles Fourier, eine solche Ehe der »Heuchelei« und plädiert im Wohle aller, vor allem aber der in ihr unterworfenen Frauen, für die Abschaffung der Ehe zugunsten eines komplizierten Systems von »Liebesbünden«, die so vielgestaltig wären wie die Passionen der Menschen. Jenny P. d'Héricourt, fast vergessene Theoretikerin des Sozialen, knüpft 1861 an diese Kritik an, ohne aber die Ehe zu verwerfen: Diese nämlich sei zu denken als »gesellschaftlich sanktionierte Liebe«, in welcher weder Frau noch Mann ihre »Freiheit« verlieren dürften und die nichts mit der »Unterwerfung« der einen unter den anderen zu tun haben solle. 1894 konstatiert die Ärztin Th. Vortmann, die Ehe sei weder ein »christliches Gebot«, noch ein »Naturgesetz«, sondern ein historisches »Entwicklungsprodukt«, ein »menschliches Machwerk«, das bis in die Gegenwart die Gestalt eines »Kaufvertrages« gewonnen habe, in welchem der Mann der »Käufer«, die Frau die »Waare« sei. Imaginiert die kommunistische Vision von Marx und Engels die Ehe als »reines Privatverhältnis«, so begreift sie der protestantische Staatsrechtler Carl Hilty 1907 als die staatliche Aufgabe der »Veredelung« des »an sich recht zweifelhaften Verhältnisses« der »tierähnlichen« Fortpflanzung unter den Menschen. Die Essayistin Hedwig Dohm sieht im selben Jahr das »Schönste« an der Ehe darin, dass sie »Einsamkeitserlösung, Sehnsuchterfüllung für die Frau, ein Tuskulum der Seele für den Mann« sein könnte, wenn es denn möglich wäre, sie frei von Zwängen und jenseits von männlicher Herrschaft zu gestalten. Und Simone de Beauvoir beobachtet 1949 wenig zurückhaltend, was man eheliche Liebe nenne, sei nichts weniger als eine »komplexe Mischung aus Anhänglichkeit, Groll, Hass, Vorschrift, Resignation, Trägheit und Heuchelei«, während Theodor W. Adorno sich in denselben Jahren die Ehe denkt als »eine der letzten Möglichkeiten, humane Zellen im inhumanen Allgemeinen zu bilden«.<sup>1</sup>

Die Ehe lässt sich beschreiben. Sie ist disziplinarische Bändigung bis gar das Andere der Passion oder aber deren Ausdrucksgestalt, sie ist bürgerlicher Vertrag oder aber metaphysische Transzendenz, sie gehört dem Gesetz des Gefühls der

Einzelnen oder aber demjenigen des göttlichen Willens und des Staates an, sie ist Versprechen und gefühlte Verheissung oder aber ein Zerrbild dessen, was zwischen Frauen und Männern möglich wäre. Die Ehe ist eines jener Dinge, die unablässig besprochen wurden und werden, in der theologischen Erörterung, im politischen Streit, im sozialphilosophischen Diskurs, in der intimen Konversation. Jeder und jede weiss etwas von ihr, aus Kenntnis, Erfahrung oder Anschauung. Es gibt »Phänomenologien« der Ehe, Theorien der Ehe und es gibt die Ehekritik. Was hier aneinander gereiht und dabei bewusst auch durcheinander gewürfelt wurde, das sind Beobachtungen von Ehwirklichkeiten und theoretische Entwürfe der Ehe, denn jede Reflexion über die Ehe bewegt sich in dieser Spannung zwischen dem Gesehenen, dem Angeschauten, vielleicht dem Erfahrenen einerseits und dem Erträumten, Erhofften, Erwünschten und dem notwendig Geglaubten andererseits. Jedes Entwerfen der Ehe impliziert eine Ehekritik, und jede Ehekritik gewinnt ihren Sinn aus einem Eheentwurf – und sei es einem der radikalen Verwerfung.

Was in diesen Beobachtungen und Entwürfen benannt und besprochen wird – Liebe, Passion, Sexualität, Ehe –, das heisst und meint zu allen Zeiten etwas anderes und wird zu allen Zeiten anders voneinander unterschieden, zueinander in Beziehung gesetzt oder miteinander identifiziert. Es gibt aber eine Denkfigur, die in Variationen seit Jahrhunderten dieselbe Problematik dekliniert: Die Frage nämlich, wie die spontane – und manche sagen: flüchtige, ephemere, wankelmütige – Zuwendung zwischen Frauen und Männern sich zur Ehe als einer auf Dauer angelegten – und manche sagen: zwanghaften, gezwungenen, erzwungenen – Beziehung verhält, deren Legitimität sich bestimmt aus ihrem Verhältnis zu einer göttlichen Ordnung von Welt oder einer staatlichen Ordnung von Gesellschaft. Wie diese Frage artikuliert wird und wie die Antworten ausfallen, das lässt sich nur in präzisen historischen Rekonstruktionen erschliessen. Dass sich aber die Problematik stellt, das liegt in der Verfasstheit der Ehe als einer gesellschaftlichen Institution konventioneller, sakraler oder zivilrechtlicher Ordnung beschlossen, die nicht zusammenfällt mit der sozialen Beziehung, die sie regelt, und die zu regeln sich doch jede Gesellschaft vornimmt.

Die Geschichte der Ehe in Europa lässt sich aus dieser historisch-kultur-anthropologischen Perspektive begreifen als eine Geschichte »verschiedener Formen der Kontrolle über die Art und Weise, wie sich Frauen und Männer einander zuwenden, eine Kontrolle, deren Sinn darin besteht, mit der und zugleich gegen die passionierte Begegnung zwischen den Geschlechtern die Familie als Ort der Einschreibung und Erziehung der Nachkommen, als Ort des Alterns und der Transmission zu errichten«.<sup>2</sup> Deshalb denkt, wer über die Ehe

nachdenkt, nicht nur über persönliche Verhältnisse von individuellen Frauen und Männern nach, sondern über Gesellschaft, über soziale Ordnung und Stabilität oder aber über eine Reform oder Revolution solcher Ordnung. Darin werden nicht nur Verhältnisse und Beziehungen von Frauen und Männern gestaltet, sondern darin werden auch und grundlegender noch Geschlechterdifferenz und eine ihr entsprechende symbolische und soziale Ordnung von Gesellschaft artikuliert.

Darum gibt es die Zeiten intensiver Beschäftigung mit der Ehe, und das sind die Zeiten, in denen gesellschaftliche Ordnung zur Diskussion oder gar zur Disposition steht, weil sie krisenhaft ist oder als krisenhaft empfunden wird, Momente politisch-institutioneller, ökonomischer und sozialer Revolutionen, religiöser Neuordnungen, kultureller Umbrüche. Aber es gibt kaum Zeiten, in denen nicht über die Ehe nachgedacht worden wäre, weil Gesellschaft stets dynamisch ist und sich in einem ständigen Prozess neu erfindet oder aber sich ihrer tradierten Ordnungen vergewissert. Dass die heterosexuelle Paarbeziehung in der Geschichte Europas als grundsätzlich dauerhafte Ehe verfasst wird, dass diese Ehe ihrerseits die Familie begründet, ist nicht selbstverständlich, sondern eine unter anderen möglichen Antworten auf die offene Frage nach Notwendigkeit und Form der Verknüpfung von Allianz und Filiation, von Paarbildung und Fortpflanzung sowie nach der Organisation des ökonomischen Lebens und Überlebens der Einzelnen. Historisch und kulturalanthropologisch gesehen, ist es die Antwort, welche die Geschichte der Paarbeziehung in westeuropäischen Gesellschaften geprägt hat. Und in dieser Geschichte ist die prinzipiell gedachte Unterwerfung der Frau keine Episode, sondern sie ist dem als unauflöslich gedachten Paar konsubstanziell, weil sich in und mit ihr die Unterwerfung des Paares unter die Imperative der Sicherheit und Fortdauer der Filiation vollzieht.<sup>3</sup>

Noch bevor sich im Verlauf der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts angesichts sinkender Heiratsziffern, exponentiell steigender Scheidungsraten und zunehmender sozialer Akzeptanz ausserehelicher Elternschaft die »Krise des Ehepaares« als die Krise einer hegemonialen und dauerhaften Institution voll entfaltet, steht diese historische Gestalt der Ehe um 1900 zur Debatte.<sup>4</sup> Prekär erscheint zu diesem Zeitpunkt genau das, was in der Ehe historisch zusammenfällt: die Idee der grundsätzlich lebenslangen Ehe und die machtasymmetrische Gestalt der Ehe. Die politische Öffentlichkeit der Schweiz muss steigende Scheidungsraten zur Kenntnis nehmen, die ausserdem weit über dem europäischen Durchschnitt liegen, und ganz Europa sieht sich konfrontiert mit feministischen Forderungen verschiedener politischer Provenienz nach einer Reform oder gar einer Revolution der Ehe.

So ist es kein Zufall, dass Bernard Shaw 1911 in seiner Schrift »Heiraten« den Diskurs über die Ehe, welcher um die Jahrhundertwende so viele Frauen und

Männer der Akademie, der Politik, sozialer Bewegungen, aber auch der Kunst bewegt, nicht in einer Antwort resümiert, sondern in einer Frage: »Was bedeutet das Wort: Ehe?« Die Ehe »als festen Bestandteil der Weltordnung [...] wie das Gesetz der Schwerkraft« zu betrachten, sei ein »konstanter Irrtum«, befindet Shaw, in »bedenkenloser Ungenauigkeit« werde der Begriff verwendet, »ein Dutzend verschiedener Dinge« sei damit gemeint und dennoch werde immer angenommen, »dass es für einen anständigen Menschen nur eine Bedeutung haben könne«, kurz: »Über kein Thema wird mehr gefährlicher Unsinn geredet und gedacht als über die Ehe.«<sup>5</sup> Die triviale Frage – *Was bedeutet das Wort: Ehe?* – wie auch der Versuch, das Wort Ehe zu vereindeutigen – ihm eine und nur eine Bedeutung zu geben, die in Wahrheit ein politischer Imperativ ist, sei er revolutionär oder konservativ gestimmt –, bestimmen die Rede über die Ehe um 1900.

Zwar befindet Shaw, dass man sich nicht mehr abzugeben brauche mit »jenen Individualisten, die im neunzehnten Jahrhundert von der völligen Abschaffung der Ehe träumten, mit der Begründung, das sei Privatangelegenheit zwischen zwei Menschen und die Gesellschaft habe damit nichts zu schaffen«. Zur Diskussion stehe nur die Verbesserung der Bedingungen der Ehe und das heisse im Wesentlichen: »Die einzige Frage, die erwogen werden muss, ist diejenige nach den Bedingungen der Scheidung.«<sup>6</sup> Indes sucht das Gespenst der *Abschaffung der Ehe* die Debatte gerade dort heim, wo es um die Ehescheidung geht, und in der Rede um die Ehescheidung wird das Prekäre an der Ehe reflektiert und zugleich als solches hervorgebracht – zusammen mit der Problematik des Verhältnisses zwischen den Einzelnen und der sozialen Ordnung. Denn in der Scheidung nimmt die Gestalt eines Rechtsinstitutes an, was der Soziologe Georg Simmel 1908 als eine »echte soziologische Tragik« beschreibt: der Umstand nämlich, dass »eine Vereinigung von zweien zwar nicht ihrem Leben nach, aber ihrem Tode nach von jedem ihrer Elemente für sich allein abhängt – denn zu ihrem Leben bedarf sie des zweiten, zu ihrem Tode aber nur des einen«.<sup>7</sup> Darum kreisen die Diskussionen der Jahrhundertwende: um die Möglichkeit, dass der Bestand der Ehe und ihr Sterben abhängen könnten von den Einzelnen und was immer deren Interessen und Neigungen sind, dass die Ehe tatsächlich zu einem Verhältnis werden könnte, das sich aus jedem übergeordneten Weltentwurf und dem entsprechenden überindividuellen Sinn herauswindet, und dass sich schliesslich ein solches Verhältnis aus einer politischen Ordnung der Geschlechter freisetzen, die Geschlechterbeziehung und in letzter Konsequenz Geschlechterdifferenz und Geschlechteridentitäten individuell verfügbar machen könnte.

Der soziologischen Tragik aber entspricht die historische und soziale Praxis der Auflösung von Ehen – je nach rechtlichen Gegebenheiten durch schlichtes



Weggehen oder aber in Form einer Scheidung. Und diese Entzweigungen zeugen gleichermassen von den »Termini der Hoffnung«, in denen jede Ehe ihren Ausdruck gewinnt, wie Arlette Farge und Michel Foucault schreiben, und sie zeugen von den Dingen zwischen zwei Menschen, die »Sinn annehmen, wenn sie zu Ende gehen«, wie Jean-Luc Godard schreibt: weil dann ihre Geschichte beginnt.<sup>8</sup> Davon handelt dieses Buch.

479 Ehepaare traten im Amtsbezirk Bern in den Jahren 1912–1916 vor das Scheidungsgericht. Die mehrheitlich vollständigen Dossiers, die von diesen Prozessen erhalten geblieben sind und Ehen im Zeitraum zwischen den 1880er und den 1910er Jahren dokumentieren, bilden das zentrale Quellenkorpus der vorliegenden Studie. Wer sich in der Schweiz nach 1912 scheiden lassen wollte, musste einen Gerichtspräsidenten und vier Amtsrichter von der »Unzumutbarkeit« der bestehenden ehelichen Verhältnisse überzeugen. Dies war im rechtstheoretischen Sinn als Beweis zu leisten, doch wusste man in der Praxis wohl um die Schwierigkeit eines solchen Vorhabens, denn ob eine Ehe unzumutbar sei oder nicht, liess sich nicht so einfach nach objektiven Kriterien beurteilen. So notiert der Rechtsprofessor Max Gmür in seinem Kommentar zum Schweizerischen Ehe- und Scheidungsrecht von 1907/12, dass man sich als Richter vielfach genötigt sehe, den Zustand ehelicher Verhältnisse »nach äussern Anhaltspunkten abzuschätzen«, da man »den Klagenden nicht ins Herz sehen« könne.<sup>9</sup>

Was Gmür hier in beinahe poetisch gewendeter juristischer Selbstbescheidung zum Ausdruck bringt, das beschliesst in sich eine Antwort auf die Frage, die sich nicht nur den Zeitgenossen als eine der Kritik und des Entwurfs stellte, sondern die sich auch der Historikerin stellt als eine der kategorialen Beschreibung ihres Gegenstands: *Was bedeutet das Wort: Ehe?* Denn in der Problematik der dem richterlichen Blick verschlossenen Herzen nimmt Gestalt an, was Georg Simmel beschreibt als die »eigentümliche Verschlingung des subjektiven und des objektiven Charakters, des Persönlichen und des Überpersönlich-Generellen« in der Ehe. In dieser Verkoppelung des Gegensätzlichen komme die »soziologisch unvergleichbare Struktur« der Ehe zum Ausdruck, die darin bestehe, »dass die allerpersönlichste Beziehung sowohl nach der Seite des inhaltlichen Interesses, wie der formalen Gestaltung hin von schlechthin überpersönlichen, geschichtlich-sozialen Instanzen aufgenommen und gelenkt« sei.<sup>10</sup> Ausgehend von diesen Überlegungen lässt sich der Gegenstand dieses Buches konzeptionell entfalten.

Die Ehe ist zum einen eine juristische Institution, die konkrete Beziehungen zwischen konkreten Frauen und Männern organisiert, indem sie über Rechtsnormen den Einzelnen geschlechtsspezifische Positionen und Handlungsres-

sourcen zuweist. Als solche Institution verfasst die Ehe die Geschlechterbeziehung in einer hoch kodifizierten normativen Form, und darin ist sie die verbindlichste überpersönliche, historisch-soziale Instanz, mit der jedes Paar als Ehepaar und jede, jeder Einzelne als Ehefrau, Ehemann konfrontiert ist. Diese Instanz organisiert und reguliert nicht nur die heterosexuelle Paarbeziehung, sondern sie artikuliert darin Geschlechterdifferenz, und das heisst: sie schreibt eine historisch je spezifische identitäre und relationale Ordnung der Geschlechter in die Gestalt der Paarbeziehung ein und umgekehrt.<sup>11</sup> Wenn aber der Sinn der Ehe als Institution darin besteht, Geschlechterdifferenz und weibliche und männliche Identität zu artikulieren, Generativität zu regeln und darin Geschlechterverhältnisse zu organisieren, dann ist sie vitales Element politischer Ordnung im Sinn des Ordens sozialer Verhältnisse. Dann sind die historisch und kulturell spezifischen Gestalten der Ehe immer Resultate politischer Aushandlungsprozesse, die innerhalb bestimmter Kontexte stattfinden und in denen sich bestimmte Deutungen von Geschlechterdifferenz, Geschlechteridentität und Geschlechterverhältnis gegen andere durchsetzen und im Gesetz zu Normen höchster Verbindlichkeit gerinnen.<sup>12</sup>

Diese Ehe als Institution aber spaziert nicht auf der Strasse – um es in abgewandelten Worten Karl Mannheims zu sagen –, auf der Strasse spazieren die Ehepaare. Oder in den Worten der Essayistin Ellen Key: »Das Leben zeigt uns nie ›die Ehe‹, nur unzählige verschiedene Ehen.«<sup>13</sup> Die Ehe meint in diesem Sinn zum andern die konkrete Paarbeziehung, eine »Gesellschaft zu zweien«, wie sie Georg Simmel nennt, eine Beziehung, welche die Einzelnen praktizieren und erfahren.<sup>14</sup> Und nicht nur konkret ist diese Beziehung, sondern auch persönlich, ja sie akzentuiert sich in der Moderne als die – idealiter – persönlichste Beziehung überhaupt. Was damit gemeint ist und angestrebt wird, lässt sich mit dem Begriff Intimität fassen. Nach Georg Simmel bildet eine Zweierbeziehung Intimität aus, sobald »die Binnenseite des Verhältnisses [...] als dessen Wesentliches empfunden wird, sobald seine gefühlsmässige Struktur es auf dasjenige stellt, was jeder nur diesem einzigen anderen und niemand sonst gibt oder zeigt.«<sup>15</sup> Gemeint ist damit eine Beziehungsform, in der sich zwei Menschen wechselseitig als Einzige verstehen und ein exklusives Verhältnis unterhalten, eine Beziehungsgestalt, die gründet auf der unverwechselbaren Einzigartigkeit des oder der jeweils anderen und dessen, was miteinander geteilt wird.

Solche Intimität eignet, formalsoziologisch gedacht, als Potenzial jeder Zweierbeziehung, und das heisst: es ist empirisch nach den historischen, sozialen, kulturellen Möglichkeitsbedingungen und vor allem auch nach der Relevanz solcher Intimität zu fragen. Für den Zeitraum um 1900 lässt sich sagen, dass die

Liebesehe als kollektiv geteilter Sinnhorizont die Ehe als so verstandene Intimität entwirft, dass sie solches verheisst. Denn die Liebe meint in ihrer modernen Codierung ein Gefühl, das auf die Individualität des Gegenübers und auf die Exklusivität des Verhältnisses abstellt: Was man mit dem, der Geliebten teilt, das teilt man mit keinem, mit keiner andern, und man teilt es mit dieser und diesem, weil sie die sind, die sie sind.<sup>16</sup> Das hat die Liebe der Moderne im Sinn – was immer auch ihr ›Wesen‹ sein mag. Insofern als die Ehe in der Moderne zumindest auch als Liebesbeziehung entworfen und als allerpersönlichstes Verhältnis gedacht wird, ist sie ein Verhältnis, in das die Einzelnen verstrickt sind als die, die sie sind, weil genau daraus die Beziehung idealiter ihren Sinn gewinnt. Die eheliche Paarbeziehung kann dann darauf hin befragt werden, ob und wie sich das Subjekt als solches in der und durch die Beziehungspraxis entwirft und erfährt, sich seiner vergewissert, Bestätigung oder auch Infragestellung erfährt.<sup>17</sup>

In diesem Doppelcharakter als politisch-juridische Institution und als persönliche Beziehung wird die Ehe hier betrachtet: Zeichnet Kapitel 1 die rechtliche Kodifizierung von Ehe und Ehescheidung in der Schweiz um 1900 nach, so werden in den Kapiteln 2–5 anhand der Scheidungsdossiers konkrete Paarbeziehungen rekonstruiert. Dabei soll gerade die simmelsche Verschlingung dieser beiden Aspekte ernst genommen werden: Die rechtliche Kodifizierung der Ehe wird begriffen als der grundsätzlich unabschliessbare Versuch, die Vielfalt und Unwägbarkeit zwischengeschlechtlicher Beziehungen im Sinn sozialer Ordnung dauerhaft und systematisch zu bewältigen. Insofern Ordnung auf Dauer angewiesen ist, sich mithin erst in der Dauer realisiert, verschärft sich diese Problematik um 1900 in der Wahrnehmung der Zeitgenossen, die sich mit steigenden Scheidungsziffern vorab in protestantischen und städtischen Gebieten konfrontiert sehen.

Die konkrete Paarbeziehung wird umgekehrt als eine Praxis der Institution Ehe verstanden, welche den objektiven Sinn der Ehe in sich aufnimmt, und sie wird verstanden als die Beziehung, in der Frauen und Männer das Geschlechterverhältnis subjektiv als ihr persönlichstes Verhältnis und darin Geschlechterordnung und identitäre Logiken als eine Ambivalenz von, grob gesagt, Zwang oder Gestaltungschance erfahren. Als solche konkret-persönliche Beziehung aber entgrenzt jede einzelne Ehe die institutionellen Parameter ›der Ehe‹. Sie entfaltet einen besonderen, einen personalisierten Überschuss über das Generelle der institutionalisierten Norm und über den objektiven Sinn der Ehe hinaus. Zum einen deshalb, weil jede einzelne eheliche Praxis die Bedingungen ihrer Möglichkeit in unterschiedlichen sozialen und ökonomischen Lebensbedingungen, in unterschiedlichen kulturellen Kontexten und mentalen Dispositionen der Paare hat,

von welchen die Ehe als Rechtsinstitut abstrahieren muss, da sie nur so allgemein verbindliche Normen setzen kann. Zum andern deshalb, weil der Sinn der Ehe als Liebesehe im objektiven Sinn der Institution nicht aufgeht, sondern sie ihren Sinn vielmehr eben gerade darin hat, ein persönliches Verhältnis zu sein, das sich von allen anderen Ehen und von allen anderen Beziehungen, welche die Einzelnen zu Andern unterhalten, unterscheidet. Es zeichne die Ehe als besondere Form der Zweiergesellschaft aus, schreibt Simmel, »dass alles Objektive eigentlich nur als Mittel für die subjektive Beziehung« erscheint. Im Vollzug des objektiven Sinns der Ehe realisieren sich die Ehen nicht, vielmehr gewinnen sie ihre Wirklichkeit erst dann, »wenn sie jenem Allgemeinen etwas Weiteres, also unvermeidlich Individuelles, in Verschiedenen Verschiedenes, hinzufügen«.<sup>18</sup> Und darin liegt beschlossen, womit sich die Scheidungsrichter auseinander zu setzen haben, wenn sie es mit opaken Herzen zu tun haben, denn dass sie sich diesen gegenübersehen, darin liegt mithin ein Sinn der Ehe, deshalb sind es für Max Gmür die *Herzen*, die den Richtern an der Ehe ein Rätsel bleiben müssen. Oder anders formuliert: Womit die Richter konfrontiert sind, das ist der nicht objektivierbare und in der Ehe als Institution nicht aufgehobene Eigensinn dessen, was sich die Einzelnen von der Beziehung, in die sie verstrickt sind, erhoffen und was sie an ihr werfen.

Gegenstand dieses Buches ist also die Ehe als eine soziale Beziehung, die auf der Ebene des Rechts institutionell zu höchster Objektivität und Normativität gerinnt, und die auf der Ebene der Praxis als persönliche Beziehung realisiert und subjektiv erfahren wird, wobei das Verhältnis dieser beiden Dimensionen als ein wechselseitiges und grundsätzlich problematisches Wirkungsverhältnis begriffen wird. Mit anderen Worten: Die Ehe wird betrachtet als ein dynamisches Relais von Geschlechterpolitik und Geschlechterbeziehung, als ein politisches Problem und als eine biographische Erfahrung.

Damit liegt in fast paradigmatischer Gestalt ein Gegenstand vor, der es zum einen möglich macht, die Konstituierung von Geschlechterdifferenz und Geschlechterverhältnissen in der Verknüpfung von kulturellen Deutungen, normativen Konzepten, institutioneller Organisation und subjektiver Identität zu untersuchen, wie dies Joan W. Scott vor längerer Zeit vorgeschlagen hat und wie es als Programm einer konzeptuell reflektierten Geschlechtergeschichte nach wie vor Gültigkeit hat.<sup>19</sup> Insofern als es im engeren Sinn um Auseinandersetzungen um die Ehe und Auseinandersetzungen in konkreten Ehen geht, liegt zum andern ein Gegenstand vor, der einen Zugang erschliesst zur relationalen »Dynamik des Aushandelns« von Geschlechterverhältnissen auf der politischen wie auf der persönlichen Ebene, die es mit Rebekka Habermas ernst zu nehmen gilt.<sup>20</sup>

Schliesslich ist diese Studie der Historischen Kulturwissenschaft und der Historischen Kulturosoziologie verpflichtet: dem Interesse nämlich an der handlungsorientierenden und sozialintegrativen Bedeutung kultureller Erscheinungen, an der sinn gestifteten und sinnstiftenden Praxis als Vermittlung von handelnden Individuen und sozialen, ökonomischen und diskursiven Strukturen in einer historisch-genetischen Perspektive. Es ist der Begriff »Kultur«, verstanden mit Max Weber als »selbstgesponnenes Bedeutungsgewebe«, als »ein vom Standpunkt des Menschen aus mit Sinn und Bedeutung bedachter endlicher Ausschnitt aus der sinnlosen Unendlichkeit des Weltgeschehens«, der dieses Interesse informiert und die theoretische Vermittlung leisten soll, indem er die Art und Weise bezeichnet, in welcher die Menschen ihrer Welt Sinn verleihen, sich über diese Sinndeutung Strukturen aneignen, wodurch diese erst wirklichkeitsmächtig und in den Deutungsakten reproduziert oder aber modifiziert werden.<sup>21</sup> Soziale Wirklichkeit ist aus dieser Perspektive immer von handelnden Individuen mit Sinn versehene Wirklichkeit, wobei die Sinnsetzungsakte der Einzelnen verwiesen sind auf kollektiv geteilte Sinnstrukturen.

Auf 32 Laufmetern lassen sich im Staatsarchiv Bern viele hundert Seiten der Dokumentation von Ehekrisen abschreiten, und wer will, mag sich bei ihrer Lektüre in der »Staubwolke« wähen, die Theodor W. Adorno dort aufsteigen und alles verfärben sieht, wo »Menschen, auch gutartige, freundliche und gebildete, sich scheiden lassen«. Für die Historikerin und Kulturosoziologin aber liegt in dem, was eine Scheidung aufwirbelt, einiges an Erkenntnismöglichkeit beschlossen. Denn dass in der Scheidung die »Wendung nach aussen« des »Intimen zwischen den Menschen« unvermeidlich ist, dass sich die Scheidung »des Inventars der Vertrautheit« bemächtigt, das kehrt wohl die »böse, kalte und verderbliche Seite« dessen hervor, das sonst »Nachsicht, Duldung, Zuflucht in Eigenheiten« ist.<sup>22</sup> Das gibt aber auch den Blick frei auf die Dinge, die im glücklichen Ehealltag in die Obhut solcher Nachsicht und Duldung kommen, und die wir nicht kennen könnten, wären sie nicht im Moment der Krise aus dieser Obhut verstossen worden: Die vielfältigen und häufig ambivalenten Konstellationen nämlich von Erwartungen und Hoffnungen an eine Ehe, an die Ehefrau, an den Ehemann, die sich brechen können an den Erwartungen und Hoffnungen des andern und an einem Ehealltag, der nicht zufällig eine andere Gestalt annimmt als die einst imaginierte.

Wohl begegnet im Scheidungsarchiv das – um es mit einer Wendung Arlette Farges zu sagen – »offenkundige Unglück«,<sup>23</sup> das einen Adorno sich fast schon angewidert abwenden lässt, doch muss das Unglück in Bezug auf den Horizont

des Imaginierten begriffen werden, in welchen es sich als solches einschreibt, vor dem es seine Qualität als Unglück erst gewinnt und aus dem es sich erst als solches begreifen lässt. Jede zerbrochene Ehe verweist auf eine entworfene Ehe und jede Scheidung macht einen solchen Entwurf sichtbar: Da den Richtern verfahrensrechtlich bewiesen werden muss, dass die Ehe unzumutbar geworden ist, müssen die Eheleute und alle anderen an einem Prozess Beteiligten darlegen, was man, wie Arlette Farge und Michel Foucault schreiben, »im Zusammenleben eines Paares nicht hinzunehmen braucht, und in diesem Sinn stellen sie Normen auf, ausserhalb derer ein gemeinsames Leben nicht mehr möglich ist; sie entwerfen e contrario – gleichgültig, ob ausgehend von der alltäglichen Wirklichkeit oder von einer Lüge, die überzeugen soll – ausdrucksstarke Gemälde des Ehelebens«. <sup>24</sup> Die Prozesssituation fördert nicht nur den Streit und den Zwist zu Tage, sondern auch die Normalitätsanforderungen und die Glückserwartungen, die im Fall der »gescheiterten« Ehe verletzt und enttäuscht wurden, Annahmen, denen in den Worten Edward P. Thompsons nur in der »untypischen Episode oder Situation« auf die Spur zu kommen ist, weil sie den Menschen »völlig »natürlich« und selbstverständlich erscheinen«, und »so tief verwurzelt sind«, dass sie gewöhnlich nicht ausgesprochen werden.<sup>25</sup> Diese Perspektive auf die Quellen trifft sich mit einer Grundannahme der interpretativen Soziologie, die besagt, dass eine Krisensituation die Menschen dazu veranlasst, die im Alltag selbstverständlichen Deutungsleistungen und die in der alltäglichen Routine impliziten Handlungsorientierungen zu explizieren – gerade auch diejenigen, die in institutioneller Regulierung und normativen Vorgaben nicht aufgehoben sind.<sup>26</sup>

Erst vor dem Hintergrund des Entworfenen also konturiert sich das Verworfenen als solches, konturiert sich, was die Verletzung und Enttäuschung ausmacht; und was sich aus der *Staubwolke* Scheidung dann gewinnen lässt, das ist zum einen das Versprechen einer Ehe, und das ist zum andern das, woran dieses Versprechen sich reibt und schliesslich bricht. In diesem Sinn geht es hier um das vorgestellte Glück und das erfahrene Unglück; beides interessiert, weil sich das eine aus dem jeweils anderen erklärt.

Um nun in analytischen Begriffen an die Fragestellung heranzugehen: Was ich mir vornehme, das ist eine Rekonstruktion von Beziehungskulturen und von Beziehungsproblematiken des Ehepaares um 1900. Mit dem Begriff »Beziehungskultur« werden Deutung und Praxis der individuellen Paarbeziehung in ihrer Verschlingung mit einer symbolischen und sozialen Geschlechterordnung und in ihrer Situiertheit in einem sozioökonomischen Kontext in den Blick genommen. Damit ist auch unmittelbar einsichtig, dass es sich hier nicht um eine Rekonstruktion »der« Beziehungskultur um 1900 handeln kann, sondern um die

Rekonstruktion von Beziehungskulturen. Ist die Ehe des Eherechts ausgerichtet an einem bürgerlichen Modell der Paarbeziehung, so befinden sich die Ehepaare in spezifischen ökonomischen Kontexten und sozialen Lagen, und sie sind vielfältigen Deutungstraditionen oder aber Zukunftsentwürfen der ehelichen Paarbeziehung verpflichtet, die es präzise zu rekonstruieren gilt. Schon früh haben Historikerinnen darauf aufmerksam gemacht, dass die gesellschaftlichen Positionen von Frauen und Männern nicht allein von ihrem Geschlecht abhängig gemacht werden können. Vergeschlechtlichte Identität und Verfügung über Handlungs- und Machtressourcen, aber auch deren je spezifische ›Sinne‹ unterscheiden sich wesentlich, je nachdem, ob eine Frau oder ein Mann dem Bürgertum oder der Arbeiterschaft angehören.<sup>27</sup> Umgekehrt gehe ich davon aus, dass die Gestaltung der Geschlechterbeziehung wesentlicher Bestandteil einer Klassenkultur ist, wenn nach Pierre Bourdieu mit einem Klassenbegriff gearbeitet wird, der Klasse wesentlich auch über kulturelle Praktiken bestimmt.<sup>28</sup> Diesen Überlegungen ist hier umso mehr Rechnung zu tragen, als diese Studie sich mit einer – wenngleich nicht geschlossenen – Klassengesellschaft beschäftigt.<sup>29</sup> In einem explorativen Sinn wird also zunächst nach der Vielfalt und Klassen- und Milieuspezifik von Beziehungskulturen um 1900 gefragt. Wenn in einem engeren Sinn die Problematiken dieser Beziehungen studiert werden, so geht es darum, Ehekrisen als Ehegeschichten zu rekonstruieren, in denen wohl die »Dynamik des Aushandelns« (Rebekka Habermas) keinen anderen Ausgang als das Ende der Beziehung gefunden hat, die jedoch gerade von dieser äussersten Konsequenz her die Grenzen und aber auch die Spielräume des Aushandelns sichtbar machen. Was diese Spielräume und Grenzen generiert, darauf richtet sich die Fragestellung im engeren Sinn.<sup>30</sup>

Motiviert ist diese Fragestellung von der Vermutung, dass in diesen Spielräumen, die im je einzelnen Fall je spezifische Grenzen finden, Mechanismen von Kontinuität und Wandel der Geschlechterbeziehung um 1900 sichtbar werden. Im Sinn eines historisch-soziologischen Erkenntnisinteresses kann zwar nicht eine Genealogie heutiger Beziehungsproblematiken ins Auge gefasst werden, beschränkt sich doch diese mikrohistorisch angelegte Studie auf einen begrenzten Zeitraum und einen begrenzten Ort.<sup>31</sup> Es geht aber wohl und gerade im Sinn des mikrohistorischen Vorgehens als ›mikroskopisches Schauen‹ auf die Wirkungsweisen historisch ausgreifender Prozesse um eine Studie in ›genealogischer Absicht‹, indem ein Zeitraum untersucht wird, der wegen seiner Begrenztheit nicht auf einen Verlaufsprozess von Wandel, wohl aber auf die Wirkungsweisen von Wandel befragt werden kann.

Mit der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert wird ein für die Geschlechtergeschichte wie auch für die Ehe- und Familiengeschichte kritischer Zeitpunkt in

den Blick genommen und mit der Stadt Bern ein urbaner und von einem säkularisierten Protestantismus geprägter Raum, in welchem solche Entwicklungen sich beobachten lassen: Konsolidierte sich um 1900 einerseits die im 19. Jahrhundert im Sinn des bürgerlich-liberalen Gesellschaftsentwurfs verfasste Zuordnung der Frauen zu Ehe, Familie und Reproduktion und der Männer zu Beruf, Politik und Produktion, so erweiterten sich andererseits weibliche Handlungsspielräume und es akzentuierten sich die der bürgerlich-liberalen Geschlechterordnung historisch und logisch gleichursprünglichen feministischen Gegenentwürfe.<sup>32</sup> Ihre prägnante Ausdrucksgestalt findet diese Ambivalenz in der um die Jahrhundertwende virulenten Geschlechterdebatte, der man in den Worten Claudia Honeggers »im nachhinein sozialpathologische Züge kaum absprechen kann«.<sup>33</sup> Die Jahrhundertwende ist weiter derjenige Zeitraum, auf den die historisch-soziologische Familienforschung die ideologische Verallgemeinerung der so genannten »modernen Familie« oder »Gattenfamilie« veranschlagt, ein Modell, das sich auszeichnet durch eine Konzentration auf die Paarbeziehung und das Kind, durch eine ausgeprägt geschlechterpolarisierte familiäre Ordnung sowie durch eine privatistische Abgrenzung von der Aussenwelt und zugleich eine zunehmende Unterwerfung unter sozialpolitische Steuerung.<sup>34</sup> In diesem Modell sollte sich in den folgenden Jahrzehnten bürgerliche Ideologie mit Wohlstandshoffnungen der Arbeiterschaft verbinden, und eigentlich durchgesetzt wurde dieses Modell denn auch zunächst von den Mittelschichten.<sup>35</sup> Viele Einzelaspekte dieses Bildes werden kontrovers gezeichnet, festhalten lässt sich aber wohl an der Beobachtung, dass dieses Ehe- und Familienmodell an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert auf der normativen Ebene zunehmend Geltung beanspruchte.

Die Wahl des Quellenkorpus, anhand dem diesen Fragen nachgegangen wird, erklärt sich nicht nur damit, dass mit den Scheidungsdossiers der zur Diskussion stehende Zeitraum zwischen den 1880er und den 1910er Jahren dokumentiert ist, und dass diese Prozesse einheitlich unter Geltung des 1912 in Kraft getretenen Zivilgesetzbuchs von 1907 verhandelt wurden. Am Ursprung dieses Buches stand vielmehr die ausserordentliche Qualität der Dossiers, die es überhaupt erst ermöglicht, diejenigen Fragen zu stellen, die hier gestellt werden: Wurden vor 1912 und nach 1916 nur die Protokolle der Gerichtsverhandlungen archiviert, so sind aus den dazwischen liegenden Jahren die vollständigen Dossiers erhalten geblieben.<sup>36</sup> In ihnen finden sich zum einen diejenigen Dokumente, die im Verlauf des Scheidungsverfahrens produziert wurden, also Klage- und Klageantwortschriften, Armenrechtsgesuche, Aussagen von Zeuginnen und Zeugen, Protokolle

von Gerichtsverhandlungen, amtliche Korrespondenzen, ärztliche Gutachten, Berichte von Fürsorgebehörden und vereinzelt auch autobiographische Erzählungen der Eheleute zu Händen der Richter und Anwälte. Es finden sich darin zum andern Fragmente des Alltags und des privaten Lebens, die im Gerichtsverfahren als Beweisstücke eingesetzt wurden, die aber in einem anderen Zusammenhang ursprünglich entstanden waren: Liebesbriefe, Familienkorrespondenz, Postkarten, Lohntüten, Arbeitszeugnisse, sehr selten auch Photographien u. ä. m. Freilich variieren die Dossiers stark in Vielfalt und Umfang von Dokumenten; immer vorhanden sind eine Klageschrift und eine Antwortschrift und – sofern der Prozess nicht abgebrochen wurde – ein Protokoll der Hauptverhandlung inklusive Urteil und Urteilsbegründung.

Mit diesem Ensemble sehr verschiedener Textsorten – von administrativen Schriften über Protokolle mündlicher Aussagen bis zu handschriftlich verfassten Lebensgeschichten von Eheleuten – liegen Dokumentationen von Ehegeschichten vor, die diese aus sehr verschiedenen Perspektiven erschliessen. Damit ist auch gesagt, dass die einzelnen Textgenres nach einer je spezifischen Quellenkritik verlangen und unterschiedlich weit reichende und verschieden geartete Interpretationsmöglichkeiten eröffnen. So sind etwa Klage- und Antwortschriften in der Regel von Anwälten geschrieben und das heisst: in einem anderen Darstellungsmodus verfasst als mündliche Aussagen oder gar autobiographische Dokumente der Eheleute. In einzelnen Fällen lassen sich solche Textsorten innerhalb einer Prozessdokumentation zu einander in Beziehung setzen, in anderen ist jeweils nur eine Textsorte vorhanden. Diese quellenkritisch relevanten Umstände werden für den je einzelnen Fall berücksichtigt; hier soll einleitend eine summarische Quellenkritik vorgenommen werden, die in Absicht der Entfaltung eines heuristisch sinnvollen Zugangs nach dem Erkenntniswert der Scheidungsdossiers insgesamt fragt.

Die vielfältigen Dokumente, die im Verlauf eines Prozesses mit seinen verfahrensrechtlich geregelten Handlungsräumen und -zwängen entstehen oder in ihn Eingang finden, zeichnen alles andere als ein einheitliches Bild der jeweiligen Ehebeziehung. Vor Gericht wird ein Konflikt ausgetragen, es wird gestritten oder auch Einigkeit demonstriert, es wird um Wahrheit gerungen, es sind manifeste Interessen – Anklage, Verteidigung, Regelung der Scheidungsfolgen wie Alimente und Kinderzuspruch – mit der Argumentation verknüpft. Im Archiv finden sich verschieden nuancierte bis widersprüchliche Versionen des fraglichen Ehelebens. Wie ist damit methodisch umzugehen? Wenig sinnvoll wäre es, die abschliessende Beurteilung des Gerichts als sozusagen beglaubigte Version zu übernehmen. Wenig sinnvoll auch, in die Rolle der Richter zu schlüpfen und den

Fall neu aufzurollen, um gleichsam zweitinstanzlich nach dem Ausschau zu halten, was eine Scheidung rechtfertigt oder nicht. Der Zugriff auf Eheleben und Ehekrise in solchen Dokumenten ist – wie es Arlette Farge und Michel Foucault hinsichtlich von Bittschriften formulieren – ein Zugriff auf die Präsentation verschiedener »Bilder von sich und den andern«.<sup>37</sup> Dass diese Bilder vielfältig und widersprüchlich sind, bedeutet nicht das Hindernis und die Beschränkung der historischen Arbeit, wie sie Historikerinnen und Historiker hin und wieder quellenkritisch diagnostizieren, wenn sie sich mit Scheidungsprozessen auseinandersetzen und feststellen, dass dem historiographischen Zugriff nicht verfügbar sei, was sich in einer Ehe »tatsächlich« zugetragen habe. Stattdessen birgt diese Ausgangslage in zweierlei Hinsicht viel Potenzial: Es zwingt dazu, in den Quellen nicht eine unmittelbare Wirklichkeit zu suchen, sondern eine gedeutete, interpretierte, mit sozialem und kulturellem Sinn versehene Wirklichkeit. Und es zwingt dazu, gerade die Widersprüchlichkeiten im Material als solche ernst zu nehmen und sie als solche zu befragen.

Die Bilder der Eheleute, der Anwälte, aber auch der Zeuginnen sind, wie es Miranda Chaytor generell für Äusserungen vor Gericht beobachtet, »Erzählungen, Erinnerungen, Bewältigungen von Welt«.<sup>38</sup> Als solche Erzählungen, seien sie fragmentarisch und gebrochen, seien sie ausführlich und detailliert, sind sie zum einen Einsätze in einer Auseinandersetzung, welche die Beziehungsproblematik zum Ausdruck bringen. Sie sind zu begreifen als in situative Handlungsbedingungen eingebundene Deutungsakte, als Sinnstiftungen in der Gegenwart durch die interpretierende Vergegenwärtigung des Erlebten und Erfahrenen und Gehörten, die gerade deshalb eine Rekonstruktion ehelicher Konflikte erlauben, weil sie widersprüchlich und subjektiv sind. In ihnen nämlich tritt zu Tage, was die Zusammengehörigkeit des Paares hat zerbrechen oder nie entstehen lassen, was die geteilte intersubjektive Wirklichkeit entzweit hat, entlang derer sich das Paar als solches einmal gebildet hat oder gebildet hätte, wenn es gelungen wäre.<sup>39</sup> Zum andern weisen diese Erzählungen über sich hinaus, indem sie nicht über den Moment des Streites allein etwas aussagen: in sie gehen die Deutungsleistungen ein, an welchen die Menschen ihre Alltagspraxis orientieren, und über sie lassen sich diese Bedeutungen aufschlüsseln. Der Scheidungsprozess ist dann gleichsam eine Arena der Aktualisierung und Aushandlung unterschiedlicher Deutungen.

Freilich ist dabei wesentlich und soll nicht unterschlagen werden, dass der Modus des Sprechens und Darstellens im Kontext eines Scheidungsprozesses immer auch ein strategischer ist. Doch lässt sich das strategische Moment durch die Rekonstruktion der jeweiligen strategischen Orte der Eheleute aufschlüsseln, und es lässt sich dadurch unterscheiden vom nicht-strategischen Moment, das



nicht zuletzt auch in der Nutzung des Spielraums zum Ausdruck kommt, den auch die strategische Position meist noch belässt. Letztlich ist die Frage des strategischen Redens und Darstellens eine empirische, und in diesem Sinn scheint jedenfalls eine in falsch verstandener Quellenkritik gleichsam präventive Reduktion auf Strategie, welche Menschen unter der Hand auf rein zweckrational handelnde Akteure reduziert, nicht sinnvoll.

So gesehen macht die Rede von der »Fiktionalität« von Eheerzählungen vor Gericht ebenso wenig Sinn wie umgekehrt der »historische Voyeurismus« des Historikers, der sich angesichts detailreicher Schilderungen gleichsam in der Position des Zeitgenossen wähnt, der im Blick durch die »Schlüssellöcher« vergangener Schlafzimmer direkt teil hat an den Geschehnissen innerhalb dieser vier Wände.<sup>40</sup> Die Repräsentationen von Ehekrisen vor Gericht gehen ebenso wenig in strategisch eingesetzten Erfindungen auf, wie sie nicht Abbilder einer als prinzipiell verfügbar unterstellten und ausserhalb von Sinndeutungsprozessen stehenden Realität sind. Stattdessen geht es darum, die Erzählungen und Erinnerungen, die Darstellungen und Gegendarstellungen zum Gegenstand der Untersuchung zu machen und gerade die unterschiedlichen Repräsentationen vergangener Ehwirklichkeit als solche ernst zu nehmen. Repräsentationen des Ehelebens, Erzählungen von Ehegeschichten sind nicht Schlüssellöcher zur Ehewelt, sondern sie sind Teil dieser Welt.

Wenn auch die Historikerin retrospektiv genauso wenig wie die Richter in die Herzen der Menschen hineinlügen kann, so kann sie doch die Bewältigungen dessen rekonstruieren, was diesen Herzen widerfährt. Und das ist nicht wenig, gewinnt doch hier das Widerfahrene seine Qualität als Erfahrenes, wenn Erfahrung begriffen wird als deutende Aneignung von Welt, in der zugleich das, was vor jeder Deutungsleistung widerfährt, nicht aufgehoben, sondern vielmehr aufbewahrt ist. Ein solcher Erfahrungsbegriff greift nach zwei entgegengesetzten Richtungen hin aus: Einerseits in Richtung dessen, was – emotional, sinnlich, somatisch – wahrgenommen wird und nicht reduzierbar ist auf seinen Ausdruck, aber zugleich nach Vermittlung im Sinn von sinnstiftender Interpretation und von auf intersubjektive Nachvollziehbarkeit angelegter Repräsentation verlangt. Andererseits fragt ein solcher Erfahrungsbegriff danach, wie dem Widerfahrenen durch kognitive Deutung Sinn abgewonnen wird, wie das Wahrgenommene interpretiert und so der sinnhaften Kommunikation verfügbar wird und damit seine Qualität als Erfahrung gewinnt. Schliesslich richtet ein solcher Erfahrungsbegriff das Interesse gleichermassen auf Subjektivität – auf subjektive Aneignung von Welt und auf die Formung von Subjektivität – wie auf kulturelle Deutungsressourcen und objektive Strukturen des Denkens und Wissens.<sup>41</sup>

Auf dieses spezifische »Genre« der Dokumentation von Eheleben und Ehekonflikt, auf die Spielräume und Grenzen, die seiner Interpretation gesetzt sind, will ich mich einlassen, indem ich mir die eingehende Rekonstruktion von Einzelfällen vornehme, mich einlasse auf den einzelnen Fall, auf seine minutiösen Details und seine grossen Linien, auf seine Auslassungen und Abschweifungen, auf seine Refrains und sein Ungereimtes und auf die verschiedenen Perspektiven, aus denen die Geschichte einer Ehe erzählt wird. Damit wird ein Verfahren gewählt, das den Aussagewert der Quellen zu nutzen verspricht, und anhand dessen sich die Frage nach Beziehungskulturen und der Genese von Beziehungsproblematiken einholen lässt.

Die Arbeit mit Einzelfällen setzt eine systematisch gewonnene Übersicht über das Quellenkorpus voraus: Anhand einer Datenbank wurden die 479 Prozesse zunächst hinsichtlich der soziographischen Daten, der Prozessdaten sowie der in den einzelnen Fällen relevanten Thematiken – wie zum Beispiel »Sexualität«, »Macht«, »Gewalt« – erschlossen. Die Zuordnung der Eheleute und in einem zweiten Schritt des Ehepaares zu sozialen Klassen wurde im Wesentlichen aus den vorhandenen Informationen über soziale Herkunft, Beruf, Anstellung, Einkommen, Vermögen und – für den Zeitraum um 1900 sehr aussagekräftig – die Wohnlage sowie allenfalls aus weiteren relevanten Merkmalen gewonnen. Der Kategorisierung in »Bürgertum« (Wirtschaftsbürgertum, Bildungsbürgertum, Besitzbürgertum), »Mittelstand« (differenziert in den neuen Mittelstand der Angestellten und den alten Mittelstand der kleineren bürgerlichen Selbständigen und Bauern) und »Arbeiterschaft« (Hausgesinde, Hilfsarbeiter und Tagelöhnerinnen, Arbeiter und Arbeiterinnen) liegen die Untersuchungen Albert Tanners über Sozialstruktur und soziale Schichtung in der Schweiz von 1860 bis 1920 zugrunde.<sup>42</sup> Die Resultate der deskriptiv-statistischen Auswertung der Datenbank hinsichtlich der soziographischen und der Prozessdaten werden zur Einordnung der Einzelfälle und punktuell zur Interpretation beigezogen und kommen ausserdem bei der Interpretation der Rechtsprechung und des Scheidungsgeschehens zur Anwendung.

In einem nächsten Schritt wurden die vier Scheidungsprozesse beziehungsweise Ehen ausgewählt, von denen das Buch ausführlich handelt, sowie diejenigen weiteren Fälle, die für die Interpretation kontrastierend hinzugezogen werden. Die Auswahl der vier zentralen Fälle erfolgte nicht nach Kriterien statistischer Repräsentativität, also nicht entlang einer statistisch gewonnenen Typologie von Scheidungsprozessen, sondern im Sinn des »theoretical sampling«, demzufolge die Auswahl der Untersuchungseinheiten sich davon leiten lässt, ob die ausgewählten Fälle das Wissen über den Gegenstand zu erweitern geeignet sind oder

nicht.<sup>43</sup> Mit anderen Worten: Die Auswahl der Fälle ist im Wesentlichen von der Fragestellung bestimmt. Entsprechend wurde die grobe Auswahl zunächst entlang von Klassenzugehörigkeit und sozialem Milieu vorgenommen: Arbeiterschaft, Mittelstand und Bürgertum sollten vertreten sein. Was die beiden weiteren relevanten Kategorien der Situiertheit von Ehen im sozialen Raum betrifft, nämlich die religiöse und die Zugehörigkeit zu einem städtischen oder ländlichen Milieu, so war mit dem Untersuchungsraum einer Stadt mehrheitlich protestantischer Bevölkerung eine entscheidende Vorselektion schon gegeben.<sup>44</sup> Die Feinselektion der Fälle ergab sich dann aus dem Versuch, die anhand der Datenbank eruierten relevanten Thematiken abzudecken, und hing schliesslich wesentlich ab von der Qualität der Dokumentation. Ausgewählt wurden eine Ehe aus dem Bildungsbürgertum, eine aus dem Arbeitermilieu sowie eine aus dem kaufmännischen Mittelstand. Die vierte Fallstudie beschäftigt sich mit einer im sozialistischen und intellektuellen Milieu situierten Ehe, die deshalb ausgewählt wurde, weil in diesem Milieu die um die Jahrhundertwende virulente, gegen das normativ hegemoniale Ehemodell gewendete Konzeption einer egalitären Geschlechterbeziehung entworfen, diskutiert und auch praktiziert wurde.

In Interpretation und Analyse orientiere ich mich an Verfahren der sozialwissenschaftlichen Hermeneutik. Diese zielen sowohl auf eine präzise Rekonstruktion des Falles als auch auf verallgemeinerbare analytische Schlüsse, indem es nicht nur um ein Verstehen von Sinn geht, sondern auch um das Erklären von Sinn durch eine Rekonstruktion des generierenden Kontexts und der generativen Strukturen. Thomas Nipperdey hat schon früh die Grundlagen dieser mittlerweile hoch elaborierten Methodologien für die Geschichtsschreibung anschlussfähig gemacht, indem er die traditionelle historistische Hermeneutik in eine systematisch-rekonstruktive Hermeneutik wendete, die nicht empathisch nach dem intendierten Sinn, sondern nach dem zu verstehenden Sinn fragt. Der zu verstehende Sinn fächert sich auf in die manifeste Dimension des intendierten Sinns und die latente Dimension des in die objektiven Sinn- und Handlungsstrukturen eingelassenen, sozusagen »hinter dem Rücken« der handelnden Subjekte sich vollziehenden Sinns.<sup>45</sup> Diese hermeneutische Vorgehensweise und ihre theoretische Fundierung erlauben es, die generativen Strukturen der je singulären Eheproblematik als solche zu erschliessen und damit auch das, was sich aus den Fällen als generalisierte Aussage gewinnen lässt.

Wenn also hier Einzelfälle rekonstruiert und in narrativen Fallstudien dargestellt werden, dann geht es darum, im Besonderen das Allgemeine aufzuspüren und die Dialektik von Singulärem und Generellem ernst zu nehmen. Oder wie es der französische Soziologe Bernard Lahire formuliert: Wenn sich »die Singulari-

tät eines Falles nicht ohne Kenntnis der generellen Prozesse erschliessen lässt, deren komplexes Produkt der Fall ist«, dann gibt es »nichts Generelleres als das Singuläre«.<sup>46</sup> Wenn es also darum geht, das Allgemeine zu benennen, von dem der singuläre Fall zeugt, so ist nicht eine Repräsentativität der »grossen Zahl« angestrebt, sondern eine der Regelmässigkeit, wie sie sich aus der Rekonstruktion von sinnhaften Zusammenhängen und generativen Strukturen ergibt. Was damit gewonnen wird, sind nicht Illustrationen von »allgemeinen« Prozessen und Strukturen, sondern Zugänge zu deren Wirkungsweisen, nicht Anekdotisches, sondern – im besten Fall – Paradigmatisches.

Eine hermeneutische Analyse im dargelegten Sinn verlangt im je einzelnen Fall nach Kontextualisierung. Dazu wird sozial-, wirtschafts-, mentalitäts-, kultur- und politikgeschichtliche Forschungsliteratur beigezogen. Punktuell kommen dazu ausserdem zeitgenössische Dokumente zur Anwendung, wie Publikationen aus dem weiten Ehe- und Geschlechterdiskurs, Ratgeberliteratur und literarische Werke. Der Raum des Denkmöglichen wird so auch anhand von Diskursen erschlossen, der Raum des Handlungsmöglichen anhand von sozialhistorischer Literatur.<sup>47</sup> Zentral für das Vorgehen ist weiter der systematische Vergleich: Einzelne Aspekte des Einzelfalles werden mit denjenigen anderer Fälle insbesondere entlang geschlechter- und klassenspezifischer Vergleichslinien kontrastiert. Jedes Kapitel beginnt mit einem Prolog und einem darauf folgenden Vorspann, in welchem die Eheleute und die Ehe biographisch und sozial situiert und der Verlauf des Prozesses sowie die prozessstrategischen Orte der Einzelnen benannt werden; jedes Kapitel endet mit einem zusammenfassenden Fazit. Abgesehen davon ist der Aufbau der einzelnen Fallstudien nicht einheitlich, vielmehr richtet sich die Darstellung an der je besonderen Dokumentation der einzelnen Fälle aus und folgt ausserdem einer auch in dramaturgischer Absicht gewählten narrativen Struktur, die diejenige der Dokumentation aufnimmt, aber durchaus auch einem von mir gewählten Plot folgt. Dabei geht es mir auch darum, die narrative Qualität der Geschichtsschreibung bewusst zu nutzen.<sup>48</sup>

Im rechtshistorischen Kapitel, das den Fallstudien vorausgeht, sollen im Wesentlichen drei Fragen geklärt werden: Geht es zunächst darum, im Sinn von Kontextwissen die Geschichte des schweizerischen Ehe- und Scheidungsrechts bis zum Zivilgesetzbuch von 1907/12 nachzuzeichnen, so wird in einem zweiten Schritt der politische Diskurs über das Ehe- und Scheidungsrecht betrachtet, das es in der Schweiz um 1900 im Rahmen der Kodifizierung des schweizerischen Privatrechts neu zu verfassen gilt. Anhand von Quellen, die den Gesetzgebungsprozess zum Zivilgesetzbuch 1907/12 dokumentieren, also Kommissionsproto-

kolle, Parlamentsdebatten und juristische Abhandlungen, werden dieser politische Diskurs um Ehe und Scheidung und die daraus resultierende Kodifikation eines hegemonialen Modells der Ehe analysiert. Dabei ist nicht eine vollständige Rekonstruktion des Gesetzgebungsprozesses beabsichtigt.<sup>49</sup> Vielmehr werden exemplarische Thematiken aus der Diskussion herausgegriffen, an die sich die Frage danach stellen lässt, was sich den Zeitgenossen als gesellschaftspolitisches Problem ihrer Gegenwart darstellt und wie mit einem spezifischen Recht darauf geantwortet wird. In Orientierung an der Deutungsmusteranalyse wird dabei nach den verdichteten, in sich konsistenten Aussagezusammenhängen gefragt, die sich als Antwort auf Handlungsprobleme herausbilden, sich aber unter bestimmten Voraussetzungen davon auch ablösen können. Aus einer diskursanalytischen Perspektive wird ausserdem die Aufmerksamkeit darauf gerichtet, wie regelhaft konstituierte Aussagesysteme die Handlungsprobleme, auf die sie antworten, zugleich selbst mit hervorbringen.<sup>50</sup>

Absicht dieses Kapitels ist es nicht, die zeitgenössischen Deutungsmuster von Liebe, Ehe und Ehekrise umfassend nachzuzeichnen oder eine vollständige Analyse des Ehediskurses um 1900 durchzuführen. Angesichts eines Themas, das in nahezu alle Aussagezusammenhänge gesellschaftlicher Selbstthematisierung eingefügt ist – in politische, juristische, literarische, religiöse, medizinische, sozialwissenschaftliche, philosophische etc. – und angesichts der entsprechenden Fülle an Dokumenten und der Vielstimmigkeit der Diskurse ist dies im Rahmen dieser Studie, die sich ja hauptsächlich die konkreten Ehegeschichten vornimmt, nicht zu leisten. Es wird aber jenseits der juristisch-politischen Diskussion im engeren Sinn ein Strang des Ehediskurses und insbesondere des ehekritischen Diskurses um 1900 etwas genauer betrachtet, weil sich aus ihm erst vollständig erschliesst, was in der Debatte über das Scheidungsrecht ganz grundsätzlich und in einem historisch spezifischen Sinn thematisch ist: die Problematik der Dauer von Ehe und Liebe. Dabei werden exemplarische Publikationen aus einer breiten europäischen Diskussion herausgegriffen.<sup>51</sup> Schliesslich werden abschliessend in diesem Kapitel anhand von Prozessordnungen, Gesetzestexten und -kommentaren die mit dem Recht strukturell gegebenen Handlungsbedingungen von Ehe und Scheidung bestimmt, deren Kenntnis Voraussetzung ist für die Kontextualisierung der einzelnen Prozesse und die Rekonstruktion der strategischen Orte der Akteure.

Zum Schluss dieser Einführung noch einige Worte zu Formalem. Die Namen der Eheleute, der Zeugen und Zeuginnen sowie gegebenenfalls von Ortschaften (nicht aber von Wohnquartieren) werden anonymisiert beziehungsweise fiktio-

nalisiert. Nicht anonymisiert wird hingegen die vierte Fallstudie über Rosa und Robert Grimm, da es sich bei diesem Fall um bekannte und für die Geschichte der Schweiz wichtige Persönlichkeiten handelt, über die auch biographische Literatur und Quellen ausserhalb des Scheidungsdossiers verfügbar sind.

Die politische Diskussion in der Schweiz wird in der Regel mindestens zweisprachig – französisch und deutsch – geführt, und auch die Scheidungsdossiers sind hin und wieder zweisprachig gehalten. So kommen denn in diesem Buch auch französischsprachige Zitate zur Anwendung. Um den Lesefluss zu gewährleisten, werden diese Zitate aus den Quellen sowie auch fremdsprachige Zitate aus der Forschungsliteratur im Haupttext übersetzt wiedergegeben. Die Originalzitate werden dann in den Anmerkungen aufgeführt, wenn dies für den Nachvollzug der Interpretation sinnvoll oder gar notwendig scheint. Besonders prägnante Begriffe und Ausdrücke werden dann in der Originalsprache in den Text übernommen, wenn ihre Übersetzung nicht ohne Sinnverschiebung zu leisten ist.

In die originale Orthographie und Interpunktion der Quellen wurde grundsätzlich nicht eingegriffen. Korrigiert wiedergegeben werden nur deutlich als solche kenntliche Tippfehler im Fall von amtlichen Quellen. Werden im Text Wendungen und Begriffe aus vorangehenden Quellenzitaten wiederholt, so werden diese kursiv gesetzt; so kann in der erzählenden Interpretation mit der wiederholten Nennung von Wendungen und Begriffen aus den Quellen gearbeitet werden, ohne dass der Text mit einer Flut von An- und Abführungszeichen belastet würde. Das Buch folgt den Schweizer Rechtschreibregeln.

## **EIN BOLLWERK GEGEN DIE KRISEN DER MODERNE**

### **Zur Kodifizierung des Ehe- und Scheidungsrechts in der Schweiz**

Es gibt wohl in Europa auch ein Eherecht, aber das sollte vielmehr ein Eheunrecht heissen.

*Th. Vortmann, Die Reform der Ehe, 1894*

Wer trägt Schuld an den vielen zerstörten, glücklosen Ehen unserer Zeit? In der Regel nicht der Mann, nicht die Frau: die Ehe trägt die Schuld.

*Hedwig Dohm, Ehescheidung und freie Liebe, 1909*

Il faut se rappeler une fois que nous avons une loi qui protège le mariage et tolère le divorce et non un code qui protège le divorce et tolère le mariage.

*Anwalt aus Martigny, 1929*

Als Carl Hilty, Staatsrechtler und Verfasser einer Vielzahl protestantisch-ethischer Schriften, 1909 eine »Krisis der Anschauungen über die Ehe« konstatierte, da hatte der schweizerische Gesetzgeber sich dieser bereits gestellt und sie – wenn auch in einem eng verstandenen Sinn – bewältigt.<sup>1</sup> Mit dem 1907 im Parlament einstimmig angenommenen Zivilgesetzbuch lag zu diesem Zeitpunkt ein eidgenössisches Ehe- und Scheidungsrecht vor, das eine einzige und eindeutige *Anschauung* in die Gestalt von Rechtsnormen goss: Die Ehe, wie sie der Gesetzgeber verstand, war eine prinzipiell auf Lebenszeit eingegangene Gemeinschaft unter männlicher Autorität, die in sich eine klare geschlechtsspezifische Arbeitsteilung zwischen dem männlichen Ernährer und der weiblichen Gattin, Mutter und Hausfrau beschloss. Als überindividuelle Institution war sie der Verfügung der Eheleute grundsätzlich entzogen, das heisst, über ihre Auflösung in Form einer Scheidung konnten die Gattinnen und Gatten nicht selbständig verfügen, sondern sie waren dazu auf das Gericht verwiesen.<sup>2</sup>

Zwar wurde diese Ordnung der Ehe dem Parlament im Jahr 1905 vom Berichterstatter der vorberatenden Kommission als »selbstverständlich« vorgestellt, als eine,

die »nach unser aller Anschauung das Wesen der Ehe« zum Ausdruck bringe.<sup>3</sup> Die einstimmige Annahme des Zivilgesetzbuches im Parlament lässt tatsächlich auf eine ausserordentlich hohe Konsensfähigkeit auch des darin enthaltenen Ehe- und Scheidungsrechts schliessen. Doch dieser Konsens war in durchaus kontrovers und leidenschaftlich geführten Debatten in Kommissionen und Parlament zustande gekommen. Die Struktur der ehelichen Beziehung und insbesondere die geschlechtsspezifische Verteilung von Macht als Zugang zu materiellen und symbolischen Ressourcen sowie die Spielräume und Grenzen der Auflösung einer Ehe waren während des ganzen Gesetzgebungsprozesses Gegenstände konfliktueller politischer Aushandlungen. So eindeutig und selbstverständlich war nämlich um 1900 nicht, wie das *Wesen der Ehe* beschaffen sei, wie sich deren Verhältnis zu Staat und Gesellschaft gestalten solle, ja ob es die Ehe überhaupt brauche und wenn ja, wie sie rechtlich zu regeln sei. Um diese Fragen kreiste ein hochgradig polarisierter und vielstimmiger Diskurs, der in ganz Europa Juristinnen und Politiker, Soziologen und Sozialreformerinnen, Literatinnen, Philosophen und Feministinnen aufs Intensivste beschäftigte – und diese Diskussion meinte Hilty, als er von der *Krisis der Anschauungen über die Ehe* schrieb.

Doch diese Krise war nicht nur eine der Anschauungen, sondern sie war auch die einer als grundsätzlich stabil verfassten Institution. Und es waren nicht nur die Propagandisten und Verfechterinnen einer gänzlich aus den Ehebanden entlassenen »freien Liebe«, welche die Ehe als Institution in die Krise trieben. Es waren auch die Ehefrauen und Ehemänner, die sich die Dauerhaftigkeit der Ehe nicht zum unerschütterlichen Grundsatz gemacht hatten. Die schweizerische Scheidungsstatistik nämlich hatte gegen Ende des 19. Jahrhunderts ein, wie der Scheidungsrechtsexperte und spätere Regierungsrat des Kantons Zürich Robert Briner 1910 schreibt, »verblüffendes, ja erschreckendes Ergebnis« ins grelle Licht der nackten Zahlen gerückt: Im europäischen Vergleich wies die Schweiz die mit Abstand höchste Scheidungsrate auf. Kamen hierzulande von 1876–1880 auf 1000 Heiraten 47,9 Scheidungen, so waren es in Preussen 11, in Frankreich 9, in Schweden 7,1 und in Belgien 4,2 Scheidungen beziehungsweise – in denjenigen Ländern, in denen die Scheidung rechtlich nicht zugelassen war – Trennungen auf Lebenszeit.<sup>4</sup> Um 1899 betrug das in der Literatur als »auffällig hoch«<sup>5</sup> bezeichnete Scheidungsvolumen im deutschen Kaiserreich gerade mal die Hälfte der schweizerischen Rate: Kamen dort auf 10000 bestehende Ehen 9,8 Scheidungen, so waren es hierzulande im selben Jahr und im schweizerischen Durchschnitt 18,8, in der Stadt Bern waren es im Jahr 1901 44,3.<sup>6</sup>

Diese europäische Ausnahmestellung veranlasste den französischen Soziologen Emile Durkheim im nachbarlichen Blick zur Bemerkung, die Schweiz sei

in Sachen Scheidung »tolerant bis zum Exzess«, und die schweizerischen Verhältnisse bewiesen unmissverständlich den »beträchtlichen Einfluss«, den das Scheidungsrecht auf die Ehe ausübe.<sup>7</sup> Tatsächlich war in der Schweiz seit 1874 ein eidgenössisches Scheidungsrecht in Kraft, das im europäischen Vergleich offen gehalten war und insbesondere den Scheidungsgrund des »gemeinsamen Begehrens« kannte, den Durkheim für die »gewagteste und revolutionärste« Lösung der Scheidungsfrage hielt und als Ausdruck eines leicht dämmlichen, unüberlegten Modischseins scharf verurteilte.<sup>8</sup>

Schweizer Juristen und Politiker interpretierten den hiesigen »Scheidungsüberschwang« durchaus unterschiedlich, doch Kopfzerbrechen bereitete er allen, die sich an der Diskussion um ein neues Ehe- und Scheidungsrecht beteiligten. Immerhin stellt die Zunahme von Scheidungen als eigentliche Negation des Dauerhaften an der Ehe diese als Institution in Frage und damit auch das, was mit dieser Institution garantiert sein sollte: eine stabile Ordnung der Ehe, die das Geschlechterverhältnis regelt und in dieser Regelung individuell-persönliche Beziehungen und sozialstrukturelle Ordnung ineinander übersetzt. Nicht zufällig entwickelten alle europäischen politischen und sozialen Bewegungen des 19. Jahrhunderts ebenso eine explizite oder implizite Theorie der Ehe wie die zeitgleichen sozial- und politikphilosophischen Bemühungen um eine nachrevolutionäre Ordnung der Gesellschaft – als wäre die Warnung des Frühsozialisten Charles Fourier gehört worden: Ein einziger Irrtum in der Theorie der Liebe werfe das ganze Gerüst politischer und moralischer Ordnung über den Haufen, schrieb dieser wohl eigenwilligste Utopist seines Jahrhunderts.<sup>9</sup> Im Grundsatz wäre Carl Hilty mit Fourier einig gegangen: »Denn eine richtige Auffassung der Ehe«, schreibt er, »bildet ohne Zweifel die Basis aller Reformen im Staatswesen, ohne die dieselben kein Fundament haben, sondern grösserenteils Wünsche ohne Möglichkeit der Erfüllung bleiben.«<sup>10</sup> Postulierte indes Fourier die Abschaffung von Ehe und kleinfamiliärer Haushalterei als Voraussetzung für die Entwicklung sozialer Harmonie, so galten umgekehrt dem bürgerlich-liberalen Denken des 19. Jahrhunderts Ehe und Familie als die »Keimzellen« einer wohl geordneten Gesellschaft, und dieser Idee war seinerseits Hilty verpflichtet.

Mit dem politischen Auftrag zur Vereinheitlichung der kantonalen Privatrechte zu einem eidgenössischen Zivilgesetzbuch war um 1900 in der Schweiz der Anlass zu einer konkreten Auseinandersetzung mit der Eheproblematik gegeben. Es waren zwei offene und miteinander verknüpfte Fragen der Zeit, die in der Diskussion um das Ehe- und Scheidungsrecht nach einer Antwort verlangten: die nach dem sozialen Ort der Frauen in der Moderne und die nach dem Verhältnis von Individuum und Gesellschaft – und nicht zufällig sind dies zu-



gleich die Fragen, entlang derer die Zeitgenossinnen und Zeitgenossen ihre Gegenwart als eine krisenhafte Moderne thematisierten. Dies soll im Folgenden exemplarisch anhand der gesetzgeberischen Debatten um den Gemeinschaftscharakter der Ehe und um die Neufassung des Scheidungsrechts gezeigt werden. Zunächst aber werden diese Aushandlungen rechtshistorisch situiert; dabei werde ich in einem ersten Schritt den Prozess der Privatrechtsvereinheitlichung in der Schweiz nachzeichnen, in einem zweiten Schritt die Vereinheitlichung des Ehe- und Scheidungsrechts fokussieren, um schliesslich in einem dritten Schritt eingehender auf die Neufassung des eidgenössischen Scheidungsrechts um 1900 einzugehen.

## 1. Rückläufige Zukunft. Das Ehe- und Scheidungsrecht im Bundesstaat bis 1912

### Die Vereinheitlichung des Zivilrechts

Das schweizerische Zivilgesetzbuch von 1907/12 (im Folgenden: ZGB 1907/12) sei, so der Berner Professor für Privatrecht und Rechtsgeschichte Max Gmür 1914, ein »lebendiges Denkmal gemeinschweizerischer Kulturarbeit und Eigenart«, dessen Wert »gerade in diesen bewegten Zeiten« zu Bewusstsein kommen müsse.<sup>11</sup> Eine hohe Qualität bescheinigt der schweizerischen Privatrechtskodifikation auch die Rechtsgeschichte: Es sei in dieser »besonders eigenwilligen, sozialen und volkstümlichen« Kodifikation nämlich gelungen, die Rechtsvereinheitlichung unter möglicher Berücksichtigung traditionaler kantonaler Besonderheiten zu vollziehen und das ZGB wie kein anderes bürgerliches Gesetzbuch unter dem Druck der »sozialen Frage« – etwas von dem, was die Gegenwart in den Augen der Zeitgenossen zu einer *bewegten* machte – an einem solidaristischen Grundmodell auszurichten, das die Einschränkung individueller Rechte unter Berücksichtigung der Interessen der von der Rechtsausübung Betroffenen erlaubte.<sup>12</sup> Ausdruck *gemeinschaftschweizerischer Eigenart* ist indes auch die Entstehungsgeschichte dieser Privatrechtskodifikation, bedurfte es doch verschiedener Anläufe bis schliesslich 1907 ein eidgenössisches Zivilgesetzbuch von Parlament und Stimmvolk angenommen wurde und 1912 in Kraft treten konnte.

Das Scheitern der Bundesverfassungsrevision von 1872 ist die bekannteste Episode dieser »Ablehnungsgeschichte«, die zugleich deren Abschluss einleitete. Vermutlich mit ausschlaggebender Grund für das Scheitern dieser Revision war genau der Artikel, der die privatrechtliche Gesetzgebung bundesstaatlicher

Kompetenz überantwortete. Die liberal-bürgerlichen Verfechter einer Vereinheitlichung des Privatrechts als notwendige Voraussetzung für die Bewegungsfreiheit von Personen und Kapital in einer nationalstaatlichen, industrialisierten und gewirtschaftlichen Gesellschaft spalteten sich entlang konfessioneller und sprachregionaler Konfliktlinien, während die konservative Opposition von den zentralistischen Tendenzen und den antikatholischen Reaktionen in den vorbereitenden Kommissionen abgestossen wurde.<sup>13</sup> Insbesondere »das Schreckgespenst der Zivilehe und vor allem die unglaubliche Furcht und der oft fanatische Widerwille gegen die staatliche Regelung der Ehescheidung« dürften die ablehnende Haltung der katholischen Bevölkerung motiviert haben.<sup>14</sup> Doch nur gerade zwei Jahre später wurden die Zivilehe und ein eidgenössisches Scheidungsrecht Tatsache: Zwar übertrug auch die 1874 schliesslich gelungene, deutlich von der protestantischen, industriellen und städtischen Schweiz geprägte Verfassungsrevision dem Bundesstaat nicht die vollständige Gesetzgebungskompetenz auf zivilrechtlichem Gebiet, aber es gingen doch zumindest die Feststellung und Beurkundung des Zivilstands in bundesstaatliche Kompetenz über und »das Recht der Ehe« wurde dem Schutz des Bundes unterstellt. In Anwendung der betreffenden Artikel wurde am 24. Dezember 1874 das »Bundesgesetz betreffend die Beurkundung des Zivilstandes und der Ehe« (im Folgenden: ZEG) erlassen.<sup>15</sup>

Vor dem Hintergrund vielfacher Rechtsunsicherheiten infolge der Koexistenz von kantonalem und Bundesrecht lebte in den 1890er Jahren die Diskussion über eine umfassende Vereinheitlichung des Privatrechts wieder auf. Gegen föderalistische Bedenken setzte sich allmählich die Überzeugung durch, dass das Recht nicht primär regionaler Kultur und Tradition, sondern vielmehr den von einem wirtschaftlichen und sozialen Wandel induzierten neuen Bedürfnissen zu entsprechen habe. Ausserdem hatte sich die ideologische Gegnerschaft zwischen dem freisinnig dominierten Parlament und der katholischen und föderalistischen Opposition seit Mitte der 1880er Jahre und nicht zuletzt angesichts der neuen gemeinsamen Front gegen die entstehende Arbeiterbewegung entspannt. 1898 wurde schliesslich mit einer partiellen Verfassungsrevision der Vereinheitlichungsgrundsatz für das Zivilrecht vom Stimmvolk angenommen. Damit ging die privatrechtliche Gesetzgebung in bundesstaatliche Kompetenz über.<sup>16</sup>

Bereits vor 1898 hatte der Bundesrat den Berner Professor für Privatrecht, Rechtsgeschichte und Rechtsphilosophie Eugen Huber mit der Ausarbeitung eines Entwurfs für ein eidgenössisches Zivilgesetzbuch beauftragt. Huber selbst hatte dazu im Auftrag des Schweizerischen Juristenvereins wesentliche Vorarbeit geleistet mit einer vergleichenden Darstellung aller 25 kantonalen Zivilrechte.<sup>17</sup> Nach verschiedenen Teilentwürfen zu einem Zivilgesetzbuch stellte er 1900 den

eigentlichen Vorentwurf fertig, der in eine offene Vernehmlassung geschickt und von 1901 bis 1903 von einer Expertenkommission des Parlaments beraten wurde.

Hier, im »Vorhof der Macht«, wollten sich auch die Frauenorganisationen für ihre Interessen einsetzen.<sup>18</sup> Eugen Huber, der »die Stellung der Frau« für »eines der schwierigsten und vielseitigsten Probleme« der Gesetzgebung überhaupt und »eine thätige Mitarbeit der Frauenwelt selber« für angemessen hielt, hatte von sich aus bereits den ersten Teilentwurf über die Wirkungen der Ehe dem Frauen-Comité von Bern zukommen lassen.<sup>19</sup> An der Vernehmlassung des gesamten Vorentwurfs beteiligten sich dann rund 17 verschiedene Frauenorganisationen mit ungefähr 18 Eingaben.<sup>20</sup> Wiederholt forderten die Frauenorganisationen und insbesondere ihr 1900 gegründeter Dachverband, der Bund Schweizerischer Frauenvereine, auch die Aufnahme einer von ihnen delegierten Vertreterin in die Expertenkommission. Die Kommissionsmehrheit allerdings liess wissen, man habe erstens keine Zeit zur Anhörung einer Vertreterin der Frauen, zweitens stünden keine hinreichend kompetenten Frauen zur Verfügung, und drittens sollten sich die Frauen zunächst unter sich einigen, bevor sie einen Sitz in der Kommission begehren dürften.<sup>21</sup>

Leicht lässt sich in dieser Opposition gegen die Einsitznahme von Frauen eine grundsätzliche erkennen, standen doch durchaus kompetente Juristinnen zur Verfügung: Anna Mackenroth etwa, die 1894 in Zürich promoviert und 1900 als erste Frau in der Schweiz das Anwaltspatent erhalten hatte und als Armenanwältin praktizierte. Mackenroth war Verfasserin verschiedener Abhandlungen zum Eherecht sowie zur Rechtsstellung der Frau und hatte wiederholt Stellung genommen zu den Vorentwürfen des ZGB.<sup>22</sup> Nicht nur sah die Kommissionsmehrheit grosszügig über solche weibliche juristische Kompetenz hinweg, darüber hinaus verpflichtete die Forderung nach einer vorgängigen Einigung unter den Frauen die Frauenorganisationen unterschiedlicher politischer Provenienz auf eine unmögliche Identität der Interessen. Ganz offensichtlich hatte sich zumindest die Kommissionsmehrheit die *Mitarbeit der Frauenwelt* dann doch nicht allzu *thätig* vorgestellt – und mochte sie jedenfalls nicht goutieren. Max Gmür, der schliesslich im Sinn einer Minimalvariante offiziell als indirekter Vertreter der Frauenorganisationen in der Expertenkommission anerkannt wurde, schrieb denn auch rückblickend, man habe »die Anhänger der Frauenbewegung« in der Kommission »beinahe mit der Lampe« suchen müssen und manchen Kommissionsmitgliedern sei schon der Entwurf Hubers »zu feministisch« gewesen.<sup>23</sup>

1904 schliesslich veröffentlichte der Bundesrat Gesetzesentwurf und Botschaft, 1905–1907 fanden die Parlamentsdebatten statt und 1907 wurde das ZGB in beiden Räten unter Namensaufruf einstimmig angenommen. Nachdem die

Referendumsfrist 1908 unbenutzt verstrichen war, trat das ZGB am 1. Januar 1912 in Kraft.

### Die Vereinheitlichung des Ehe- und Scheidungsrechts

Mit dem ZGB wurde das bisher mehrheitlich kantonal kodifizierte Familienrecht auf Bundesebene vereinheitlicht, und damit kam auch die vorgängige teilweise Vereinheitlichung des Eherechts zum Abschluss. Die Geschichte eines gesamtschweizerischen Eherechts setzt 1850, zwei Jahre nach der Gründung des Bundesstaats ein mit einem Gesetz, das die konfessionell gemischten Ehen gegen kantonale Eheverbote schützte. Dieses »Bundesgesetz über die Schliessung gemischter Ehen« zog 1862 ein Ergänzungsgesetz nach sich, das auch die Scheidung konfessionell gemischter Ehen regelte. Im Sinne der Rechtsgleichheit sollten protestantische Bürger und Bürgerinnen auch dann scheiden können, wenn sie ihren Wohnsitz in einem katholischen Kanton hatten, der keine Scheidung zulies. Für diesen Fall überantwortete das Einführungsgesetz eine Scheidungsklage direkt dem Bundesgericht. Allerdings urteilte dieses ohne materiell rechtliche Grundlage – etwa ohne definierte Scheidungsgründe – und schied schlicht dann, wenn es befand, dass das betreffende eheliche Verhältnis »gegen die Natur der Ehe« verstosse.<sup>24</sup> Diese problematische Rechtslage in Sachen Scheidung zusammen mit der in der Bundesversammlung laut gewordenen Forderung nach einer vollständigen Liberalisierung der Eheschliessung veranlassten die beiden bereits erwähnten Artikel in der Bundesverfassung von 1874, die dem Bund die Kompetenz zu einer beschränkten eherechtlichen Gesetzgebung einräumten. In Anwendung dieser beiden Verfassungsartikel beseitigte das ZEG von 1874 die noch bestehenden konfessionell oder ökonomisch motivierten kantonalen Eehindernisse vollständig und entzog ausserdem den kirchlichen Behörden die Zuständigkeit für Ehesachen. Zwar verblieben die persönlichen und vermögensrechtlichen Folgen von Eheschliessung und Ehescheidung vorerst in kantonomer Kompetenz, doch die Ehe war mit dem ZEG vollumfänglich säkularisiert und die Zivilehe Bundesrecht geworden. Dabei ging es nicht nur um Rechtsgleichheit, sondern vor allem mit der Abschaffung ökonomisch begründeter Eheverbote auch um die Aufwertung und Verallgemeinerung der Institution Ehe als Antwort auf den Pauperismus und auf die als »unmoralische« Regellosigkeit wahrgenommene Praxis heterosexueller Beziehungen in den Unterschichten.<sup>25</sup>

Zum ZEG von 1874 gehörte auch ein erstes nationalstaatlich einheitliches Scheidungsrecht.<sup>26</sup> Ein solches musste in einem konfessionell gemischten Bun-

desstaat grundsätzlich strittig sein, schloss doch die katholische Ehegerichtsbarkeit eine vollständige Scheidung grundsätzlich aus und gestattete nur eine Trennung von Tisch und Bett, während die Reformation die Scheidung anerkannt hatte und protestantische und paritätische Gebiete bereits eine lange Tradition der Scheidungspraxis kannten.<sup>27</sup> Zwar machte das protestantisch dominierte Parlament im ZEG durchaus Konzessionen an den konfessionellen Gegner und insbesondere an den politischen Föderalismus, indem es die so genannten Nebenfolgen der Scheidung – güterrechtliche Ausscheidung, Regelung von Unterhaltsbeiträgen, Kinderzuteilung – in kantonaler Kompetenz belies. Doch das ZEG geriet dort zur eigentlichen protestantischen Machtdemonstration, wo es die Klage auf Trennung von Tisch und Bett gar nicht und das richterliche Urteil auf Trennung nur sehr beschränkt zuließ, und damit die einzige für katholische Gläubige mit ihrem religiösen Bekenntnis kompatible Form der Ehetrennung fast ganz ausschloss. Das ZEG war denn auch das erste Bundesgesetz nach der Verfassungsrevision von 1874, gegen welches im Zeichen des in den frühen 1870er Jahren wieder auflebenden Kulturkampfs das fakultative Referendum ergriffen wurde. Nur knapp scheiterte dieses Referendum 1875 am Urteil des Stimmvolks und das »kulturkampfumwitterte« Ehe- und Scheidungsrecht nach ZEG konnte 1876 in Kraft treten – als eigentlicher Triumph der Zentralisten und Protestanten und der freisinnig-demokratischen Mehrheit im Parlament.<sup>28</sup>

Wenn sich die Liberalität eines Scheidungsrechts danach bemisst, ob es viele und weit gefasste Scheidungsgründe formuliert, so war das ZEG vom Nationalrat ausserordentlich liberal geplant worden.<sup>29</sup> Die Nationalräte hatten zunächst auf eine Aufstellung von Scheidungsgründen überhaupt verzichten wollen, da sie der Ansicht waren, »dass nicht einzelne Tatsachen, sondern das Gesamtbild des ehelichen Zusammenlebens für die Frage entscheidend sein soll, ob die Ehe als sittlich unhaltbar aufzulösen sei oder nicht«. Die »moralische Überzeugung« der Richter galt der Nationalratsmehrheit als ebenso verlässlich wie gesetzlich definierte Scheidungsgründe.<sup>30</sup> Dieser weite Ermessensspielraum war jedoch vom Ständerat eingeschränkt worden, allerdings nicht mit der Begründung, dass damit den scheidungswilligen Eheleuten und scheidungsliberalen Richtern eine allzu freie Hand gegeben würde. Vielmehr hatte man befürchtet, dass die katholischen Richter keine Ehe scheiden würden, wenn nicht bestimmte Gründe dies rechtlich erzwingen.

Aus diesen Überlegungen resultierte ein sorgfältig konstruiertes System von absoluten und relativen und speziellen und generellen Scheidungsgründen: Liegt ein absoluter Scheidungsgrund vor, so ist die Scheidung zwingend, bei relativen Scheidungsgründen sind die individuellen und sozialen Umstände zu berücksich-

tigen. Die speziellen Gründe verlangen genau normierte Tatbestandsmerkmale, generelle Gründe hingegen sind diejenigen, bei deren Vorhandensein der Richter nach freiem Ermessen die Ehe scheiden kann, ohne dass der Grund für die Zerrüttung der Ehe im Gesetz aufgeführt sein muss.<sup>31</sup> Die relativen und generellen Gründe machen das Recht auf Scheidung also von weitläufigen und kaum definitorisch eingegrenzten Kriterien abhängig und ermöglichen so zwar grundsätzlich eine liberale Scheidungspraxis, können aber eine restriktive Rechtsprechung nicht verhindern, während umgekehrt die absoluten und speziellen Gründe die Scheidung normieren, aber auch im Gegengewicht zu allzu scheidungskonservativen Richtern eine Scheidung erzwingen können. Konkret mündete diese Konstruktion in den folgenden Katalog von Scheidungsgründen: das »gemeinsame Begehren« als absoluter und genereller Grund, »Ehebruch«, »Nachstellung nach dem Leben, schwere Misshandlung oder tiefe Ehrenkränkung«, »Verurteilung zu einer entehrenden Strafe«, »Verlassung«, »Geisteskrankheit« als spezielle und absolute Scheidungsgründe und schliesslich »tiefe Zerrüttung« als relativer und genereller Scheidungsgrund.<sup>32</sup> Prinzip der Ehescheidung nach ZEG war die Zerrüttungsregel: Grundsätzlich leitet sich dieser Regel gemäss das Recht auf Scheidung nicht vom Verschulden des einen Gatten oder vom Willen eines oder beider Eheleute ab, sondern eine Scheidung gilt dann als begründet, wenn sich feststellen lässt, dass die fragliche Ehe in einem mit dem »Wesen der Ehe« unverträglichen Ausmass zerrüttet ist.<sup>33</sup>

Charakteristisch für das Scheidungsrecht nach ZEG ist die Kombination von vertragstheoretischer und institutioneller Ehekonzeption. Erstere findet sich paradigmatisch formuliert bei Kant, der die Ehe als einen Vertrag der Gatten zum »lebenswierigen wechselseitigen Besitz ihrer Geschlechtseigenschaften« verstand, zweitens bei Hegel, der die Ehe als ein von einem »rein physischen Verhältnis« unterschiedenes »sittliches Verhältnis« zum einen vom kantschen »bürgerlichen Kontrakt« abgrenzte und zum andern von der Vorstellung der Romantik, »welche die Ehe nur in die Liebe setzt«. *Sittlich* ist die Ehe gemäss Hegel insofern, als sie nicht nur Sexualgemeinschaft ist, und sie ist eine Institution insofern, als sie kein privatrechtlicher Vertrag ist.<sup>34</sup> Mit dem gemeinsamen Begehren nun wurde der einem vertragstheoretischen Eheverständnis entsprechende Scheidungsgrund par excellence ins ZEG aufgenommen: die Ehe ist analog einem privatrechtlichen Vertrag dann aufzulösen, wenn beide Beteiligten dies wünschen. Dieses vertragstheoretische Element wurde jedoch durch die Zerrüttungsregel relativiert, die ihrerseits einem institutionellen Eheverständnis verpflichtet ist. Nicht ohne moralischen Stolz sollte Robert Briner ein Vierteljahrhundert später genau diese Absage an ein rein vertragstheoretisches Verständnis als Errungenschaft

und eigentlichen »Geist des ZEG« betonen. Die Ehe nach ZEG war eben »nicht bloss ein privatrechtlicher, lediglich der Willkür der Ehegatten unterstellter Vertrag, sondern ein weit höheres, sittliches und vom Willen der Gatten unabhängiges Rechtsverhältnis [...], das nur mit Zustimmung des Staates eingegangen und gelöst werden kann«.<sup>35</sup>

Bedeutete das Scheidungsrecht nach ZEG für katholische Kantone eine veritable Revolution, so waren tatsächlich verschiedene Privatrechtskodifikationen protestantischer Kantone aus dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts – unter dem Einfluss des Naturrechts oder getragen von der Entwicklungsdynamik eines säkularisierten Protestantismus – noch scheidungsöffener gehalten als das ZEG. Die Bevölkerung dieser protestantischen Kantone mochte das neue Recht ihrerseits als eigentlich »reaktionäres« Recht empfunden haben, wie Briner festhält.<sup>36</sup> Gleichwohl kann das ZEG als scheidungsliberales Recht gelten, richtete sich doch die Intention des Gesetzgebers primär auf die Ermöglichung der Scheidung und mit den zwei generellen und interpretationsoffenen Scheidungsgründen stand die Tür weit offen für eine individualisierende und an soziale Bedürfnisse anpassungsfähige Rechtsprechung.<sup>37</sup>

### Die Erschwerung der Scheidung im Zivilgesetzbuch von 1907/12

Die relativierende Bestimmung der Zerrüttungsregel scheint denn auch in urbanen und protestantischen Gebieten insbesondere im Falle des gemeinsamen Begehrens nicht allzu streng ausgelegt worden zu sein. Viele Juristen und Politiker kritisierten nämlich gut 25 Jahre nach Einführung des ZEG »die ausserordentlich weite Auffassung des gemeinsamen Scheidungsbegehrens«, die in der Bevölkerung der »verhängnisvollen Überzeugung« Geltung verschafft habe, »dass das gegenseitige Einverständnis an sich die Ehe wie einen gewöhnlichen Vertrag wieder zu lösen vermöge«.<sup>38</sup> Vor vielen Gerichten scheint sich der *Geist des ZEG* recht eigentlich ins Nichts verflüchtigt zu haben, und um solch ein zweifelhaftes Scheidungsgeschehen wissenschaftlich präzise zu belegen, wurde fast immer die hohe Scheidungsrate der Schweiz zitiert. Selbst den scheidungsliberalen Beobachtern der Jahrhundertwende ging die Offenheit des ZEG zu weit, wobei sich hier moralische Argumente vermischten mit dem grundsätzlichen juristischen Unbehagen angesichts einer ungleichen Anwendung desselben Rechts: Es bestehe, so Robert Briner, die »Möglichkeit einer grossen Mannigfaltigkeit in der Interpretation, die nun leider zu einer solchen Freiheit im Scheidungsrecht geführt hat, dass selbst wir, wie sehr wir für eine leichte Scheidung eintreten, die

jetzige Scheidungspraxis doch nicht in all ihren Erscheinungsformen als die der heutigen Auffassung vom Wesen der Ehe in allen Teilen entsprechende bezeichnen möchten«.<sup>39</sup> Und die von Briner unterstellte zeitgenössische Auffassung der Ehe meinte um 1900 ein eindeutig institutionelles Eheverständnis, das sich mit dem vertragstheoretischen Einschlag des ZEG schlecht vertrug.

Tatsächlich wurde die Erschwerung der Scheidung im Sinn des institutionellen Eheverständnisses zur primären Intention des Gesetzgebers, als es darum ging, ein Scheidungsrecht für das ZGB zu verfassen. Das Scheidungsrechtsmodell aus dem ZEG wurde zwar grundsätzlich übernommen, aber erschwerend modifiziert. Mit der Abschaffung des gemeinsamen Begehrens entfiel zunächst derjenige Scheidungsgrund, dessen vertragstheoretischer Charakter um 1900 recht eigentlich moralisch anrühlich geworden war. Die übrigen Scheidungsgründe des ZEG wurden zwar mehrheitlich ins ZGB übernommen, aber ihre absolute Geltung wurde eingeschränkt durch die Zumutbarkeitsregel. Dieser zufolge gilt es zunächst zu entscheiden, ob eine Ehe als zerrüttet angesehen werden kann; falls dies der Fall ist, muss neu zusätzlich geprüft werden, ob es den Ehegatten zuzumuten ist, eine solche Ehe fortzuführen oder nicht. Einerseits wurde damit die Zerrüttungsregel individualisiert – ein »prächtiger Gedanke«, kommentiert Robert Briner<sup>40</sup> –, andererseits wurde das Recht auf Scheidung nicht länger nur von erwiesenen Tatsachen abhängig gemacht, sondern vom Abwägen des Richters zwischen den Interessen der Allgemeinheit an der Glaubwürdigkeit der Institution Ehe und denjenigen der klagenden Eheleute. Damit insistierte man gleichsam deklamatorisch auf dem öffentlichen Interesse an der Ehe. Doch blieb auch hier der richterliche Ermessensspielraum gross. Deshalb wurde mit dem ZGB weiter die Verfahrensregelung der *Offizialmaxime* eingeführt, die eine leichtfertige richterliche Praxis verhindern und eine intensivere Beweisführung veranlassen sollte: Künftig sollten die Richter nur jene Tatbestände als erwiesen betrachten, von deren Vorhandensein sie sich persönlich überzeugt hatten. Die Einführung der Trennung von Tisch und Bett als eigenständiges Rechtsinstitut, auf das bei allen Gründen geklagt und entschieden werden kann, präsentiert sich zunächst als Konzession an die Katholiken. Mit der Trennung wurde aber auch allgemein eine Verlängerung des Versöhnungsverfahrens und eine eigentliche Scheidungsprävention intendiert. Scheidungserschwerend normiert wurden schliesslich die Gründe, die eine Klage ausschlossen – Schuld, Teilnahme, Zustimmung, Verzeihung, Verjährung –, deren Bestimmung nach ZEG allein im richterlichen Ermessen gelegen hatte.<sup>41</sup>

Für eine Erschwerung der Scheidung optierten die verschiedenen Akteure aus durchaus unterschiedlichen Gründen: Taten es kirchliche Kreise katho-

lischer und protestantischer Provenienz aus religiösen Erwägungen, die grundsätzlich gegen eine leichte oder jedenfalls allzu leichte Scheidung sprachen, so sahen Juristen und Politiker, die sich an der kantonal sehr uneinheitlichen Scheidungspraxis störten, in einer stärkeren Normierung Rechtsgleichheit besser gewährleistet als in einem sehr interpretationsoffenen Recht.<sup>42</sup> Doch selbst bei so scheidungsliberalen Geistern wie einem Robert Briner war um 1900 ausserdem das Interesse an einer dezidierten und in solcher Entschiedenheit dem ZEG überlegenen Etablierung eines institutionellen Eheverständnisses in den Vordergrund gerückt. Hatte sich die liberale Tendenz im Scheidungsrecht des ZEG einem kulturkämpferischen Kontext verdankt, so fanden protestantische und katholische, liberale und konservative Politiker um 1900 in dieser institutionellen Ehemoral wieder zusammen; der politische Konsens über eine entsprechende Verfassung von Ehe und Scheidung war wesentlich im Zusammengehen der verschiedenen politischen Fraktionen des Bürgertums zustande gekommen.<sup>43</sup> Um die so heftig wahrgenommene Bewegtheit der Gegenwart zu bewältigen, schien den Politikern ganz offensichtlich etwas anderes vonnöten als die »Zukunft« schlechthin, die Robert Briner im Scheidungsgrund des gemeinsamen Begehrens visionär aufleuchten sah. Denn gerade damit hatte sich die Schweiz von 1874, so sieht es Briners rückblickendes Auge, recht eigentlich übernommen.<sup>44</sup> Wie sich die Problematik ihrer Gegenwart den Zeitgenossen darstellte und inwiefern das Eherecht und ein verschärftes Scheidungsrecht auf diese Problematik antworteten, soll im Folgenden diskutiert werden.

## 2. Kaltes und Trauliches. Die Ehefrau als Individuum, die Ehe als Gemeinschaft

Wenn die Frauen alle so wären, wie die spezifisch »modernen« Dichter sie darzustellen für gut finden, und die Ehe ein Verhältnis, wie es in den heutigen Romanen häufig vorkommt, so wäre die Frage erlaubt, ob man nicht menschenwürdiger ohne Beides, Frauen und Ehe, lebe, und ob nicht am Ende dieses ganze Verhältnis nur ein aus der Thierperiode herstammender Anachronismus sei.

*Carl Hilty, Von der Heiligkeit der Ehe, 1909*

Was die Ehe im Sinn des Gesetzgebers sein soll, was, folgen wir noch einmal den Ausführungen des Berichterstatters der ZGB-Expertenkommission, nichts

weniger als allgemein geteilte »Grundgedanken« zum Ausdruck bringt, das liegt in den Rechtsartikeln zu den »persönlichen Wirkungen der Ehe« vor.<sup>45</sup> Im Sinn der Kommission derart allgemein geteilte Selbstverständlichkeiten waren demnach die Verbindung der Ehegatten zur ehelichen Gemeinschaft, die gegenseitige Verpflichtung zur Sorge für das Wohl von Gemeinschaft und Kindern und die gegenseitige Verpflichtung zu Treue und Beistand. Selbstverständlich war weiter, dass der Ehemann das Haupt der Gemeinschaft ist, den Ort der ehelichen Wohnung bestimmt und für einen gebührenden Unterhalt von Gattin und Kind sorgt; weiter dass die Ehefrau Namen und Bürgerrecht des Ehemannes annimmt, ihm mit Rat und Tat zur Seite steht, ihn in seiner Sorge für die Gemeinschaft unterstützt und den Haushalt führt. Auch war selbstverständlich, dass der Ehemann die Gemeinschaft hauptsächlich vertritt, während die Ehefrau über eine Vertretungsbefugnis betreffend der Haushaltsführung verfügt. Selbstverständlich war schliesslich, dass der Ehemann der Ehefrau diese Vertretungsbefugnis entziehen kann, und dass sie zur Ausübung eines Berufes oder eines Gewerbes der ehemännlichen Bewilligung bedarf.<sup>46</sup> Diese *Grundgedanken* waren indes mitnichten so selbstverständlich, dass sie einfach hätten niedergeschrieben werden können. Was die Aufgabe der Expertenkommission ausgemacht hatte, dürfte weit eher ein rückblickender Kommentar Max Gmürs treffen: dass sich nämlich der Gesetzgeber in Sachen Eherecht mit einer der »schwersten Partien des ZGB« konfrontiert sah.<sup>47</sup>

Schon der Artikel, der die Ehe zur »ehelichen Gemeinschaft« erklärt, war in der Expertenkommission umstritten. Der freisinnige Berner Anwalt und Friedensnobelpreisträger Charles Albert Gobat forderte kurzerhand eine Streichung dieses Passus, während der ebenfalls freisinnige Ständerat und Anwalt Emil Isler sich eine inhaltlich möglichst aufgeladene Formulierung wünschte: Das Wort »eheliche Gemeinschaft« sei »einer jener abstrakten Begriffe, von denen ein kalter Hauch« ausgehe, zu bevorzugen wäre stattdessen etwas »Trauliches« wie der Begriff »Familie oder dergleichen«.<sup>48</sup> Mit dieser kurzen Diskussion lag das Wesentliche auf dem Tisch: die Frage nämlich, wie weit der Gesetzgeber in der inhaltlichen Bestimmung der Ehe gehen sollte. Gobats Forderung nach einem Verzicht auf solches auf der einen Seite, Islers Wunsch nach einer entschiedenen Charakterisierung auf der andern Seite spannten das Spektrum auf, innerhalb dessen über das Eherecht verhandelt wurde. Die Kommission lehnte Gobats und Islers Anträge ab und in den parlamentarischen Beratungen wurde der Gemeinschaftsbegriff nicht mehr ausführlich diskutiert. Damit aber waren wesentliche Parameter gesetzt. Denn wenn auch die Debatte über *Kaltes* und *Trauliches* zunächst schlicht als Streit um mehr oder weniger prosaisch gehaltene Rechts-



normen erscheinen mag, so ging es in ihr um eine Entscheidungsfindung in der Frage, welche ›Geschlechterpolitik‹ der Gesetzgeber betreiben sollte. Die Bestimmung der Ehe als »Gemeinschaft« nämlich war kein harmloser Kompromiss, der Begriff war vielmehr gerade *abstrakt* genug und *traulich* genug, die Aufgabe zu bewältigen, mit der sich der Gesetzgeber konfrontiert sah: Er beschloss in sich schon die Antwort auf die eigentliche Kernproblematik des Eherechts um 1900, nämlich »die oft genannte Emanzipation der Frau«, wie Eugen Huber als Verfasser des in der Kommission diskutierten Vorentwurfs ohne Umschweife schreibt.<sup>49</sup> Und diese Problematik war nicht nur eine der Frauen, war nicht nur eine der weiblichen Lebensentwürfe und Geltungsansprüche; sie stellte sich den Zeitgenossen vielmehr als eine Grundproblematik sozialer Ordnung in der Moderne.

### Paradox. Familie und weibliche Emanzipation

Die *Emanzipation der Frau* anerkannte Huber als Gebot der Zeit und berechnete Forderung – doch gerade damit stiess er auf ein verwickeltes Problem. Ein modernes Familienrecht müsse sich an historischen Entwicklungen, veränderten sozialen Gegebenheiten und entsprechend neuen Bedürfnissen ausrichten, war Huber überzeugt, und in diesem Sinn verlange die allgemein menschliche »Emanzipation des Individuums« nach einer Gleichstellung der Geschlechter, die »auch in der weiblichen Person das Individuum anerkennt und um des Geschlechtes willen keine Ungleichheit in der rechtlichen Behandlung von Mann und Frau zulässt«. Da aber dieser selbe historische Emanzipationsprozess der Individualisierung zu einer Erosion sozialen Zusammenhalts und in äusserster Konsequenz auch der Familie führe, stelle sich einem modernen Recht weiter die Aufgabe, die Familie als Garantin sozialer Integration zu stärken – und zwar nicht die Familie im alten Sinn eines umfassenden verwandtschaftlichen Personenverbands, der sich im historischen Prozess recht eigentlich auflöse, sondern die aus Paar und Kindern bestehende Kern- oder Gattenfamilie: »Es kann bei näherer Betrachtung kaum zweifelhaft sein, dass gegen alle der Familie und der Ehe feindlichen Bestrebungen unserer Tage nur ein Bollwerk gegeben ist, und dies liegt in der Bildung einer enger, aber um so fester geschlossenen Familie.«<sup>50</sup>

Dass es die Familie sein soll, die in einer sich ausdifferenzierenden Gesellschaft den Zusammenhalt stiftet, ist um 1900 kein neuer Gedanke. Vielmehr organisiert diese Vorstellung während des ganzen 19. Jahrhunderts das Denken über Gesellschaft, sie schlägt sich insbesondere in der Dichotomisierung und komplementären Verschränkung von Öffentlichkeit und Privatheit nieder und

wird in der frühen deutschen Soziologie mit dem Begriffspaar von Gesellschaft und Gemeinschaft weiter theoretisiert.<sup>51</sup> Lässt sich die Familie dort, wo dieser Diskurs im späten 18. Jahrhundert anhebt, noch gewissermassen ›in Unschuld‹ – wenn auch keineswegs ohne theoretische und praktische Ambivalenzen – als Konterpart zur Verworfenheit höfischen Lebens und als warme Gegenwelt zur sich ankündigenden Verköhlung moderner gesellschaftlicher Zusammenhänge in die Zukunft entwerfen, so hebt schon im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts eine Debatte über den »Verfall der Familie« an, die sich um 1900 in neuer Schärfe akzentuiert.<sup>52</sup>

Was hier unübersehbar wird und in einem gewaltigen Krisendiskurs mit aller Wucht aufbricht, ist nicht nur die Zersplitterung und Versachlichung der Menschen und ihrer Verhältnisse als immanentes Verhängnis kapitalistisch-arbeits-teiliger Vergesellschaftung. Unübersehbar und unüberblickbar werden ganz wesentlich auch die vielfältigen Pathologien, die Nacht- und Schattenseiten der Ehe, die doch einer Entseelung der Welt einen Damm hätte bauen sollen. Protagonisten in diesem Drama der modernen Ehe waren die sexuell entfesselten Männer, Protagonistinnen die einem häuslich-friedlichen Dasein in wie auch immer gearteter Weise entfremdeten Frauen. Hubers Leserschaft wusste, worum es bei den *ehefeindlichen Bestrebungen* ihrer Tage ging: um die feministische Kritik an der Einschliessung der Frauen in Ehe und Familie, um Rede und Praxis der »freien Liebe« in Kreisen avantgardistischer Intellektueller und Bohemiennes, um den sozialistischen Spott über den Warencharakter der bürgerlichen Ehe und um die vielen an der Ehe zerbrochenen oder sich ihr monströs verweigernden Frauenfiguren in der Literatur, die das Imaginaire social bevölkerten und in einem Carl Hilty nichts weniger als den Wunsch nach einer ehe- und frauenlosen Menschengesellschaft weckten.<sup>53</sup> Und nicht nur um diese vielen Figuren und Stimmen in einem weit gefächerten ehekritischen Diskurs ging es, sondern auch um soziale Phänomene: um die *erschreckende* Scheidungspraxis der Schweizer und Schweizerinnen, um die vielen in bürgerlichen Augen ›dysfunktionalen‹ Arbeiterfamilien, aber auch um den demonstrativen Müsiggang grossbürgerlicher Frauen, um Prostitution und Geschlechtskrankheiten und um die steigende Zahl lediger Frauen und Männer.<sup>54</sup> Die Aufzählung dieser Phänomene ist ebenso unsystematisch wie der Diskurs darüber polyphon war und sich in viele Richtungen verzweigte, aber gerade darin mag vielleicht die Sehnsucht der Zeitgenossen nach einem *Bollwerk* verständlich werden und auch das, was dieser Sehnsucht an Krisenwahrnehmung der Gegenwart zugrunde lag. Empfundene wurde all das als Symptom der Dekadenz und Aufforderung zur Restauration bürgerlicher Ordnung von den einen, als Symptom der immanenten Verfallenheit eben dieser

Ordnung und Aufforderung zur Gesellschaftsreform von den andern – Einigkeit aber herrschte darüber, dass die Ehe und das Geschlechterverhältnis, ja gar die Weiblichkeit und die Männlichkeit zusammen mit der ganzen modernen Kultur tief in der Krise steckten, dass die Befindlichkeit der Geschlechter Symptom einer Kulturkrise und die Kulturkrise Symptom einer Geschlechterkrise war.<sup>55</sup>

Tatsächlich brachen in diesen Erscheinungen und Reden die vielfältigen theoretischen und praktischen Verwerfungen genau derjenigen Geschlechterordnung auf, die der Vorstellung von der Familie als dem Ort der Ausbildung und Pflege sozialen Zusammenhaltes historisch gleichursprünglich und systematisch mit ihr verknüpft war: galt doch die Familie und all das, was sie zu leisten hatte, als Bestimmung und »Beruf« der Frauen. Sie waren es, die als Gattinnen und Mütter aufgrund ihres behaupteten mehr gefühlvollen als rationalen, mehr sozialen als individualisierten Seins Zusammenhalt zu stiften und so den desintegrativen Tendenzen einer arbeitsteiligen, individualisierten und urbanisierten Gesellschaft entgegenzuwirken hatten – gedacht waren die Frauen als der von Modernem unbeleckte »soziale Kitt« der Moderne.<sup>56</sup> Dieser von allem Anfang an nicht unbestrittene und schon gar nicht widerspruchslöse, aber in Recht, symbolischer Ordnung und identitären Ressourcen verfestigte Entwurf weiblichen Seins war um 1900 sichtbarer denn je konfrontiert mit der faktischen Partizipation der Frauen an Modernisierungsprozessen, von denen sie ideologisch ausgeschlossen waren: am deutlichsten im Anspruch auf Bildung und im Anstieg qualifizierter weiblicher Erwerbsarbeit sowie in einer entsprechend wachsenden gesellschaftlichen und ökonomischen Bewegungsfreiheit einerseits und in den feministischen Forderungen nach Bürgerinnenrechten und nach rechtlicher Gleichstellung andererseits.<sup>57</sup> Die sorgfältige und für eine moderne bürgerliche Gesellschaft so grundlegende Konstruktion von familialer Gemeinschaftlichkeit als Garantin sozialen Zusammenhalts und weiblicher Familialität als Garantin solcher Gemeinschaftlichkeit war von sozialen Phänomenen und Diskursen in Frage gestellt, wenn nicht gar erschüttert.

Und so stand Eugen Huber mit seiner Auslegeordnung der Ansprüche an ein modernes Familienrecht einer paradoxen Aufgabe gegenüber: galt es doch mit dem Prinzip weiblicher Individualität und Geschlechtergleichheit genau das anzuerkennen, was in den Augen der Zeitgenossen die Verwerfungen der Familie mit antrieb, während zugleich gegen diese Verwerfungen ein *Bollwerk* zu errichten war. Ohne Widersprüche war diese Aufgabe nicht zu bewältigen, zumindest nicht ohne eine Relativierung der grundlegenden huberschen Ausgangsprinzipien. Relativiert aber wurde nicht die Notwendigkeit eines *Bollwerks*, relativiert wurde der weibliche Anspruch auf Individualität.

## Das männliche Haupt. Die Einschränkung weiblicher Handlungsfähigkeit

Rechtlich nahm die Relativierung weiblicher Individuierungschancen Gestalt an in einer Einschränkung ehefraulicher »Handlungsfähigkeit«, im Rechtsinn verstanden als »die durch persönliche individuelle Momente bedingte privatrechtliche Selbständigkeit der Person«.<sup>58</sup> Zwar verleiht das ZGB der Ehefrau ganz im Sinn der *Emancipation der Frau* ausdrücklich die Rechts- und Handlungsfähigkeit und stellt sie darin den ledigen Frauen gleich, die auf bundesstaatlicher Ebene 1881 zu diesem Recht gekommen sind.<sup>59</sup> »Weder für den Mann noch für die Frau«, so hält Huber grundsätzlich fest, »geht die Persönlichkeit in der ehelichen Gemeinschaft vollständig unter«. Mit dieser Idee, die er im Begriff der Ehe als »Genossenschaft« statt als »Herrschaft« fasst, setzt sich Huber grundsätzlich und explizit ab von einer patriarchalen Ehekonzeption, die weibliche Handlungsfähigkeit und Selbständigkeit überhaupt nicht kennt.<sup>60</sup> Doch dabei bleibt es nicht. Denn wohl werde die Selbständigkeit beider Gatten der »richtigen Ehe« nicht zum Problem, weil dort »alle Selbständigkeit zum Wohle der Gemeinschaft dienen wird«. Problematisch aber wird es dort, wo individuelle Selbständigkeit sich vom *Wohle der Gemeinschaft* unabhängig macht, sich der Verpflichtung an dieses Wohl entbindet und ihm zuwiderläuft. Dann entsteht aus der Selbständigkeit »unter Umständen doch ein Widerstreit der Anschauungen und Bestrebungen der Ehegatten«.<sup>61</sup>

Und es ist dieser mögliche Konfliktfall, den der Gesetzgeber vorwegnehmen und im Auge haben muss: In der Ehe, schreibt Huber, »begegnen uns jene Konflikte der Interessen der Ehe mit denen des Individuums, die an die ordnende Hand des Gesetzgebers ganz besondere Anforderungen stellen und dem Individuum eine Gebundenheit auferlegen, die auch das moderne Recht anzuerkennen verpflichtet ist«. Aus diesem grundsätzlich immer möglichen Interessenkonflikt ergibt sich nun aber nicht eine generelle Einschränkung individueller Handlungsfähigkeit zugunsten der gemeinschaftlichen Interessen, sondern »eine besondere Ordnung der Stellung für die Ehefrau«, nämlich die Einschränkung weiblicher Handlungsfähigkeit zugunsten der Gemeinschaftsinteressen: »Sie [die Ehefrau] hat durchaus die Fähigkeit, rechtsgültige Handlungen vorzunehmen, aber ihre Handlungen prallen ab an der geschützten Ehe, indem der Gesetzgeber bei gewissen Beziehungen sagt: Die lasse ich durch die Handlungsfähigkeit der Ehefrau nicht antasten.«<sup>62</sup>

Diese Konzeption findet ihren prägnanten Ausdruck unter anderem in der Einschränkung des ehefraulichen Rechts auf selbständige, das heisst vom allfälligen Geschäft des Ehemannes unabhängige Erwerbsarbeit. In Fällen, wo »die

Ehefrau einem selbständigen Beruf zu folgen gewillt ist, während der Ehemann ihre Kräfte für den gemeinsamen Haushalt oder seinen Beruf in Anspruch nehmen möchte«, bindet Eugen Huber weibliche Erwerbstätigkeit an die ehemännliche Bewilligung: Der Gatte kann seine Zustimmung dann verweigern, wenn er befindet, dass die Erwerbstätigkeit der Frau den Gemeinschaftsinteressen zuwiderlaufe.<sup>63</sup> Dieser Artikel war während des ganzen Gesetzgebungsprozesses heftig umstritten. Nur knapp waren in der Expertenkommission ein Antrag Gmürs sowie verschiedene Eingaben von Frauenorganisationen abgelehnt worden, die einen erleichterten Rechtsschutz gegen missbräuchliche Erwerbsverbote verlangt hatten. Die Diskussion wurde im Parlament wieder aufgenommen, wo nach einer langwierigen Differenzbereinigung zwischen National- und Ständerat gegen eine Erleichterung des Rechtsschutzes entschieden und namentlich die Beweislast im Konfliktfall der Frau zugewiesen wurde.<sup>64</sup>

Dass die weibliche Erwerbstätigkeit als ein individuelles ehefrauliches Interesse par excellence im Gesetzgebungsprozess zu einem eigentlichen *Pièce de résistance* geriet, verweist auf das, was an solcher Erwerbstätigkeit tatsächlich problematisch war für dasjenige Ehemodell, das der Gesetzgeber im Sinn hatte: ist schon jede vom ehemännlichen Geschäft unabhängige Erwerbstätigkeit der Ehefrau ein wenn auch noch so kleiner und unzureichender Schritt zu ökonomischer Unabhängigkeit – wenngleich relativiert durch die Güterverbindung –, so ist qualifizierte Erwerbstätigkeit überdies ein Schritt hin zur Realisierung eines weiblichen Lebensentwurfs jenseits ehelicher und familialer Häuslichkeit. Beides stellt nicht nur die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und die männliche Ernährerrolle in Frage, sondern auch die identitäre Ordnung, die sich daraus ergibt. Zwar sei weibliche Erwerbstätigkeit faktisch »beinahe eine Sache der Nothwendigkeit«, schreibt Hilty zu dieser Problematik, doch die »glücklichste Ehe« sei diejenige, »in welche die Frau nichts, als ihre Tüchtigkeit zu ihrer Aufgabe, mitbringt, und der Mann im Uebrigen durch seine Berufsthätigkeit die Familie erhält. Nur einen solchen Mann wird eine rechte Frau als einen wahren Mann respektieren und nur mit einem solchen kann sie ganz glücklich werden.«<sup>65</sup> Mag das Zuverdien der Frau als Notwendigkeit noch angehen, ohne dass der Mann seine *Wahrheit* ganz verliert, so stellt ambitionierte weibliche Berufstätigkeit das Geschlechterverhältnis vollends auf den Kopf: »Wir leben glücklicherweise noch nicht in einer Zeit«, freut sich denn auch der freisinnige Bundesrat Brenner anlässlich des Ausgangs der parlamentarischen Debatte um den Rechtsschutz gegen missbräuchliche Erwerbsverbote, »wo der Mann die Kinder wickelt und die Wäsche besorgt, damit die Frau einem Doktor- oder einem anderen Beruf nachgehen könnte, sondern die Verhältnisse sind heutzutage doch in der Regel noch umgekehrt.«<sup>66</sup>

Die Bindung weiblicher Erwerbstätigkeit an die ehemännliche Bewilligung ist zugleich Konsequenz und Fundament der grundsätzlicheren Bestimmung des Mannes zum »Haupt« der ehelichen Gemeinschaft, wie es im Entwurf und dann auch im Gesetz heisst. Schon in seinem Überblick über das Privatrecht in der Schweiz hatte Eugen Huber unmissverständlich konstatiert, der Ehemann werde »als Haupt der Ehe immerdar das entscheidende Wort zu sprechen haben, wo die Angelegenheiten nur für beide Gatten gemeinsam und nur einheitlich geregelt werden können.«<sup>67</sup> Unbestritten war das nicht. In der Expertenkommission qualifizierte Max Gmür solches unumwunden als »Rückfall« in das Prinzip der männlichen Vormundschaft und als Widerspruch zur Idee des Gesetzesentwurfs, der sich doch an einem »genossenschaftlichen« Eheverhältnis orientieren wolle, und »wer da das Haupt ist, darüber entscheidet im einzelnen Fall die grössere Stärke des Charakters«. Etwas salopp sprach Gmür, der den Begriff »Genossenschaft« radikaler als Huber in Richtung eines egalitären Geschlechterverhältnisses auffasste, ganz im Sinn der Zürcher Union für Frauenbestrebungen: »Wir sind überzeugt, dass eine würdige Ehe nur da bestehen kann, wo jeder Gatte den andern als gleichwertig und gleichberechtigt anerkennt; die betreffende Bestimmung enthält aber in sich das Princip der Unterordnung des einen unter den andern, die Auslieferung des Schwächeren an den Stärkeren.« Der katholisch-konservative Urner Nationalrat Franz Schmid hingegen räumte ein, dass er »mit gewissen feministischen Bestrebungen« zwar »sympathisiere« und »die Frau soll ja die Genossin des Mannes sein«, doch mit Genossenschaft meinte er – anders als sie Gmür versteht – nicht Egalität: »ein Haupt gehört in jede Gemeinschaft. Der Mann ist es bisher gewesen und verdient es weiter zu sein; will das die Frau nicht, so soll sie nicht heiraten.« Ernst Laur, Sekretär des Schweizerischen Bauernverbands, konnte rein gar nichts anfangen mit *feministischen Bestrebungen*. Der »Kampf für die Frauenrechte« nämlich sei nichts weniger als »ein Kampf gegen die Familie«, wollten doch die »Frauenrechtler« aus der Ehe »ein Rechtsgeschäft, gewissermassen eine Handelsgesellschaft machen, worin die Frau, wie ein Associé, ihre Ansprüche geltend zu machen hätte«. Ihren Einfluss aber entfalte die Frau naturgemäss nicht in »Rechtsansprüchen«, die sich aus Egalitätsvorstellungen ableiteten, sondern in der Kindererziehung, sie habe »sozusagen ihre eigenen Departemente zu verwalten«, und diese Departementsaufteilung beinhaltet in seiner Argumentation die ungleiche Verteilung von familialer Entscheidungsmacht. Etwas moderater, wenn auch im Kern nicht anders, begründete Eugen Huber in der Kommission die männliche Entscheidungsmacht mit der Verantwortlichkeit des Mannes als Ernährer.<sup>68</sup>

Diese zirkuläre Argumentation, die eine normative Bestimmung aus einer anderen, nicht minder normativen ableitet, fand Zustimmung: Mit grossem Mehr

lehnte die Kommission den Antrag Max Gmürs auf eine Abschaffung dieses Artikels ebenso wie ähnlich lautende Änderungsvorschläge ab. In den parlamentarischen Debatten sollten wohl noch einzelne Bestimmungen wie die der Regelung weiblicher Erwerbstätigkeit diskutiert werden; es fanden hier aber gleichsam nur noch – wenn auch nicht unerhebliche – Nebengefächte statt, während die Grundsatzentscheidung zugunsten der Einschränkung weiblicher Handlungsfähigkeit und der männlichen Autorität in der Ehe schon längst gefallen war. So aber wurde die ehemännliche Vormundschaft indirekt wieder ins Gesetz aufgenommen, und damit war eine Entscheidung gefallen, die, wie die Rechtshistorikerin Nicole Arnaud-Duc schreibt, »eine der schönsten Blüten juristischer Rhetorik« trieb: »Das ist der Standpunkt auf dem das neue Recht steht«, hält Eugen Huber fest, »die Frau soll handlungsfähig sein, aber gewisse Handlungen nicht vornehmen dürfen.«<sup>69</sup> Dieses Gewächs, wie es in den obigen Ausführungen bereits nachgezeichnet ist, soll abschliessend noch genauer auf seine Implikationen und Verweisungszusammenhänge hin betrachtet werden.

### Natur der Sache. Gemeinschaft als Herrschaft

Ebenso paradox wie sich die Aufgabe zur Rechtsetzung in Sachen Ehe für Huber stellte, fiel also deren Lösung aus, wenn die prinzipielle Handlungsfähigkeit der Frau zwar anerkannt, faktisch aber zurückgebunden wurde, wenn ihr der Besitz von Handlungsfähigkeit, nicht aber deren Ausübung konzidiert wurde: Ganz im Sinn Eugen Hubers befand offensichtlich die Kommissions- und Parlamentsmehrheit, dass in der Ehe »die Gleichheit der Geschlechter [...] an der Natur der Sache ihre Schranken« finde.<sup>70</sup> In Kontinuität zum alpatriarchalen Ehemodell setzte sich im Gesetzgebungsprozess die männliche Herrschaft in der Ehe durch, und sie fand in der wirtschaftlichen Verantwortung des Mannes eine kapitalistischen Gesellschaftsverhältnissen adäquate »sekundärpatriarchale« Begründung.<sup>71</sup>

Der argumentativ-legitimatorische Knoten aber, der diese paradoxen Entscheidungen für und wider weibliche Handlungsfähigkeit beziehungsweise für und wider eine patriarchale Eheordnung miteinander verschlang, war der Gemeinschaftscharakter der Ehe, bestand doch der »machttheoretische« Sinn dieser Charakterisierung der Ehe als Gemeinschaft darin, sie grundsätzlich gegenüber egalitär-demokratischen Organisationsprinzipien zu verschliessen. Ernst Laur hatte mit seiner Analogie die *Natur der Sache* recht gut getroffen: Die Ehe soll eben keine aus prinzipiell gleichberechtigten und gleichermassen handlungsfähigen *Associés* bestehende *Handelsgesellschaft* sein, sondern eine »Gemeinschaft«, die der

Konkurrenz individueller Interessen von Ehefrau und Ehemann grundsätzlich entzogen bleiben sollte und es in der ehemännlichen Entscheidungsmacht denn auch war. Im argumentativen Sprung aber, den der Gesetzgeber tut, wenn er die Problematik unvereinbarer und für die Gemeinschaft schädlicher Individualinteressen aufreiss und sie in der *besonderen Ordnung* für die Ehefrau aufhebt, offenbart sich weniger eine unreflektiert selbstverständliche Fortführung eines ehepatrarchalen Verständnisses als vielmehr ein Bewusstsein für die soziale Dynamik, die diese Kontinuität zu unterlaufen drohte. Wohl hatte der Gesetzgeber die befriedete verhäuslichte Gattin im Sinn, doch vor Augen stand ihm das entfesselte weibliche Individuum, das von seiner Handlungsfähigkeit einen »unbotmässigen, schädlichen Gebrauch« zu machen drohte, wie Eugen Huber solches benennt.<sup>72</sup> Es war diese Vorstellung einer grundsätzlichen Konkurrenz zwischen den Interessen der ehelichen Gemeinschaft einerseits und den individuellen Interessen der Ehefrau andererseits, die beunruhigte, und es war der Primat des gemeinschaftlichen Friedens, der die Einschränkung weiblicher Handlungsfähigkeit legitimierte. Genau umgekehrt verhält es sich mit der ehemännlichen Selbständigkeit und Handlungsfähigkeit. Wird der Mann zum Haupt der Ehe gegen innen und zum Vertreter der Ehe gegen aussen bestimmt, so lässt der Gesetzgeber die Interessen des männlichen Individuums mit denen der Gemeinschaft zusammengehen und hebt beide ineinander auf. Diese Identifizierung der gemeinschaftlichen mit den ehemännlichen Interessen zieht sich durch das ganze Eherecht, wie die Juristin Herta Hermine Meyer in ihrer kritischen Abhandlung von 1937 feststellt: das Gesetz schütze »dementsprechend auch zuerst einmal den Ehemann wirksam gegen etwaige Störungen durch die Ehefrau, indem es ihm alle wichtigen Rechte« anvertraue.<sup>73</sup>

Dies aber ist nichts anderes als verklarte Legitimation männlicher Herrschaft, schreibt Ernst Schachtel in den »Frankfurter Studien über Autorität und Familie«: Der Begriff Gemeinschaft nämlich gebe »dem unterlegenen Teil also die Illusion, dass es sich nur um eine Gemeinschaft handle und nicht auch um eine Herrschaft. [...] Die Verklärung der Rechtsbeziehung zwischen Ehegatten wird hier und da auch noch von der ausdrücklichen Behauptung begleitet, dass die Vorherrschaft des Mannes nicht etwa in seinem Interesse, sondern im Interesse des Ganzen, eben jener Gemeinschaft, ausgeübt werden müsse.« Gerade das schweizerische Eherecht sei ein Beispiel für eine »mehr verhüllte Form« männlicher Eheherrschaft, in der »erst die eheliche »Gemeinschaft« stark betont, dann aber das Entscheidungsrecht in strittigen Fällen dem Manne gegeben wird.«<sup>74</sup> Was das Eherecht prägnant artikuliert, ist die Identifizierung des Mannes als Mensch mit dem Allgemeinen und der Frau als Frau mit dem Besonderen, wel-

che die Geschlechterordnung der Moderne fundamental prägt. Deshalb – und das ist es, was im Gesetzgebungsprozess nie ausgesprochen wird, weil es so selbstverständlich ist – kann der einzelne Mann zum Garanten für die Einheit des Paares werden, während die einzelne Frau, die doch für alles steht, was *Traulicheit* ausmacht, nur als Bedrohung für diese Einheit begriffen werden kann.<sup>75</sup>

Charles Albert Gobat wusste um diesen Bedeutungsüberhang des Begriffs Gemeinschaft, der das *Trauliche* an der Familie mit männlicher Eheherrschaft verbindet: Dass die Familie friedlich sei und anders als die von Konkurrenz und Rivalität individueller Interessen geprägte Männerwelt der *Handelsgesellschaften* und Parlamente, dass sie ein *Bollwerk* sei gegen die Zersplitterung und Versachlichung, die eine solche Männerwelt der Moderne bewirkte, das schien nur unter der Bedingung männlicher Verfügungsmacht möglich. Gobat sah sich denn auch von der Diskussion um die ehemännliche Entscheidungsmacht in seinem Wunsch nach Abschaffung des Artikels zur ehelichen Gemeinschaft neuerlich bestätigt: »Wenn wir diesen Begriff streichen, dann brauchen wir auch nicht zu bestimmen, welches die Positionen des Ehemannes und der Frau in der Ehe sind«, insistierte er vergeblich.<sup>76</sup> Expertenkommission und Parlament entschieden anders. Die Stärkung des *Bollwerks* Familie verlangte in den Augen einer Mehrheit ganz offensichtlich auch nach einer eigentlichen prästabilierten Befriedung der Ehe, die man von weiblichen Individualinteressen gefährdet sah. Galt es also abzuwägen zwischen der *Emancipation* des weiblichen Individuums und der Stärkung des *Bollwerks* Familie, so kam schliesslich Letzterem der Primat zu. Letztgültig begründen aber liess sich das, indem die Einschränkung weiblicher Handlungsfähigkeit zur eigentlichen ehedraulichen Identität hypostasiert wurde: »Sie will«, so weiss Eugen Huber über die Frau zu berichten, »wenn sie verheiratet ist, nicht zugleich ledig sein.«<sup>77</sup> In diesem Sinne impliziert die Ehe dann per se die Einschränkung weiblicher Individualität und richtet ein *Bollwerk* dort auf, wo die *chefeindlichen Bestrebungen* zu einem Gutteil ihren Ausgangspunkt haben.

Hier wurde nicht einfach eine patriarchale Tradition fortgeschrieben, sondern sie wurde neu geschrieben auf der Grundlage einer expliziten Berücksichtigung und einer ebenso expliziten Relativierung des Anspruchs auf weibliche Individualität und auf Geschlechtergleichheit – und das dürfte für die längere Immunsierung des Eherechts gegenüber weiblichen Emanzipationsansprüchen ebenso bedeutsam gewesen sein, wie es zugleich diese Eheordnung auf längere Sicht prekär machen musste.<sup>78</sup> Legitimiert durch einen Bedürfnis- und Bedrohungsdiskurs, welcher der Rede vom *Bollwerk* überhaupt erst Sinn verlieh, und motiviert im Empfinden einer Gegenwart, in der klare Scheidungen von Männlichem und Weiblichem mindestens ebenso sehr faktisch unterlaufen wurden, wie

ideologisch auf ihnen beharrt wurde, nahm der Gesetzgeber das Eherecht im Gegensatz zu andern privatrechtlichen Materien vom Wandel »from status to contract« aus und verschloss es in eine Enklave inhaltlich aufgeladenen und ungleichen Rechts.<sup>79</sup>

Genau das aber war im Sinn einer eigentlichen Beseelung der als kühl und versplittert wahrgenommenen Gesellschaft der kapitalistischen Moderne auch bewusst intendiert. Eugen Huber sah die Rechtsetzung zu den Wirkungen der Ehe als einen ganz besonderen Bestandteil der »grossen ethischen Aufgaben der Rechtsordnung«. Und Carl Hilty verlangte – allerdings bereits in Kritik am ZGB, das ihm zu wenig weit ging in der Sicherung des *Bollwerks* – nach einer »Reaktion und Regeneration VON INNEN HERAUS«.<sup>80</sup> Der Armenanwältin Anna Mackenroth hingegen stand deutlich vor Augen, inwiefern das spezifische Krisenempfinden ihrer Zeit für die rechtliche Kodifizierung der Ehe problematisch sein musste: »Die materialistische Zeitrichtung, die so lange geherrscht hat«, beobachtet sie, »ist uns zum Ueberdruß geworden und auf allen Gebieten streben wir wiederum mehr eine Verinnerlichung und Vergeistigung des Lebens an.« Zwar sei sie persönlich auch »ergriffen« von »dieser idealistischen oder spirituellen Bewegung«, doch scheine es ihr nicht geboten, solches in die Ehe »hineinzutragen« und diese damit »dogmatischen Grundsätzen« zu verschreiben, sei doch die Ehe »eine soziale und bürgerliche Einrichtung«, die nicht Dogmen, sondern »nur den Gesetzen der sozialen Zweckmässigkeit« zu folgen habe.<sup>81</sup> Doch der Gesetzgebungsprozess geriet nicht zufällig in den Sog eines allseits empfundenen diffusen Unbehagens an der Moderne: Es war genau dieses Unbehagen, welches die Diskussionen um das Eherecht anschlussfähig machte für die Legitimation einer sekundärpatriarchalen Ehe im Sinn einer befriedeten Traulichkeit, die auf Kosten weiblicher Geltungs- und Gestaltungsansprüche ging. Dasselbe Unbehagen trieb die Diskussion in Sachen Scheidung um.

### 3. Wider die »Scheidungs-lust«. Die Dauer als Problem

Die legislativ-sozialen Ursachen der zunehmenden Ehelosigkeit liegen in der mausefallenähnlichen Architektur des Eherechts. Kaum sind die Angelloekten drinnen, schwupps fällt die Klappe zu.

Grete Meisel-Hess, *Die sexuelle Krise, 1909*

Si l'on laisse aux femmes mariées la liberté de faire un nouveau choix, bientôt leurs regards erreront sur tous les hommes, et bientôt le seul privilège du parjure les distinguera des actrices, qui ont aussi le droit des préférences et le goût des changements.

*Suzanne Curchod Necker, Réflexions sur le divorce, 1794*

Bei der Abfassung der Artikel zu den persönlichen Wirkungen der Ehe ging es nicht nur darum, *Anschauungen* über die Ehe als *Selbstverständlichkeiten* zu statuieren. Darüber hinaus handelte man, so der Berichterstatter der Expertenkommission, »vom weitem Gesichtspunkt aus, dass mit der Regelung, die hier gegeben ist, eine Grundlage geboten wird, damit der Richter im Entscheidungsfalle, wenn die Frage aufgeworfen wird, ob eine tiefe Zerrüttung der Ehe eingetreten ist usw., sich leichter darüber ein Urteil bilden kann, was er vom Verhalten der Ehegatten, von der Sachlage überhaupt zu halten hat.«<sup>82</sup> Die Definition der Ehe als Gemeinschaft, deren Grundstruktur nicht individuell gestaltet und über deren Bestand nicht individuell verfügt werden kann, weil sie von einem übergeordneten, staatlichen und öffentlich-moralischen Interesse ist, gab denn auch die Richtung an, in welcher über das Scheidungsrecht diskutiert und entschieden wurde.

Zwar ging es dabei im Kern um etwas, das jede Gesellschaft immer wieder neu zu bewältigen hat: um die Unwägbarkeiten nämlich der intimen Geschlechterbeziehung, um die ordnungspolitische Bewältigung der »Verführung«, wenn wir Verführung mit Cécile Dauphin und Arlette Farge als die Begegnung zwischen den Geschlechtern verstehen, die deren Geschlechtlichkeit zur Voraussetzung hat, als »sozialer Akt, der einen Mann und eine Frau [...] in einen Prozess der Begegnung verstrickt, in den Geist und Körper gleichermaßen involviert sind«. Deren »Umriss zu zeichnen«, deren »Effekte zu kontrollieren« ist Anliegen jeder Gesellschaft und jeder sozialen Gruppe, denn: »Die Verführung ist notwendig, aber sie löst immer Befürchtungen aus.«<sup>83</sup> Diese Besorgnis um den Starr- und Eigensinn dessen, was Frauen und Männer sich einander zuneigen und wieder voneinander abwenden lässt, kann als emotionale Unterlage der Diskussion über die Scheidung angesehen werden, denn dieser Starr- und Eigensinn generiert das gesellschaftspolitische Problem der Stabilität sozialer Verhältnisse.

Doch auch dieses Problem stellt sich um 1900 in einem historisch spezifischen Kontext und in einer historisch spezifischen Gestalt: Es stellt sich einer Gesellschaft, die sich steigenden Scheidungsraten gegenüber sieht und es stellt sich in den Begriffen eines vielstimmigen Diskurses, der diese Tendenz reflektiert. Man könnte auch sagen: Konfrontiert ist diese Gesellschaft mit einer Dy-

namik, die im Verlauf des Jahrhunderts und in einem durchaus nicht linearen Prozess in das münden sollte, was heute Deinstitutionalisierung der Ehe genannt wird, verstanden als Prozess der Reduktion, nicht aber der Auflösung der institutionellen Qualität der Ehe infolge steigender Scheidungsraten und der Zunahme alternativer Beziehungsformen.<sup>84</sup> Indes stellt sich dieser Befund in der historisch präzisen Rekonstruktion verwickelt dar, geht es doch um 1900 zunächst einmal um eine Etablierung desjenigen Ehemodells, das gegen Ende des 20. Jahrhunderts solchen Prozessen der Deinstitutionalisierung unterliegen sollte. Im Folgenden wird exemplarisch für den Diskurs um die Scheidung die gesetzgeberische Debatte über den generellen Scheidungsgrund der »tiefen Zerrüttung« erläutert und im weiteren Verweisungszusammenhang des ehekritischen Diskurses um 1900 diskutiert.

### Im Lichte der Statistik oder: Was macht die Ehe sittlich?

1901 veröffentlichte der Statistiker Ferdinand Buomberger eine in der Folge viel zitierte Schrift zur »schweizerischen Ehegesetzgebung im Lichte der Statistik«. Er machte darin nicht nur Zahlen zugänglich und in Flächendiagrammen anschaulich, sondern nahm auch eine unzimmerliche Interpretation dieser Zahlen vor. Die Schweiz stehe »am Schandpfahl [...] vor dem civilisierten Europa«, befand Buomberger, bescheide sich doch das gegenwärtig gültige Scheidungsrecht nach ZEG nicht damit, Menschen aus einer »Ehequal« zu befreien, sondern komme vielmehr deren »Gelüste nach Abwechslung« entgegen und erkläre damit die Ehe schlechtweg zur »vorübergehenden Liebschaft«. Dies lasse sich unzweifelhaft aus der Korrelation der Scheidungs- mit den Wiederverheiraturaten schliessen. Schuld daran trügen im Wesentlichen die generellen Scheidungsgründe des gemeinsamen Begehrens und der tiefen Zerrüttung, die »nicht nur als zu lax, sondern geradezu als nichtssagend« zu bezeichnen seien; »blosse Nichtharmonie der Charaktere und Neigungen« sei nämlich im Sinn dieser Regelungen hinreichender Grund für eine Scheidung. Ein solches Recht paktiert in Buombergers Augen recht eigentlich mit der »Corruption der Geschlechtsgemeinschaft in der unsittlichen Atmosphäre, namentlich der grösseren Städte«, statt dass es dieser einen Damm bauen würde.<sup>85</sup>

Diese Sicht der Dinge sollte Robert Briner 1911 im Rückblick auf den Gesetzgebungsprozess nuancieren: die hohe Scheidungsrate lasse nicht auf ein tieferes »sittliches Niveau« der Schweizer Bevölkerung schliessen, sondern doch vor allem auf die Rechtsordnung nach ZEG, die »in sehr vielen Kantonen die



Scheidungsmöglichkeit und nicht zum mindesten auch die Scheidungslust bedeutend vergrössert« habe.<sup>86</sup> Und Max Gmür befindet rückblickend in seinem Rechtskommentar die »bedenklich hohe« Scheidungsquote unter ZEG-Recht sei Ausdruck einer »sehr UNGLEICHMÄSSIGEN und teilweise ZU LAXEN« Praxis der Richter und einer »allzu leichtfertigen Inanspruchnahme« der Scheidung durch die Eheleute.<sup>87</sup>

Die Frage, ob die Scheidungsstatistik als Moralstatistik zu lesen sei, lag um 1900 auf der Hand, galt es doch, dem Zusammenhang zwischen bestehendem Recht und sozialer Praxis auf die Spur zu kommen und damit Grundlagen für die Entscheidungsfindung über das neu zu verfassende Recht zu schaffen. Ob aus der Optik Buombergers ein erschwertes Scheidungsrecht *corrupte* Verhältnisse remoralisieren oder ob aus der unaufgeregteren Optik Gmürs und Briners ein erschwertes Scheidungsrecht schlicht die Verführung zur *leichtfertigen* Scheidung zurücknehmen sollte, alle drei Juristen sahen Abhilfe beim Scheidungsrecht. Die ganze Problematik dieses Rechts aber offenbarte sich den Diskutanten in den beiden generellen Gründen des ZEG, auf sie schoss sich die Diskussion ein, weil sie es waren, die den Spielraum für die Scheidung grundsätzlich weit auftaten und nicht nur spezifizierten *Ehequalen* Rechnung trugen. Man sei sich bei der Ausarbeitung des ZGB denn auch allgemein einig gewesen, beobachtet Robert Briner im Rückblick, dass das gemeinsame Scheidungsbegehren abgeschafft und der Scheidungsgrund der tiefen Zerrüttung präziser gefasst werden müsse.<sup>88</sup> Auf diesen Ton hatte Eugen Huber die Diskussion eingestimmt, hatte er doch im Gesetzesentwurf den Scheidungsgrund des gemeinsamen Begehrens in der einzig verbleibenden Generalklausel der tiefen Zerrüttung aufgehen lassen und ganz im Sinn eines entschieden institutionellen Eheverständnisses erläuternd festgehalten: »In allen Beziehungen ist [...] der Scheidungsgrund der allgemeinen Klausel, gegenüber dem geltenden Rechte, wesentlich verdeutlicht, vertieft und damit auch erschwert, und zwar unter Berufung auf den Grundgedanken der Ehe, dem alle religiösen Bekenntnisse zustimmen: der Gebundenheit aus dem sittlichen Bewusstsein, dessen Schutz und Hüter der Richter zu sein hat.«<sup>89</sup>

Damit hatte Huber schon den Kompromiss vorweggenommen, in welchen die Diskussion in Expertenkommission und Parlament münden sollte. In beiden Gremien wurden nämlich durchaus gegensätzliche Ansichten vertreten. Der katholisch-konservative Ständerat und Gerichtspräsident Adalbert Wirz forderte in der Kommission kurzerhand die ersatzlose Streichung jeder Generalklausel, allein damit könnten die »leichtfertigen Ehescheidungen« reduziert werden.<sup>90</sup> Im Nationalrat kritisierte der ebenfalls katholisch-konservative Franz Schmid, die Generalklausel leiste einer Scheidungspraxis Vorschub, in welcher die Richter zu

willfährigen Erfüllungsgehilfen von Eheleuten würden, die vom übervertraglichen Sinn der Ehe nichts wissen wollten: »Derjenige Richter, der persönlich auf dem Standpunkte steht, dass die Ehe ein zivilrechtlicher Vertrag mit etwas erschwerter Kündigung ist, wird bald bereit sein, die Scheidung auszusprechen.« Caspar Descurtins, Vertreter des sozialen Katholizismus, holte etwas weiter aus und nahm dabei auch einen viel gelesenen Autor zu Hilfe: »Wenn man die Ehescheidung befürwortet, führt man immer das Wort im Namen der Kultur oder der modernen Entwicklung, und doch fordert gerade die Kultur möglichst feste Bande für die Institution, welche immer mehr als die Grundlage jeder Kultur angesehen wird. Es berührt mich eigentümlich, dass man die grösste Entwicklung der individuellen Freiheit als das sichere Zeichen der Kultur bezeichnet und gleichsam zum Gradmesser derselben macht. Im Gegenteil, die Hingabe an das Ganze, der Gehorsam, wie Ruskin sagt, ist so recht das Zeichen höherer Kultur.«<sup>91</sup>

Otto Lang hingegen, Präsident des Schweizerischen Arbeiterbundes und Oberrichter, hielt ein loseres *Band* nicht für moralisch bedenklich und plädierte aus dieser Perspektive in der Kommission für die Generalklausel: Seien die Eheleute nämlich tief entzweit, so sei »nicht die Scheidung das Beklagenswerte, sondern die Zerrüttung«, denn nicht die Scheidung, sondern die zerrüttete Ehe widerspreche der »Sittlichkeit« und der »Würde der Ehe«. Die Ehe, so Lang, sei »keine Zwangsanstalt«, und gerade dann habe das »Eheband« keine Berechtigung mehr, wenn ihm das abhanden gekommen sei, »was die Ehe aus einem blossen Vertrag zu einem sittlichen Verhältnis emporgehoben« habe.<sup>92</sup> Dieses Argument wurde auch von Vertretern bürgerlicher Parteien geteilt. Der Demokrat Scherrer argumentierte im Ständerat: »Nicht die Scheidungen sind unsittlich. Nicht die Scheidungen sind der öffentlichen Moral gefährlich, sondern unsittlich und der öffentlichen Moral gefährlich ist das zwangsweise Aufrechterhalten von Ehen, die vollständig zerrüttet sind und bei denen jede natürliche und ethische Voraussetzung für eine Ehe abhanden gekommen ist. Da liegt es gerade im Interesse der öffentlichen Sittlichkeit, der Moral und der Erziehung der Kinder und im Interesse der Ehegatten selbst, dass derartige Ehen aufgelöst werden.« Der liberaldemokratische Nationalrat Alfred von Planta sekundierte, die Scheidung sei »unter Umständen ein Gebot der Moralität und der Interessen der Beteiligten selbst«; nichts weniger hätten ihn die »Erfahrungen« seines Lebens gelehrt.<sup>93</sup>

Aus denselben Gründen wandte sich Anna Mackenroth von ausserhalb der Sitzungszimmer und Parlamentshallen gegen eine »zu grosse Erschwerung der Ehescheidung«: Eine solche Erschwerung sei »sozial nicht zweckmässig«, vielmehr sei es »immer ein Unglück, wenn Eheleute, die innerlich nichts mehr ge-



meinsam haben, nur von Gesetzeswegen an einander gekettet bleiben«. Und sie setzte einen im Gesetzgebungsprozess kaum mehr vernommenen Akzent: Die Frauen nämlich, strich Mackenroth hervor, reichten am meisten Scheidungsklagen ein. Dass die Ehe »keine dogmatische«, sondern eine an sozialen Bedürfnissen zu orientierende Einrichtung sei, habe sich folglich besonders in den Rücksichten zu bewähren, die ein Scheidungsrecht auf dieses offensichtliche weibliche Bedürfnis nach Scheidungsmöglichkeiten nehme. Neben vielen und möglichst bestimmten Scheidungsgründen, wie zum Beispiel Trunksucht, plädierte Mackenroth auch für den Scheidungsgrund des beidseitigen oder gar des einseitigen Begehrens, zum Beispiel gegründet auf »gegenseitiger Abneigung«.<sup>94</sup> Als Beleg für ihre Argumentation führt sie in ihrer Schrift die höhere Rate der aus unglücklichen Ehe- und Familienverhältnissen begangenen Selbstmorde bei den Frauen an, die doch generell eine tiefere Selbstmordrate als die Männer aufwiesen. Sie bezieht sich dabei auf die 1879 von Enrico Morselli publizierte Studie »Il suicidio«, mit der sich seinerseits auch der französische Soziologe Emile Durkheim in seinem Buch »Le suicide« von 1897 intensiv auseinander setzte. Durkheim bezog die Selbstmorde von Frauen und Männern auf eheliches Glück und Unglück und stellte dabei fest, dass die Scheidung männlichen Selbstmord, der Ehezwist hingegen weiblichen Selbstmord begünstige. Gesellschaftliche Stabilität indes – und Selbstmorde galten ihm wie Scheidungen als Symptome sozialer Anomie – schien Durkheim am besten in einer Stärkung der Institution Ehe und einer restriktiven Handhabung der Scheidung gewahrt, und das heisst ganz folgerichtig: zuungunsten der offensichtlich in der Ehe tendenziell unglücklicheren Frauen.<sup>95</sup>

Während die bestimmten Scheidungsgründe wie Ehebruch oder Misshandlung im Gesetzgebungsprozess nicht eigentlich fraglich waren, da sie dazu dienten, Menschen aus einer *Ehequal* zu befreien – und dahinter mochte niemand zurückgehen –, brach sich an der Generalklausel die grosse Frage der Zeit: ob nämlich grösstmöglicher Individualismus oder aber die Verpflichtung der Individuen an Staat und Gesellschaft Signum der Moderne sei, eine Frage, die freilich diejenige nach sich zog, wie denn eigentlich das Verhältnis von individuellen und kollektiven Interessen beschaffen sei. Formuliert wurde diese Problematik als eine der »Sittlichkeit«. Die Konservativen in Kommission und Parlament hielten die Scheidung an sich für einen Ausdruck mangelnder Moral und für ein möglichst zu vermeidendes Übel, da jede einzelne Scheidung die Ehe als Institution, die vom Willen der Einzelnen unabhängig sei und deren Wert und Sinn jede einzelne Ehe übersteige, in Frage stelle. Der Institution Ehe sollte das Recht eine *möglichst feste Bande* verschaffen, eine, welche die Einzelnen in die Pflicht, ja in den *Gehorsam* nahm gegenüber dem *Ganzen* einer Kultur und einer Gesellschaft,

deren eine und wesentliche Grundlage die Ehe war. Ein Recht, das mittels genereller Scheidungsgründe rein individuelle Umstände wie die *Charaktere und Neigungen* berücksichtigte, schien ihnen nicht vereinbar mit einem institutionellen Eheverständnis, das zuallererst nicht das partikulare Glück oder Unglück der Eheleute im Auge hatte, sondern die Stabilität einer spezifischen Gesellschaftsordnung. Aus dieser Perspektive haftete dem individuellen Willen per se etwas Unbotmässiges und für die Gesellschaft Schädliches an und der Generalklausel das Unselige eines vertragstheoretischen Eheverständnisses, das die Ehe den Wechselfällen individueller Willkür auslieferte und damit deren ethischen Wert, deren *Sittlichkeit* preisgab.

Doch auch die Befürworter der Generalklausel orientierten sich nicht an einem vertragstheoretischen und antiinstitutionellen Ehebegriff, wie ihre Gegner suggerierten. Vielmehr lag auch ihnen die Sittlichkeit der Institution Ehe am Herzen, doch legten sie den Schwerpunkt nicht auf deren Dauer, sondern auf deren Inhalte. Ein unglückliches Verhältnis zu lösen, heisst dann gerade nicht, die Ehe als Vertrag zu behandeln, vielmehr legitimiert sich die Scheidung damit, dass das, was die Ehe vom reinen Vertrag unterscheidet und damit die eigentliche *Sittlichkeit* der Ehe verloren ist. Selbst der Jurist Etienne Baranowski de Rawiez, der 1898 in Lausanne bei Vilfredo Pareto über den Scheidungsgrund des gemeinsamen Begehrens dissertiert hatte, und der sich vom ZGB als einer »sozial avantgardistischen, dem Fortschritt und der Freiheit verpflichteten Legislation« explizit die Übernahme dieses Scheidungsgrundes wünschte, stellte seine Argumentation nicht – wie man vermuten könnte – in einen vertragstheoretischen Zusammenhang. Ehe und Familie seien als »Heiligtum der Liebe zur Solidarität, der Hingabe und des Verzeihens« von »hohem moralischen Nutzen«, und deshalb dürfe die Ehe nicht der Willkür der Einzelnen überantwortet werden, sondern bedürfe der institutionellen Sicherung. Sozusagen moralisch beglaubigt aber sei die Ehe nur, wenn sie auf Liebe gegründet und von Liebe getragen sei. Nicht die Scheidung einer lieblosen Ehe sei deshalb ein »Übel«, sondern der erzwungene Weiterbestand einer Ehe, deren »Intimität zerbrochen und die ohne Liebe ist«. So weit wie Baranowski de Rawiez ging im Gesetzgebungsprozess kaum jemand, nicht was das gemeinsame Begehren betrifft und auch nicht, was die Fokussierung ehelicher Inhalte auf die »Liebe« betrifft.<sup>96</sup> Doch seine Argumentation, die den moralischen Schwerpunkt von der Stabilität auf die Inhalte der Ehe verschob und das kollektive Interesse gerade im individuellen Interesse gewährleistet sah, wurde geteilt von denjenigen, die für die Beibehaltung einer Generalklausel votierten.

Sahen die Verfechter eines liberalen Scheidungsrechts und einer Generalklausel in der Scheidung etwas, das es zu akzeptieren galt, und zwar durchaus nicht

nur resignativ, sondern weil gerade darin hohe Ansprüche an die *Sittlichkeit* der Ehe zum Ausdruck kamen, so erkannten die Gegner der Generalklausel darin eine Bedrohung sozialer Stabilität. Nicht zufällig war diese Problematik einst dort am schärfsten aufgebrochen, wo soziale Unordnung und Bewegtheit am tiefsten empfunden worden waren: im unmittelbar nachrevolutionären Frankreich nämlich, wo der wohl profilierteste Scheidungsgegner der Moderne, Louis de Bonald, aus einer konterrevolutionären und restaurativen Perspektive die von der Revolutionsgesetzgebung aufgeworfene Scheidungsfrage beinhart verworfen hatte: »Was liegt schon daran, wenn einige Individuen im Verlauf dieses flüchtigen Lebens leiden, vorausgesetzt die Vernunft, die Natur, die Gesellschaft seien nicht angegriffen?«<sup>97</sup> So weit ging in der Schweiz um 1900 niemand, der in den Gesetzgebungsprozess involviert war. Dass man Individuen aus *Ehequalen* befreien können solle, das wurde auch von den Gegnern der Generalklausel nicht bestritten. Was sich aber durchsetzen liess, war die Erschwerung der Scheidung im Vergleich zum ZEG: Der generelle Scheidungsgrund wurde zwar ins Gesetz aufgenommen, aber er wurde unter dem Einfluss der Rede von den *leichtfertigen* Scheidungen und als Konzession an die Gegner eines liberalen Scheidungsrechtes und an das von ihnen stark gemachte öffentliche Interesse durch die Zumutbarkeitsregel und verfahrensrechtliche Normierungen erschwert.

In diesen Kompromiss mündete, was der Scheidungsrechtsexperte Alfred Silbernagel 1902 diagnostiziert hatte als einen »Widerstreit« zwischen einer »freieren, individualistischen Richtung, die die Scheidung erleichtern möchte« und einer »strengen, die, unter Hervorhebung des öffentlichen Interesses« für eine erschwerte Scheidung optierte.<sup>98</sup> Mit der expliziten Intention einer Verschärfung des Scheidungsrechts bestätigte der Gesetzgeber noch einmal das Axiom, dass die Ehe einer dem individuellen Willen prinzipiell nicht verfügbaren Ordnung der Dinge angehöre, dass sie eben kein Vertrag, sondern eine Institution sei. Mit dem Zerrüttungs- und Zumutbarkeitsprinzip aber wurde die Vertretung des öffentlichen Interesses an die Richter delegiert, die zwischen diesem und dem individuellen Leidensdruck der Eheleute zu entscheiden hatten. Auch hier hatte Eugen Huber vorgedacht, als er das »sittliche Ideal« durch möglichst freies Agieren der Richter am besten gewährleistet sah.<sup>99</sup> Diese Delegation aber liess sich sowohl aus einer scheidungsrestriktiven als auch aus einer scheidungsliberalen Position gut heissen, und darin lag denn auch die Konsensfähigkeit der erschwerten Generalklausel: Vertrauten die Konservativen darauf, dass die Richter die Rechtsprechung an der scheidungsrestriktiven Intention des Ehe- und Scheidungsrechts orientieren würden, so sahen die scheidungsliberalen Politiker den Ausgleich zwischen den Interessen der in Zwist und Tristesse befindlichen Ehe-

leute einerseits und dem staatlich-gesellschaftspolitischen Interesse an der Stabilität der Institution Ehe andererseits in einer Rechtsprechung gewahrt, die den Richtern Spielraum für eine individualisierende Rechtsprechung liess.

### **Erotik und Einliebe. Ehekritische Reflexionen über die Liebe und die Dauer**

Insofern als die Generalklausel grundsätzlich eine Rechtsprechung möglich macht, die in ihrer äussersten Konsequenz durchaus zu einer Erosion der Institution Ehe beitragen mag, waren die Verfechter einer weit gefassten Generalklausel dem Verdacht ausgesetzt, »Ehefeinde« schlechthin zu sein, wie Baranowski de Rawiez bemerkt. Veritable *Ehefeinde* gab es, lag doch das Stichwort der »freien Liebe« und der »freien Erotik« in der Luft, das – wie auch immer solches von seinen Verfechterinnen und Wortführern gemeint war – in den Augen vieler nichts anderes bedeutete als eine Apologie der »Polygamie nach Art der Antike oder des Fin de siècle, der flüchtigen Verbindungen oder der libertinen Liebe«.<sup>100</sup> 1899 schrieb in Chur Reinhold Günther – Verfasser einer Vielzahl kulturhistorischer Schriften über Militärisches und Frauenschönheit – in fast beispielhafter Verschlingung sexualwissenschaftlicher, rassenhygienischer und kulturhistorischer Diskursstränge eine »Kulturgeschichte der Liebe«, die auch ein Pamphlet wider die staatlich geregelte monogame Ehe und für die »freie Vergattung« war, für die »absolut freie Verbindung«, die kein Gesetz kennt als das, »welches die Liebenden sich selbst vorschreiben«.<sup>101</sup> In Zeitschriften und Referaten aus dem Umkreis der sozialistischen Avantgarde wurde die »freie Liebe« in der Schweiz intensiv debattiert. Und mit dem Monte Verità sollten die Schweizerinnen und Schweizer bald schon ein viel frequentiertes Labor unter anderem ebensolcher Liebe innerhalb ihrer Landesgrenzen beherbergen und mit ihm auch deren Apologeten kennen lernen.<sup>102</sup>

Otto Gross etwa ist hier zu nennen, Schüler Freuds und Anarchist, der in der Forderung nach einer Befreiung von Liebe und Erotik aus allen Konventionen und jeglichen institutionellen Banden einen kulturevolutionären Sprengsatz gegen die bürgerliche Gesellschaft zündete – welcher freilich an ebendieser bürgerlichen Gesellschaft mitsamt ihren *Bollwerken* zunächst auch wieder, wenn auch nicht ganz wirkungslos, verpuffen sollte.<sup>103</sup> Zu denken ist auch an Margarethe Faas-Hardegger, erste Schweizer Arbeitersekretärin und unermüdliche Kämpferin in Sachen Sozialismus, Feminismus und Pazifismus. Hardegger beherbergte nicht nur in Bern eine frühe Kommune von Gleichgesinnten, sie verkehrte auch

in der Münchner Bohème und der Berliner Anarchistenszene, sie propagierte und praktizierte die freie Liebe, war Geliebte Erich Mühsams und Gustav Landauers. Als Hardegger 1910 in München im so genannten Münchner »Geheimbundprozess« ihre Aussage im Zeugenstand dazu nutzte, etwas Anarchismus zu predigen, und als der Staatsanwalt sie daraufhin mit dem Anwurf zu diskreditieren versuchte, sie »huldige doch der freien Liebe«, da antwortete sie ihrer Sache ganz gewiss: »Ich glaube, Liebe kann nicht unfrei sein.«<sup>104</sup> Auch an Franziska zu Reventlow kann in diesem Zusammenhang erinnert werden, die im Kreis der Münchner Bohème nicht nur die *Polygamie nach Art des Fin de siècle* lebte, sondern sie einige Jahre später auch beschreiben sollte – mit weniger theoretischer und missionarischer Ambition als Gross und einer entsprechend leichten Feder: »Liebe und Erotik zum Beispiel kamen in denselben Karton«, berichtet Reventlow von einem Kaffeehausgespräch, und: »Ach, mein Gott, wenn alles immer Liebe oder auch nur etwas Ähnliches sein sollte, wo käme man da hin? Jedesmal Seligkeit, wenn es anfängt, »Konflikte«, während es dauert, und grosse Tragik, wenn es zu Ende geht – so etwa schienen diese Gerechten es sich vorzustellen – nein, das möchte wirklich zu weit führen. [...] Warum wohl überhaupt diese Sucht, die schöne Vielfältigkeit des Lebens und all seiner Möglichkeiten abzuleugnen oder wenigstens nach Kräften einzuschränken? [...] »Man« tut doch schliesslich in erster Linie, was einen freut, und weil es einen freut. Und das ist natürlich jedesmal etwas anderes. Es kann wohl manchmal Liebe und »grosse Leidenschaft« sein, aber ein andermal – viele, viele andere Male ist es nur Pläsier, Abenteuer, Situation, Höflichkeit, – Moment – Langeweile und alles mögliche. Jede einzelne Spielart hat ihre besonderen Reize, und das Ensemble aller dieser Reize dürfte man wohl Erotik nennen.«<sup>105</sup> Franziska zu Reventlow unterschied nicht nur sinneslustig zwischen Liebe und Erotik, sie verschrieb überdies beides einem eudämonistischen Prinzip, dem nämlich was primär *freut* und *freuen* soll und keinen Imperativ der Dauer und Verpflichtung kennt – was die Exponentin der bürgerlichen Frauenbewegung, Expertin für Ehe- und Sittlichkeitsfragen und Ehefrau Max Webers Marianne Weber viele Jahre später im Nachdenken über die »freie Liebe als Abenteuer und Lebensform« nach reventlowscher Art regelrecht »schaudern« lassen sollte.<sup>106</sup>

Seien sie ambitiös kulturevolutionär gefasst bei Otto Gross, logisches Element einer politischen Neuordnung der Welt wie bei Margarethe Hardegger, oder von jeglichen Grossentwürfen unbelastet fröhliche *l'art pour l'art* bei Franziska zu Reventlow – Helene Lange vermochte in all diesen Spielarten freier Liebe und Erotik nichts anderes als eine gedanken- und gefühlsverwirrende »Hurra-Erotik« zu erkennen. Resultat eines modisch beliebigen und irreleitenden »geis-

tigen Konsums« sei all dies, »ein wenig Nietzsche, ein wenig Darwin, ein wenig Sozialismus, etwas Ibsen, Wilde und Maeterlinck«, kurz: ein »erotischer Monismus, wie ihn zu allen Zeiten der künstlerische Individualismus verkündet hat, dem einzig an der Kultur der Persönlichkeit gelegen war und der die Liebe recht eigentlich aus der Gebundenheit an soziale Verpflichtungen lösen wollte, um ihre ganz ungehemmte Schwungkraft dem einzelnen zuteil werden zu lassen«. Wogegen Helene Lange, wie Weber eine Vertreterin der bürgerlichen Frauenbewegung, sich erbot verwehrte, das war eine praktische Verallgemeinerung und theoretische Überhöhung des Lebensentwurfs der Franziska zu Reventlow. Sie mochte wohl anerkennen, dass das eudämonistische Prinzip erotischer Glückseligkeit einzelnen individualistischen Naturen gerecht werden möge, doch: »was die Ehe als bürgerliche, gesetzliche Institution zu leisten hat, muss aus den Akten der Vormundschaftsgerichte, aus den Erfahrungen der öffentlichen Armenpflege, aus den Morbiditätsziffern der unehelichen Kinder beurteilt werden, nicht aus den Paradoxien Multatulis oder dem Briefwechsel der George Sand«. Die *Hurra-Erotik* sei keine Antwort auf die grossen Fragen der Zeit, nämlich die soziale Frage und die Frauenfrage, hält Helene Lange in aller Schärfe fest, hätten doch solche »schreibtischgeborenen neue Normen« nie die Kraft, »Egoismus und Leidenschaften des einzelnen im Interesse der Gesamtheit zu bändigen«. Und darum ging es ihr: um eine institutionelle Ordnung, welche die Einzelnen in die »Elternpflicht« zwingt und die Familie gegen »Willkür« und »Hingenommenheit von Augenblicksstimmungen« schützt.<sup>107</sup> Lange sah in der Institution Ehe einen Schutz vor allem der mittellosen Frauen und Mütter gegen pflichtvergessene und in ihren Neigungen volatile Männer. In diesem Sinn ging es ihr um eine Stärkung der Ehe, freilich in direkter Verknüpfung mit der Forderung nach einer Reform des Eherechts hin zu weiblicher ökonomischer Unabhängigkeit und Geschlechtergleichheit.

Auch radikalere und dem Eigenwert der Erotik zugeneigtere Seelen als Helene Lange teilten aus denselben Erwägungen die Forderung nach einer gänzlichen Befreiung von Liebe und Erotik aus der Ehe nicht. In ihrer 1894 in Zürich erschienenen Schrift zur »Reform der Ehe« kritisiert die Ärztin Th. Vortmann zwar die »lebenslängliche Einehe«, die nicht nur dem männlichen »Hange nach Veränderung« zuwiderlaufe, sondern auch der »Natur« der Frau nicht entspreche, zeichne sich doch diese durch einen »Geschlechtstrieb« aus, der »oft viel stärker« sei als der männliche, weswegen die Eheproblematik für die Frauen oft auch eine des nicht genügend befriedigten »sexuellen Hungers« sei. Die aber, die es nach einer sofortigen Befreiung von Liebe und Erotik aus der Ehe verlange, die waren in den Augen Vortmanns »Heissssporne«, die in ihrem enthusiastischen

Eifer nicht zu erkennen vermochten, dass die patriarchale Zivilisation die freie Liebe sogleich in ihren Dienst nehmen und darin die Ausbeutung der Frau fortsetzen würde – nicht anders als es die Ehe, das »grässliche Ungeheuer«, tue, »das die Frauen verschlingt« und sie wie auch ihre Ausbeuter selbst moralisch korrumpiere. Zu suchen sei deshalb nach einer Übergangsform, und Vortmann fand sie in der »Ehe auf Zeit« als ein auf minimal fünf und maximal zehn Jahre abzuschliessender und erneuerbarer Vertrag.<sup>108</sup> Zwar berücksichtigte Vortmann in ihren konkreten Forderungen, wie Lange, die nachteiligen Folgen, die eine gänzliche Loslösung der heterosexuellen Paarbeziehung von institutionellen Banden für die ökonomisch und politisch schlechter gestellten Frauen und Mütter hätte. Doch der Lausanner Jurist Baranowski de Rawiez dürfte einer der wenigen gewesen sein, der ihre Ehe auf Zeit als einen »interessanten« Vorschlag zur Kenntnis nahm und für bedenkenswert hielt.<sup>109</sup>

Helene Lange jedenfalls hätte darin keine ernst zu nehmende Antwort auf die Problematik erkannt, die sich einer auf Geschlechterungleichheit sensibilisierten Perspektive auf die Ehe stellte: nämlich die Notwendigkeit eines auf lange Dauer angelegten Ausgleichs zwischen den individuellen *Augenblicksstimmungen*, als die sie erotische Verhältnisse grundsätzlich begriff, und den in die Zukunft gerichteten *sozialen Verpflichtungen*, die sich aus der *Elternpflicht* ergeben. Die Antwort lag für Lange woanders und sie musste auch deshalb woanders gesucht werden, weil in ihren Augen der Sinn der Ehe in der Institutionalisierung der *Elternpflicht* noch nicht an sein Ende kommt, sondern auch in der Institutionalisierung solidarischer Gefühle beschlossen liegt: »alle menschlichen Werte, die von der Familie, dem »Heim« geschaffen werden«, können nämlich »nur in Ruhe und Dauer wachsen«, schreibt Lange, »ihre Kraft, Tiefe und Innerlichkeit« steht »im geraden Verhältnis [...] zu der Zeit, die an ihnen schafft«.<sup>110</sup> Erst in solcher Dauerhaftigkeit, die der individualistisch-erotische Eudämonismus schlechterdings verwirft, wird in Langes Sicht der Dinge werthaltig, was Frauen und Männer sich einander zuneigen lässt. Auch diese Erwägung motivierte ihr Plädoyer für die Institution der bürgerlichen Ehe.

Noch einmal andere stellten sich auch dem Antagonismus zwischen den erotischen Launen der Einzelnen und der Verpflichtung zur Dauer, suchten aber ihrerseits die Antwort nicht in der juristischen Institution, die das Gefühl auf Dauer zu stellen hatte, sondern in einem Verständnis der Liebe als einem an sich zu Institutionalisierung geneigten und deshalb letztlich gar nicht auf ein Rechtsinstitut angewiesenen Gefühl. Auf dem weiten Feld zwischen der Trübnis der liebes- und sinnentleerten ehelichen *Zwangsanstalt* und dem Schrecknis der exaltiert flüchtigen *freien Liebe als Abenteuer und Lebensform* entspann sich nach 1900

eine eigentliche Liebesethik, die dem Ersteren mit einer emotionalen Reidealisierung, dem Zweiteren mit einer Rück- und Einbindung *egoistischer* Erotik in das sozial solidarische Liebesgefühl begegnete. An dieser Liebesethik rankte sich die »reformethische« Ehekritik hoch, die Marianne Weber zusammen mit der sozialistischen Ehekritik als »ethisch motivierten« Ansatz von der eudämonistischen Ehekritik der so genannten Erotischen Bewegung unterschied.<sup>111</sup> Diese reformethische Ehekritik – sie firmiert auch unter dem Begriff »Neue Ethik« – formierte sich in der Gemengelage von feministischer Gesellschaftskritik, Sexualreform, Sexualwissenschaft und den Traditionen des Liebesdiskurses von den Romantikerinnen bis zu Nietzsche.<sup>112</sup> Wohl war diese Gestalt der Ehekritik stark geprägt von sexualreformerischen und sexualwissenschaftlichen Problematisierungsweisen der Paarbeziehung, doch lässt sich aus ihr auch ein Diskurs über die Liebe herauschälen, der sich durchaus von sexualwissenschaftlichen Thematisierungsweisen ablöste und in philosophisch-ethischen und hin und wieder auch soziologischen Aussagezusammenhängen operierte.

Die Grundzüge der reformethischen Ehekritik fanden sich früh in den Schriften der europaweit übersetzten und in der Schweiz intensiv rezipierten schwedischen Autorin Ellen Key. Diese machte nicht nur mit ihrer 1900 erschienenen individualpädagogischen und sozialreformerischen Studie »Das Jahrhundert des Kindes« Furore, sondern auch mit ihren Anschauungen über Ehe und Liebe. Der Schweizer Arzt Samuel Keller etwa nennt sie in seiner Schrift »Freie Liebe und Wahre Ehe« 1911 fast emblematisch für den Zeitgeist: »Ellen Key und andere Damen predigen die freie Liebe, Dichter und Künstler stellen sich auf diesen Standpunkt, und manche Witzblätter verhöhnen alles, was sich noch dagegen aufbäumt. Man tut in diesen Kreisen der Bohème wirklich so, als ob es aus den vielfach verhedderten, sexuellen Beziehungen der Kulturmenschheit keinen richtigeren, heilsameren und selbstverständlicheren Ausweg gäbe als die Ehe auf Zeit!«<sup>113</sup>

Ellen Keys Essayband »Über Liebe und Ehe« war 1904 in deutschsprachiger Übersetzung erschienen; 1905 reichte die Autorin die Schrift »Liebe und Ethik« nach, mit der sie sich gegen die missverständliche Rezeption ihrer Essays verteidigte. Deren Grundgedanken bestehe eben gerade nicht – wie man ihr vorgehalten habe – in der Forderung, dass »der einzelne [...] das höchstmögliche Mass von erotischem Glück« erhalten solle. Nichts von Eudämonismus also, und die »erotische Kleptomanie«, das »Stehlen« von Menschen »aus derselben Art von Hysterie, die die Pariser Damen zu Diebinnen der stilvollen Neuigkeiten der Modemagazine macht«, hatte Key tatsächlich bereits in ihrem Essayband verworfen. Nicht für die »freie Liebe« gelte es zu kämpfen, »die jetzt ein vieldeu-

tiger und missbrauchter Begriff geworden« sei, sondern für die »Freiheit der Liebe«: »Denn während die erstere dahin gelangt ist, Freiheit für jedwede Liebe zu bedeuten, bedeutet die letztere nur Freiheit für ein Gefühl, das des Namens Liebe wert ist.«<sup>114</sup> Dieses Gefühl aber, das *des Namens Liebe wert ist*, folgt dem erotischen Impuls und bewahrt ihn in sich, geht aber in ihm gerade nicht auf, sondern ist auf Dauer und Exklusivität, auf die »WIRKLICHE Einliebe« in jeder Hinsicht angelegt: »Man wird einmal so weit kommen, dass die erotische Zersplitterung zwischen Seele und Sinnen PHYSISCH, die zwischen mehreren Personen PSYCHISCH unmöglich wird, weil jede Seele das höchste Glück erfahren will, das nur durch die grossen Gefühle erreicht wird, die mit PSYCHOLOGISCHER Notwendigkeit die vielen kleinen ausschliessen.« Zu ihrer wirklichen Grösse aber komme die Liebe als »Andacht vor der Persönlichkeit« des andern, eine *Andacht*, in der die Persönlichkeit der Liebenden selbst »edel« wird.<sup>115</sup>

Ganz ähnlich sollte Helene Stöcker, an der Universität Bern promovierte Kunsthistorikerin, Sexualreformerin und profilierte Vertreterin der Neuen Ethik, 1912 eine »Lebens- und Liebeskunst« einfordern, eine »Verfeinerung des Liebesempfindens« in Richtung einer einerseits »von aller Verachtung des Physischen frei gemachten« Liebe, »die aber andererseits nicht bloss auf sinnlichem Wohlgefallen an dem Anderen beruht, sondern die sich mit der ganzen Wucht ihrer Persönlichkeit für das Verhältnis zu dem anderen Teil einsetzt« und damit neben der Arbeit Teil der »Kultur der Persönlichkeit« ist, die das Heil nicht mehr im »Staat« und in der »Religion«, sondern »im MENSCHEN« findet und deshalb von »hoher Bedeutung« ist für die »individuelle Entwicklung«. Und Stöcker kommt wie Key zum Schluss: »Es ist darum wohl kaum noch nötig, zu betonen, dass es eine »freie« Liebe, wie das Schlagwort lautet, nach unserer Auffassung GAR NICHT GIBT.« Auch bei ihr gilt: »LIEBE SO GUT WIE EHE – sofern dies Gefühl den Namen Liebe verdient: die Vereinigung der seelischen Innigkeit wie des sexuellen Verlangens – ist INNERE GEBUNDENHEIT AN EINEN ANDERN MENSCHEN, HEISST MITVERANTWORTLICH SICH FÜHLEN FÜR DESSEN GLÜCK.«<sup>116</sup>

Diese Liebe, wie sie die Verfechterinnen einer neuen Liebeskultur postulieren, leistet viel: Sie nimmt den sinnlichen Impuls in sich auf und stellt das Flüchtige erotischer Anziehung auf Dauer, indem sie es einbindet in ein Engagement für die unverwechselbare und einzigartige Persönlichkeit des, der andern, das wiederum die liebende Person selbst zur Persönlichkeit veredelt. Solche Liebe überwindet auch das, was den Verfechterinnen der Neuen Ethik an der freien Erotik gefährlich reduktiv schien: das Interesse an der Geschlechtlichkeit des andern. In ihrer Orientierung an der individuellen Persönlichkeit des Geliebten transzendiert die Liebe im Sinne dieser Autorinnen zwar nicht Geschlechterdifferenz –

das hat sie auch nicht im Sinn –, aber Geschlechterungleichheit. Denn gerade in der Liebe als »Krone des Lebens«, so Helene Stöcker, »ergänzen« sich »Mann und Weib« als »ebenbürtige Persönlichkeiten«. Darin liegt nicht zuletzt die an die Frauen gerichtete Verheissung solcher Liebe.<sup>117</sup>

Insofern als nun beides – die Motiviertheit des Gefühls in der individuellen Persönlichkeit des Andern und die Dauer des Gefühls – ethische Forderungen sind, ist solche Liebe »kein Gegensatz zur Pflicht«, wie Ellen Key schreibt, sondern »die *erste und grösste* Pflicht« des Menschen und hat nichts von überzogenem Individualismus an sich – ganz im Gegenteil. Weil solche Liebe in der geliebten Person das anerkennt, was ihr Menschsein ausmacht, nämlich ihre Fähigkeit zur Persönlichkeitswerdung, ist sie eine eigentliche Pflicht an der Menschheit. Liebe ist eben, so Ellen Key, »nicht nur der Trieb, durch den das Menschengeschlecht neue Mitglieder erhält, sondern der Trieb, durch den das Menschengeschlecht immer mehr mit einander verbunden und veredelt werden wird.«<sup>118</sup> Liebe wird so zum teleologisch gerichteten Medium nicht nur der Ausbildung und Anerkennung von Persönlichkeit, sondern auch von sozialer Solidarität und Perfektionierung der Menschheit. Damit aber hebt sie in sich den Antagonismus von erotischem Egoismus und sozialer Verpflichtung auf. Wollte man diese Liebeskonzeption in gesellschaftstheoretischer Perspektive begreifen, so läge hier in gewissem Sinne eine zum durkheimschen Konzept der »organischen Solidarität« analoge Konstruktion vor: Kommt sozialer Zusammenhalt dort dadurch zustande, dass sich die Menschen arbeitsteilig differenzieren und dadurch in gesteigertem Ausmass aufeinander angewiesen sind, so wird hier dieser Mechanismus in der Liebe insofern gleichsam nachvollzogen, als diese sozialen Zusammenhalt umso intensiver stiftet, je mehr die Einzelnen in der Liebe zu einzigartigen und unverwechselbaren Persönlichkeiten werden und sich als solche anerkennen. Aus dieser Perspektive kann dann Key »den grossen Fehlschluss der Pflichtlehre« kritisieren, der meint, »dass der Gesamtheit durch die Aufopferung der einzelnen UNBEDINGT genützt wird«. Stattdessen sei es gerade das »Glück durch die Liebe«, das mit den Liebeskräften der Menschen »beste Kräfte unmittelbar in Bewegung setzt und die übrigen mittelbar steigert«. Das in der Liebe veredelte »erotische Glück des einzelnen« ist deshalb »zugleich ein Gesellschaftswert«, und Liebe ist nicht nur ein Heilsversprechen für die Einzelnen, sondern auch eines für das Kollektiv.<sup>119</sup>

Damit stellt sich so etwas wie eine aufsteigende Verpflichtungsfolge ein, die in eine gleichsam prästabilierte soziale Harmonie mündet: Wird die Erotik von der Liebe in die Pflicht genommen und grundsätzlich auf Dauer gestellt, so ist wiederum die Liebe per se dem Ziel einer solidarischen und ethisch geadelten

Gesellschaft im Sinn einer Gesellschaft von individualisierten und verantwortungsbewussten Persönlichkeiten verpflichtet. Auf dem Schreibtisch leistet diese Liebe all das – und noch mehr –, was die Institution Ehe zu leisten hat und macht sie damit in letzter Konsequenz überflüssig.

Nach der Romantik und ganz im Geiste Friedrich Schlegels wird hier Liebe als »geistige Wollust wie [...] sinnliche Seeligkeit«<sup>120</sup> noch einmal genuin zur Ehe, ganz unabhängig von jeglicher juristischen Sanktion. Helene Stöcker stellt ihr Denken ganz bewusst und ausdrücklich in diese Tradition: »Die Inhalte, die unser neues Leben und Lieben haben soll, sind fast alle schon zu jener Zeit geschaffen, welche die Vereinigung von Klassik und Romantik, die wehrhafte Geburtsstunde unserer modernen Kultur, in sich schloss.« So spannt sie denn auch den »Kulturzusammenhang« der Neuen Ethik von »den Träumen der Romantik« bis zu »Nietzsches Heldenseele«.<sup>121</sup>

Doch ist die Liebesethik der Jahrhundertwende nicht nur ein Anknüpfen an Tradition, sondern auch eine Auseinandersetzung mit zeitgenössischen Phänomenen, und es geht ihr gerade darum, diese nicht nur zu bewältigen, sondern auch zu begreifen. »Phänomenologisches Vorzeichen« dieser Liebesethik aber war nicht die unterstellte Unvereinbarkeit und das Auseinandergedachtsein von Liebe und Ehe, gegen die sich die Romantik einst gewandt hatte, sondern die Ehetragödien, Ehebrüche und Scheidungen als die »wirklichen Schrecknisse des Bestehenden«, wie Key schreibt – sowie, möchte man anfügen, das unablässige erschrockene Reden über diese Dinge.<sup>122</sup> Und da stellt sich weniger das Problem der Vereinbarkeit von Liebe und Ehe, wenn sich auch in der Rede von der hypokriten bürgerlichen Zwangsanstalt dieses Motiv wiederholt. Das eigentlich Dringliche, das es jetzt zu bewältigen gilt, ist das Problem der Temporalität von Liebe, die Problematik nicht der Verhinderung von Liebe, sondern der Möglichkeit des Vergehens und neu Entstehens von Liebe und damit auch die Möglichkeit verschiedener Lieben zeit eines Lebens. Was den Liebes- und Ehediskurs um 1900 umtreibt, ist das, was Niklas Luhmann viele Jahrzehnte später identifizieren sollte als die historische Entdeckung der »alten Inkompatibilität [von Liebe und Ehe] als Problem in der Ehe: als Enttäuschung genau der Erwartungen, auf die die Ehe gegründet war«, eine Enttäuschung, die in der Aufkündigung gerade auch einer einst in Liebe geschlossenen Ehe münden konnte, eine Enttäuschung, die das mögliche Ende von Liebe zum Thema machte.<sup>123</sup> Eine Emma Bovary und all die anderen literarischen Frauenfiguren, die stellvertretend für die *wirklichen Schrecknisse des Bestehenden* begriffen wurden, hat nicht nur in der Ehe und im Ehebruch alle Unschuld verloren, sie hat sie auch als Gewissheit jeder im romantischen Überschwang geschlossenen Ehe geraubt und dahinter

ging es nicht mehr zurück. Das setzt nicht nur, so Luhmann weiter, Ehescheidungen »in eine neues, dramatisches Licht«.<sup>124</sup> Das verlangt auch nach einer Reflexion darüber, was Liebe heissen kann und wie sie kommt und geht.

Dass es Ehen gibt, die in Liebe geschlossen werden und im Unglück enden, das liess sich in Ellen Keys kulturevolutionäre Perspektive ohne Widerspruch einbauen und in einer argumentativen Architektur von Liebesmetaphysik und Liebespragmatik aufheben: Key begreift die aktuelle Gesellschaft als eine, die zwar schon, aber eben doch erst auf dem Weg zu einer *einliebenden* Gesellschaft ist. Dieser Weg ist »sehr weit« und »vorderhand gibt es reine Seelen, die mehrere Male geliebt haben, weil sie bald bei dem einen, bald bei dem anderen Wesen eine Seite des Ideals gefunden haben, das sie vergeblich bei einem einzigen Wesen suchten«. Eine noch im Werden begriffene Gesellschaft, in der die Menschen erst dereinst *wirklich* und dauerhaft *einlieben* werden, muss vorläufig mit den Irrtümern der Liebenden und den Wirrnissen der Liebe und den mannigfaltigen Formen des Liebesgefühls rechnen. Wenn auch Liebe auf Dauer gerichtet ist, so kann sie doch »ganz unabhängig vom Willen des Menschen« auch »aufhören«, sie ist etwas, das »nicht in das Gebiet des Handelns« fällt. Stattdessen fällt sie in das Gebiet der »Gesetze der Seele«, in das Gebiet der »Astronomie«, die es auch in der »Welt der Gefühle« gibt, wo durch »eine von ewigen Gesetzen regierte Wahlverwandtschaft Zusammengehörigkeiten, Sympathien und Antipathien entstehen, die alle Himmelskörper in den richtigen Abstand zu einander bringen«.<sup>125</sup>

Nicht zufällig steht in dieser Liebesethik nicht Schlegels »Lucinde« für das, was problematisch ist an der Liebe der Zeit, hat sie doch diese »erste Predigt der neuen Ethik«, wie sie Stöcker nennt, als erkanntes Universalium wahrer Liebe gleichsam in sich aufbewahrt.<sup>126</sup> Es sind Goethes »Wahlverwandtschaften«, die das Problematische aufwerfen, die Einsicht Diotimas in das »Dämonium der Liebe«, wie es Grete Meisel-Hess, auch sie eine Vertreterin der Neuen Ethik, formuliert.<sup>127</sup> Gerade die Gesetze der Gefühls- und Seelenastronomie seien noch unerforscht, hält Key fest, und könnten deshalb einer sozialpolitischen Steuerung nicht zugänglich gemacht werden, und – wichtiger – die Gnade der einen Wahlverwandtschaft werde nicht allen zuteil. Diejenigen aber, denen der Dämon Liebe übel mitspielt, denen »die grosse, einheitliche, ihr ganzes Wesen für immer ausfüllende Liebe nicht beschieden« ist, denen sei das Recht einzuräumen, dass sie »in verschiedener Weise gleichzeitig mehr als einem angehören«, schreibt Key – und in der Folge geht es dann zwar weniger um das Gleichzeitige als vielmehr um das Nacheinander, doch das Problem ist damit in seiner ganzen Konsequenz auf dem Tisch.<sup>128</sup> Wie auch immer sich nun diese Erlebnisse sterbender und durcheinander gehender Lieben individuell auswirkten, so Key wei-



ter, der gesellschaftspolitische Kampf drehe sich um »das Recht auf solche«. Dieses Recht auf die *Freiheit der Liebe* gelte es gegen ein rigid institutionelles Eheverständnis zu verteidigen, auch wenn die Liebe der Menschen noch nicht zu ihrer vollendeten Gestalt gefunden habe.<sup>129</sup>

Bewältigt Ellen Key das Problem, indem sie die Umwege der Liebe in einer teleologisch gerichteten Liebesmetaphysik aufhebt und in einer evolutionären Perspektive pragmatisch als notwendige Etappe anerkennt, tut es Helene Stöcker in Richtung einer Anerkennung dessen, was die an Persönlichkeit orientierte Liebe an Dynamik grundsätzlich freisetzt. Auch für sie ist die Liebe eine Himmels- und Schicksalsmacht, unabhängig vom Willen der Einzelnen. Liebe heisst sie eine »Gabe des Schicksals«, in der die »Tugend« die Folge des Glücks und nicht das Glück die Folge der Tugend« ist. Freilich verlangt es eine Ethik der Liebe auch, »dass wir uns unser Schicksal zu schaffen haben, dass wir selber dem Leben zu halten haben, was es uns verspricht«. Die *Schicksalsgabe* ist auch »eine künstlerische Leistung«, doch deren Bedingungen sind weniger eine Angelegenheit der Gefühlsastronomie als vielmehr die eines historischen Prozesses und einer sozialen Logik. Der Zusammenhang nämlich ist folgender: Je mehr die Liebe zu sich selber kommt als intime Verbandlung zweier Persönlichkeiten, desto mehr unterliegt sie auch den Wechselfällen persönlichen Seins. »Je klarer und bewusster, je differenzierter und reicher die Persönlichkeiten der Menschen sich entwickeln«, desto schwieriger werde die Liebe, argumentiert Stöcker.<sup>130</sup> Und so streicht sie denn auch aus all dem, was die Romantik der Neuen Ethik vererbt hat, eines ganz besonders hervor: »Und es ist psychologisch von höchstem Interesse, wie hier die höchste Idee von der Ewigkeit und der Bedeutung der Liebe mit der weitherzigsten Nachsicht gegen Untreue und allerhand Liebesirrunge zusammengeht. Scheidungen und Wiedervermählungen waren nichts seltenes.« Der romantische Geist habe eben nicht nur die Gedanken »von der Einheit des Geistigen und Leiblichen in der Liebe« sowie der »vollen Ebenbürtigkeit von Mann und Frau« hinterlassen, sondern just mit der Idee »von der Bedeutung der Persönlichkeit in der Liebe« auch »die Erkenntnis von der Möglichkeit des dadurch gegebenen IRRENS.«<sup>131</sup>

Um diesen Zusammenhang weiss auch der viel gelesene Sexualeukklärer Iwan Bloch, der schon nicht mehr von Irrtum, sondern von »Doppelliebe« spricht, wenn es um eine Mehrzahl sukzessiver oder aber simultaner Lieben geht, und der gerade die »mannigfaltige geistige Differenzierung der modernen Kulturmenschheit« für deren Ursache hält: »Unser geistiges Wesen schillert in den verschiedensten Farben. Es ist schwer, jedesmal die entsprechende Komplemente in einem einzigen Individuum zu finden.«<sup>132</sup> Und auch Marianne Weber wurde die

Ehe grundsätzlich desto mehr zu einem »Sphinxrätsel«, je stärker »das Postulat der »Einheit der Seele und Sinne« als Massstab des Wertes der einzelnen Ehe gewinnt« und die Ehe den Einzelnen immer mehr verheisst, »die ganze Fülle seines persönlichen Daseins« zu umschliessen.<sup>133</sup> In soziologischer Begrifflichkeit fasst Georg Simmel die Konsequenz dieses Zusammenhangs in der Beobachtung, »dass der Differenzierungsprozess der modernen Kultur die Dauerqualität der Liebe immer mehr von ihren übrigen Wertqualitäten ablösen, diesen letzteren eine von jener immer unabhängigere Existenz gewähren wird«. Und er erkennt in diesen Entwicklungen »vielleicht das tiefste, innerlichste Moment [...], das zu einer Umgestaltung unserer jetzigen Eheform treibt, wahrscheinlich zu neuen Gestaltungen, deren Art heute noch niemand ahnen, geschweige denn prophezeien kann, sowenig wie man in der Epoche der antiken Sklavenarbeit die Lohnarbeit der Maschinenindustrie sich ausdenken konnte.«<sup>134</sup>

Nichts anderes wurde hier gesehen als die von Luhmann viele Jahrzehnte später theoretisierte Problematik der intrinsischen Instabilität – in systemtheoretischem Pessimismus heisst das dann »Unwahrscheinlichkeit« – einer auf die »kommunikative Behandlung von Individualität« angelegten Liebe.<sup>135</sup> War die Anerkennung dieser Problematik für Key die pragmatische Einsicht in eine noch nicht vollendete Gesellschaft, so nahmen sie Stöcker, Bloch und Simmel in die Funktionsweise der Liebe überhaupt auf und damit wurde eine eigentliche Umwertung der Werte – inhaltliche Qualität statt Dauer – vollzogen oder zumindest ins Auge gefasst: »Denn es ist ganz irrig«, schreibt Simmel, »dass die Dauer eines Gefühls von seiner Intensität abhängt, oft nur eine Täuschung, vielleicht eine unvermeidliche, der seelischen Optik, wenn man die Stärke und Tiefe eines Gefühls nicht anders als durch seine »Ewigkeit« meint ausdrücken zu können, oder umgekehrt aus der Begrenztheit seiner Dauer auf mangelnde Kraft und Echtheit schliesst. [...] Den inneren Wert eines Gefühls von seiner Dauer abhängen zu lassen, ist vielleicht nicht richtiger, als den ästhetischen Wert einer Vase von ihrer Zerbrechlichkeit oder Dauerhaftigkeit.«<sup>136</sup> Und damit radikalisiert Simmel noch Helene Stöcker: Der Irrtum liegt nicht bei den Liebenden, denen die eine Liebe in den Händen vergeht und eine andere zuwächst, irren tun diejenigen, die von solchem auf eine mindere Qualität des Liebesgefühls schliessen.

Die Frage, was Liebe eigentlich sei, stellte sich um 1900 als eine Folgeproblematik der romantischen Liebe, in der die sozusagen verallgemeinerte Enttäuschung der Liebe in der Ehe reflexiv bewältigt wurde: Es ging weniger um den sozialen Geltungsanspruch von Liebe, als vielmehr um die Frage, wie mit Liebe umgegangen werden kann, welche »Kultur« der Liebe angestrebt, welche Kunstfertigkeit der Liebe beherrscht werden muss und welche Grenzen der Handhab-



barkeit gerade in Sachen Beständigkeit und Bestand von Liebe anzuerkennen sind. Was dann freilich wiederum anschlussfähig war für sexualwissenschaftliche und zunehmend auch für die beginnenden psychologischen Thematisierungsweisen der Paarbeziehung, die im 20. Jahrhundert die Liebe ganz in ihren Dienst nehmen sollten. Um 1900 mündete die hier nachgezeichnete Argumentation aber zunächst in ein Paradox: Mit der Stabilität der Liebe, die doch erotische Flügelschläge in die Pflicht zu nehmen hat und Dauer zu schaffen vermag, kann nicht gerechnet werden, und zwar ist dies umso mehr der Fall, je näher die Liebe zu sich selber kommt als Verhältnis zweier individualisierter Persönlichkeiten.

Aus dieser Konstellation ergaben sich hinsichtlich der Institution Ehe konkrete reformpolitische Forderungen, die Stöcker und Key wiederum miteinander teilten: zum einen die nach einem liberalen und individualisierten Scheidungsrecht, zum andern die nach einer Anerkennung des Konkubinats, das heisst nach einer Entstigmatisierung nicht-juridisch formalisierter Lieben – welche ihre Verfechterinnen durchaus unterschieden vom »Verhältnis«, vom »galanten Abenteuer«, vom »Niederschlag verliebter Launen«. <sup>137</sup> Freilich stellt sich den reformethischen Ehekritikerinnen aus feministischer Perspektive die von Helene Lange aufgeworfene Problematik der andauernden Elternpflicht ebenfalls. Ellen Key bewältigt dieses Problem in einer Verkoppelung von Privatisierung der Geschlechterbeziehung und Sozialisierung der Elternpflicht: »Die Bewegungen des Seelenlebens, die jetzt in zwei verschiedenen Richtungen ausstrahlen, würden sich sammeln, wenn die Gesellschaft alle Kinder gleich schützte, es aber allen einzelnen überlassen würde, ihre Liebe selbst zu schützen.« <sup>138</sup> Ganz bewusst wurde mit diesen Forderungen eine die Ehe deinstitutionalisierende Dynamik im Sinn einer Pluralisierung und Temporalisierung der heterosexuellen Paarbeziehung nicht nur in Kauf genommen, sondern regelrecht eingefordert in der Überzeugung, dass in Fragen von Ehe und Scheidung das »Schwergewicht [...] auf persönliche Verantwortlichkeit und *nicht* auf die äusseren Formen« zu legen sei, und dass gerade darin die Ehe »sittlich« werde. <sup>139</sup>

Diese Liebesethik hat zwar die Dauer durchaus im Sinn, sie kämpft aber pragmatisch in keyschem Sinn oder soziologisch einsichtig in stöckerschem Sinn für das, was man heute »sukzessive« oder »serielle« Monogamie nennt (und mitunter gar auch – obgleich wegen ihrer gefährlichen Nähe zur zweifelhaften Polygamie der *Hurra-Erotik* meist gut verborgen – für die »Doppelliebe«), denn nur, wenn die Liebe frei ist, entlassen aus rigiden institutionellen Zwängen, aus der »Umgitterung«, wie es Hedwig Dohm nennt, kann sie ihre Wirkungsmacht entfalten. <sup>140</sup> Das Problem der Dauer war damit nicht bewältigt, aber es war ihm die Relevanz und das Amoralische der von den Gegnern einer leichten Scheidung

unterstellten *Augenblicksstimmung* genommen. Der Primat der Stabilität einer Liebesbeziehung war aufgehoben zugunsten des Primats der Inhalte einer Liebesbeziehung, die den Neuen Ethikerinnen zu wichtig geworden waren, als dass sie Zugeständnisse an einen absolut gesetzten Stabilitätsanspruch hätten machen mögen.

Umgekehrt und ganz folgerichtig unterlegte denn auch Helene Lange ihrerseits ihr Plädoyer für die Ehe als »bürgerliche« dauerhafte Institution indirekt mit einer gänzlich anderen Vorstellung des Liebesgefühls: die nämlich einer Liebe, die in der Ehe gelernt werden kann und im gemeinsamen »Hausen«, wie es sich die Alten dachten und wo im Umkehrschluss des stöckerschen Diktums nicht *die Tugend eine Folge des Glücks*, sondern vielmehr das Glück eine Folge der Tugend war. Lange fühlt sich angesichts liebesethisch motivierter Forderungen einer Helene Stöcker und einer Ellen Key »geradezu gereizt«, Fontanes Leutnant Rienäcker zu zitieren: »Wenn unsre märkischen Leute sich verheiraten, so reden sie nicht von Leidenschaften und nicht von Liebe, sie sagen nur: Ich muss doch meine Ordnung haben! Und das ist ein schöner Zug im Leben unsres Volkes und nicht einmal prosaisch. Denn Ordnung ist mitunter viel und alles.« <sup>141</sup>

Diese »banale Weisheit, die man oft gegenüber konventionellen oder aus rein äusseren Gründen geschehenden Eheschliessungen hört: die Liebe käme schon noch in der Ehe – ist tatsächlich nicht immer im Unrecht«, befindet auch Georg Simmel, der damit aber nicht für die Institution plädiert wie Helene Lange, sondern mit dem Begriff der »Treue« eine argumentative Leerstelle auffüllt, welche die Liebesethik dort aufweist, wo sie die Liebe als auf Dauer gerichtetes Gefühl postuliert, aber nicht klärt, wie eigentlich Liebe Dauer schafft. Was nämlich die Ehe hinsichtlich der Dauer einer Beziehung als Institution leiste, das leiste die Treue auf der Ebene des Gefühls, verstanden nicht als Qualität eines Gefühls und schon gar nicht im landläufigen Sinn als Exklusivität, nicht als auf das »Besitzen eines anderen«, nicht auf ein »eudämonisches Gut des Fühlenden« und auch nicht auf das »Wohl des anderen« gerichtet, sondern als ein »eigener Seelenzustand«: Treue nämlich ist das, was »auf den Bestand des Verhältnisses als solchen« gerichtet ist, auf »die Erhaltung der Beziehung zum anderen«; in der Treue nimmt »tatsächlich einmal die personale, fluktuierende Innerlichkeit den Charakter der fixierten, stabilen Form des Verhältnisses« an. Insofern ist die Treue die seelische Entsprechung zur äusseren Institution, der ins Innere gewendete, der empfundene Wille zur Dauer. Liebe wird dann in der Ehe »gelernt«, wenn »der Bestand des Verhältnisses erst einmal sein psychologisches Korrelat in der Treue gefunden« hat, dann »folgen dieser schliesslich auch ihre Affekte, Herzensinteressen, inneren Bindungen, die statt ihrer sozusagen logischen Stel-

lung am Anfang der Beziehung sich nun vielmehr als deren Endresultat herausstellen.« Insofern aber als Treue selbst schon die Antwort auf das *fluktuierende* Innere der Einzelnen, auf die »vibrierende Lebendigkeit« menschlicher Wechselbeziehungen ist, findet in ihr die intrinsische Neigung sozialer Beziehungen zur »Verfestigung ihrer Form« ihre gefühlsmässige Entsprechung und Einlösung und hat die Ehe nicht zwingend nötig, die nur die »entschiedenste und unnachgiebigste Antwort« auf das *Vibrieren* und *Fluktuieren* ist. Treue ist als solche nicht abhängig von der Institution, sie ist selbst eine Institutionalisierung des Gefühls. Anders als die Liebe jedoch kommt die Treue nicht »wie Regen oder Sonnenschein und ohne dass unser Wille über ihr Kommen und Gehen Herr wäre« über die Menschen, sondern sie ist mehr »unseren moralischen Vorannahmen zugänglich«. <sup>142</sup>

In solcher Treue wäre vermutlich die individuelle Leistung der Einzelnen in der stöckerschen *Liebes- und Lebenskunst* zu erkennen, die es übernimmt, *zu halten was das Schicksal uns verspricht*. Die politische Frage um 1900 aber war, wie weit die Beziehungen zwischen Frauen und Männern der Kunstfertigkeit der Einzelnen zu überlassen seien, wie sehr man auf solches vertrauen konnte, wo es um die Stabilität sozialer Verhältnisse ging, die man auf die Stabilität zwischenmenschlicher Beziehungen angewiesen glaubte. Und da war man dann wiederum beim alles entscheidenden kognitiven Knoten angelangt, der die politisch-juristische Diskussion um das Scheidungsrecht prägte: dem Verhältnis von Neigungen und Pflichten, von individuellen und kollektiven Interessen, in welchem die einen den unhintergehbaren Antagonismus erkannten, den es rechtlich zu bewältigen galt, und den die andern als einen nur vermeintlichen denunzierten: Wäre die Liebe in die Freiheit entlassen, so gäbe es keinen Widerspruch zwischen Neigung und Pflicht. Das war die grosse Frage der Zeit und sie artikulierte sich mit aller Vehemenz in Belangen der Paarbeziehung: »An keinem Punkt der modernen Entwicklung«, hält selbst Helene Stöcker inne, die doch auf die Gewissheit ihrer vielfach in Worte gefassten ethischen Überzeugung zurückgreifen kann, »ist vielleicht der Konflikt zwischen den Rechten des Individuums und denen der Gesellschaft so schwierig zu lösen, wie auf dem Gebiet des Ehelebens.« <sup>143</sup>

### **Der eheliche Hasard. Noch einmal die Statistik und keine Sanierung der Verhältnisse**

Von der Liebe war im Gesetzgebungsprozess zum ZGB nicht die Rede, wohl aber vom prinzipiell gedachten Antagonismus zwischen einer institutionellen

Ordnung von gesellschaftlichem Interesse, der die Einzelnen verpflichtet sind einerseits und den Unwägbarkeiten der Gefühlswelten dieser Einzelnen andererseits. In diesem Verweisungszusammenhang wurde über die Scheidung verhandelt. Die Problematik war dabei nicht die einer vorsäkularen Gesellschaft, in welcher das sündige Fleisch gegen die Ehe focht, es war nicht die einer Sentimentalisierung der Ehe wie um 1800, wo die Gegner der Scheidung im Sinne des Vicomte de Bonald das egoistische »Vergnügen des Herzens und der Sinne« in einen Antagonismus zur sozialen Pflicht setzten – wenngleich auch dieses Motiv den Diskurs um 1900 durchzieht –, sondern es war im Kern die Problematik der Temporalisierung der heterosexuellen Paarbeziehung. <sup>144</sup> Und aus feministischer Perspektive war das dann eben auch die Problematik der Koppelung von dauerhafter Elternpflicht mit aus dem Primat der Dauer entlassener Liebe. Nicht allein in der Angst vor der Entfesselung volatiler erotischer Gefühle artikulierte sich um 1900 das Unbehagen am Unwägbarkeiten der Ehe, sondern gerade auch in der Angst vor dem, was die Neue Ethik in Worte und Plädoyers fasste: dass nicht nur das erotische, sondern auch das seelische Fühlen über die Ehe hinaus-schiessen könnte, dass Liebe und Treue in der Ehe vergehen könnten und dass das nicht unbedingt verwerflich, nicht unbedingt *unsittlich* sein müsste. Die Ehe sei just unter den Bedingungen der Liebes- und dem Postulat der »Einheit der Seele und der Sinne« ein veritables »Hazardspiel«, schreibt Marianne Weber und selbst Carl Hilty rechnet mit dem Gewagten und Unwägbarkeiten, wenn er die Ehe für »eine ›riskierte‹ Sache« hält. <sup>145</sup>

Setzte sich im Gesetzgebungsprozess zum ZGB der Wille zur Erschwerung der Scheidung in Absicht einzudämmender Scheidungsraten und in Orientierung an einem rigid institutionellen Eheverständnis durch, so sollte dieser Wille in der Rechtspraxis keine Wirkung entfalten. Denn weder Eheleute noch Richter bekümmerten sich nach 1912 um die Intention des Gesetzgebers allzu sehr. Nur drei Jahre nach Inkrafttreten des ZGB beobachtet Hans Fritzsche, Gerichtsschreiber am Bezirksgericht Horgen und späterer Professor der Jurisprudenz, dass sich mit der Implementierung des neuen Scheidungsrechts kaum etwas an der vorgängigen Rechtspraxis nach Zivilstands- und Ehegesetz von 1874 geändert habe: »Wer vom Inkrafttreten des ZGB eine erhebliche Erschwerung der Scheidung und damit verbunden eine sofortige Abnahme ihrer Zahl erwartet hat, mag sich durch die geschilderte Praxis enttäuscht finden.« Die »Sanierung« der schweizerischen Scheidungsverhältnisse im Sinn einer Senkung der Scheidungsrate sei vorerst nicht gelungen. <sup>146</sup> Und gleichsam präventiv gibt Fritzsche vier Jahre später dem Kritiker dieser Verhältnisse zu bedenken, er werde sich immer sagen müssen, »dass er dem unerschöpflichen Reichtum des Lebens mit

unzulänglichen Mitteln gegenübertritt und dass sein »Falsch« und »Verwerflich« durch die zukünftige Gestaltung der Dinge Lügen gestraft werden kann«. <sup>147</sup> Gut anderthalb Jahrzehnte später sah die Bilanz nicht anders aus und Kritik gab es reichlich. An einer Tagung des Schweizerischen Juristenvereins 1929 konstatiert der Redner Albert Picot, dass sich vor allem die städtischen Richter in erster Instanz, »gebadet in der Atmosphäre des konkreten Falles«, zu scheidungswillig gäben. <sup>148</sup>

Tatsächlich war die gesamtschweizerische Scheidungsrate von 1876 bis 1920 kontinuierlich angestiegen, in absoluten Zahlen hatte sie sich verdoppelt, bezogen auf die bestehenden Ehen oder die Eheschliessungen war sie um 30–40 % gestiegen. Am Berner Amtsgericht sank zwar die Anzahl Scheidungs- beziehungsweise Trennungsklagen zunächst von 95 im Jahr 1912 auf 90 in den Jahren 1913 und 1914, um dann aber auf 97 im Jahr 1915 und schliesslich auf 107 im Jahr 1916 anzusteigen. Die neu geschaffene Möglichkeit der Trennung wurde insgesamt nur in 12 Fällen von Klagen und Widerklagen in Anspruch genommen, was wenig erstaunlich ist, waren es doch vor allem katholische Richter und Kantone, die nach dem Rechtsinstitut der Trennung verlangt hatten. <sup>149</sup> Während des ganzen Untersuchungszeitraums von 1912 bis 1916 verteilen sich die Prozesse, proportional entsprechend den sozialstrukturellen Verhältnissen, zu 56 % auf die Arbeiterklasse, zu 39 % auf den Mittelstand und zu 5 % aufs Bürgertum. Die Klagen wurden zu 38 % von Männern und zu 62 % von Frauen eingereicht, beziehungsweise zu 36 % von Frauen und zu 20 % von Männern der Arbeiterklasse, zu 23 % von Frauen und zu 16 % von Männern des Mittelstands und schliesslich zu 3 % von Frauen und zu 2 % von Männern des Bürgertums. <sup>150</sup> Im Verlauf der hier untersuchten Jahre allerdings ist insgesamt für den Bezirk Bern eine zunehmende Tendenz von Prozessen in Mittelstand und Bürgertum sowie der Klagen von Männern zu verzeichnen, während besonders die Klagen von Arbeiterfrauen leicht abnehmen – was auch mit der unsicheren ökonomischen Situation der Kriegsjahre zusammenhängen dürfte –, insgesamt aber klagen Frauen nach wie vor häufiger als Männer. <sup>151</sup> Gesamtschweizerisch liegt von 1901 bis 1921 der Anteil der von Frauen eingereichten Klagen fast unverändert bei rund 50 %, während sich die übrigen Fälle auf Klagen von Männern und gemeinsame Klagen (also Klagen mit Zustimmung des andern Ehepartners beziehungsweise Kombinationen von Klage und Widerklage) verteilen.

Werden für Bern von 1912 bis 1916 die Zustimmungen zur Klage und die Widerklagen zusammengerechnet, so sind es im Fall der Klage eines Ehemannes 69 % aller beklagten Frauen, die den Entschluss zur Scheidung ausdrücklich teilen, im umgekehrten Fall der von Frauen eingereichten Klagen sind es 68 % der

Männer, die eine Scheidung ebenfalls wünschen. Konventionen wurden in 39 % der von Frauen eingereichten, in 45 % der von Männern eingereichten Scheidungsprozesse abgeschlossen. Die Häufigkeit von Konventionen differiert klassenspezifisch: Wurden in der Arbeiterschaft in 28 % aller Fälle Konventionen abgeschlossen, so waren es im Mittelstand 57 % und im Bürgertum 61 %. Dies erklärt sich wahrscheinlich daraus, dass die Regelung der finanziellen Nebenfolgen bei wohlhabenderen Ehen stärker ins Gewicht fiel. Weiter lässt sich für die Schweiz insgesamt statistisch beobachten, dass der »Erfolg« der Scheidungsklagen von 1876 bis 1920 »regelmässig gewachsen« war, das heisst die Zahl der vom Gericht abgelehnten Klagen war kontinuierlich gesunken. Am Berner Amtsgericht wurden im Untersuchungszeitraum von 1912 bis 1916 nur gerade 3 % aller eingereichten Klagen abgewiesen; 4 % beträgt die Abweisungsquote bei den von Männern eingereichten Klagen, 2 % bei den von Frauen eingereichten Klagen. Die abgewiesenen Prozesse fallen zu 50 % auf die Arbeiterklasse, zu 42 % auf den Mittelstand und zu 8 % auf das Bürgertum, sie entsprechen also proportional dem jeweiligen klassenspezifischen Anteil an den eingereichten Klagen. Insbesondere die Generalklausel der tiefen Zerrüttung wurde gesamtschweizerisch immer häufiger in Anspruch genommen, bis es 1920 annähernd 70 % aller Scheidungen waren, die aus diesem Grund ausgesprochen wurden. In Bern fallen von 1912 bis 1916 50 % aller in den Klagen und 60 % aller in den Urteilen genannten Scheidungsgründe auf die tiefe Zerrüttung. Explizit keinerlei Schuldzuweisung schliesslich nahm das Gericht in 24 % aller Fälle vor.

Insgesamt weisen diese Befunde eine Scheidungspraxis aus, die in Widerspruch zur Intention des Gesetzgebers steht, der die Scheidung hatte erschweren wollen und aus dem ZEG von 1874 gerade das Institut der einvernehmlichen Scheidung nicht übernommen hatte. Die Scheidungspraxis an den urbanen und protestantischen Gerichten blieb weit gehend unverändert, und über den Scheidungsgrund der tiefen Zerrüttung sowie anhand der Konventionen wurde faktisch die einvernehmliche Scheidung praktiziert – was in letzter Konsequenz die Dynamik einer längerfristigen Deinstitutionalisierung der Ehe vorantrieb. <sup>152</sup>

Just die in den erwähnten Zahlen manifeste und von seinem Vorredner inkriminierte Praxis begreift H. Seeger, neben Albert Picot der zweite Hauptreferent an der Juristentagung von 1929, als eine Stärke des Scheidungsrechts nach ZGB: Es komme nämlich darin die Anpassungsfähigkeit des gesetzten Rechts an »wahre Bedürfnisse« und »Notwendigkeiten des Lebens« zum Ausdruck. <sup>153</sup> Diese Ansicht allerdings wird von den Mitgliedern des Juristenvereins nahezu unisono scharf kritisiert. In der stetigen Zunahme der Scheidungen vermögen sie nichts anderes als ein soziales, in der Wirkungslosigkeit der scheidungserschwerenden

Massnahmen nicht als ein juristisches Malaise zu erkennen. Der Scheidungsdiskurs als Anomiediskurs setzte sich in den folgenden Jahrzehnten fort, ging direkt in die so genannte »Familienschutzdebatte« der 1940er Jahre ein und erreichte dort einen eigentlichen Höhepunkt an kulturkritischer Schärfe. 1943 konstatiert der Bundesrichter Jacob Strebel: »Jede Scheidung aber ist ihrem Wesen nach ein Angriff auf das Institut der Ehe selbst«, und in der weiterhin steigenden Scheidungsrate diagnostiziert er nichts weniger als ein »nationales Unglück«. <sup>154</sup> Der Arzt und Verfasser von Eheschriften Hans Hoppeler befindet in seiner Schrift »Höhenweg der Frau« in denselben Jahren unmissverständlich: »Wer scheidet, wird mitschuldig der Zerstörung von Ehe, Familie und Staat.« <sup>155</sup>

Die Diskrepanz zwischen Rechtsetzung und Rechtsprechung, zwischen Intention des Gesetzgebers und Praxis der Gerichte ist eine grundsätzlich unvermeidliche und als solche gehört sie zum Bewusstsein der Jurisprudenz. Und dennoch sucht diese Diskrepanz das juristische, aber auch das gesellschaftliche Bewusstsein als ein tief empfundenes Unbehagen immer wieder heim. Dies ist hier umso mehr der Fall, als mit dem Ehe- und Scheidungsrecht nach ZGB eindeutig und unmissverständlich Gesellschafts- und Geschlechterpolitik betrieben worden ist: ging es doch bei der Verfassung des Eherechts darum, Ort und Handlungsspielraum der Frauen im Sinn einer reduzierten Individualisierung und gegen emanzipative Ansprüche festzuschreiben, und ging es doch bei der Verfassung des Scheidungsrechts darum, die soziale und juristische Praxis im Sinn einer »Stärkung« der Institution Ehe zu korrigieren. Darin kam die Familie zu ihrer Bedeutung als *Bollwerk* gegen das, was an der Moderne als Unfrieden und Unordnung empfunden wurde. Und darin war die Rechtsetzung eine Antwort auf das, was als Krise der Ehe thematisiert wurde und was eigentlich die Krise einer bürgerlichen Gesellschaftsordnung war: Baute diese ideologisch auf geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und männliche Herrschaft, auf die komplementäre Verschränkung von öffentlicher Welt der Interessenkonkurrenz und privater Welt des Familienlebens sowie auf die Stabilität solcher Ordnung, so war sie doch mit einem ihrer eigenen Entstehung logisch und historisch gleichursprünglichen prekären Geschlechterverhältnis konfrontiert, seitdem die Postulate der französischen Revolution und demokratischer Gesellschaften auch Forderungen nach einer Befreiung der Frauen aus der Unterordnung unter männliche Macht motiviert hatten und seitdem die romantische Liebe allhand Dynamik in der Geschlechterbeziehung freigesetzt hatte. <sup>156</sup> Zwar hat die Naturalisierung sozialer Geschlechterdifferenzen und -verhältnisse während des ganzen 19. Jahrhunderts die immer wieder drohende »Unordnung« der Geschlechter erfolgreich abgefangen. <sup>157</sup> Doch wurden stets von neuem Brüche sichtbar und die Disponibilität des

modernen Geschlechterverhältnisses intensivierte sich um die Jahrhundertwende, als sozialer Wandel und kritische Diskurse diese Ordnung in Frage stellten. Es zeugt indes vom politischen Durchsetzungsvermögen und der Definitionsmacht der bürgerlichen Gesellschaftsvision, dass keine anderen Modelle des Geschlechterverhältnisses konsensfähig waren als der Entwurf einer institutionell verfestigten hierarchischen und geschlechtsspezifisch arbeitsteiligen Ehe. Und vielleicht liesse sich zugespitzt sogar sagen, dass die politische Durchsetzung dieses Modells eine eigentliche »Gegenrevolution« gegen all die Phänomene und all die Stimmen war, die um 1900 die Institution Ehe kritisierten. Zunächst erfolgreich war diese Reaktion wohl gerade deshalb, weil sie diese Kritik – und die ihr entsprechende soziale Praxis – nicht ignorierte und tabuisierte, sondern aufgriff, um sie in rechtstheoretischen Konstruktionen zu neutralisieren.

Zwar wurde mit dem Eherecht nach ZGB eine Antwort auf das gegeben, was den Zeitgenossen als »Krise der Ehe« galt. Bewältigt war es damit aber nicht, wie die Zahlen deutlich machen. Dass sich die Scheidungsraten nicht verringern liessen, das warf die kommentierenden Juristen in den 1920er Jahren wieder zurück auf die Problematik der Unvereinbarkeit des unwägbaren Individuellen mit dem gesellschaftlichen Interesse an stabiler Ordnung. Albert Picot referiert: »Scheidung heisst der Auflösungsvorgang einer Institution, die für das ganze Leben geschaffen ist und die Ehe heisst. Sie verlangt vom Juristen eine Prüfung von Fragen, die von höchstem Interesse sind für die öffentliche Ordnung und die Gesellschaft, und die ihren Ursprung in den tiefsten und intimsten Regionen des Gewissens und der menschlichen Persönlichkeit haben.« <sup>158</sup> Je mehr aber diese *tiefsten und intimsten Regionen*, ihre Topographien, ihre Neigungen und Abgründe als mindestens gleichermassen legitim wie das öffentliche Interesse galten – und das war es, wofür die Vertreterinnen der Liebesethik um 1900 fochten –, desto weniger liess sich letztlich gegen Scheidungen einwenden, desto verfügbarer wurden Ehe und Scheidung den Richtern und Eheleuten, und desto in sich unversöhnlicher wurde die gedoppelte Aufgabe, die sich den Richtern in der Praxis stellte: gleichzeitig dem öffentlichen Interesse und dem Intim-Persönlichen Rechnung zu tragen.

#### 4. Vor Gericht. Die Scheidung am Amtsgericht Bern nach 1912

Die bisherige Darstellung des Ehe- und Scheidungsrechts nach ZGB 1907/12 hat notwendigerweise viele Aspekte übergangen, die für den Verlauf einer kon-

kreten Scheidung wesentlich sind. Im Folgenden sollen deshalb im groben Umriss anhand der relevanten Gesetzestexte und ihrer Kommentierung in zeitgenössischer juristischer Literatur die formalen Bedingungen einer Scheidung und die konkrete Situation vor Gericht rekonstruiert werden, soweit deren Kenntnis für die nachfolgende Analyse der Einzelfälle relevant ist.<sup>159</sup>

Eine Klage mit anschliessendem Prozessverfahren und abschliessendem Urteil ist die einzige rechtlich anerkannte Form einer Eheauflösung. Zuständig für eine Scheidungsklage ist in erster Instanz das Amts- beziehungsweise Bezirksgericht am Wohnsitz des beziehungsweise der Klagenden, als zweite Instanz amtiert das Obergericht als Berufungsgericht in Zivilsachen. Der Idee nach repräsentiert das Amtsgericht Gesellschaft und Staat im doppelten Wortsinn: es steht für diese und es vertritt ihre Interessen. Das Amtsgericht ist ein Kollegialgericht; es besteht aus einem Gerichtspräsidenten, einem Gerichtsschreiber, vier Amtsrichtern und zwei bis vier Ersatzrichtern.<sup>160</sup> An einer Prozessverhandlung sind also prinzipiell fünf, immer aber mindestens drei Personen anwesend. Der Gerichtsschreiber führt Protokoll, während Amtsrichter und Gerichtspräsident für die Urteilsfindung zuständig sind, wobei Letzterem der Stichtscheid zukommt. Präsident und Amtsrichter werden von der Wahlversammlung des Amtsbezirks gewählt; die Amtsdauer beträgt vier Jahre. Seit 1907 muss der Gerichtspräsident, seit 1909 auch der Gerichtsschreiber über ein bernisches Fürsprecher- oder Notariatspatent verfügen. Die Amtsrichter hingegen sind Laienrichter, die aber als zumindest »rechtskundige Männer« gelten; sie sollen qua ihres Berufs und ihrer politischen Zugehörigkeit die Bevölkerung in ihrer Breite repräsentieren. Voraussetzung für die Wahl zum Amtsrichter sind Stimmberechtigung – und das heisst in dieser Zeit: männliche Geschlechtszugehörigkeit – und ein Mindestalter von 25 Jahren. 1912 setzt sich das Amtsgericht zusammen aus dem Gerichtspräsidenten Hans Bäschlin und den vier Amtsrichtern G. Michel, Buchdrucker aus Bern und Grossrat seit 1902, Rudolf Winzenried, Landwirt in Herzwil bei Köniz, Emil von Siebenthal, Notar aus Bern und Chr. Salzmann aus Habstetten. Ersatzrichter waren Wilhelm Haldimann, Gemeindeschreiber aus Stettlen, Samuel Scherz, Armeninspektor in Bern, Alexander Schwab, Notar aus Wohlen bei Bern und Karl Zingg, Arbeitersekretär in Bern. Die einzige Änderung im hier zur Diskussion stehenden Zeitraum betrifft den Gerichtspräsidenten: Auf Hans Bäschlin folgt 1914 Hermann Marti aus Bern.<sup>161</sup> Wenn von der vollständigen Abwesenheit der nicht stimmberechtigten Frauen einmal abgesehen wird, so ist dieses Gremium soziokulturell und politisch durchaus heterogen, wobei mit den Notaren und dem Gerichtspräsidenten das bildungsbürgerliche Milieu am stärksten vertreten ist.<sup>162</sup>

Klagewillige Ehefrauen oder -männer müssen zwei formale Klagevoraussetzungen erfüllen: Sie müssen urteilsfähig sein und sie dürfen an der Zerrüttung der Ehe keine Schuld tragen. Die Frage der Schuld beziehungsweise der Unschuld muss in jedem Fall während des Prozesses geklärt werden. Stellt sich heraus, dass der klagende Teil schuldig ist, so wird die Klage abgewiesen und einer allfälligen Widerklage des andern Teils entsprochen. Geklagt werden kann auf Trennung oder auf Scheidung. Damit stellt das Recht auch gläubigen Katholiken eine Möglichkeit zur Verfügung, ein unerträgliches Eheverhältnis zu beenden. Wird auf Trennung geklagt, so darf das Gericht keine Scheidung aussprechen; umgekehrt kann es jedoch auf Trennung erkennen, wenn auf Scheidung geklagt wird und das Gericht zum Schluss kommt, dass, so der Kommentator Gmür, eine »gewisse AUSSICHT auf die Versöhnung« besteht.<sup>163</sup>

Das ZGB sieht fünf spezielle Scheidungsgründe vor: Ehebruch (Art. 137); Nachstellung nach dem Leben, schwere Misshandlung und schwere Ehrenkränkung (Art. 138); Verbrechen und unehrenhafter Lebenswandel (Art. 139); böswillige Verlassung (Art. 140); Geisteskrankheit (Art. 141). Bei allen speziellen Scheidungsgründen ausser der Geisteskrankheit ist das Verschulden einer Partei erforderlich, wodurch das Klagerecht und die Beweisführung an die unschuldige Partei fallen. Dieses Klagerecht kann in den Fällen von Ehebruch, Nachstellung nach dem Leben, Misshandlung und Ehrenkränkung verjähren. Es fällt bei Ehebruch und Verbrechen ausserdem dahin, wenn der unschuldige Teil der Handlung zustimmt, im Fall Ehebruch auch, wenn er verzeiht – gilt das doch dem Gesetzgeber als Zeugnis dafür, dass der verletzte Teil die Verletzung nicht in einem Ausmass als schwerwiegend empfunden hat, das die Ehe unzumutbar machen würde. Diese klageausschliessenden Bestimmungen haben als scheidungserschwerende Artikel ins ZGB Eingang gefunden.

Die Generalklausel der tiefen Zerrüttung (Art. 142) ergänzt die speziellen Gründe. Zerrüttung soll dann angenommen werden, wenn ein »Zustand der Aufhebung oder schweren Störung der geistigen und sittlichen Gemeinschaft (nicht immer dagegen der äusseren Gemeinschaft), zu der die Ehegatten nach Recht und Sitte verbunden sind«, vorliegt. Die Gründe, die zu einem solchen Zustand führen können, klassiert Gmür in drei Gruppen: Verletzungen der durch die Ehe begründeten Pflichten (Verweigerung des Zusammenlebens, nachlässige Versorgung der Familie durch den Ehemann, ungesitteter Umgang etc.), allgemein erniedrigendes und entwürdigendes Verhalten (Hang zu Exzessen, Liederlichkeit etc.), unverschuldete Sachverhalte wie Krankheit, Religionswechsel, politischer Dissens, Fanatismus hinsichtlich »der Religion, der vegetarischen Lebensweise, der Abstinenz«, unüberwindliche Abneigung etc.<sup>164</sup> Die Umstände der tiefen Zer-

rüttung sind dem Gericht von den Parteien positiv nachzuweisen. Das Klage-recht kommt bei der tiefen Zerrüttung beiden Parteien je einzeln zu und eine beidseitige Klageanhebung wird auch empfohlen, da das Gericht eine übereinstimmende Erklärung als Beweismoment würdigen kann. Das Gericht muss aber auch in einem solchen Fall die Scheidungsgründe prüfen und die Schuldfrage verfolgen. Dabei muss nicht zwingend die Schuld nur der einen Partei festgestellt werden; allerdings muss erwiesen sein, dass die klagende Person nicht die überwiegend schuldige ist, wenn sich die andere Person der Scheidung widersetzt. Die tiefe Zerrüttung ist derjenige Scheidungsgrund, der den scheidungswilligen Eheleuten eine breit gefächerte Scheidungsmöglichkeit eröffnet. Zugleich ist es aber auch derjenige Artikel, der diese am stärksten vom richterlichen Ermessen abhängig macht, denn die Gründe, die für eine tiefe Zerrüttung angeführt werden, begründen keinen absoluten Anspruch auf Scheidung. Sie führen nur dann zur Scheidung, wenn dargelegt werden kann, dass sie zu einem Ausmass an Zerrüttung führten, das eine Fortführung der Ehe unzumutbar macht.

Der absolute Anspruch auf Scheidung ist im ZGB aber auch bei den speziellen Gründen kaum mehr gegeben. In Anwendung der Kombination von Zerrüttungs- und Zumutbarkeitsregel kann das Gericht bei Vorhandensein eines speziellen Grundes zwar ohne weiteres Zerrüttung annehmen, es muss aber dann in der Folge darüber befinden, ob die Fortsetzung der ehelichen Gemeinschaft den Gatten zuzumuten sei: »Alle Scheidungsgründe des ZGB beruhen in letzter Linie immer darauf, dass EINE SO TIEFE ZERRÜTTUNG DES EHELICHEN VERHÄLTNISSSES DARGETAN IST, DASS DEM ANDERN DIE FORTSETZUNG DER EHELICHEN GEMEINSCHAFT NICHT ZUGEMUTET WERDEN DARF.«<sup>165</sup> Damit geht der Gesetzgeber davon aus, dass es ein Mass an Zerrüttung gibt, das den Eheleuten zugemutet werden kann.

Explizit zur Anwendung kommt die Zumutbarkeitsregel bei Geisteskrankheit, Verbrechen und unehrenhaftem Lebenswandel und der tiefen Zerrüttung. In diesen Fällen kann das Gericht gegen die Scheidung entscheiden, wenn es zwar die Zerrüttung als gegeben anerkennt, aber befindet, dass den Eheleuten das weitere Zusammenleben zuzumuten sei. Die Grenzen der Zumutbarkeit sind rechtlich nicht definiert. Dem Gericht muss die schwierige Balance zwischen dem Unglück der Eheleute und dem Interesse der Öffentlichkeit gelingen – wobei Gmür in seinem Kommentar den Interpretationsspielraum zugunsten der Eheleute nutzt: Der Richter habe zwar nicht »vornehmlich das öffentliche Interesse an der Festigkeit der Familien im Auge zu halten [...]»; eine faule und zerrüttete Ehe ist auch für die Gesamtheit ein Unsegen. Vielmehr kann aus dem Gesetzeswortlaut entnommen werden, dass er vor allem das subjektive Moment, DIE SEELISCHE

LAGE DES KLAGENDEN TEILS, berücksichtigen soll, aber es muss diese Berücksichtigung kontrolliert sein durch die BEACHTUNG SITTLICHER NORMEN«. Das Gericht muss sich davon überzeugen, dass bei den Eheleuten eine Empfindung der tiefen Zerrüttung vorhanden ist, die auch nach objektiven moralischen Massstäben gerechtfertigt scheint und die das Gefühl der Unerträglichkeit begründet. Dabei sind die individuelle und soziale Situation der Einzelnen und der Ehe als Ganzem zu berücksichtigen. Ein »guter Eherichter«, resümiert Gmür hierzu, »muss auch ein guter Psychologe sein«.<sup>166</sup>

Der Scheidungsprozess wird mit einer schriftlichen Klage und allenfalls einer schriftlichen Antwort eingeleitet.<sup>167</sup> In den allermeisten Fällen werden Klage- und Antwortschriften von Anwälten verfasst, die derart zwischen der Lebenswelt der Eheleute und dem juristischen Verfahren vermitteln. Sie passen die Argumentationen in juristisch handhabbare Formen, richten in Kenntnis der Gesetze die argumentativen Strategien aus und können ihren Mandant oder ihre Mandantin vor Gericht vertreten. Die Klage führt Namen, Wohnort und Bezeichnung der Parteien auf, das Rechtsbegehren auf Scheidung oder Trennung, begründende Tatsachen, Angabe der Beweismittel sowie Datum und Unterschrift. Die Antwort beinhaltet allenfalls Einreden gegen die formelle Zulässigkeit der Klage, Anträge, eine Antwort auf die Klage, deren Begründung, Beweismittel und Einwendungen gegen Beweismittel des Klägers sowie allenfalls eine Widerklage. In Klage- und Antwortschrift müssen die Parteien alle Angriffs- und Verteidigungsmittel auf einmal vorbringen. Sie können diese im weiteren Verlauf ergänzen oder berichtigen.

Der Gerichtspräsident trifft anschliessend gegebenenfalls provisorische Massnahmen (zu Wohnung und Unterhalt der Ehefrau, zu den güterrechtlichen Verhältnissen, zur Versorgung der Kinder), er prüft die Sachlage und bereitet die Aufklärung der Sachverhalte vor, veranlasst zum Beispiel Gutachten. Er ist auch verpflichtet, einen Versöhnungsversuch zu unternehmen. Weiter kann der Gerichtspräsident die Parteien vor sich laden, die Angelegenheit in »freier Verhandlung« vorabklären und damit die eigentlichen Prozessverhandlungen vorbereiten. Auch schon vor den Verhandlungen kann das Gericht Sachverständige anhören, Zeuginnen und Zeugen einvernehmen, Augenscheine anordnen etc. Die Akten zirkulieren zur Information bei den Gerichtsmitgliedern.

In der Hauptverhandlung vor versammeltem Amtsgericht schliesslich tragen die Parteien ihre Sache persönlich oder durch anwaltliche Vertretung mündlich vor und führen den Beweis. Dabei können Zeugen vorgeladen werden. Bringen die Parteien in der Hauptverhandlung weitere Angriffs- oder Verteidigungsmittel vor, so muss der anderen Partei immer Gelegenheit zur Antwort gegeben wer-



den. Im Beweisverfahren ist das Gericht frei, das Verfahren abubrechen, wenn ihm der Sachverhalt ausreichend bewiesen scheint, oder aber weitere Beweismittel zu verlangen. Nach der Hauptverhandlung kann das Gericht entweder direkt zum Urteil schreiten oder weitere Verhandlungen anordnen. Vor dem Urteil schliesslich haben die Eheleute noch einmal Gelegenheit, ihren Standpunkt darzulegen.

Das ZGB äussert sich zum Verfahren in fünf Punkten, die mit einer Ausnahme den richterlichen Ermessensspielraum ausweiten. Die wichtigste hier zu erörternde Regelung ist die bereits erwähnte Offizial- oder Inquisitionsmaxime.<sup>168</sup> Sie vor allem soll »den Scheidungen auf blosses Begehren und den von scheidungs-lustigen Ehegatten auf Grund erdichteter Tatbestände gespielten Prozesskomödien« entgegenwirken, schreibt Gmür. Dabei geht es darum, dass sich das Gericht von den Tatsachen, die von den Parteien zur Begründung der Klage angeführt werden, persönlich überzeugen muss, damit sie als erwiesen gelten. Gmür sieht denn auch mit der Offizialmaxime den Richtern unterer Instanz eine »fast zu grosse Macht« eingeräumt.<sup>169</sup> Die bernische Justizdirektion hingegen gelangt zu einer ungetrübt positiven Einschätzung: Die neue Verfahrensordnung gebe »dem Richter die seiner hohen Aufgabe würdige Stellung und den zur Aufklärung des Sachverhaltes und zur richtigen Durchführung des Prozesses notwendigen Einfluss; er ist nicht mehr von den Parteien abhängig, sondern er steht, wie dies eigentlich selbstverständlich ist, über ihnen.«<sup>170</sup> Die Offizialmaxime zwingt die Eheleute, ihre Verhältnisse und Beziehungen in einem stärkeren Ausmass öffentlich zu machen, als dies bei einem Scheidungsprozess sowieso schon nötig ist. Gmür bringt für diese Problematik einiges Verständnis auf: »Wenn die Parteien dabei unterlassen, ihre ganze »schmutzige Wäsche auszukramen« und sich gegenseitig schwere Verfehlungen zu Lasten zu legen, damit der Skandal und die Entehrung für sie und ihre Familien vermieden wird, so ist dies wohl begreiflich.«<sup>171</sup>

Die so genannten »Nebenfolgen« der Scheidung sind vom urteilssprechenden Gericht zu regeln, wobei direkt mit dem Scheidungsurteil eine allfällige Wartefrist für eine Wiederverheiratung festzusetzen ist. Bei Verschulden muss immer eine Strafwartefrist von eins bis drei Jahren ausgesprochen werden. Die Ehefrau behält immer den Bürgerort des Mannes und sie nimmt in der Regel ihren Familiennamen wieder an. Auf Entschädigung und/oder Genugtuung kann nur der unschuldige und klagende Teil Anspruch erheben. Ein Anspruch auf Entschädigung entsteht dem Unschuldigen, wenn er infolge der Scheidung in Vermögensrechten oder Anwartschaften (Ansprüche aus Ehevertrag oder Erbrecht) beeinträchtigt wird; es handelt sich also um Entschädigung für materiellen Schaden.

Die Genugtuung entschädigt die Unschuldigen für immateriellen Schaden wie die Verletzung der Persönlichkeit durch »offenen Ehebruch, schnöde Ehrverletzung vor Nichtangehörigen, schwere Misshandlung«.<sup>172</sup> Zu Unterhaltsleistungen kann der eine Teil nur dann verpflichtet werden, wenn der andere Teil durch die Scheidung und infolge Vermögenslosigkeit und Verdienstunfähigkeit in grosse Bedürftigkeit gerät. Dabei spielt die Schuldfrage keine Rolle. Diese Abweichung vom Schuldprinzip erklärt sich aus dem staatlichen Interesse an einer Beschränkung der Zahl der Fürsorgeabhängigen; begründet wird sie als Nachwirkung der gegenseitigen ehelichen Unterstützungspflicht. Unterhaltsleistungen können einmalig oder als Rente festgesetzt werden, ihre Höhe richtet sich nach den Vermögensverhältnissen des Unterhaltspflichtigen. Die Regelung ist im Scheidungsurteil festzulegen oder, sofern eine von den Eheleuten selbständig getroffene Vereinbarung vorliegt, zu genehmigen. Änderungen in den finanziellen Verhältnissen beider Teile sowie die Wiederverheiratung des Anspruchsberechtigten veranlassen eine Veränderung oder Aussetzung einer Rente. In allen Fällen ökonomischer Verpflichtung – Entschädigung, Genugtuung, Unterhaltsleistung – muss die begehrte Partei ihren Anspruch vor Gericht kundtun.

Hinsichtlich der güterrechtlichen Auseinandersetzung wird hier nur die Regelung bei ordentlichem Güterstand, der Güterverbindung, erläutert. Die Ausscheidung des ehelichen Vermögens orientiert sich am von den Einzelnen Eingebrauchten. Hat die Ehe ein Mehr an ehelichem Vermögen erwirtschaftet, so geht dieser so genannte Vorschlag zu einem Drittel an die Frau. Damit wird die Wertung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung in die Scheidung hinein fortgeschrieben: Der Mann als Ernährer soll die Hauptsache des ehelichen Vermögens erwirtschaftet haben, während die Frau als Haushälterin einen geringeren Teil dazu beigetragen haben soll. Entsprechend seinem Anrecht auf den grösseren Teil des ehelichen Vermögens, ist der Ehemann indessen auch verpflichtet, einen Rückgang des ehelichen Vermögens allein zu tragen: Er hat das, was der Frau von ihrem Eingebrauchten verloren gegangen ist, zurückzuerstatten.

Das Gericht entscheidet auch über die Zuteilung allfälliger Kinder, in den Augen des Kommentators »oft die delikateste Aufgabe«.<sup>173</sup> Es hat sich dabei primär am Interesse der Kinder zu orientieren, und das Gesetz sieht deshalb im Gegensatz zu bisherigen kantonalen Rechten keine normierte Regelung etwa nach Alter oder Geschlecht der Kinder vor. Die Schuldfrage entscheidet nur sekundär über die Zuteilung der Kinder. Die elterliche Gewalt liegt in der Regel ausschliesslich, die Unterhalts- und Erziehungspflichten liegen primär bei demjenigen Elternteil, dem die Kinder zugesprochen werden; der andere Elternteil wird zu einem Beitrag verpflichtet und hat Anrecht auf persönlichen Verkehr



mit den Kindern. Auch hier können sachverständige Gutachten beigezogen werden, dem Gericht bleibt aber die endgültige Entscheidung. Es handelt auch hier innerhalb eines weiten Ermessensspielraums.

## *Kapitel 2*

### **EIN MORSCHER BAU**

#### **Das Auseinanderfallen der Welten in der bürgerlichen Ehe**

Ein gemütlich und geschmackvoll, aber nicht luxuriös eingerichtetes Wohnzimmer. Eine Tür rechts im Hintergrund führt hinaus in den Flur; eine Tür links im Hintergrund in Helmers Arbeitszimmer. Zwischen diesen beiden Türen ein Pianoforte. In der Mitte der linken Wand eine Tür und etwas weiter vorn ein Fenster. In der Nähe des Fensters ein runder Tisch mit Lehnstühlen und einem kleinen Sofa. In der rechten Seitenwand, mehr im Hintergrund, eine Tür und weiter vorn ein Ofen aus Steingut mit ein paar Lehnstühlen und einem Schaukelstuhl davor. Zwischen Ofen und Seitentür ein kleiner Tisch. An den Wänden hängen Kupferstiche. Eine Etagère mit Porzellan und kleinen Kunstgegenständen. Ein kleiner Bücherschrank mit Büchern in Prachteinbänden. Fussboden mit Teppich belegt. Im Ofen Feuer. Ein Wintertag.

*Henrik Ibsen, Nora. Ein Puppenheim, 1879*

#### **Prolog**

Am 13. Oktober 1915 schreibt Charlotte Boor, Inhaberin einer an einem kleinen bernischen See gelegenen Pension, an den Anwalt Eduard von Steiger. In ihrem Brief lässt sie ihre eine Woche zurückliegende Einvernahme als Zeugin im Scheidungsprozess des mit ihr befreundeten Ehepaares Madeleine und Emil Frey Revue passieren: »Ich glaubte, dass man nur kurz auf Fragen zu antworten, und TATSACHEN zu berichten habe, nicht aber seine eigene Ansicht über die betreffenden Menschen und Verhältnisse.« Um sich »sofort« auf diese Situation einzustellen, habe sie »nicht genügend Elastizität« gehabt, und sie sei von allem Anfang an in ihren Aussagen »zaghaft« gewesen, weil sie davon ausgegangen sei, dass ihre Erlebnisse mit dem Ehepaar Frey eigentlich wenig ins Gewicht fallen würden. Damit nicht genug: »Dazu kam, dass mich die unerwartete Gegenwart von Herrn und Frau Doktor erschütterte und verwirrte.« So sei es gekommen, dass ihre Aussagen »kurz und matt« ausgefallen seien, und dass sie »absolut nicht

der Ansicht [entsprechen], die ich seit 7 Jahren über diese Angelegenheit habe«. Namentlich habe sie einerseits über die Persönlichkeit Emil Freys nichts ausgesagt: »und gerade DAS wäre wichtig gewesen, nämlich, wie sich der Charakter Ihres Klienten nicht nur für die wohlmeinenden Verwandten und Freundsäugen darstellte, sondern wie er auf Fremde, Aussenstehende [...] wirkte«. Umgekehrt »müssen meine Angaben über Frau Doktor in der Abgerissenheit brutaler gelungen haben, als es in folgerichtiger Entwicklung meiner Ansicht der Fall gewesen sein würde, und können infolgedessen als persönliche Gehässigkeit gedeutet werden«. Die Angst, dass man ihren Aussagen Wahrheitsgehalt absprechen könnte, obschon sie doch gerade als *Aussenstehende*, anders als *wohlmeinende* Freunde und Verwandte, einen unvoreingenommen Blick auf die Verhältnisse hätte, treibt Charlotte Boor um: »Und so fürchte ich, wie gesagt, dass ich Herrn Doktor's Sache nur ungünstig beeinflusst habe, denn diese Verworrenheit und Abgerissenheit kann kein gutes Licht auf die Exaktheit und Glaubwürdigkeit meiner Aussagen werfen.«<sup>1</sup>

In einem Brief vom 21. Oktober 1915 beruhigt Eduard von Steiger Charlotte Boor; habe sie doch keinerlei Anlass, mit ihren Äusserungen »unzufrieden« zu sein: »Wie es Pflicht eines Zeugen ist, haben Sie in unabhängiger & vollständig objektiver Weise Wahrnehmungen erzählt, die Sie gemacht haben.«<sup>2</sup> Doch Charlotte Boor lässt sich davon nicht überzeugen und nutzt das Angebot des Anwalts, in einem schriftlichen Bericht ihre Aussage zu erweitern. Unter dem Titel »Ergänzung und Begründung meiner Zeugenaussage v. 8. Okt. 1915« trägt sie auf fünf grossen Briefbögen Weiteres vor. Schon im Januar 1908 habe sie bemerkt, »dass die Ehe keine harmonische und glückliche war«. Emil Frey habe einen »gedrückten Eindruck« gemacht, er schien »nicht genügend ernährt und umsorgt für einen Mann in seinem aufreibenden Beruf«. Es habe »etwas in der Häuslichkeit gefehlt« und sie »frösteln gemacht«. Diesem *Etwas*, dem sie in den Blicken und Worten Madeleine Freys begegnete, wusste Charlotte Boor »damals noch keinen Namen zu geben«, doch Emil Frey hat es später ihr gegenüber formuliert: »Ich habe kein Heim!«, habe er gesagt, und Charlotte Boor wusste sofort, was damit gemeint war: »Es fehlte eben das Freudige, »Sonnige«, das ein Haus erst recht zu einem Heim macht, und das nur eine Frau hineintragen kann.« Im Anschluss an einen Ehestreit habe Emil Frey auf eine Bemerkung von ihr, die er missverstanden habe, geantwortet: »Sie sind wohl auch der modernen Ansicht, dass der Mann gar nichts mehr in seinem Hause zu sagen hat!« Schon 1908 habe sich Emil Frey denn auch mit Scheidungsabsichten getragen. Als er sich dann aber dazu entschlossen habe, trotz allem »seine Ehe neu aufzubauen«, habe er sie gebeten, »nie wieder auf diese peinlichen Vorfälle zurückzukommen«,

und er habe vorgeschlagen, die Briefe, die zwischen ihm und ihr hin- und hergegangen seien und die Ehekrise zum Inhalt hatten, »beiderseitig zu verbrennen«. Doch »die innere Kluft« zwischen den Eheleuten habe sich in den folgenden Jahren als »unüberbrückbar« erwiesen, Emil Frey sei ein »immer müderer, hoffnungsloserer« Mann geworden, während Madeleine Frey »unzufrieden, gereizt« gewesen sei. Namentlich habe diese für die »Ideen und Liebhabereien« ihres Gatten »nicht das mindeste Verständnis und Interesse« gezeigt und ihn zum Beispiel von einer Studienreise nach Amerika abgehalten. Wenn Fragen der Kindererziehung zur Diskussion gestanden seien, habe Madeleine Frey »nie per »wir«, sondern stets per: »ICH finde« gesprochen. »Da musste sich jedem, der mit der Familie Frey verkehrte, der Gedanke aufdrängen, dass Herr Doktor nicht die dem Familienhaupt gebührende Stellung eingeräumt wurde, sondern dass er nur dazu da war, um zu verdienen, im übrigen aber zu einer Null herabgedrückt werden sollte.« Jedesmal, wenn sie während jener Zeit an das »Frey'sche Haus« gedacht habe, habe sie gefühlt, dass der Ehemann diesen Verhältnissen »nicht mehr lange werde standhalten können, ohne innerlich zu vereinsamen und alles, was Spannkraft, Schaffensfreudigkeit verleiht, und das Leben wertvoll macht, einzubüssen«.<sup>3</sup>

Die Briefe Charlotte Boors gehören zu den ganz seltenen Dokumenten, die Einblick geben in die Situation einer Zeugin vor Gericht, die aufgerufen ist, *in unabhängiger & vollständig objektiver Weise Wahrnehmungen* zu berichten, wie es der Anwalt formuliert, und die sich dabei in einen Knäuel von Tatsächlichem und Meinungen verstrickt. Charlotte Boor glaubte sich gebeten, vor Gericht *Tatsachen* zu berichten und musste dann feststellen, dass *Ansichten über Menschen und Verhältnisse* gefragt sind. Das war für sie nicht dasselbe, während der Anwalt im Begriff der *Wahrnehmungen* beides zusammendachte und gerade darin die *Objektivität* aufbewahrt sah. Die Skrupel, die Charlotte Boor plagten, sind nicht nur Ausdruck der Gewissenhaftigkeit einer umsichtigen Zeugin. Vielmehr äussert sich darin die Aporie eines Scheidungsrechts, gemäss welchem nach Tatsachen geforscht werden muss, und das doch mit einer von Zerrüttungsregel und Zumutbarkeitsprinzip erschwerten und zugleich individualisierten Rechtsprechung alles abhängig machte von einer Einschätzung solcher *Tatsachen*.

Es ist denn auch just die Interpretation der freyschen Ehekrise, um welche Charlotte Boor – nun in der Absicht, *Ansichten* zu präsentieren – ihre Zeuginnenaussage ergänzt, die zum Ausdruck bringt, was in der Ehe Frey problematisch war: Das *Haus* war kein *Heim*, das Paar war kein *Wir*. Dass dem Haus das *Freudige* und *Sonnige* fehlte, wie es im *Heim* und im *Wir* zum Ausdruck gekommen wäre, das sieht Charlotte Boor als eine Folge davon, dass Madeleine Frey weder die Autorität, noch die Persönlichkeit ihres Gatten anerkannte und in dieser

Verweigerung von Anerkennung nicht nur die ihm *gebührende Stellung* bestritt, sondern zugleich auch seine – in äusserster Konsequenz körperliche – Existenz unterminierte und das Eheklima zu einem *fröstelnden* machte. Die Anerkennungs- und Machtproblematik aber, auf die auch die folgende Rekonstruktion der freyschen Ehekrise stossen wird, ergibt sich weniger aus einem Unvermögen oder einem Unwillen einer Ehefrau, die *modernen Ansichten* huldigt, als vielmehr aus einem Konflikt von gleichermassen traditionellen, aber unterschiedlichen Interpretationen der ehelichen und familialen Beziehungen.

## 1. Die Personen, der Prozess

Während eines Studienaufenthalts in Lausanne im Jahr 1894 besuchte der Medizinstudent Emil Frey, heimatberechtigt im Berner Oberland und wohnhaft in der Stadt Bern, die mit seiner Mutter bekannte Familie Jobin auf deren am Genfersee gelegenen Weingut und lernte dort die Tochter des Hauses und Lehrerin Madeleine Jobin kennen.<sup>4</sup> Es kam zu einer engen Bekanntschaft, die 1899 in eine Verlobung und im Herbst 1900 in die Heirat mündete. Zur Zeit des Eheabschlusses waren beide 26-jährig, wobei Madeleine Jobin drei Monate älter war als ihr Ehemann. Beide waren in ausgeprägt religiösen protestantischen Familien aufgewachsen. Konfessionell entspricht das Ehepaar Frey der Mehrheit der hier untersuchten Ehepaare.<sup>5</sup> Die Familie Jobin gehörte der protestantischen Waadtländer »Eglise évangélique libre du Canton de Vaud« an, die 1847 in Opposition zur radikalen Revolution im Kanton Waadt gegründet worden war. Wichtige Prinzipien dieser Gemeinde waren das Laientum und die Gleichstellung weiblicher und männlicher Kirchenmitglieder; 1898 wurde denn auch den Frauen das kirchliche Wahlrecht zugestanden.<sup>6</sup> Emil Freys Familie ihrerseits wies eine ganze Anzahl landeskirchlich protestantischer Pfarrer auf; nicht nur sein Vater, sondern auch mindestens ein Onkel väterlicherseits und zwei seiner Brüder waren als Pfarrer in Berner Landgemeinden tätig.

Als Winzerfamilie mit mittlerem Vermögen – das kleine Landgut war 30 000 bis 40 000 Franken wert, und im Jahre 1915 belief sich das übrige Familienvermögen auf 50 000 Franken – kann die Familie Jobin den oberen Schichten des »alten Mittelstandes« der kleinen bürgerlichen Selbständigen und der wohlhabenderen Bauern zugerechnet werden. Dass Madeleine Jobin sich zur Lehrerin ausbilden liess, verweist ebenfalls auf mittelständisches Milieu, war doch hier weibliche Erwerbstätigkeit häufig zur Existenzsicherung notwendig, und zunehmend wurde den mittelständischen Frauen aus diesem Grund auch eine Be-

rufsausbildung zugestanden.<sup>7</sup> Ob Madeleine Jobin allerdings auch als Lehrerin gearbeitet hat, wird aus den Akten nicht ersichtlich, sicher war sie nach der Heirat mit Emil Frey nicht erwerbstätig.

Über die finanziellen Verhältnisse Emil Freys sind aus den Akten keine Details in Erfahrung zu bringen; seiner Klageschrift zufolge hatten es ihm jedoch seine Vermögenslage und seine »Aussichten auf guten Erwerb« als Arzt erlaubt, »materielle Fragen bei der Wahl seiner Frau bei Seite lassen zu können«, und es wird denn auch ausdrücklich darauf verwiesen, dass er mit Madeleine Jobin eine Frau aus »bescheidenen Verhältnissen« geheiratet habe.<sup>8</sup> Madeleine Frey selbst stellt zwar die Sachlage etwas anders dar; ihr Anwalt pocht in der Klageantwort auf das rein kulturelle Kapital des Ehemannes zum Zeitpunkt der Eheschliessung: Ihr Gatte spiele ihr gegenüber hinsichtlich der Vermögensverhältnisse »den Gönner«, er weise darauf hin, »dass seine Ehefrau zur Zeit der Verheiratung ausser ihrer Aussteuer nichts besessen hat, vergisst aber beizufügen, dass auch er selbst in der gleichen Lage war. Auch er besass nichts als sein Doktordiplom & damit haben Parteien gemeinsam angefangen, in der besten & berechtigten Hoffnung, dass sie sich mit Fleiss & Arbeit durchschlagen werden«. Seither habe Emil Frey von seiner Grossmutter 12 000 Franken geerbt, was er aber noch zu erwarten habe, sei nicht wesentlich mehr als Madeleine Freys eigenes voraussichtliches Erbe.<sup>9</sup>

Erschliessen sich die finanziellen Verhältnisse Emil Freys nicht mit Sicherheit aus den Akten, so weisen ihn doch die Berufe seines Vaters wie seiner Verwandten – mindestens zwei Cousins waren ebenfalls Akademiker – und seine eigene Ausbildung als einen Angehörigen der bildungsbürgerlichen Fraktion der »Bourgeoisie des talents« aus, der die Freiberufler, die höheren Angestellten und Beamten zuzurechnen sind. Ökonomisches Kapital muss in der Familie Frey jedenfalls vorhanden gewesen sein, entwickelte sich doch gerade der Arztberuf durch seine frühe Akademisierung und Professionalisierung nicht zu einem Aufsteigerberuf, sondern zu einer Profession, die mit ihren hohen Ausbildungs- und Einstiegskosten eine Finanzkraft voraussetzte, wie sie nur die höheren Mittelschichten und das Bürgertum aufwiesen.<sup>10</sup> Herkunft und Ausbildung statteten Emil Frey ausserdem mit einem beträchtlichen symbolischen Kapital aus, mangelte es doch den Ärzten nicht an Sozialprestige, und gerade Pfarrer und Ärzte sahen sich in einer stolzen bürgerlichen Tradition verankert.<sup>11</sup> Als Arztfamilie mit verwandtschaftlicher Verankerung in der Pfarrfamilie des Ehemannes entsprach die Familie Frey dem Idealtypus der schweizerischen bürgerlichen Familie.<sup>12</sup> Sie beschloss aber auch mit dem bildungsbürgerlichen Hintergrund des Ehemannes und dem mittelständisch-agrarischen Hintergrund der Ehefrau zwei verschiedene »Klassenkulturen« in sich.

Unmittelbar nach der Heirat liessen sich Madeleine und Emil Frey-Jobin 1900 in Koppigen im Kanton Bern nieder, wo Emil Frey eine Landpraxis eröffnete. 1901 brachte Madeleine Frey die Tochter Ida Helène, 1902 den Sohn Friedrich Arnold René zur Welt. Noch im selben Jahr gab Emil Frey die Praxis in Koppigen auf, und die Familie zog in die Kleinstadt Burgdorf, wo Emil Frey wiederum eine Praxis eröffnete, zusätzlich als Spitalarzt tätig war und einen erfolglosen Versuch unternahm, sich in Chirurgie zu spezialisieren. 1909 oder 1910 zog die Familie nach Bern, wo Emil Frey in der Altstadt mit viel Erfolg eines der ersten Röntgeninstitute der Schweiz eröffnete. Dieser Schritt machte ihn zum Bildungs- und Wirtschaftsbürger in einem, was er als Arzt mit eigener Praxis im Ansatz bereits gewesen war.<sup>13</sup> Befand sich in den ersten Berner Jahren die Privatwohnung noch mit dem Röntgeninstitut in der Altstadt unter einem Dach, so beschloss Emil Frey 1913 den Umzug der Familie ins sonnig über der Aare gelegene Rabbenthal beim Altenberg, ein gediegenes städtisches Aussenquartier, das um 1900 zusammen mit dem Kirchenfeld den geringsten Anteil an proletarischer Bevölkerung, die höchsten Mietzinse und am meisten Wohnraum pro Kopf aufwies und besonders beim Bildungsbürgertum sehr beliebt war. Dieser Umzug entsprach einem Trend: Seit den 1890er Jahren entvölkerte sich die Berner Altstadt zunehmend; zumindest vermögende Familien flüchteten die als unhygienisch geltende Enge und machten dem Gewerbe Platz.<sup>14</sup>

Der Scheidungsprozess Frey-Jobin war langwierig. Am 28. Mai 1915 reichten Emil Frey und sein Anwalt Eduard von Steiger beim Berner Amtsgericht eine 38-seitige Klageschrift ein. Von Steiger, der Berner Grossrat und nachmalige Bundesrat der bürgerlich-konservativen Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei, der in der Studentenverbindung seiner ausgesprochenen Schlagfertigkeit wegen den Beinamen »Schnorr« verpasst bekommen hatte, setzte sein Talent auch als Scheidungsanwalt ein. Die Klageschrift, die er für Emil Frey schrieb, war nicht nur lang und detailliert, sondern von einer ausgesprochen dramatischen Rhetorik.<sup>15</sup> Darin verlangte Emil Frey die Scheidung seiner Ehe, gestützt auf den Grund der tiefen Zerrüttung (ZGB 1907/12 Art. 142); er bezeichnete seine Ehefrau als die Alleinschuldige und forderte die elterlichen Rechte über die Kinder.

Noch bevor Madeleine Frey auf die Klage ihres Gatten reagieren konnte, reichte Emil Frey am 31. Mai 1915 ein Gesuch nach provisorischen Verfügungen ein: Er verlangte, gestützt auf ZGB 1907/12 Artikel 145, dass ihm während der Dauer des Prozesses die Kinder zugesprochen würden und dass seine Ehefrau das eheliche Domizil verlassen müsse, während er ihr für die Dauer des Prozesses Alimente ausrichten würde. Am 8. Juni 1915 wehrte sich Madeleine Frey gegen dieses Ansinnen, und am 23. Juni 1915 gab das Amtsgericht ihr Recht, in-

dem es das Aufenthaltsrecht in der ehelichen Wohnung und die Kinder für die Dauer des Prozesses ihr zusprach. Emil Frey wurde ein unbeschränktes Besuchsrecht zugestanden, und er musste für die Dauer des Prozesses Alimente zahlen. Diesem amtsrichterlichen Entscheid folgte ein längeres Geplänkel über die Reichweite des ehedraulichen Verfügungsrechts über die Wohnung, in das der Richter vermittelnd eingriff. Dass die Ehepaare während eines Scheidungsprozesses getrennt lebten, war nicht aussergewöhnlich: nur 138 der hier untersuchten Ehepaare lebten während des Prozesses zusammen, die Mehrheit der anderen hatte den Wohnsitz schon Wochen, Monate oder gar Jahre zuvor getrennt. Die formale Scheidung war in vielen Fällen lediglich noch eine Bestätigung der faktisch bereits vollzogenen Trennung; dasselbe kann jedoch nicht von denjenigen Ehepaaren gesagt werden, die wie die Freys das Zusammenleben während des Prozesses aufkündeten.<sup>16</sup>

Am 21. Juni 1915 reichten Madeleine Frey und ihr Anwalt Friedrich Roth eine Antwortschrift ein, welche die Klageschrift an Länge gar übertraf: Sie erstreckt sich über 52 Seiten. Darin widersetzte sich Madeleine Frey dem Scheidungsbegehren ihres Ehemannes und verlangte vom Gericht eine Abweisung der Klage. Als Eventualforderung, das heisst für den Fall einer trotzdem ausgesprochenen Scheidung, forderte Madeleine Frey den Zuspruch der Kinder sowie Alimente für die Kinder und eine Entschädigung zu ihren Gunsten.

Am 1. September 1915 kam es zur ersten Gerichtsverhandlung, an welcher die Richter zunächst eine Beweisführung verfügten. Es folgten eine Replik des Ehemannes auf die Antwortschrift der Ehefrau und vier Gerichtsverhandlungen, während derer insgesamt 56 Zeuginnen und Zeugen verhört wurden. Einige wurden von waadtländischen Amtsgerichten einvernommen, und einige reichten ihre Zeugnisse schriftlich ein, so etwa ein ehemaliges Dienstmädchen der Familie Frey, dessen Eltern »sehr ungern sehen, dass ich als minderjähriges Mädchen in einem Ehescheidungsprozess als Zeuge nach Bern kommen soll«.<sup>17</sup> Ausserdem wurden dem Gericht während des Beweisverfahrens ein ärztliches Gutachten, zwei Zeitungsartikel, diverse Leumundszeugnisse, über zehn Postkarten und um die zwanzig Privatbriefe vorgelegt, die noch bei den Akten liegen.

Am 18. März 1916 reichte Madeleine Frey beim Gericht neue Anträge ein. Sie rückte von ihrem Verlangen auf Abweisung der Scheidung ab und beantragte nun selbständig nicht eine Scheidung, aber die gerichtliche Trennung der Ehe auf unbestimmte Zeit. Das Rechtsinstitut der Trennung war am Berner Amtsgericht nicht populär. Madeleine Frey dürfte deshalb auf Trennung geklagt haben, weil sie sich einerseits das Zusammenleben mit ihrem Mann nach einem ebenso langwierigen wie ausgesprochen feindseligen und gehässigen Prozess nicht mehr

vorstellen konnte, während sie andererseits mit der Scheidung eine Veränderung ihrer ökonomischen Situation und das Stigma der ›geschiedenen Frau‹ hätte in Kauf nehmen müssen. In Erwartung ihrer Erbschaft konnte Madeleine Frey zwar kaum mit Alimente für sich rechnen und sie verwahrte sich – ganz bewusste Bürgerin geworden – auch gegen jegliche Erwerbstätigkeit: »Im Hinblick auf ihre bisherige soziale & wirtschaftliche Stellung darf ihr auch nicht zugemutet werden, ihren Unterhalt durch Erwerbsarbeit zu bestreiten«, heisst es in ihrer Klageantwort.<sup>18</sup> Allerdings ermöglichte gerade die Erbschaft ihr eine unabhängige Existenz. Stärker dürfte deshalb das Stigma der geschiedenen Frau ins Gewicht gefallen sein.

Selten zwar, aber doch hin und wieder kommt dieses Stigma in den untersuchten Dossiers zur Sprache: Camille Dietrich, Tochter eines wohlhabenden Teppichhändlers, wehrt sich gegen die Scheidungsklage ihres Gatten, »weil sie als anständige Frau es als eine Schande betrachtete, geschieden von dem Schauplatze ihrer bisherigen Tätigkeit abzutreten und zu den Eltern zurückzukehren«.<sup>19</sup> In einem eindringlichen Brief wendet sich die Mutter der Zahnarztassistentin Elisabeth Nussbaum an ihren Schwiegersohn, Beamter im Militärdepartement, nachdem sie von dessen Scheidungsbegehren erfahren hat: Ob er sich die Sache gut überlegt habe, fragt sie ihn, ob er nicht daran gedacht habe, dass er mit einer Scheidung seiner Frau den »Weg beschmutze und ihre Zukunft verschleudere«. Sie wisse, dass es viele Querelen gegeben habe, dass ihre Tochter einen »schwierigen Charakter« habe, und doch gelte es, sie vor einem »Makel« zu bewahren – aber auch den Scheidungswilligen selbst: »Dieses Wort ›Geschiedener‹ hat etwas Entsetzliches«, beschwört die Schwiegermutter ihren Schwiegersohn.<sup>20</sup> Und von einer Tagelöhnerin und Ehefrau eines Schneiders weiss das Obergericht, dass sie eine »Scheu dagegen [hat], als geschiedene Mutter dazustehen« und hält das für ein »an sich löbliches Bedenken«.<sup>21</sup> Kommt der *Makel* einer Geschiedenen nicht nur, aber überwiegend in Fällen von Frauen zur Sprache, so scheint diese Problematik sozialer Respektabilität nicht ausschliesslich Mittelstands- und Bürgerfrauen bewegt zu haben.<sup>22</sup> Dafür, dass Stigma und ökonomische Erwägungen im Falle bürgerlicher und kleinbürgerlicher Ehefrauen eher gegen eine Scheidung sprachen als in andern sozialen Milieus, mag indes der Umstand sprechen, dass der proportionale Anteil von Klagen in Bürgertum und Mittelstand nicht hälftig, aber doch gleichgewichtiger auf beide Geschlechter verteilt war, als es in der Arbeiterklasse der Fall war, wo Frauen deutlich häufiger klagten als die Männer.<sup>23</sup>

Während der fünften und letzten Amtsgerichtsverhandlung am 31. März 1916 wurden die Eheleute Frey persönlich einvernommen, anschliessend präsen-

tierten die Richter ihre Erwägung und schieden die Ehe auf tiefe Zerrüttung, ohne der einen oder anderen Partei die überwiegende Schuld zuzuweisen. Der Sohn wurde dem Vater, die Tochter der Mutter zugesprochen, und Emil Frey wurde zu einer Alimente von 150 Franken monatlich für den Unterhalt der Tochter verpflichtet. Bei Scheidungen aus dem Bürgertum favorisierten die Richter den Scheidungsgrund der tiefen Zerrüttung stärker noch als in Scheidungen anderer Klassenzugehörigkeit: In 74 % aller Bürgertumsfälle wurde auf tiefe Zerrüttung erkannt, während dieser Anteil bei der Arbeiterschaft 65 % und beim Mittelstand 63 % ausmacht.<sup>24</sup> Damit jedoch war die lange Geschichte der Scheidung Frey noch nicht an ihr Ende gekommen. Madeleine Frey appellierte beim bernischen Obergericht gegen das Urteil des Amtsgerichts. Bevor es zu einem weiteren Urteil kam, reichte Emil Frey am 10. Mai 1916 ein zehnsseitiges Gesuch an den Appellationshof ein, in welchem er verlangte, dass er seinen Sohn bereits provisorisch zu sich nehmen dürfe, da dieser stottere und seine Heilungsaussichten bei einem weiteren Zusammenleben mit der Mutter erheblich geschmälert seien. Es kam zu keinem Entscheid über dieses Gesuch, stattdessen hiess das Obergericht am 15. Juni 1916 das Urteil des Amtsgerichts in allen Punkten gut. Mehr als ein Jahr nach Einreichung der Klageschrift war die Ehe Frey endgültig geschieden. Der Scheidungsprozess Frey-Jobin gehört zu den längsten und ausführlichsten Prozessen zwischen 1912 und 1916; nur 4 % aller Scheidungen dauerten länger als ein Jahr, während rund die Hälfte der Prozesse innerhalb von drei Monaten zum Abschluss kamen.<sup>25</sup>

## 2. Sinn und Eignung. Verheissungen und Verwerfungen des bürgerlichen Heims

Sie stützt, fordert, mildert, durchwärmt, vergoldet das Werk ihres Mannes und überzeugt so die Kinder, dass die Lebensführung im Geiste der Familie die richtige ist, sofern der rechte Gemeinschaftsinn zur Erhaltung des Vaterlandes wachsen soll.

*Rudolf von Tavel, um 1900*

Eine Umschau bietet uns freilich in der Wirklichkeit viele Ehen dar, die nur tiefschattige Gemälde des häuslichen Lebens sind, an deren Horizonte die vereinzelt Lichter als Erinnerungen schönerer Tage noch unsicher, wie untersinkende Sterne zittern und

die Phantasie der beschatteten Seele wehmüthig in Sehnsucht oder Resignation beschäftigen; oder Gemälde, die sich im Sonnenlichte spiegeln, aber in deren Hintergründe ein heranziehendes oder abziehendes Gewitter noch wetterleuchtet; oder Gemälde, flach, eintönig wie eine Haidegegend, auf welcher Arbeit und Gewohnheit die freudlosen Pfade des Nebeneinandergehens im täglichen Kreise eingedrückt haben!

Hermann Klencke, *Das Weib als Gattin*, 1872

In einer ersten Reaktion auf die Scheidungsklage Emil Freys gibt der Anwalt Madeleine Freys dem Gericht zu bedenken, das Ansinnen des Gatten gründe nicht auf »eingehenden und ruhigen Überlegungen«, lediglich »ein unbedeutender Wortwechsel« sei Anlass der Scheidungsklage.<sup>26</sup> Ganz anders liest sich das in Emil Freys Entgegnung: »Bei einer SEIT JAHREN zerrütteten Ehe, in der jede Zuneigung seit langem erloschen ist, ist es selbstverständlich vollständig gleichgültig, wie sich der allerletzte äussere Auftritt abgespielt haben mag. Wer fragt nach dem letzten Windstoss, wenn ein seit Jahren morscher, durch u. durch verfallener Bau im Sturm zusammenbricht!«<sup>27</sup> Es seien *Auftritte* – die es übrigens während der Ehe durchaus gegeben habe – auch nicht das Wesentliche: »Sodann ist aber die Ansicht sonderbar, dass es zur Zerrüttung einer Ehe, zur Entfremdung der Ehegatten u. zur gegenseitigen Abneigung lauter Skandalscenen u. heftiger Auftritte bedürfe.« Gerade dort nämlich, wo *Skandal* und *Scenen* weniger *laut* und *heftig* sind als anderswo, dort wird die Ehekrise tief empfunden, suggeriert Anwalt von Steiger, weil die leiseren Menschen auch sensibler sind: »Je feiner gerartet die Betreffenden sind, um so weniger zeigt sich der Schaden an der Oberfläche, um so tiefer u. unheilvoller wird der Riss. Innere Kämpfe, schwere, nie ausgesprochene Leiden u. ununterbrochene Qualen bereiten den Entschluss vor, bis schliesslich, wenn die Last zu gross ist, aus lauter Elend zur Scheidung geschritten wird.« *Morsch* war die Ehe im Innern, unter der Oberfläche, die in Zeiten, »in denen der Friede hergestellt schien, [...] keine Bewegung verriet«. Nicht um ein krachendes Auseinanderbrechen handelt es sich bei der Ehekrise, nicht um den Einbruch eines *Wortwechsels* oder eines *heftigen Auftritts*, sondern um ein seit langer Zeit sich vollziehendes »innerlich einander fremd« Werden.<sup>28</sup>

Am Anfang aber war Liebe, wo jetzt in den Augen des Ehemannes nur noch Misere ist. »Meine inniggeliebte Madeleine!«, hebt Emil Frey in einem Brief aus dem Jahre 1901 an, und er schliesst mit »inniger Umarmung«. »Ich habe sehr lange Zeit nach dir, ganz besonders Abends«, sehnt sich Emil Frey 1903 nach

seiner in den Ferien weilenden Gattin. Aus »Neigung« sei er die Ehe eingegangen, heisst es dann auch in seiner Klageschrift, »innige Liebe« habe er für Madeleine Jobin empfunden.<sup>29</sup> Und an dieses Gefühl hatte Emil Frey all jene Hoffnungen und Erwartungen geknüpft, die eine Ehe um 1900 einem bildungsbürgerlichen Mann nahe legte: »Was er suchte, war ein liebes Weib, das für sein Leben, seinen Beruf, seine Bestrebungen und für ein trautes Heim Sinn und Eignung hatte. Er suchte in der Ehe, was jeder Mann von ihr erwarten darf u. soll, eine Fülle neuer Lebenskraft und Lebensfreude.«<sup>30</sup> Das ist die Verheissung der bürgerlichen Ehe in Reinkultur, wie sie in den Schriften vieler Denker und Dichter des 19. Jahrhunderts entworfen worden war, wie sie in das schweizerische Eherecht von 1907/12 einging, und wie sie von den historisch-soziologischen Analysen des 20. Jahrhunderts als hegemonialer Entwurf von Ehe und Familie in der Moderne rekonstruiert werden sollte: Abgeschottet von der kühlen Welt der Wirtschaft und der Politik führt eine solche auf Liebe gegründete Familie eine *traute*, eine emotionale und intimisierte Existenz im *Heim*, das die Frau schafft und das für den Mann Refugium und Ort der Regeneration und Rekreation ist.<sup>31</sup> Im Gegensatz zu Eheleuten anderer Klassenzugehörigkeit nehmen Emil und Madeleine Frey in Klage und Antwort alle wichtigen Elemente dieses Versprechens auf, konnten sie doch als Angehörige des Bürgertums eine lückenlose Einlösung erwarten. Aus dem Spiel von Rede und Widerrede, Vorwurf und Entgegnung in Klage- und Antwortschrift der Eheleute aber wird nicht nur deutlich, wo welche individuellen Akzente gesetzt werden, sondern auch was diese Verheissung Madeleine und Emil Frey ganz persönlich versprach, was sie ihnen bedeutete.

Zunächst und vor allem anderen hatte Emil Frey erwartet, dass die Gattin ihn als ambitiösen jungen Arzt anerkenne, dass sie »Verständnis« für »seine Stellung« aufbringe. Aber auch unabhängig von *Beruf* und *Bestrebungen* sollte er ihr lieb und wert sein, und das wird in der Klageschrift gleichsam aus dem Negativ deutlich: »Es gab ihr nichts zu tun, ihrem Manne zu erklären, wenn er Pfarrer, statt Arzt gewesen wäre, hätte sie ihn nicht genommen.« Emil Frey wollte nicht als Arzt geheiratet, aber als solcher gewürdigt werden, er wollte nicht wegen des ärztlichen Prestiges geliebt werden, aber anerkannt in seinem persönlichen Engagement für diesen Beruf, in seinem intimen Verhältnis zu dem, was dieser Beruf einem bot, der damit *Bestrebungen* verknüpfte. Nicht nur das habe ihm seine Ehefrau versagt, sie habe sich ausserdem stets »hochtrabend« gegenüber seiner Familie verhalten: »Sie behandelte sie mit Geringschätzung und schämte sich nicht, vor ihrem Manne über sie zu spotten.« Auch für die Kultur ihres Gatten habe sie keinerlei Wertschätzung übrig gehabt: »Nicht nur hat die Beklagte ihrem Manne den Gefallen nicht erwiesen, für den traulichen Verkehr u. den

Umgang mit den Landleuten das Berndeutsch wenigstens dann u. wann anzuwenden, sondern sie hat diese Mundart geradezu verspottet.« Hatte die Liebes-  
ehe Emil Frey Anerkennung versprochen, Anerkennung als Arzt, als Mensch, als  
Sohn einer Familie und als Angehöriger einer Kultur, und erfüllte dieses Ver-  
sprechen die Ehe mit Sinn, so kam es ganz folgerichtig dann zu einem eigent-  
lichen Bruch in der ehelichen Kommunikation, als solche Anerkennung ausblieb.  
Emil Frey, dessen »Art«, dessen »Neigung und Bedürfnis« es war, »in Offenheit  
mit seiner Gattin zu besprechen, was ihn bewegte«, »verbitterte« und »ver-  
schloss« sich zunehmend, und das Gespräch mit seiner Gattin wurde ihm »in  
den spätern Jahren zur Qual und zu einem wirklichen Leiden«, statt dass es Ort  
des Austauschs und der wechselseitigen Verarbeitung des Alltags gewesen wäre.

Auch für die Schaffung eines *trauten Heims* zeigte Madeleine Frey, so steht in  
der Klageschrift zu lesen, wenig *Sinn* und *Eignung*. Sollte ein solches in der Wie-  
derherstellung der *Lebenskraft und Lebensfreude*, in regenerativen und rekreativen  
Leistungen bestehen, so verkehrte sich die Häuslichkeit unter Madeleine Freys  
Händen ins Gegenteil dessen, was Emil Frey wie *jeder Mann* hatte erwarten dür-  
fen: »Die zur Weiterexistenz unbedingt erforderliche Arbeitskraft des Klägers  
wird VOLLSTÄNDIG RUINIERT, wenn er weiter in dem unerträglichen Kampf die-  
ser Ehe bleiben muss.« Statt eines *Heims* schafft Madeleine Frey ein Schlachtfeld,  
statt *Kraft* und *Freude* stiftet sie Kampf und Erschöpfung, statt Erholung und Er-  
neuerung der männlichen Arbeitskraft betreibt sie deren Zerstörung. Und das  
wurde auch von aussen sichtbar, wenn nämlich der »schwarze Geiz« der Ehefrau  
die Existenz Emil Freys und die standesgemässe Lebensführung gleichermassen  
untergrub: Selbst Freunde und Bekannte hätten gemerkt, »dass es knapp bei ihm  
zugang; dass er, der schön verdiente u. von Hause aus keine ökonomischen Sor-  
gen zu befürchten brauchte, unter dem Geiz seiner Frau zu leiden hatte, viel-  
leicht KAUM genug zu essen bekam.« Die Erfordernisse der Repräsentation erfüll-  
te Madeleine Frey hingegen in der Kindererziehung, doch gerade diese erschöpft  
sich nicht in repräsentativem »Glanz«: »Was die äussere Form, gute Manieren  
und Höflichkeit anbelangt, so ist die Erziehung, die Frau Dr. Frey ihren Kindern  
gibt, eine gute. [...] Damit ist aber die Erziehung nicht gemacht. Viel wichtiger  
als äussere Form und gute Manieren ist die Charakterbildung und in dieser Be-  
ziehung genügt leider die Beklagte ihrer Aufgabe nicht.« Wie in Belangen des  
männlichen Berufs fehlt es Madeleine Frey bei der Kindererziehung an Sinn für  
die Wendung von Äusserem in Inneres. Alles in allem sei die Ehe Frey, einst in  
Liebe geschlossen, »innerlich [...] längst geschieden«, heisst es in der Klage-  
schrift. Und gleichsam letztgültiger Beweis, dass bei so viel Verlust von seelischer  
Gemeinsamkeit und häuslichem Frieden »irgend welche Verständigung [...]

nicht mehr möglich« ist, führt die Klageschrift den Verlust auch körperlich-  
sinnlichen Beisammenseins an: »Seit 2 Jahren hat zwischen den Parteien kein  
ehelicher Verkehr mehr stattgefunden!«<sup>32</sup>

Ganz anders klingt es in Madeleine Freys Klageantwort. Der Gatte erzähle in  
der Klageschrift »eine Menge kleiner & geringfügiger Vorfälle, die alle an & für  
sich in ihrer äussern Abwicklung durchaus harmlos erscheinen«. Ganz im Ge-  
gensatz zu den Behauptungen Emil Freys, so setzt der Anwalt der Ehefrau den  
Richtern auseinander, sei die Ehe eine gute gewesen und Madeleine Frey habe  
sich nichts vorzuwerfen. Namentlich habe sie viel Verständnis für die Berufsprax-  
is ihres Ehemannes aufgebracht, und es war dies ein Verständnis, das als tat-  
kräftige Mithilfe Gestalt annahm: »Die Beklagte tat ihr Möglichstes, um den Klä-  
ger in jeder Hinsicht zu entlasten & seine Sorgen zu erleichtern. Sie half ihm  
sogar, im eigenen Haus Kranke aufzunehmen & zu behandeln, & machte nach  
seiner Weisung & auf seinen Wunsch Besuche bei den Kranken.« Auch ihre Be-  
ziehungen zur Schwiegerfamilie seien die »denkbar besten« gewesen, ihre Zuneig-  
ung sei in »herzlich gehaltenen« Briefen gewürdigt und erwidert worden. Die  
gegenwärtigen Spannungen zwischen ihr und der Schwiegermutter wie auch der  
Schwägerin seien erst in den letzten beiden Jahren und jedenfalls ohne ihr Ver-  
schulden aufgekommen. Auch den Vorwurf, sie habe sich an das Berndeutsche  
nicht anpassen mögen, lässt Madeleine Frey nicht gelten. Mit den Bauersleuten  
in Koppigen habe sie immer Dialekt gesprochen, sie selbst habe das Deutsch im  
intimen Gespräch eingeführt, habe Emil Frey deutsche Briefe geschrieben. Auch  
sei die eheliche Gesprächskultur intakt: »Er hat sich mit ihr auch immer über  
alles mögliche unterhalten & tatsächlich auch das gefunden, was er bei ihr gesucht  
hatte.« Selbst über seine religiösen Zweifel habe der Ehemann sich mit ihr aus-  
tauschen können, sie habe ihn »gewähren lassen«, habe sich aber auch »für ihren  
Glauben« gewehrt, als der Mann intolerant geworden sei und ihren Glauben  
»verspottet« habe. Die innereheliche Kommunikation war jedenfalls konfliktfähig  
und gerade darin erfüllte sie ihre Funktion, Verständnis zu schaffen: »Natürlich  
fanden auch gegenseitige Aussprachen & sogar Auseinandersetzungen statt, wie  
dies überall der Fall ist, wenn zwei Personen in so enger, konstanter Gemein-  
schaft leben; es konnte auch in diesem Fall nicht anders sein. Diese Diskussionen  
trugen immer die Zeichen der Liebe & Aufrichtigkeit & nahmen niemals einen  
das Glück der Ehe gefährdenden Charakter an; gegenteils erhöhten sie das ge-  
genseitige Verständnis & die Achtung des einen vor dem andern.«<sup>33</sup> Dass es hin-  
gegen tatsächlich keine »Kommunikation der Körper« mehr gegeben habe, bestä-  
tigt Madeleine Frey ohne Umschweife, sie kann aber zu ihrer Rechtfertigung  
nichts weniger als ein ärztliches Gutachten anführen, worin Dr. Pauli beschei-



nigt, »dass ich ihr wegen der Krankheit, an der sie litt, den geschlechtlichen Verkehr auf lange Zeit verboten hatte, resp. ihr angeraten hatte, den ehelichen Verkehr doch möglichst zu beschränken. Es war dieses Verbot zur Heilung der Krankheit notwendig.«<sup>34</sup>

Ihren Haushalt, trägt Madeleine Frey weiter vor, habe sie immer anständig geführt und das heisst hier vor allem: angemessen, nicht geizig und nicht luxuriös, ganz so, wie es der protestantisch-bürgerlichen Tradition und den Grundsätzen rationaler Lebensführung entspricht: »Extravaganzen hat sich allerdings Frau Dr. Frey nie gestattet. Sie befolgte ein ähnliches Régime, wie zu Hause in ihrer Familie & wie es auch in der Familie des Klägers üblich war. Sie ist häuslicherisch aber nicht geizig & hat sich namentlich immer mit den bez. Traditionen der übrigen Familien Frey im Einklang gefunden.« Keinen Zweifel lässt Madeleine Frey auch an ihren Erziehungskompetenzen: »Artigkeit & gute Manieren« seien im Fall ihrer Kinder »mit einem absolut zuverlässigen & reinen Charakter verbunden«, mit »konstanter Liebe & Hingebungs« habe sie sich der Kindererziehung gewidmet, sei »lückenlos Tag für Tag vom Morgen früh bis abends spät an ihrer Seite« gestanden.<sup>35</sup>

Mit Verve führt die Antwortschrift den Richtern eine ebenso tüchtige wie liebevolle Ehefrau vor, die nur ein Ziel vor Augen hatte: »Sie zeigte sich immer sehr bestrebt, ihn glücklich zu machen. Sie war nachgiebig & verträglich & tat ihr möglichstes, ihn in jeder Hinsicht zu unterstützen. Sie gab immer mehr als sie nahm. Sie entschuldigte leicht, vergab & vergass.« Und es gab durchaus Dinge, die zu verzeihen waren. Denn nicht sie habe sich von Ehe und Heim losgesagt, macht Madeleine Frey in ihrer Aussage vor Gericht deutlich, sondern der Ehemann. Er sei es gewesen, der »seine Pflicht nicht getan, da er auswärts suchte was er in der Familie hätte finden können.«<sup>36</sup> In der Familie Erfüllung zu finden, sieht Madeleine Frey nicht – zumindest nicht nur – als Privileg des Ehemannes, sondern als dessen Pflicht. So lässt sich in der Klageantwort ohne weiteres einräumen, dass sie die Ausgänge ihres Mannes in ihr »Spruchbüchlein« eingetragen habe: »Nicht aus Boshaftigkeit, mehr aus Überdruß. Der Kläger übertrieb es damals sicher; in 6 Wochen ging er 20 Mal aus & kehrte häufig erst nach Mitternacht nach Hause. Es war in der Zeit seiner monistischen Studien, die er am Biertisch betrieb.«<sup>37</sup> Jeden zweiten Abend die Familie zugunsten des Wirtshauses zu verlassen, wo man sich zweifelhaften Lehren und Moden hingibt, macht eine Rangordnung von Familie einerseits, von Geselligkeit und persönlichen Interessen andererseits manifest, die zu tolerieren Madeleine Frey nicht bereit ist, in der ein Ehemann seine *Pflichten* verletzt. Auch in dieses Register gehört das Verwerfen von gemeinsamen Ferienplänen zugunsten einer Studienreise: »Als nun der Klä-

ger ohne irgendwelche Vorbereitung plötzlich zum ersten Male von einem ganz neuen Plane sprach, der alle ihre Hoffnungen auf die gemeinsame Kur zerstörte, da der Kläger allein nach England reisen wollte, entfuhr ihr der Ausruf »non«; es war ein Zeichen der Überraschung & Enttäuschung, nicht aber ein Befehl. Er hat übrigens die Reise auch ausgeführt & zwar ohne Widerstand der Beklagten. Sie verzichtete stillschweigend auf die versprochene Kur.« Obwohl Madeleine Frey Anspruch auf eine gemeinsame Kur erheben könnte, gehörten doch Ferien zur bürgerlichen Lebensgestaltung, gibt sie nach, *verzichtet stillschweigend*, verleugnet ihre eigenen Bedürfnisse. Indem sie jedoch gerade darin das Verhalten des Ehemannes als verletzend darstellt, macht sie deutlich, dass ehedauliche Hingabe auch Grenzen hat, und die sind dann erreicht, wenn der Ehemann seine persönlichen Bedürfnisse ausschliesslich in der Geselligkeit am *Biertisch* und in der beruflichen Karriere befriedigt, und damit *auswärts sucht*, was er in der Familie suchen müsste und finden könnte. Einen eigentlichen Höhepunkt aber erreicht dieses sich Lossagen aus familialen Interessen und Bedürfnissen, die eine ehedauliche *Pflicht* zum Dasein begründen, im Ausschluss der Ehefrau aus dem Prinzip der gemeinsamen Entscheidungsfindung: Obschon er sie eigentlich immer »über alle seine Unternehmungen« um ihre Meinung gefragt und sich mit ihr beraten habe, sei er im Fall des Wegzugs aus der Berner Altstadt über sie hinweggegangen und habe allein über den Umzug ins Rabbenthal verfügt.<sup>38</sup>

Mit diesen beiden Schriften – Klage des Ehemannes, Antwort der Ehefrau – stehen sich eine Dramatisierung und eine Banalisierung der Ehekrise in schärfstem Kontrast gegenüber. Darin kommt zunächst strategisches Reden zum Ausdruck: Emil Frey muss, da nur er die Klage auf Scheidung einreicht und auf tiefe Zerrüttung klagt, zum einen die Richter davon überzeugen, dass die Ehe zerrüttet und unzumutbar sei, und dass zum andern die Ehefrau die Schuld daran trage. Würde sich herausstellen, dass die Ehe zwar zerbrochen ist, aber dem Ehemann die Schuld zufällt, so verfielen dessen Klagerecht und sein Begehren müsste abgewiesen werden. Madeleine Frey, die eine Scheidung verhindern will, muss dem Gericht plausibel machen, dass die Ehe alles andere als zerrüttet ist und dass, sollte sie es doch sein, jedenfalls der Ehemann daran die Schuld trüge. Diese doppelte Strategie der ehedaulichen Verteidigung erklärt die Parallelität von persönlicher Rechtfertigung und Vorwürfen an den Ehemann.

Jenseits aller strategischen Rede aber sagen diese Vorwürfe und Verteidigungen einiges über Aneignungen des reinkulturellen bürgerlichen Ehe- und Familienmodells aus, denn gerade in den Verwerfungen des *Heims* und der Gattenbeziehung aktualisieren sich divergierende Interpretationen des Eheentwurfs. Emil Frey erwartet von einem *liebenden Weib*, dass es seine Person anerkenne, und aus

der Verweigerung solcher Anerkennung wird ex negativo deutlich, worauf es ihm ankommt, welche Eigenschaften es sind, in denen er seine Person als unverwechselbare Persönlichkeit realisiert sieht: die professionelle Identität mit ihrem spezifischen Akzent auf professionellen Ambitionen zum einen, die soziokulturelle Identität, die sich aus der Zugehörigkeit zu einer Herkunftsfamilie und einer Kultur ergibt, zum andern. Eine Anerkennung, die sich auf dies richten würde – das wäre das *Heim* in einem über den familialen Haushalt hinausgehenden Sinn, wäre Emil Frey seelische Heimat, ein Zuhause, eine Behausung seiner Person. Madeleine Freys mangelnder Sinn für solche Anerkennung pervertiert dann folgerichtig das *Heim*. Und dass dies wiederum des Ehemannes körperliche Existenz untergräbt, verdeutlicht noch einmal die existentielle Bedeutung der Anerkennungsproblematik: wenn seine Person nicht zu Hause ist in der Partnerschaft, dann ist sie nicht. Die verweigerte Anerkennung väterlicher Autorität ist dann Konsequenz der verweigten Anerkennung der Person. Die defizitäre Haushaltung, der Streit um die Kindererziehung, das sind dann eigentlich nur noch die Entäusserungen der grundlegenden Anerkennungsproblematik.

Dem von Emil Frey geltend gemachten Mangel an Anerkennung steht die von Madeleine Frey evozierte Präsenz- und Partizipationsproblematik gegenüber und damit ebenfalls eine wenn auch anders gelagerte Anerkennungsproblematik. Gerade ein in liebevoller und von Selbstverleugnung nicht freier Hingabe geschaffenes *Heim* begreift Madeleine Frey nicht nur als Dienstleistung für den Mann. Vielmehr erwächst diesem daraus auch eine Verpflichtung: Der Ehemann hat in diesem Zuhause präsent zu sein, er hat ihm vor dem Wirtshaus, vor den Freunden und gelegentlich auch vor dem Beruf Priorität einzuräumen. Die Anerkennung, um welche die Ehefrau ringt, ist nicht auf ihre Person bezogen, sondern auf die Familie, die nur dann komplett ist, wenn der Mann in ihr anwesend ist. Und nicht nur eine ehemännliche Pflicht zur Präsenz leitet sie von ihrer Vorstellung vom *Heim* ab. Innereheliche Kommunikation heisst nicht nur offen sein für Zweifel und Unsicherheiten des andern, sondern es heisst auch: gemeinsame Entscheidungsfindung. Gerade als liebende Ehefrau unterwirft sie sich nicht, gerade aus Anteilnahme leitet sie Teilhabe an Entscheidungsmacht ab. Was den Eheleuten Frey damit zum Problem wird, sind die Folgen dessen, was eigentliche Pfeiler einer bürgerlichen Ehe und Familie sind: Zum einen korrespondiert mit der Ausdifferenzierung von Erwerbs- und Familienleben eine Abspaltung des männlichen Individuums von der Familie, das doch umgekehrt existenziell auf eine Anerkennung seitens der Familie angewiesen ist. Zum andern kann das Verständnis der Partnerschaft als nicht nur funktional differenzierte Beziehung, sondern auch als »Gefühls- und geistige Gemeinschaft« (Albert Tanner) die just

mit der funktionalen Differenzierung einhergehenden asymmetrischen Machtverhältnisse durcheinander bringen. Diese Problematik soll im Folgenden weiter entfaltet werden.

### 3. Ein Tableau. Der Beruf und die Familie

Gemeinsam waren Emil Frey und Madeleine Jobin nach der Heirat in ein neues Leben eingetreten. In ihren regelmässigen und ausführlichen Briefen an ihre Eltern im Winter 1900 berichtet Madeleine Frey viel darüber. Hektisch sei das Leben im Haus eines Landarztes, wo Praxis und Haushaltung zusammengehören, unvorhersehbar der Alltag: »Unser Leben ist alles andere als eintönig, vor allem in den letzten Tagen, und heute wusste ich ab und zu nicht, wohin ich tanzen sollte; ich werde Euch jetzt ein Bild davon zeichnen, denn so sieht im grossen Ganzen unser Alltag aus.«<sup>39</sup> Diesem *Bild*, diesem »tableau« wie es im französischen Originaltext heisst, fehlt es nicht an Details und nicht an Atmosphäre. Während Emil Frey von einer Geburt zu einer Hämorrhagie hastet, mahnt Madeleine Frey die wartenden Kranken zur Geduld, »aber die Zeit vergeht und ich bin schweissgebadet, als läge ich in kochendem Öl«, erzählt sie. »Tausend kleine Dinge« seien zu erledigen, und sie trage viel dazu bei: »Emil amüsiert sich oft über mein reges Interesse für seine Kranken und seine Arzneien, von diesen habe ich schon ein, zwei Mal gekostet und da ich sie zu übel fand, habe ich etwas Zuckersirup beigelegt; der Doktor musste zugeben, dass es so besser sei!« Neben all dem gilt es noch Hausarbeit zu verrichten: »Ihr werdet begreifen, dass mir unter diesen Umständen auch das Zubereiten des Abendessens und die Hausarbeit sowie eine grosse Wäsche, die ich gestern begonnen habe, keine Ruhe lassen!« Und wieder sei ein Tag vergangen, den man »ausgefüllt und abwechslungsreich« heissen dürfe, und all das gefälle ihr sehr.<sup>40</sup>

Auch Emil Frey weiss seiner Schwägerin vom Zusammenspiel zwischen ihm und seiner Ehefrau zu berichten, ein Zusammenspiel, das nicht nur gemeinsames Tätigsein umfasst, sondern auch die gemeinsame Bewältigung der existenziellen Unsicherheiten einer neu eröffneten Praxis. Im Allgemeinen gehe es gut, doch wisse sich Madeleine glücklicherweise besser zu bescheiden als er, schreibt Emil Frey: »Wenn ich murre, weil es nicht läuft, wie ich es wünsche, so schimpft sie mich aus, ich sei undankbar, ich glaube, im Allgemeinen hat sie recht.« Ein Unbehagen allerdings empfindet der junge Landarzt: Man sei nämlich »sehr isoliert und verloren« in dieser Welt der Bauern: »Hätte ich nicht eine sehr fröhliche Frau, ich glaube, ich wäre ganz melancholisch oder aber schon weit weg von

hier. Aber so geht es sehr gut.« Und so kann der junge Doktor aus dem Berner Bauernland in die Westschweiz berichten: »Es geht uns beiden gut.«<sup>41</sup>

Die betriebsame Zweisamkeit, das innige Zusammenspiel in der Hektik des Alltags und in den Stunden der Reflexion, kommt in der Gestalt der brieflichen Erzählungen eindrücklich zum Ausdruck: Mit Zwischenbemerkungen kommentiert der eine die Einschätzungen der andern, ergänzt die eine die Schilderungen des andern; und gelegentlich entstehen so veritable Dialoge, man neckt sich und kokettiert mit seinen Schwächen, in der Gewissheit, dass diese gut aufgehoben sind in Wohlwollen und Nachsicht des andern: »Samstagsmorgen hatte Emil schon vier Personen im Konsultationszimmer, dieser Eintritt ins Doktorleben amüsiert mich, und es ist interessant und alles wäre sehr charmant, wäre nicht dieses Berndeutsch!!«, schreibt Madeleine Frey, und ihr Gatte, der sich mitlesend über ihre Schulter gebeugt haben mag, fügt ein: »Umgekehrt wäre sie ganz wehrlos ohne das!« »Merci«, schliesst die Schreibende an und berichtet weiter über Betten und Dienstboten.<sup>42</sup>

### Gleichgültig, kritisch. Die Ehefrau und der Beruf des Ehemannes

Dieses *Tableau* ungetrübten Zusammenlebens und Zusammenarbeitens eines Landarztheepaares scheint in den Prozessakten in verzerrter Form wieder auf. Alles, was sich hier, in den Anfängen der Ehe, so harmonisch ineinander gefügt hatte und fast euphorisch empfunden worden war, scheint im Verlauf der Ehe auseinander gebrochen und in ein Missverhältnis geraten zu sein. Man findet sich nicht mehr gemeinsam in das *Doktorleben*, stattdessen entzweit sich das Paar gerade daran. Madeleine Frey habe es, so steht in Emil Freys Klageschrift 15 Jahre später zu lesen, »ganz natürlich« gefunden, »dass das Abgehen ihrer 4 bis 8 Seiten langen Briefe, die sie alle Wochen ihren Eltern schrieb, viel wichtiger war, als alle Angelegenheiten ihres Ehemannes und seines Berufes. Dass die Ehefrau auch in dieser Beziehung der Tätigkeit ihres Mannes dann und wann Rechnung tragen muss, kam der Beklagten gar nicht in den Sinn.« Wofür genau sie kein Interesse hatte, wird in der folgenden Passage deutlich: »So wenig Frau Dr. Frey Verständnis für das Leben in Koppigen hatte, so wenig zufrieden war sie nach dem Umzug nach Burgdorf. Für das wissenschaftliche u. berufliche Vorwärtstreben ihres Mannes hatte sie kein Verständnis. Alles beurteilte sie nach rein materiellen u. ökonomischen, aber auch da falschen Gesichtspunkten.«<sup>43</sup> Nicht dass sie im Alltag der Arztpraxis nicht kooperieren würde, wirft Emil Frey seiner Ehefrau vor, sondern dass sie kein Interesse an seinen professionellen Perspektiven und

Ambitionen, an seinem *wissenschaftlichen und beruflichen Vorwärtstreben* zeigt, das ihn vom Landarztdasein weg zunächst in die Chirurgie und dann in die Röntgendiagnostik führt. Denn mit den erworbenen fachlichen Kenntnissen und Kompetenzen bescheidet sich der Bildungsbürger Emil Frey nicht. Er verbindet damit eine Ambition, er will *vorwärtstreben* auf dem zukunfts offenen und zukunfts trächtigen Feld der medizinischen Wissenschaft, er will seine Qualifikationen nutzen, um weiterzukommen.

Beschreiten lässt sich dieser Weg nach vorne durch Spezialisierung; spiegelt doch das Aufkommen von Spezialärzten die unüberblickbare Ausweitung medizinischen Wissens, ja den Triumph der Medizin als Wissenschaft.<sup>44</sup> Spezialisierung jedoch ist nur in einem städtischen Umfeld möglich, und das wird Emil Frey bewogen haben, aus der *isolierten und verlorenen* Landwelt nach Burgdorf überzusiedeln. Ein erster Versuch der Spezialisierung in Chirurgie scheitert an der dortigen Konkurrenz, ein zweiter Anlauf im Bereich der Röntgendiagnostik indes glückt. 1895 hatte Wilhelm Conrad Röntgen das Faszinosum der »X-Strahlen« entdeckt, und in den folgenden Jahren entfaltete sich die Röntgendiagnostik als aufstrebendes Gebiet innerhalb der Medizin, das fast sofort von der Zunft akzeptiert wurde und zugleich nach Weiterentwicklung verlangte – das ideale Feld für einen wissenschaftlich interessierten und ehrgeizigen jungen Mediziner um die Jahrhundertwende.<sup>45</sup> Emil Frey, von dem wir wissen, dass er sich unter anderem für die Fotografie begeisterte, verfügte über die notwendigen Voraussetzungen für eine Spezialisierung in Röntgendiagnostik, und kein Geringerer als der Berner Chirurg und Nobelpreisträger für Medizin Theodor Kocher ermunterte seinen ehemaligen Assistenzarzt zu diesem Schritt, wie sich einem Nachruf auf Emil Frey in der »Schweizerischen Medizinischen Wochenschrift« entnehmen lässt. Emil Frey sollte denn auch viele Jahre später im selben Nekrolog als »Pionier« und geachtete »Autorität« der schweizerischen Röntgenkunde gewürdigt werden.<sup>46</sup>

Emil Freys Spezialisierungsanstrengungen lassen sich als Strategie sozialen Aufstiegs begreifen, bedeutet doch das Landarztdasein für ihn als Sohn einer bildungsbürgerlichen Familie lediglich eine Wahrung seines sozialen Status. Doch *Vorwärtstreben* meint nicht nur Mehrung von Prestige, von ökonomischem und symbolischem Kapital, sondern es meint in einer Zeit, die so tief und gleichermassen von Fortschrittskritik und Fortschrittsglauben geprägt ist, gerade im medizinisch-wissenschaftlichen Kontext auch das Erschliessen neuer Welten, neuer Weltanschauungen und neuer Bemeisterungen von Welt.<sup>47</sup> Ein *Vorwärtstreben* in diesem Sinn nährt Emil Freys professionelle Identität und sein Selbstverständnis. Dass seine Gattin dafür kein Verständnis hat, dass sie seinem Engagement nicht

nur für einen Beruf als Erwerb, sondern auch für eine Sache *rein materielle und ökonomische Erwägungen* entgegenhält, das trifft Emil Frey, darin fühlt er sich verkannt und in seiner Entwicklung behindert. *Tausend kleine Dinge* vermögen solches nicht aufzuwiegen. Tatsächlich finden sich in Madeleine Freys Klageantwort Überlegungen dieser Art: Die Aufgabe der erfolgreichen Burgdorfer Arztpraxis sei »wahrlich keine leichte Frage für eine Familie mit Kindern« gewesen, und diese Sorge habe ihre Zurückhaltung hinsichtlich der professionellen Neuorientierung ihres Ehemannes veranlasst: »Das Wohl des Klägers wie der ganzen Familie lag ihr ebenso sehr am Herzen wie dem Kläger.«<sup>48</sup> Hin- und hergerissen zwischen den beiden ökonomisch-professionellen Optionen von Ausbau und Sicherung hatten sich Freiberufler wie Ärzte zu entscheiden; und während Emil Frey den Ausbau wählt und sich an einer offensiven Strategie orientiert, spricht sich Madeleine Frey – zurückhaltender vielleicht auch deshalb, weil für sie bereits die Heirat mit einem Arzt ein sozialer Aufstieg bedeutet – für Absicherung und eine defensive Strategie aus.<sup>49</sup> Aber wie Emil Frey mit seinem Spezialisierungsdrang mehr im Sinn hat als eine rein ökonomische Strategie der Markterschliessung, nämlich eine professionelle und persönliche Verwirklichung, so ist auch Madeleine Freys Vorsicht getragen von einem Sinn, der über das Ökonomische hinausgeht: Ihre Priorität ist das Wohlergehen der Familie, nicht die persönliche Karriere ihres Ehemannes.

Macht aber Madeleine Frey solche Erwägungen und solche Prioritäten geltend, so verkehrt sich das von ihrem Mann beklagte Desinteresse am Beruf in sein Gegenteil. Dass sie aus ihrer Sorge um die Familie ein eigentliches Mitspracherecht in beruflichen Dingen ableitet, kann der Ehemann nur als Einmischung begreifen: »Sie bekritelt ihn, mischte sich in seine ärztliche Tätigkeit und gefiel sich in abschätzigen Urteilen über ihn«. Ganz ruhig »masste sie sich [...] das Recht an, in die berufliche Tätigkeit ihres Mannes hineinzureden. Sie wollte angeblich aus den Büchern die Sache immer besser wissen, als ihr Ehemann selbst, so dass dieser immer mehr dazu kam, alle Gespräche u. Diskussionen, die seinen Beruf betrafen, mit der Gattin zu vermeiden. Statt dass der Arzt, der müde von seinem Beruf heimkommt, Verständnis u. Aufmunterung fände, wurde ihm oft eine ganz ungerechtfertigte Kritik zu Teil.«<sup>50</sup> Madeleine Frey mischt sich da ein, wo des Ehemannes ureigenste Kompetenz liegt, sie formuliert Meinungen und Urteile in einem Bereich, für den sie nicht zuständig ist, und in dem ihr auch keine Urteilsfähigkeit zukommt, und so ist ihre Kritik auch keine Kritik, sondern *anmassende Kritelei*. Und das hat nichts mehr an sich vom Verständnis, das Emil Frey sich von seiner Gattin erhofft, bestünde doch dieses in Affirmation und Loyalität.

Problematisch ist hier das Verständnis von *Verständnis*. In zweifachem Sinne ist Madeleine Frey in den Augen ihres Ehemannes unverständlich: Sie versteht seine Ambitionen *nicht*, und sie meint, *besser* als er verstehen zu können, was für ihn und damit auch für die Familie gut ist und was nicht. Diese Darstellung der Dinge macht deutlich, auf welch schmalen Grat das Verständnis angesiedelt ist, das Emil Frey von seiner Gattin erwartete: Als Ehefrau darf Madeleine Frey den Beruf des Mannes nicht so gut verstehen, dass sie über berufliche Strategien besser Bescheid weiss als er, sie muss dem Beruf ein gewisses Desinteresse entgegenbringen. Als Liebende darf sie aber auch nicht so wenig verstehen, dass sie dem gegenüber, was die Identität ihres Ehemannes ausmacht, gleichgültig ist. Verstehen in Emil Freys Sinn meint verstehendes Nachvollziehen und schliesst die Bildung eines eigenständigen Urteils aus, schliesst eben das aus, was dann als *Besserwissen* aufscheint. Wenn sie nicht in diesem Sinne versteht, dann verweigert Madeleine Frey ihrem Gatten Anerkennung und Loyalität, wenn sie Urteilsfähigkeit geltend macht, dann entgrenzt sie das ehemännliche Verständnis von Verständnis. Und so kann Emil Frey seine Ehefrau schliesslich nur noch als ein eigentliches Hindernis auf seinem professionellen und persönlichen Weg begreifen: »Die 5 Jahre, während welchen Herr Dr. Frey nun sein Röntgeninstitut in Bern führt«, so steht in der Klageschrift zu lesen, »haben ihm beruflich grosse Befriedigung u. Genugtuung gebracht. Aber dieser Erfolg ist nicht mit Hülfe u. Unterstützung der Frau, er ist TROTZ der von ihr fortwährend gemachten Schwierigkeiten errungen worden.«<sup>51</sup>

Konkurrenziert sich – besonders im Fall von Akademikern – die Hinwendung des Ehemannes zu Frau und Kindern mit Beruf und Männergeselligkeit, so sollten idealiter das eheliche Gespräch und das gegenseitige Verständnis dieses Auseinanderfallens der Welten gerade nicht aufheben, aber kompensieren. Doch genau dieses Verständnis kann Einmischung werden und die Trennung der Welten unterlaufen; und so muss es eingegrenzt und gebändigt werden. Derart zwischen Gleichgültigkeit und Einmischung prästabilisiert wird das ehedrauliche Verständnis prinzipiell in der Ideologie der »Geschlechtscharaktere«, welche spezifische Zuständigkeiten definiert und der individuellen Entscheidung enthebt.<sup>52</sup> Doch das Verständnis beschliesst in sich eine Dynamik, die gerade über feste Zuständigkeiten hinausschiessen kann, und dann stellt sich die Reibung ein, die eigentlich vermieden werden sollte. Umgekehrt lässt sich sagen: Wenn das von der Ehefrau erwartete Interesse in Einmischung kippt, dann hat die dissoziierte Struktur des bürgerlichen Familien- und Weltentwurfs versagt in ihrer Funktion, genau ein solches Kippen zu verhindern.

## Eine Besserung. Die räumliche Trennung von Erwerbs- und Familienleben

Die Dissoziation der Familie im Übergang von der idealtypisch vormodernen zur idealtypisch modernen Familienform vollzog sich funktional und räumlich: die Tätigkeiten von Frauen und Männern traten in die verschiedenen Räume von Haus und Markt und in die verschiedenen Funktionen von Reproduktion und Produktion auseinander.<sup>53</sup> Dies geschah in einem langen historischen Prozess; im frühbürgerlichen Modell waren Idee und Realität einer familialen Einheit von Produktion und Reproduktion durchaus nicht verabschiedet und lange existierten verschiedene Formen nebeneinander.<sup>54</sup> Gleichsam mikroskopisch vollzog sich nun genau dieser Prozess in der Familie Frey im Verlauf der Jahre. Eine räumliche und teilweise auch eine funktionale Dissoziation waren nicht von Anfang an gegeben. Im Arzthaushalt befand sich die Arztpraxis mit der Wohnung unter einem Dach und die Erwerbssphäre des Ehemannes überschchnitt sich mit der Haushaltssphäre der Ehefrau, wie es in den Briefen Madeleine Freys so anschaulich zum Ausdruck kommt. Deren Zuständigkeiten beschränkten sich nicht auf die Angelegenheiten des Haushalts, sondern sie weiteten sich auf die *tausend kleinen Dinge* der Arztpraxis aus. Selbst wenn im selben Zeitraum die Mitarbeit der Ehefrauen in Arztfamilien zunehmend als genuin weiblicher Dienst an Familie und Gemeinde verklärt wurde, und damit die Ideologie der geschlechtersegregierten Sphären auch hier wirksam wurde, blieb doch die Situation bestehen, dass die von der Ehefrau erwarteten Kompetenzen auch solche umfassten, die in Zusammenhang mit der ärztlichen Praxis standen, dass der Ehemann in seiner Praxis auf diese Kompetenzen angewiesen war und sich die geschlechtsspezifischen Sphären nicht nur räumlich überschnitten.<sup>55</sup> Genau darin hatte sich Madeleine Frey zu Beginn der Ehe so wohl befunden, und genau das ging im Verlauf der Ehe verloren.

Schon durch seine Nebenbeschäftigung im Burgdorfer Spital löste sich Emil Freys Berufspraxis zumindest punktuell aus dem familialen Haushalt heraus. Zu einer vollständigen Trennung kam es dann schliesslich in Bern, wo der Ehemann eine Wohnung im Rabbenthal mietete und damit die Familie aus dem Röntgeninstitut in der Altstadt, wo man unter einem Dach gearbeitet und gewohnt hatte, ausgliederte. Er habe »sowohl für seine Familie als für sich das Bedürfnis nach mehr Sonne, mehr Luft und Licht« gehabt, steht in der Klageschrift zu lesen; die neue Wohnung mit ihren »Balcons, Terrasse, grossem Garten mit prächtiger Tanne und sonniger Lage« habe all das geboten. Doch nicht nur kam die Familie durch diesen Umzug zu mehr Sonnenschein als ihr in den engen Gassen der

Altstadt zuteil geworden war, ausserdem verschaffte sich der Ehemann einen gewissen Freiraum vor den Einmischungen seiner Gattin. »Seit Herr Dr. Frey nun allerdings das Röntgeninstitut getrennt von der Privatwohnung hat«, steht in der Klageschrift zu lesen, »ist in dieser Beziehung eine Besserung eingetreten. Es ist das aber nicht etwa eine Änderung im Verhalten der Beklagten, sondern liegt an den rein örtlichen Umständen. Wo die Beklagte noch dazukommt, mitwirken zu müssen, wie zum Beispiel bei der Reinigung und Bureauwäsche im Röntgeninstitut u. s. w., so muss sich alles auch jetzt noch nach dem Kopf der Beklagten und durchaus nicht nach den Bedürfnissen des Berufes richten.«<sup>56</sup> Madeleine Frey sei es denn auch nicht eingefallen, sich über das helle und luftige neue Zuhause zu freuen, vielmehr habe sie die Wohnung »in der sinnlosesten, abfälligen und ungerechtesten Weise« kritisiert. Ja, vielleicht sei es gar ihre »ganz unbegründete Eifersucht, seit die Privatwohnung vom Röntgeninstitut getrennt ist« gewesen, die sie zur Ungeheuerlichkeit bewogen habe, den Erfolg der röntgen-diagnostischen Methoden vor Patienten ihres Ehemannes in Zweifel zu ziehen.<sup>57</sup>

Tatsächlich liess sich Madeleine Frey nicht begeistern von den *Terrassen* und *Balcons* im lichten Rabbenthal. Sie legte auf etwas ganz anderes Wert. Präsentiert Emil Frey die räumliche Spaltung von Familienleben und Beruf als eine Strategie der Konfliktvermeidung, als eine – wenn auch nur notdürftige – Remedur einer Situation, in welcher die Ehefrau die Grenze zwischen männlicher und weiblicher Zuständigkeit nicht respektiert, so war es umgekehrt genau diese Trennung von Wohnung und Institut, die Madeleine Frey zum Problem wurde: und zwar nicht vorrangig, weil ihr Ehemann derart ihren individuellen Handlungsraum einschränkte, sondern weil sie von diesem Schritt das Ehe- und Familienglück überhaupt untergraben sah: »Was ihr jedoch direkt widerstrebte, war die dadurch bedingte Auflösung der Familie. Mehr als 12 Jahre bereits hatte die Familie Wohnung & Sprechzimmer beisammen & fühlte sich sehr wohl dabei. Ganz besonders war es die Gelegenheit, ihrem Manne zu helfen, welche die Beklagte nicht gerne aufgegeben hat. Diesen innigen Kontakt wollte die Beklagte nicht verlieren. Sie fügte sich aber schliesslich. Der Umzug fand statt. [...] Übrigens wird er sich nicht damit rühmen wollen, dass er die Wohnung schliesslich ohne Verständigung mit der Ehefrau hinter ihrem Rücken gemietet hat.« Während die ins Wohnquartier verbannte Madeleine Frey neu nur noch mit repetitiven Handlangerdiensten wie Reinigen und Waschen zur ärztlichen Praxis beitragen durfte, hatte ihre Mitarbeit unter dem gemeinsamen Dach von Institut und Wohnung auch medizinische Kompetenzen umfasst. Anderthalb Jahre habe ihr Ehemann in seinem Röntgeninstitut neben ihr »keine andere Mitarbeiterin« gehabt, »und dann half sie ihm ständig noch weitere anderthalb Jahre mit seiner gegenwärtigen

tigen Assistentin Frl. Werdmüller zusammen«, lässt sich in der Klageantwort nachlesen. Den Umzug an den Altenberg erlebte sie als eigentliche Verdrängung aus einer gemeinsamen Lebenswelt, in der sie gerade so kompetent wie eine Röntgenassistentin kooperiert hatte.<sup>58</sup>

Die Trennung von Arztpraxis und familialer Lebenswelt bedeutet für Madeleine Frey eine Aufkündigung ehelicher Kooperation, ein Verlust des *innigen Kontakts* zum Mann, und das heisst aus ihrer Perspektive eben auch: eine *Auflösung* der Einheit Familie. Eine solche Familie als räumliche und funktionale Einheit von Familien- und Erwerbsleben kannte sie aus ihrem Elternhaus und auch das *Tableau* des Landarzthaushalts war in diesen Tönen gehalten. In ihrer Perspektive ist es die Kooperation, welche das Ehepaar zum Paar macht und die Familie zur Einheit. Sonnen- und lichtdurchflutete Räume und Terrassen zählen wenig, wenn darob solche Zusammenarbeit und die von ihr gestiftete Verbundenheit verloren gehen. Und Madeleine Frey beklagt nicht nur, dass der Ehemann der Zusammengehörigkeit mit der Auflösung der Einheit von Familie und Berufspraxis den Boden entzieht, sondern auch und gerade so wichtig: dass er dies eigenmächtig tut, nämlich *hinter ihrem Rücken*. Den Entscheid darüber, wie weit Erwerbs- und Familienleben auseinander treten sollten, reklamiert Madeleine Frey als Gegenstand von Aushandlung. Und das sind keine *modernen* Anwendungen einer widerspenstigen Bürgersgattin, wie es Emil Frey gegenüber Charlotte Boor suggeriert. Denn auch in diesem Anspruch auf Teilhabe am Entscheidungsprozess entäussert sich Madeleine Freys Vorstellung von der Familie als einem umfassenden Arbeits- und Lebenszusammenhang, ihre Idee von der Ehe als Kooperationsgemeinschaft. Ihre Mitarbeit in der ärztlichen Praxis gewinnt nicht aus Selbstverwirklichungsambitionen Sinn, sondern aus eben dieser Kooperation, welche die Einheit der Familie überhaupt erst stiftet und einen Anspruch auf Partizipation an Entscheidungen begründet.

Emil Frey realisiert geradezu paradigmatisch das bürgerliche Familienmodell, indem er Institut und Familie trennt, indem er ehemännliche Autorität behauptet, aber auch indem er Wert legt auf repräsentatives Wohnen in der Villa am wohl situierten Sonnenhang und auf das ebenso repräsentative Ausgliedern der Ehefrau aus jeder nichthäuslichen Tätigkeit. Genau dies kollidiert jedoch mit dem Bild und der Praxis einer von Kooperation geprägten Familienökonomie und eines gefährtschaftlichen protestantischen Ehemodells, wie sie den biographischen Hintergrund der Winzerstochter und treuen Anhängerin der »Eglise evangelique libre« Madeleine Frey ausmachen. In einer solchen Konstellation ist die Dissoziation der Sphären dem Ehemann Konfliktbewältigung, während sie für die Ehefrau zur Konflikursache wird.

## Verdrängte Autorität. Der Ehemann und die Kindererziehung

Im Gegensatz zum ehemännlichen Beruf war die Kindererziehung auch im bürgerlichen Familienmodell eine Aufgabe, die dem Anspruch nach beiden Geschlechtern zufiel. Der Vater hat Strenge, Stärke und Autorität zu verkörpern, während die Mutter für das Weiche und Gefühliges, für Sanftes und Warmes zu sorgen hat. Wenn Emil Frey über pädagogische Meinungsverschiedenheiten klagt, so kann er sich auf dieses Modell berufen; und die Ablehnung, die ihm entgegenschlägt, scheint umso weniger gerechtfertigt, als er auch über professionelle Kompetenzen verfügt, die bei der Kinderversorgung nicht unerheblich sind: »Obschon Herr Dr. Frey ein gesuchter Arzt war und infolgedessen von Hygiene und Kinder- und Krankenpflege auch etwas zu verstehen zu können glaubte und wenigstens mit Erfolg fremde Kinder behandelt hatte, so hatte er zu Hause gar nichts zu sagen. Wollte er in Bezug auf Pflege oder Hygiene irgend eine Meinung oder einen Wunsch äussern, so erklärte ihm Fr. Dr. Frey, das gehe ihn nichts an. ›Dans mon livre on le fait comme cela‹, pflegte sie zu bemerken und berief sich dabei auf ein Buch ›Pour les jeunes mères‹. Damit war der Ehemann erledigt. Dass Frau Dr. Frey damit schon früh einen grossen Riss auf die Beziehungen zwischen den Ehegatten machte, daran dachte sie nicht oder kümmerte sich nicht darum. [...] Als die Kinder etwas grösser wurden und der Vater glaubte, wenigstens jetzt in der Erziehung etwas mitreden zu können, so erhielt er zur Antwort ›Laisse-moi faire, je m'y entends mieux que toi, tu ne connais pas cela‹. Beharrte der Kläger auf seiner Ansicht, so gab es Auftritte und Zerwürfnisse, vorübergehend scheinbares Nachgeben und sobald er sich nicht mehr der Sache zu achten schien, so wurde wieder nach der Ansicht der Frau Gemahlin erzogen.«<sup>59</sup>

Gleich zweifach, nämlich in seiner Eigenschaft als Arzt und als Vater, fühlt sich Emil Frey von seiner Gattin übergangen. Dass die Ehefrau sich schon früh weigert, seine ärztlich-väterlichen Ratschläge anzunehmen, lässt sich zur Not mit der auf normativer Ebene geregelten Zuständigkeit der Mutter für die Kleinkinderpflege rechtfertigen. Dieses Argument fällt jedoch mit dem Älterwerden der Kinder dahin; spätestens jetzt kommt dem Ehemann als Vater ein Erziehungsrecht zu. Diese väterliche Erziehung führt Emil Frey im Wesentlichen als autoritatives *Mitreden* über die Prinzipien und Leitlinien der Erziehung an: er erwartet, dass die Ehefrau *nachgeben* und ihren Erziehungsstil auf seine Vorstellungen einstimmen würde. In dieser Gewichtung und Ausgestaltung von Väterlichkeit als Autorität jedoch siedelt sich Emil Frey gleichsam eigenhändig an der Peripherie der Gefühlswelt der Familie an.<sup>60</sup> Es ist aber genau die väterliche Autorität, die

ihn in diesen Zusammenhang wieder eingliedern sollte, denn dass diese Autorität nicht anerkannt wird, *reißt* die Ehe auseinander. In diesem *Riss* findet der Verlust des *innigen Kontakts*, den Madeleine Frey in der Beendigung ihrer Teilhabe an der Arztpraxis erfährt, sein Pendant im Empfinden des Ehemannes.

Madeleine Frey bestätigt die Absenz des Ehemannes in der Welt der Kinder. Allein, sie hat ihn daraus nicht vertrieben: »Dies ist insofern richtig, als er tatsächlich lange nicht in dem Masse sich mit ihnen abgegeben hat wie die Beklagte. Sein Beruf, dann aber auch seine vielen sportlichen & anderweitigen Tätigkeiten haben ihn abgehalten. Seine Beziehungen zu ihnen waren infolgedessen niemals so enge wie diejenigen der Beklagten.«<sup>61</sup> Nicht sie hat ihm die Beteiligung an der Kindererziehung verwehrt, vielmehr hat er seinen Anspruch auf Teilhabe an der Kindererziehung durch erzwungene berufliche Abwesenheit, vor allem aber durch freiwillige und unnötige Abwesenheit selbst verwirkt. Madeleine Frey hätte ihren Gatten mitreden lassen, wenn er sich mehr mit den Kindern abgegeben hätte, suggeriert die Klageantwort. Anerkennt Madeleine Frey damit den grundsätzlichen Anspruch auf gemeinsame Kindererziehung, so knüpft sie daran auch Bedingungen: Die Mitsprache des Ehemannes setzt dessen Anwesenheit in der Familie, setzt geteilte Zeit und geteilten Raum voraus. In ihrer Argumentation verteidigt Madeleine Frey aber auch ihren ureigenen Kompetenzbereich gegen ungerechtfertigte Einmischungen des Ehemannes – analog zu diesem, der sich gegen die Kritik der Ehefrau an seinen professionellen Strategien wehrt. Das tut sie nicht nur vor dem Hintergrund der quasi »gattungsberuflichen« weiblichen Zuständigkeit für Versorgung und Erziehung der Kinder.<sup>62</sup> Sie tut es auch vor dem Hintergrund ihrer eigenen professionellen Ausbildung als Lehrerin. Und sie ist nur dann bereit, diesen Verantwortungsbereich zu teilen, wenn der Ehemann nicht nur die Prinzipien der Erziehung diktieren will, sondern auch an der konkreten Erziehung teilnimmt und das heisst: wenn er anwesend ist. Genau dieser Gemeinsamkeit von Zeit und Raum erteilt jedoch der Ehemann nicht nur mit seinem Vielerlei *anderweitiger Tätigkeiten*, sondern auch und radikal in der Trennung von Wohnung und Röntgeninstitut eine gleichsam endgültige Absage.

#### 4. Personen und Räume. Strukturen der Intimität, Streit um Intimität

Der Blick der anderen steigert die Intensität des Dramas, das sich zwischen den Partnern abspielt, erhöht die Tragik und macht sie unerträglicher, prägt dem Paar das unauslöschliche Zeichen von Hass und Verachtung oder von Vertrauen und Zuneigung auf.

*Arlette Farge/Michel Foucault, Lettres de cachet, 1982*

Professoren brechen nach der Trennung in die Wohnung ihrer Frau ein, um Gegenstände aus dem Schreibtisch zu entwenden, und wohldotierte Damen denunzieren ihre Männer wegen Steuerhinterziehung. Gewährt die Ehe eine der letzten Möglichkeiten, humane Zellen im inhumanen Allgemeinen zu bilden, so rächt das Allgemeine sich in ihrem Zerfall, indem es des scheinbar Ausgenommenen sich bemächtigt, den entfremdeten Ordnungen von Recht und Eigentum unterstellt und die verhöhnt, die davor sich sicher wähnten.

*Theodor W. Adorno, Minima Moralia, 1951*

#### Beobachtungen und Besprechungen. Aussen und Innen der Ehe

Die Ehekrise der Freys ist keine »Privatangelegenheit«, vielmehr greift gerade die Krise als solche über die Räume der ehelichen und familialen Intimität hinaus und bringt auch die Strukturen dieser Intimität durcheinander. Emil Frey weist in seiner Klageschrift auf die vielen anderen hin, denen sein Leiden nicht verborgen geblieben ist: Den »Freunden des Herrn Dr. Frey« sei seit einigen Jahren aufgefallen, »dass dieser immer gedrückter wurde. Seine Art ist es nicht, sich auszusprechen. Männlich, verschlossen u. überlegt, wie er war, wollte er mit der Sprache nicht herausrücken. Schliesslich brachte man doch heraus, dass er litt, unsäglich litt, unter der kalten, herrischen, abstossenden Art der Frau.« Freunde wussten um das Unglück in der Ehe Frey, weil ihnen das Leiden des Ehemannes nicht verborgen blieb, weil sie sich dafür interessierten und nachfragten. Und dieses Wissen zog weitere Kreise: »Nicht nur bei seinen intimen Freunden, sondern auch bei einem weiten Bekanntenkreis in Bern war es eine ausgemachte Tatsache, dass Herr Dr. Frey zu Hause unglücklich war. Nicht als ob er sich einem



weiten Kreis gegenüber ausgesprochen hätte. Aber gerade deshalb wusste man um so mehr, woran man war.«<sup>63</sup> Gerade weil Emil Frey *männlich verschlossen* war, griff das Wissen über die Ehe um sich; er erzählt nichts, nahm man vielleicht an, weil er nur Ungutes erlebt, weil das, was er erzählen könnte, allenfalls intimen Freunden, sicher aber nicht Bekannten erzählt werden kann. Beredtes Schweigen verleiht dem ehelichen Unglück die Sprache, die es in der Öffentlichkeit nicht hat, in einer Öffentlichkeit, die sich von der Ehe Glück und vom ehelichen Glück gesellschaftliche Ordnung verspricht, und die in Worten und Gesten der Klage oder Anklage oder aber des Witzes und der Karikatur von unglücklichen Paaren spricht.

Dieses Ausserhalb der Ehe Frey, das von deren Innerstem ahnte oder auch davon wusste, hatte eine spezifische Struktur, die sich aus dem Reigen der 56 vor Gericht geladenen Personen rekonstruieren lässt. Zu Wort kommen insgesamt 21 Freunde, Freundinnen und Bekannte, ein Nachbarspaar, 13 Verwandte aus den Familien Frey und Jobin, zwei Lehrer des Sohnes und drei Lehrerinnen der Tochter, vier Dienstmädchen, drei Arbeitskollegen Emil Freys, dessen Röntgenassistentin und zwei Patientinnen, zwei Pfarrer aus dem Heimatort der Ehefrau, zwei Vermieterinnen des Ehepaares sowie Emil Freys Zimmervermieterin aus Zeiten seines Studiums. Wenn es im Folgenden um den »Blick dieser andern« (Arlette Farge/Michel Foucault) geht, dann weniger deshalb, weil daraus Schlüsse über Tatsächliches des ehelichen Konflikts gezogen werden sollen. Stattdessen geht es darum, die Vielstimmigkeit des Redens über die Ehe Frey zu rekonstruieren, aufzuzeigen, wie sich die Ehekrise den vielen anderen darstellte, wie sie unterschiedlich darin verstrickt waren und daran teilhatten. Denn dass so viele Stimmen vor Gericht zu Wort kommen, das steigert tatsächlich die Intensität der Szenerie und zeigt, welche sozialen Kreise eine Ehekrise ziehen konnte. Daraus erschliesst sich aber auch, in welchen sozialen Räumen sich eine bürgerliche Ehe um 1900 realisierte und welche Personen diesen Raum wie bevölkerten.<sup>64</sup>

Die drei Arztkollegen werden zum Charakter des Ehemannes befragt und sie wissen zu berichten, dass zwischen ihnen und Emil Frey zwar »Reibereien« vorgekommen, diese aber nicht »ernsthaft« oder »nennenswert« und auch nicht Ausdruck von Böswilligkeit gewesen seien, sondern sich im Rahmen der zwischen Ärzten üblichen Auseinandersetzungen gehalten hätten. Sie hätten sich namentlich an der Konkurrenz entzündet, die ihnen aus Emil Freys Spezialisierungsversuch in Chirurgie erwachsen war. Darin erkannten die Kollegen eine durchaus notwendige Positionierungsleistung Freys im medizinischen Feld und sie stellen denn auch sein Umschwenken auf die Röntgendiagnostik als vernünftiges Ausweichen auf einen anderen zukunftssträchtigen Zweig dar.<sup>65</sup> Über die

»gattungsberuflichen« Kompetenzen der Ehefrau werden die Lehrer und Lehrerinnen der Kinder befragt, und sie können dieser ein gutes Zeugnis ausstellen: Der Sohn sei »etwas flüchtig & sonst gut erzogen« ist etwa zu erfahren, die Tochter sei »sehr intelligent & geweckt, sehr gut erzogen, auch in moralischer Hinsicht«. Man habe den »Einfluss der Mutter« gespürt und die Kinder hätten von zu Hause »die richtige Hilfe« bekommen.<sup>66</sup>

Ein kritischeres Bild zeichnen die befragten Dienstboten. Die Dienstherrin sei mit ihr »nicht immer recht« gewesen, gibt die Ehemalige Lineli Blaser zu Protokoll, sie sei »sehr geizig« gewesen, habe beim Essen und auch beim Heizen gespart. Louise Gerber-Jakob präzisiert, dass es »etwas wenig auf dem Tisch« gegeben habe, und Anni Siegenthaler hat dies am eigenen Leib erfahren: »Frau Dr. Frey liess mich etwa merken, dass sie es nicht zürnen würde, wenn ich weniger ässe«, sie sei »äusserst sparsam« gewesen, »ob man es geizig nennt«, vermöge sie jedoch »nicht zu beurteilen«. Bertha Schlatter-Meister, ebenfalls eine Ehemalige, hält dem entgegen, dass sie stets genug bekommen habe. Über das eheliche Verhältnis weiss Louise Gerber-Jakob zu erzählen, dass es, soweit sie dies habe »beobachten« können, »ein gutes« gewesen sei, sie habe den »Eindruck« eines »glücklichen« Ehepaares gewonnen, und Bertha Schlatter-Meister gibt zu Protokoll, ihr sei nie etwas »aufgefallen«. Lineli Blaser hingegen hat erlebt, wie die Hausherrin »immer unzufrieden mit ihrem Mann« gewesen sei, währenddem er »immer Frieden zu machen« suchte, namentlich kann sie sich an die »Scenen« erinnern, die Madeleine Frey ihrem Gatten wegen des Umzuges ins Rabbenthal gemacht habe.<sup>67</sup>

Die Dienstmädchen erzählen über die Ehe Frey, und was sie zu berichten wissen, sind *Eindrücke* und *Beobachtungen*, aufgrund derer sie sich ein Bild machen. Darin unterscheiden sie sich von den Freunden und Verwandten, die über ein kommuniziertes Wissen verfügen. Dr. Friedrich Gutzwiller, dem »schon seit Jahren bei Dr. Frey eine gewisse Depression, Unzufriedenheit« aufgefallen war, erzählt: »Anfänglich sagte er, es gehe ihm im Beruf nicht so, wie er es wünsche, es gehe nicht vorwärts. Dann sagte er mir auch, dass zu Hause Unzufriedenheit herrsche, seine Frau sei unzufrieden in Bezug auf seine berufliche Tätigkeit.« Er selbst habe »diesbezügliche Bemerkungen« sogar mitanhören müssen. Auch habe die Frau ihrem Mann zwar »im Institut geholfen«, ihm »Handlangerdienste« geleistet, hingegen »moralisch hat sie ihn nicht unterstützt«, und Emil Frey habe seit der Heirat »Energie und Schaffensfreude« nach und nach verloren. Ein weiterer enger Freund Emil Freys, der Ingenieur Fritz Mannhart, schildert dem Gericht, er habe »bemerkt«, dass in der Ehe Frey »etwas nicht in Ordnung«, dass der Ehemann »sehr bedrückt« gewesen sei. Dieser habe ihm dann schliesslich

gesagt, »dass seine Ansichten mit denj. seiner Frau nicht übereinstimmten, namentlich in Bezug auf die Kindererziehung. Sie mische sich in die Ausübung seines Berufes, kritisiere seine Behandlungsweise.« Ein veritabler »Kampf« sei es gewesen, und er, Mannhart, habe diesen »in Bern [...] mit ihnen durchgemacht« und sei »der allgemeinen Ansicht, dass die beiden Gatten, wenn sie auch jahrelang miteinander gelebt haben, in Gottes Namen nicht mehr zueinander passen«. Der Jurist Erich Kurt erzählt von verschiedenen Besuchen Emil Freys in seinem Haus, dieser habe sich bei ihm »ausgesprochen«, habe »in objektiver Form« Eheprobleme erörtert und gefragt, »ob einem Mann das längere Verbleiben in der Ehe zugemutet werden könne, wenn die Frau ihn einzig & allein auf den Erwerb weise und seine persönlichen Bedürfnisse vollständig ausgeschaltet werden sollen«. Bei aller Diskretion seines Freundes habe er immer gewusst, dass dieser über sich selbst gesprochen habe.<sup>68</sup>

Bespricht Emil Frey mit seinen Freunden sein Leid, teilt er sich ihnen verhüllt oder unverhüllt mit, so werden die näheren Verwandten nicht nur zu Rate gezogen, sondern sie haben darüber hinaus allfällige Entscheidungen und Massnahmen mitzutragen. Der Bruder, ein Dorfpfarrer, bestätigt dem Gericht, dass es in der Ehe »nicht gut ging« und dass er der Scheidung zustimme, da er die Ehe »faktisch wirklich als schon geschieden« betrachte. Er begreife seinen Bruder, obschon er die Sache nicht gerne sehe: »ich als Pfarrherr liebe eine Scheidung nicht sehr«. Auch der andere Bruder Emil Freys, ebenfalls Pfarrer, gibt zu Protokoll: »Mit der Scheidung bin ich durchaus einverstanden & wir alle Geschwister sehen es als das einzig Richtige an.« Die männlichen Verwandten segnen den Entschluss Emil Freys in der Gerichtsöffentlichkeit ab, begreifen ihn als gerechtfertigt und stellen ihn so dar. Einen gab es allerdings in der Familie Frey, der Opposition machte, und gerade darin auch eine autoritative Rolle wahrnahm: Ein Onkel, ebenfalls Pfarrer, schrieb seinem Neffen einen Brief, hielt ihm seine Sprunghaftigkeit vor und riet ihm von der Scheidung ab. Auch an Madeleine Frey wandte er sich, tat seine Anteilnahme kund »an dem Leid, das durch das Scheidungsbegehren meines Neffen Emil über Sie u. Ihre Familie gekommen ist«. Er möchte denn auch, so gibt er vor Gericht zu Protokoll, »gern beide versöhnen«. Dieser Onkel war jedoch nicht wie die anderen männlichen Verwandten schon früh über den Konflikt in Kenntnis gesetzt worden: er habe von der Scheidungsklage erst vor kurzem vernommen, berichtet er vor Gericht, »es berührte mich wie ein Blitz aus heiterem Himmel«.<sup>69</sup>

Die weiblichen Verwandten des Ehemannes – Mutter, Schwestern, Schwägerinnen – berichten zwar ebenfalls über die Ehe und über den Eindruck, den sie von Emil Freys Unglück erhalten haben, aber sie billigen in keiner Aussage so

ausdrücklich die Scheidungsklage. Das sagt nichts über ihre diesbezügliche Meinung und auch nichts über die Geltungskraft dieser Meinung, vielmehr sagt es etwas darüber, wie Autoritätsverhältnisse in der erweiterten bürgerlichen Familie dargestellt werden: Die explizite Sanktionierung eines Akts, der nicht nur den Ehemann, sondern auch dessen Verwandtschaft in ihrem sozialen Ansehen betrifft, kommt den männlichen Familienangehörigen zu; sie sind verantwortlich für Entscheidungen, die das Bild der Familie in der Öffentlichkeit tangieren. Die weiblichen Verwandten legen das Gewicht ihrer Aussagen dagegen auf die Beurteilung der ehefraulichen und mütterlichen Kompetenzen Madeleine Freys, wie etwa eine Schwägerin, die den Richtern erzählt, dass Madeleine Frey mit ihren Kindern »sehr nett« gewesen sei. »Ich hätte nichts auszusetzen«, fügt sie an, »nur liess ich meinem Knaben mehr Freiheit & ich hatte das Gefühl, dass meine Schwägerin ihren Knaben wie ein Mädchen erzog«, und sie meinte damit wohl eine Erziehung zu Zurückhaltung, wie sie einem Mädchen, nicht aber einem Buben gebührte.<sup>70</sup>

Auch Verwandte und Freundinnen Madeleine Freys kommen ausführlich zu Wort. Ihre Tochter sei eine gewissenhafte Haus- und eine gute Ehefrau, erzählt die Mutter: »Meine Tochter hat ihr Möglichstes getan, um ihren Mann glücklich zu machen.« Emil Frey aber habe einen »caractère léger«, einen oberflächlichen Charakter. Vom »caractère changeant«, vom Schillern des Charakters Emil Freys weiss auch eine Schwester zu berichten, als »déséquilibré« empfinde sie ihn, als unausgewogen, und vor allem in letzter Zeit gebe er sich unguter Lektüre hin: »Kriminalistisches, Monistisches, Bücher von Oswald und Nietzsche«.<sup>71</sup> Ihre Schwester hingegen sei eine einfache und geschickte Hausfrau, »sparsam, aber auf eine gute Art«. Madeleine sei »immer gut gelaunt«, schildert eine Freundin der Mutter vor Gericht, dem Ehemann aber habe es »an Aufmerksamkeit für seine Frau gefehlt«. Madeleine Frey lässt nicht nur Zeuginnen vorladen, sie legt ausserdem verschiedene Briefe vor, die sie während des Scheidungsprozesses erhalten hat: »Liebe Freundin«, schreibt eine Vertraute der Familie an Madeleine Freys Mutter, »ich will weiterhoffen, dass sich all das schliesslich nur als schlechter Traum entpuppe, so unmöglich scheint es mir, dass man angreift und verurteilt, was ohne Fehl und Tadel ist.«<sup>72</sup>

Während die Ärztekollegen, die Lehrerinnen und Lehrer über die Personen Emil oder Madeleine Frey Auskunft geben, schildern Freundinnen, Freunde und Bekannte, Verwandte und Dienstmädchen vor Gericht die einzelnen Personen und deren Beziehung. Sie sind es, die den sozialen Raum der Ehe bevölkern. Sie werden von Emil Frey in den Gerichtssaal gebeten, um über seine Ehemisere, über sein Befinden, das Fehlverhalten seiner Ehefrau zu erzählen; sie werden von

Madeleine Frey geladen, Bericht zu erstatten über ihre haus- und ehedraulichen Kompetenzen, über den Charakter des Ehemannes und über das Unglück, das die Scheidungsklage über die Familie bringt. Unter diesen Personengruppen sind es die Freunde und die Verwandten, die aktiv in eine innereheliche Intimität einbezogen werden, die über eheliche Intimitäten unterrichtet werden und sich auch ein Urteil über die Verhältnisse erlauben dürfen. Diese Nähe ist keine zufällige, sondern sie ist im Fall der Verwandten gesetzt, im Falle der Freunde gewählt, es sind Verwandtschaften und Wahlverwandtschaften, die den intimen Nahraum bilden. In beiden Fällen aber ist die Nähe eine soziokulturelle Nähe, aus der sich diese intimen sozialen Kontakte in der bürgerlichen Familie Frey ergeben, und es wird in Kapitel 3 zu zeigen sein, inwiefern sich das im Falle einer Arbeiterfamilie anders verhielt. Während Emil Frey Verwandte und Wahlverwandte vor das Gericht treten lassen kann, sind es im Fall Madeleine Freys fast nur Verwandte, sowie familiennahe Freundinnen und Bekannte, die zu Wort kommen. Darin mag durchaus eine stärkere Bindung bürgerlicher Frauen an familiäre Beziehungsnetze zum Ausdruck kommen, während sich den bürgerlichen Männern durch Ausbildung, Berufstätigkeit und Geselligkeit weitere soziale Kreise erschlossen. Darin mag aber auch zum Ausdruck kommen, dass gerade im Konfliktfall familiäre Beziehungen für ökonomisch und rechtlich von ihren Ehemännern abhängige Frauen wichtig waren und – wie es bei Madeleine Frey der Fall ist – emotionalen Rückhalt und Solidarität boten.<sup>73</sup> Doch war auch der Ehemann umgekehrt nicht unabhängig von seiner Herkunftsfamilie, nicht frei in seinen Entscheidungen. Seine nahen männlichen Verwandten stützen ihn in seinem Entscheid, verleihen ihm vor Gericht eine starke Position, was aber auch heisst, dass er so gewichtige Entscheidungen wie die zu einer Scheidung nicht alleine fällen darf.

Anders als die Freunde und Verwandten »wissen« die Dienstmädchen nicht um die Verhältnisse in der Ehe, sondern *beobachten* sie, sie sind der ehelichen Innenwelt räumlich und funktional nahe, nicht aber soziokulturell. Und gerade deshalb wissen sie vielleicht dann doch über manches besser Bescheid als Verwandte und Freundinnen: Indem sie den Alltag der Dienstherrschaft teilen und dabei zwangsläufig Geschehnisse beobachten können, die nicht für die Öffentlichkeit gedacht sind, werden die Dienstmädchen, wie Albert Tanner schreibt, zu einer »Lücke in der Mauer, mit der die bürgerliche Familie sich zum Schutze ihrer Privat- und Intimsphäre und zur Wahrung ihrer öffentlichen Reputation« umgibt.<sup>74</sup> Anders als die Verwandten und Wahlverwandten werden sie von der bürgerlichen Familie nicht aktiv in die familiäre Intimität eingebunden, sondern vor allem seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bewusst und bemüht aus ihr ausgegliedert.

## Wirtshäuser, Schubladen und Fächer. Respekt und Diskretion

Die Grenzen der bürgerlichen Familie Frey waren nicht eng um die Gattenfamilie – das Ehepaar und die Kinder – gezogen. Welche Blicke welcher anderen aber wann und wie zulässig waren, das barg Konfliktpotenzial. Denn dass der Ehemann seine Freunde vor Gericht führt, dass darin zum Ausdruck kommt, wie sehr und wie viel und was diese vom ehelichen Konflikt wissen, das ist nicht selbstverständlich. Nachgeführtem Prozess, nach vielen Verhandlungen und vielen Zeugenaussagen kommt Madeleine Frey in ihren letzten schriftlichen »Anträgen und Anbringen« auf das zu sprechen, was ihr das weitere Zusammenleben nun, am Ende eines langwierigen Prozesses, unmöglich macht. »Seit Jahren« habe Emil Frey sie »als moralisch minderwertige Person [...] verschrien und auch heute im Prozess als solche hingestellt«, heisst es da, er habe »seine lieben Freunde hinter dem Rücken der Beklagten in Wirtshäusern & auf der Strasse« über ihren angeblich schlechten Charakter unterrichtet und »seine Frau & Mutter seiner Kinder jahrelang hinter deren Rücken dem Gerede & Gespött der Leute« preisgegeben, »dem Gerede von Leuten, die nicht einmal in der Lage sind, zu beurteilen, ob die erhobenen Vorwürfe begründet sind oder nicht«. Indem er den ehelichen Konflikt aus den Räumen der Ehe hinaus und in seinen Freundeskreis hinein trägt, auf Spaziergänge und an den Biertisch holt, gibt Emil Frey nicht nur die eheliche Intimität preis, sondern setzt auch die persönliche Integrität seiner Ehefrau dem Klatsch und Spott Dritter aus. Emil Frey habe sich darin in einer Weise »gehen lassen«, die eines »Mannes« nicht würdig sei, eines Mannes nämlich, der seine Frau auch im Konflikt zu respektieren wüsste und sich darin als Mann bewähren würde: Selbst »wenn sie vielleicht den Kläger, wie er behauptet, nicht glücklich machen konnte (aus Gründen die ausserhalb ihr liegen) so hatte sie doch immer und auch heute noch Anspruch auf Achtung und Respektierung«. *Achtung* aber hiesse im Fall eines ehelichen Konflikts zuallererst, die Respektabilität der Ehefrau gegenüber Dritten zu wahren. Schon in ihrer Klageantwort moniert Madeleine Frey, dass der Ehemann sie zu einer »Auseinandersetzung mit 20 jährigen Dienstmägden vor Gericht« zwingt, und darin ihre »Würde« als an Alter und Autorität überlegene Frau preisgebe.<sup>75</sup>

Madeleine Frey hätte es sich anders vorgestellt: »Wir wissen, dass Herr Dr. Frey kein Held ist, trotzdem hätte auch von ihm zum wenigsten erwartet werden dürfen, dass er den Mut gefunden hätte, sein angeblich jahrelanges Unglück zu allererst in offener Aussprache mit der Beklagten zu besprechen. Vielleicht hätte sie ihn nicht begriffen, indem sie die Ursache und die Notwendigkeit seines Unglücks nicht hätte einsehen können. Dann aber wäre ihm der Weg vor den

Familienrat oder den Richter immer noch offen gewesen.« Nach dieser Vorstellung schliessen die zu wahren Intimitätsgrenzen die Ehe in konzentrischen Kreisen ein: Zuinnerst steht das Ehepaar, das Konflikte in einer *offenen Aussprache* untereinander bereinigen können müsste. Kommt hier keine Verständigung zustande, so kann die Krise auf die nähere Verwandtschaft ausgedehnt werden und schliesslich auch auf die Richter. In diesen Kreis sind jedenfalls die ehemännlichen Freunde nicht eingeschlossen; sie stehen im Fall eines Konflikts der bürgerlichen Ehe ferner als die Verwandten und das Gesetz. All das missachtet Emil Frey und so sei es »selbstverständlich«, dass Madeleine Frey nicht nur das »Zutrauen« zu ihrem Ehemann, sondern auch jede »Achtung« für ihn verloren habe.<sup>76</sup>

Doch nicht nur die Nähe von Wahlverwandten ist nicht selbstverständlich, auch die von nächsten Verwandten kann bestritten werden. Madeleine Frey habe, so referiert Eduard von Steiger während des prozessualen Vorgeplänkels um das Aufenthaltsrecht in der Familienwohnung, Personen aus dem »feindlichen Lager« ins Haus geholt, nachdem Emil Frey dieses auf richterlichen Befehl verlassen habe. Das *feindliche Lager* aber, das war nicht nur eine Freundin Madeleine Freys, das waren auch deren Mutter und Schwester. Von ihnen sah Emil Frey die Familienwohnung gleichsam okkupiert, darin fühlte er sich verletzt; der Richter selbst habe Madeleine Frey doch angewiesen, schreibt sein Anwalt, der Tatsache Rechnung zu tragen, »dass sie in der WOHNUNG IHRES EHEMANNES sich aufhalte und infolgedessen auf die Gefühle ihres Ehemannes u. auf ihren Ehemann überhaupt Rücksicht zu nehmen habe«. Zu solchem fehle Madeleine Frey ganz offensichtlich »das weibliche Feingefühl u. der Anstand«.<sup>77</sup> Auch nach der provisorischen Trennung, nach Verlassen der ehelichen Wohnung fühlt sich Emil Frey berechtigt, darüber zu entscheiden, wer sich in dieser Wohnung aufhalten kann, weil der Raum der familialen Intimität seinem Verfügungsrecht untersteht, weil dieser selbst dann, wenn er nicht mehr darin wohnt, noch der seine ist. Im Konfliktfall kann er den Raum der Familie als seinen behaupten und die Frau grundsätzlich daraus verstossen.

Innerhalb dieser Auseinandersetzung um die Wohnung entbrennt zwischen den Eheleuten Frey ein erbitterter Streit um das räumliche Symbol und den symbolischen Kern ehelicher Intimität: das Schlafzimmer. Seine Frau habe, so steht in derselben Eingabe Emil Freys zu lesen, neben dem Badezimmer, dem Zimmer der Tochter und der Küche auch das Schlafzimmer abgeschlossen, als sie in die Ferien gegangen sei, und Schlüssel habe sie keine hinterlassen. Zwar habe sie die von ihm verlangten Kleider in das Vestibül gestellt, doch: »Jede Frau, die auch nur eine leise Ahnung von Anstand hat, wird begreifen, dass der Ehemann

diese Sachen, die im Schlafzimmer untergebracht sind, selber herauszusuchen u. auszulesen wünscht.«<sup>78</sup> Bei *diesen Sachen* handelt es sich um das intimste Kleidungsstück eines Mannes und um ein Insignium der Männlichkeit: um Unterwäsche und um Militärsport.

Madeleine Frey und ihr Anwalt beharren demgegenüber in ihrer Antwort darauf, dass Emil Frey nicht mehr »Herr & Meister« über die Wohnung im Altenberg sei, seit ihn der Richter daraus weggewiesen habe. Besuchshalber könne er in der Wohnung ein- und ausgehen, wie es der Richter auch verfügt habe, da habe sie ihm alle Freiheit gelassen. Indes habe er sich vergangen, indem er »einmal in ihrer Abwesenheit die sämtlichen Zimmer, Schubladen & Fächer ohne jegliche Discretion & Takt durchwühlt hatte, & selbst vor dem Gastzimmer, das damals von ihrer Schwester bewohnt war, nicht zurückgeschreckt war«. Dieses Vorgehen lasse den Respekt vermissen, den der Ehemann ihr »naturgemäss schuldig« sei. Nachdem er sie nun einmal verlassen wolle, sei es nur »natürlich«, dass sie sich von ihm vorerst zurückziehen wünsche, und das heisst: dass sie ihrerseits das Gemeinsame aufkündet und die ehelichen Räume zu den ihren macht. »In ihrem Schlafzimmer hat Herr Dr. Frey vorläufig nichts mehr zu tun.«<sup>79</sup> Wie Emil Frey seine Ehefrau mit der Scheidungsklage symbolisch aus der Ehe verstösst, so bannt umgekehrt Madeleine Frey ihn aus den Räumen der Ehe. Und mehr noch: Indem sie das Schlafzimmer ab- und die Dinge des Ehemannes wegschliesst beziehungsweise nach Gutdünken darüber entscheidet, welche seiner Dinge ihm im Vestibül zur Verfügung stehen, macht sie ihn von sich abhängig, so wie er sie von sich abhängig macht, wenn er auf sein Eigentumsrecht in Sachen Wohnung pocht und auf sein Verfügungsrecht über die darin befindlichen Räume.

In der Trennung strukturiert sich der intime Raum der Ehe neu. Der Streit um Zimmer, Schränke, Fächer, Schlüssel und temporäre Bewohnerinnen aus *feindlichem Lager* ist ein Streit um den Zutritt zu den Räumen des Hauses, um das Aufenthaltsrecht in diesen Räumen. Dieser Streit kehrt das Zerfallen der ehelichen Intimität in zwei persönliche Intimitäten nach aussen, schreibt es in Räume und Rechte ein. In diesem Neuziehen der Grenzen zwischen Innen und Aussen der Ehe und zwischen den Einzelnen wird der Konflikt ausgetragen und das von solchem »scheinbar Ausgenommene« untersteht neu der »Ordnung von Recht und Eigentum«, wie Adorno schreibt.<sup>80</sup> Pocht Emil Frey in diesem Streit grundsätzlich auf seinen Autoritätsanspruch, auf sein Eigentum und auf entsprechende Verfügungsrechte, so rekurriert Madeleine Frey ihrerseits auf den Trennungswillen ihres Mannes. Da dieser deutlich deklariert, dass er nicht mehr ihr Ehemann zu sein wünscht, erachtet sie vorderhand auch seine Autorität als suspendiert –

auch wenn sie selbst den Trennungswunsch nur nolens volens mit vollzieht. Indem die Ehekrise derart in Räume eingeschrieben wird, wird das Reden über die Räume zum Idiom der je persönlichen Krisenerfahrung: Wenn Emil Frey die Usurpation von Verfügungsgewalt seitens seiner Gattin just am Beispiel der Räume beklagt, die Intimes, nämlich Unterwäsche, und Persönlichkeitsattribute, nämlich Sporen, beherbergen, und wenn er die Anwesenheit von *Feindinnen* anführt, so macht das noch einmal die Anerkennungsproblematik deutlich, die verweigerte Anerkennung seiner Persönlichkeit als solcher, die seine Erfahrung der Ehekrise ausmacht. Wenn Madeleine Frey ihrerseits ihre Verfügungsgewalt über die ehemals gemeinschaftlichen Räume reklamiert, dann verweist das auf ihre Erfahrung der Krise als einer Zerstörung des familialen Zusammenhangs durch die mutwillige Scheidungsklage ihres Ehemannes – in der letztlich dessen mangelnde Präsenz in der Familie zu ihrer äussersten und finalen Konsequenz kommt.

## 5. Erklärungen. Charaktere und Macht

UNBEGREIFLICH. Versuche des liebenden Subjekts, das geliebte Wesen »an sich« zu verstehen und im Sinne des charakterologischen, psychologischen oder neurotischen Typus zu definieren, unabhängig von den besonderen Gegebenheiten der Liebesbeziehung.

*Roland Barthes, Fragmente einer Sprache der Liebe, 1977*

### Pathologien. Weibliche Amoral, männliche Nervosität

Die Schwierigkeiten in der Ehe, argumentiert Emil Frey in seiner Klage, »sind auf eine Reihe von Fehlern u. Eigenschaften der Beklagten zurückzuführen, welche eben in ihrer Totalität die Ehe unerträglich machten«. Allerhand kommt im Verlauf der Klageschrift zusammen: Missgunst, Selbstgerechtigkeit, Geiz, insbesondere aber ein »krankhafter Hang zur Unwahrheit«, der sich nicht in »plumpen Lügen«, sondern in »raffinierten, geschickten Umstellungen«, im »Verdrehen wahrer Tatsachen« äussere. Dazu gibt es eine Episode zu erzählen: »Bei einer sozialistischen 1. Mai Feier, als die Eheleute noch an der Marktgasse wohnten, leistete sich die Beklagte das Vergnügen, mit ihrer Giesskanne, die sie hatte, um Blumen zu begiessen, auf den unten durchziehenden Demonstrationzug etwas

Wasser hinunterzuschütten. Der Kläger verwies ihr dies und sagte ihr, er wolle dann nicht Geschichten haben, worauf ihm die Beklagte ruhig antwortete, wenn es dann zu polizeilichen Geschichten komme, so wisse sie sich dann schon herauszureden, dass sie es nicht gewesen sei.« Es war diese Antwort, nicht die Handlung selbst, die Emil Frey »einen [...] tiefen und peinlichen Eindruck« hinterlassen hat. Episoden dieser Art liessen ihn nach den Ursachen des »verdorbenen Charakters« seiner Ehefrau forschen, denn Verdorbenes hat eine Wurzel, kommt von irgendwo. Möglicherweise »krankhaft« ist solches, ja gar ein »Familienübel« der Jobins könnte sich darin verbergen: »Schon der Vater der Beklagten war ein Sonderling. Sein Bruder war ganz ähnlich wie die heutige Beklagte und im Eheleben so unerträglich, dass seine Ehe getrennt werden musste. Seine Frau musste in der Ehe ganz ähnliche Qualen durchmachen, wie der heutige Kläger.« Eine andere schon ist am *Familienübel* der Jobins gescheitert, und nicht nur Ehen zerbrachen daran, sondern auch die vom Übel Befallenen, ist doch eine Schwester Madeleines »im Irrenhaus gestorben«, und die Ehefrau selbst habe »übrigens schon in ihrer Jugend keine gute Gesundheit« gehabt, »was jedoch dem Kläger bei der Heirat verheimlicht« worden sei.<sup>81</sup>

Es sei dieser »defekte Charakter« seiner Ehefrau, der dem »Scheidungsprozess den Stempel aufsetzt und welcher zur Erklärung der tiefen Zerrüttung unbedingt herangezogen werden muss«, steht weiter in der Klageschrift zu lesen. Das ist kein einfaches Unterfangen, handelt es sich doch nicht um einen »plumpen groben Fall«, sondern um einen, »der einigermaßen feines Verständnis erfordert«. Für dieses sorgfältige Verstehen kann auf eine Spezialistin recurriert werden. Emil Frey stellt seinem Anwalt und den Richtern einen am 19. Juli 1914 in der »Gazette de Lausanne« erschienenen Artikel der »feinen Psychologin« Dora Melegari – italienische Romanautorin und Herausgeberin von Briefen italienischer Freiheitskämpfer und europäischer Salonnières – zur Verfügung. Dieser Text beschäftigt sich mit nichts Geringerem als den Tendenzen des weiblichen Charakters zum moralischen Defekt und handelt dies unter dem Titel »Les brouilleuses de cartes« ab. *Brouiller les cartes*, willentlich eine Sache verdunkeln, unaufrichtig sein, lügnerisch und verleumderisch, sei ebenso eine männliche wie eine weibliche, aber doch vor allem eine weibliche Kunstfertigkeit und zwar die »niederste« überhaupt, schreibt Melegari. Auch Männer und Politiker seien vor Heuchelei und Falschheit nicht gefeit, doch sei es ihnen eher nachzusehen, da sie an vielerlei Sachzwänge gebunden und zur Verdrehung von Tatsachen eigentlich gezwungen seien, während doch die Frauen von einer »unversehrten moralischen Unabhängigkeit« profitieren könnten. Doch just diese heuchelten und verdunkelten gewohnheitsmässig, und könnten aus dieser Gewohnheit her-

aus nie zu einer Konzeption von Ehre gelangen, wie sie den Männern »Poesie des Lebens« sei. Es mangle ihnen an »Klarsicht in Fragen der Redlichkeit«, Ehre kennen sie nur als sexuelle Ehre, sie wahrten sie nur als physische Integrität. Dass den Männern die »weiblichen Eskamotagen«, die femininen Taschenspielertriche mehr Amusement als Indignation und folglich Nachsicht entlockten, mache die Sache nur noch schlimmer: weit und breit nichts, was die einmal zur Wirkung gekommene »fatale Neigung« der weiblichen »Natur« zu bremsen vermöchte, die wie ein »versteckter Krebs« als »schreckliches Erbe« an der Seele der »Nachkomminnen Evas« nage. Es sei ihr »Instinkt«, der die Frauen in solchen Taktiken ausbilde und es könne nur die Erziehung solches bändigen. Wenn es aber an solcher Erziehung fehle, wenn die *Neigung* voll durchgeschlagen habe, dann bleibe nichts zu hoffen, dann entfalte sich ein Naturgesetz mit der Macht der Naturgewalt: »Ein Mörder kann seine Tat bereuen, ein leichtes Frauenzimmer kann ihre Fehler eingestehen, ein *brouilleur* oder eine *brouilleuse de cartes* werden ihr Unrecht nie einräumen, da sie es nicht sehen, ihr Geist ist vollkommen falsch; ebenso gut könnte man versuchen, den Lauf eines Flusses umzukehren.« Melegaris Abhandlung ist nicht frei von Widersprüchen der Zeit: Als »moralisches Geschlecht« waren und blieben die Frauen doch zugleich Töchter der ersten Verführerin, und die Autorin selbst kann nicht eindeutig entscheiden, wie es sich mit diesem problematischen Erbe verhält: So kritisiert sie zwar die Nachsicht der Männer, wenn diese die Falschheit von Frauen auf das Konto »moralischer Schwäche« abbuchen, »die, ihnen zufolge, den Töchtern der ersten Verführerin eigen sei«, und spricht doch zugleich selbst von *Erbe* und *Instinkt* und naturhafter *Neigung*.<sup>82</sup>

Emil Frey dienen diese Erläuterungen dazu, den Richtern den moralischen Charakterdefekt seiner Frau von einer weiteren Seite her zu erschliessen. Nicht nur wurde er Madeleine Jobin als *Familienübel* in die Wiege gelegt, nicht nur hereditär erworben ist er, sondern er liegt zutiefst in ihrem weiblichen Sein beschlossen, beziehungsweise: nichts hat seine Ausbildung verhindert, kein Damm wurde der *Neigung* gebaut, und so ist Madeleine Frey, schon von jung auf ohne *gute Gesundheit*, zur *brouilleuse de cartes* geworden. Damit siedelt Emil Frey die Ursachen des Ehekonflikts in der Psyche seiner Frau an, die als Tochter einer Familie und als Frau schon von allem Anfang an den Kern der Ehemisere in sich getragen hat. Und darin wurde er als Ehemann getäuscht, denn über diese hereditäre Disposition seiner künftigen Gattin hatte ihn niemand aus der Familie Jobin aufgeklärt. Solches dürfte den Richtern plausibel vorgekommen sein, wurde doch der Vererbung von physischen und psychischen Krankheiten seit der Mitte des 19. Jahrhunderts zunehmend grosse Bedeutung zugemessen, und entsprechend wichtig waren Kenntnisse über »pathologische« Vorkommnisse in den Familien der Bräute.<sup>83</sup>

Madeleine Freys Klageantwort und viele der von ihr vorgelegten schriftlichen Zeugnisse widmen sich ihrerseits ausführlich dem Charakter ihres Mannes. Sie erklärt damit nicht die Zerrüttung der Ehe, die sie ja bestreitet, sondern den Scheidungsprozess: »Nach der Auffassung der Frau Dr. Frey ist er die Folge eines anormalen Zustandes des Klägers. Seine in normalen Zeiten schon höchst empfindliche & immer bis zu einem gewissen Grade aussergewöhnliche Natur hat unter den aufregenden & rasch wechselnden Eindrücken der Kriegszeit schwer gelitten. Der ungünstige Einfluss der ausserhalb der Familie liegenden Ereignisse war deutlich in seinem bis aufs äusserste gereizten & nervösen Benehmen wahrzunehmen. Heute ist dieser Zustand zur eigentlichen Krise ausgeartet & entladet sich nun alles auf Fr. Dr. Frey.« Die *anormalen Zeiten* des Krieges, deren Pathologie als eine Steigerung *aufregender & rasch wechselnder Eindrücke* erkannt wird, haben eine an sich schon für Eindrücke aller Art überempfindliche und darin fragile *Natur* in die eigentliche Nervenkrise getrieben. Und die hat ihren manifesten Ausdruck in einer völlig unbegründeten Scheidungsklage gefunden. Mit der kollektiven gesellschaftlichen Krise des Krieges korrespondiert in kausalem Zusammenhang die individuelle Krise des Ehemannes, und beides treibt nur auf die Spitze, was vorher schon da war, was vorher schon die Krise oder die Anfälligkeit für die Krise anzeigte: die Empfänglichkeit der Einzelnen und der Gesellschaft des Fin de siècle für die verwirrende Vielfalt und Flüchtigkeit der *Eindrücke*. Emil Frey empfand schon in *normalen Zeiten* das Bewegte und Volatile dieser Zeiten: »Alles ist in ewiger Bewegung bei ihm. Leicht ändert er seine Entschlüsse, seine Stellung, unüberlegt gibt er gehabte Erfolge auf & übernimmt neue Risiken & Gefahren. Von einem ruhigen, zielbewussten Aufbauen weiss er gar nichts, alles geht bei ihm ungeregelt & systemlos.«<sup>84</sup>

Diese »häufig extremen Schwankungen« werden den Richtern als eindruckliche Liste zu Ohren gebracht, die sich wie eine Zusammenstellung der vielen kulturellen Moden der Jahrhundertwende liest: Abwechslungsweise sei Emil Frey »fanatischer Vegetarier, fanatischer Alkoholgegner, fanatischer Fleischesser, fanatischer Verteidiger des Alkohols« gewesen, einmal trank er »Malzkaffee, bald ass er systematisch wenig, & dann wieder extra viel, je nach den allfälligen Einflüssen, die sich gerade geltend machten«. »Alle Arten Sport« habe er betrieben und bald wieder aufgegeben: »Schiessen, Bergsport, Skifahren, Automobil, Motorcyclette, Velo, Fusstouren, Photographieren in allen Arten, System Müller & System Lahmann. [...] Nie zeigte er während der ganzen Dauer längere Zeit die gleichen Neigungen & Gewohnheiten. Immer überholte das eine das andere; er war in ständiger Wechslung & Veränderung. Wochenlang blieb er zu Hause, dann kamen wieder Zeiten, wo er alle Abende ausging, etc, etc. Auch mit seinen



Freunden ist er häufig im Wechsel; bald zieht er den Alpenklub, dann den Photo-Klub vor, bald begünstigt er diese dann jene Freunde.« Und nicht genug damit, dass er alles anfängt und wieder aufhört und keine Stetigkeit und Treue kennt. Auch Mass ist ihm unbekannt: »Alles übertreibt er. In Burgdorf hatte er zu gleicher Zeit: 1 Automobil, 2 Motorcyclettes, 1 Velo & zudem benutzte er noch Wagen & Schlitten.« Diese entgrenzte Unruhe und Flatterhaftigkeit finde ihren Höhepunkt und ihr jeweils vorläufiges Ende periodisch in »hochgradigen Nervenkrise«, die sich einstellten, wenn »sein äusseres Leben ein Maximum von Bewegung & Unruhe« erreicht habe. Dann sei er regelmässig in »Depressionszustände« verfallen, habe »jede Fassung verloren, geweint & gejamert« und sich mit den »unsinnigsten & unvernünftigsten Gedanken« gequält. So weit sei es nun unter dem Einfluss des Krieges einmal mehr gekommen. Diese *Schwankungen* verdankten sich zu einem Gutteil Emil Freys »Zugänglichkeit für fremde zufällige oder durch andere Personen beabsichtigte Einflüsse«, seiner Überempfindlichkeit eben für *Eindrücke*. Als Beispiel hierfür schildert Madeleine Frey die – allerdings bezeichnenderweise auch nur kurzlebige – Begeisterung ihres Ehemannes für die »Kolonie der Naturmenschen« auf dem Monte Verità in Ascona.<sup>85</sup> »Der Kläger, soviel er auch über die Kolonie spottete & witzelte, unterlag dem Eindrucke doch. Er machte schon nach kurzer Zeit den Vorschlag, auch einmal einen Versuch in dieser Station machen zu wollen.« Dieser selben Empfänglichkeit sei unter anderem auch sein Wunsch nach Scheidung zuzurechnen, stünde er doch unter dem Einfluss seiner Mutter und seiner Schwester. Kurz: »Die Beklagte bestreitet also nicht nur die behauptete Zerrüttung der Ehe, sondern macht ihrerseits geltend, dass die gegenwärtige Krise lediglich auf den falsch orientierten Willen (Gesundheitsstörung & Einfluss von Seiten seiner nächsten Verwandten) zurückzuführen ist. Deshalb muss sein Begehren abgewiesen werden. Es entbehrt jeder objektiven Grundlage.« Mangelnder Sinn für *Objektivität* ist denn auch die eigentliche Diagnose, welche die Klageantwort Emil Frey ausstellt: »Der Kläger ist nie im Stande, die Dinge zu nehmen wie sie sind; immer legt er falsche, zu böse oder zu gute Momente hinein, je nach den gerade sich geltend machenden Einflüssen, & dementsprechend ist er auch übermässig glücklich oder übermässig traurig & deprimiert. Es fehlt ihm der Wirklichkeitssinn, der alles zu bemeistern & zum Guten zu wenden weiss.«<sup>86</sup> Solcher Realitätssinn wäre Voraussetzung von Lebenstüchtigkeit, mit ihm lässt sich das Leben meistern, ohne ihn kann nichts gut werden.

Auch Madeleine Frey spricht vom Charakter ihres Mannes in Begriffen der Pathologie, und der Anwalt, aber auch die Zeuginnen, die vom *schillernden Charakter* Emil Freys sprechen, die Freundin der jobinschen Familie, die dem An-

walt Madeleine Freys von dessen »grosser Nervosität« zu berichten weiss,<sup>87</sup> fassen diese in eine Begrifflichkeit, die den Zeitgenossen vertraut war, und deren Sinn sich ihnen unmittelbar erschlossen haben dürfte: Ist von dem von *Nervenkrisen* geschüttelten Mann die Rede, so wird Bezug genommen auf die um die Jahrhundertwende breite und populäre Rede über Nervosität. Über die »Nerven« wurde vor dem Berner Gericht viel und in allen sozialen Milieus und in Bezug auf Männer wie auf Frauen geredet. Der Bundesbeamte August Witschi etwa schreibt seinen Eltern von den »Nervenanfällen« seiner Ehefrau, »sie kenne sich selber nicht mehr«, habe sie sich ihm gegenüber entschuldigt. Dem Gericht liegt in diesem Fall auch ein Arztzeugnis vor, das Luise Witschi eine Erkrankung »an schwerer Nervosität« bescheinigt, die der Arzt allerdings auf die »zahlreichen Gemüthsregungen im Zusammenleben mit ihrem Manne« zurückführt. Die Schneiderin Babette Wenger beschreibt ihren Zustand nach einer Geburt als »Nervenkrankheit«, infolge derer es ihr nicht möglich gewesen sei, sich ihrem Ehemann hinzugeben, wie dieser verlangt habe. Und eine Landarbeiterin bezeichnet sich in einem Brief ans Gericht als »nervenkranke« infolge von neun Geburten und ehemännlicher Vernachlässigung. Ein Gärtner beschwört seine Ehefrau, eine Glätterin, in einem Brief aus der Strafanstalt Witzwil, sie wisse doch genau so gut wie er, »dass wir nervöse u. aufbrausende Menschen sind, und wir manchmal Worte gebrauchen, die man nachher bitter bereut, so ist es mir auch hier ergangen«. Ein Lokomotivheizer klagt vor Gericht, dass die »täglich 12–14 bis 16 Stunden Dienstbereitschaft« umso mehr »täglich auf die Nerven wirken«, als seine Frau derweil im Bett liege und sich dem Müssiggang hingebe. Und ein Schauspieler schildert in Briefen an Schwiegervater und Ehefrau drastisch, welche Konsequenzen deren Affäre mit einem Schauspielerkollegen hatte: »Ich bin durch die Sache gebrochen krank an einem Nervenzusammenbruch, so hat es mich angegriffen«, eine »solche Nervenzerrüttung« habe er erlitten, dass er abends nicht auf der Bühne habe spielen können. Emilie Ziegler, Tochter eines Fabrikanten und Ehefrau eines Sekundarlehrers und Journalisten, schreibt in einem Brief an den Gerichtspräsidenten, ihr Mann müsste doch »als intelligenter Mensch« wissen, »dass er zeitweilig übernervös sei, und dass er dem durch Ruhe etc. Einhalt tun müsse«, habe er doch, was seine psychische Gesundheit betreffe, »eine schlechte Erbschaft angetreten«.<sup>88</sup>

Alles mögliche Unwohlbefinden artikulierte sich vor Gericht in Begriffen der »Nerven«. In kranken Nerven sprachen sich Körper und Seele vereint für die Unzumutbarkeit ehelicher Verhältnisse aus, in kranken Nerven wurde die Ehekrise regelrecht somatisch empfunden, in kranken Nerven wird aber auch manche Ursache von Ehekrise gesehen, wie es Madeleine Frey dem Gericht vor-



trägt. Seitdem Gelehrte des 18. Jahrhunderts nach den das Leben bewegenden Kräften suchten, hatte das Nervensystem »parallel zur kulturellen Mode der Empfindsamkeit« eine »innermedizinische Aufwertung« erfahren, wie Claudia Honegger schreibt.<sup>89</sup> Um 1900 war dann die Krankheit der Nerven im Rahmen einer gleichermassen wissenschaftlichen wie populären Diskussion zur eigentlichen Chiffre persönlichen Missbehagens und einer krisenhaften Gesellschaft geworden. Um den Sinn der Rede von der Nervosität im Fall der Ehe Frey zu erschliessen, muss jedoch der verallgemeinerte Begriff auf seinen systematischen Ort im Zusammenhang kultureller Selbstthematisierung befragt werden: Die Nervosität mit ihren depressiven, trägen Krisen nämlich kodiert das Gegenteil einer aktivistischen bürgerlich-kapitalistischen Kultur und gilt zugleich als Produkt dieser Kultur selbst, die mit ihren Anforderungen und Verlockungen die Nerven belastet und überreizt. Das Hin und Her zwischen unsteten, wankelmütigen und vielfältigen Impulsen, wie es Madeleine Frey bei ihrem Ehemann beobachtet, macht den Kern der Nervosität aus: Es war, wie Joachim Radkau schreibt, »das Zusammenwirken von Belastungen und Wünschen, das die Nervosität als alltägliches Phänomen stabilisierte und sie weit über den medizinischen Bereich hinaus zum Zeichen der Zeit machte«.<sup>90</sup>

Als Inversion bürgerlicher Kultur war die Nervosität aber auch eine Pathologie der Männlichkeit. Wie schon das Aufkommen des Nervensystems um 1800 die moral-physiologische Sonderanthropologie der Frau vorweggenommen hatte, so zeichneten sich die nervösen Krankheiten auch um 1900 durch eine ausgeprägte Geschlechtstypisierung aus. Wie wenige andere waren die Krankheiten der Nerven verknüpft mit Vorstellungen über »Erfolg und Scheitern, Zivilisation und Barbarei, Ordnung und Chaos, Männlichkeit und Weiblichkeit«, beobachtet Janet Oppenheim.<sup>91</sup> War die weibliche Hysterie Übersteigerung des Femininen, so stand die männliche Nervosität als Ausdruck einer überaus anfälligen und empfänglichen Psyche für alles Unmännliche. Sie liess kaltes Blut und Geistesgegenwart vermissen, sie verkehrte Ausdauer und Konstanz in Labilität und Beeinflussbarkeit, Realitätssinn und Lebenstüchtigkeit in unmässige und unangebrachte Sentimentalität.<sup>92</sup> Die Gefühlsausbrüche Emil Freys, das *Verlieren von Fassung*, das *Weinen* und *Jammern*, mag in frühbürgerlichen Zeiten der Empfindsamkeit für einen Mann noch angängig gewesen sein, doch um 1900 war es der nervöse, der neurasthenische Mann, der sich derart, nämlich wie die Frau oder gar die Hysterikerin und der effeminierte Dandy benahm.<sup>93</sup> Auf ihre moralische Degradierung durch Emil Frey antwortet Madeleine Frey ihrerseits mit einer Diagnose, deren Bedeutungsüberschuss die gesunde Bürgerlichkeit und Männlichkeit des Ehemannes in Frage stellt.

Dass Emil Freys Lebensführung in der Klageantwort seiner Gattin in Begriffen der Pathologie zum Ausdruck kommt, macht ausserdem zugespitzt deutlich, wie sehr sich die Eheleute während der Ehe – parallel zum Auseinanderfallen von ehemännlichem Berufsleben und Familienwelt – persönlich entfremdet haben. Dass Emil Frey *alle Arten Sport* betreibt, *in allen Arten* fotografiert, dass er einmal *fanatisch* für das Fleisch ist, dann für das Gemüse, dass er es gar mit der *Kolonie der Naturmenschen* auf dem berühmten Tessiner Berg probieren will, aber auch, dass er einmal Landarzt, einmal Chirurg und dann schliesslich Röntgendiagnostiker sein will – all das, was Emil Frey als seine Interessen und Bestrebungen begreift, in denen seine Persönlichkeit zum Ausdruck kommt, was Charlotte Boor als dessen *Ideen und Liebhabereien* bezeichnet, das erschliesst sich Madeleine Frey und den ihren vor dem Hintergrund einer ganz anders gelagerten Herkunftskultur letztlich nur als Irritation. Deutlich wird das in der Kontrastierung zwischen diesen ehemännlichen Unternehmungen und dem ehedemaligen Sein, wie sie in vielen Zeugnissen aus dem Umkreis der Jobins zu finden ist. Vom »kompletten Mangel an Disziplin« und vom »Grössenwahnsinn« des Ehemannes schreibt die Freundin der Familie, als wäre er »von einem bösen Geist getrieben«, während die »Lebensführung« Madeleine Freys »einfach« sei. In ihrer Aussage vor Gericht beschreibt sie Madeleine Frey als »aufrecht, aufrichtig, ernsthaft, wahrhaftig, ihren Pflichten verbunden und ergeben«, Emil Frey dagegen habe »Abwechslungen« aller Art zu sehr geliebt. Die Schwester der Ehefrau weiss zu berichten, Emil Frey habe einen »schwachen Charakter, von grossen Depressionen beherrscht und sehr beeinflussbar«, keine »moralische Standhaftigkeit« sei ihm zu eigen, während Madeleine »einfach« sei in ihren Ansprüchen. Auch die Lausanner Pensionsinhaberin, die den Studenten Emil Frey einst zur Untermiete hatte, weiss um dessen Unbeständigkeit, die ihr so gar nicht zu Madeleine Frey zu passen schien: Schon nach zwei Monaten habe er »ziemlich brüsk« sein Zimmer gekündigt, aus purem »Vergnügen«, weil er nämlich mit einem Freund zusammenwohnen wollte; als sie dann von der bevorstehenden Hochzeit mit der ihr bekannten Madeleine Jobin erfahren habe, sei ihr der Kommentar entfahren: »Ich beglückwünsche sie nicht.«<sup>94</sup>

Tief in einer Kultur protestantischer Einfachheit und Disziplin und mittelständischer Lebenstüchtigkeit verhaftet, machte für Madeleine Frey keinen Sinn, was ihren Ehemann umtrieb, was ihn mit so vielen und immer wieder anderen Dingen um ihrer selbst willen experimentieren liess: die Suche nach sinnhaften Welt- und Lebensentwürfen nämlich, auf die sich um 1900 viele begaben, denen sich der »bürgerliche Werthimmel« (Manfred Hettling/Stefan-Ludwig Hoffmann) nicht mehr als konsistent und sinnhaftig darstellte.<sup>95</sup> Die Begeisterung Emil Freys

für die Freikörperkultur auf dem Monte Verità kann in diesem Sinn verstanden werden als individuelle Aneignung einer zeitgebundenen Revolte gegen einen bürgerlichen Wertekanon, der keine umfassende Sinnstiftung mehr leistet. Antworten auf diesen Orientierungsverlust suchten mit Emil Frey viele andere Zeitgenossen, und nicht nur er glaubt sie in ganzheitlichen Lebensentwürfen und neuen wissenschaftlichen Weltanschauungen zu finden. Genau diesen Ausbruch aus einem fest gefügten Wertekanon von unhinterfragter Beständigkeit und Treue zu Dingen und Menschen aber stellt sich Madeleine Frey und den ihren als Ausdruck von Labilität und mangelnder Konstanz in pathologischem Ausmass dar.

Roland Barthes beschreibt in seinen »Fragmenten einer Sprache der Liebe« das Prinzip des Erkennens des »geliebten Wesens ›an sich‹« als eine Definition seiner Eigenart in »charakterologischen« Begriffen.<sup>96</sup> Dieses Prinzip verkehrt sich im Falle des Konflikts: Hier gilt es nicht mehr, die Eigenart des, der anderen als Grund und Ursache für das Liebesgefühl zu begreifen, sondern als Grund und Ursache für die Krise der Beziehung. Wenn nicht grobe Fehlritte und Vergehungen das Scheitern einer Ehe einsichtig machen, dann muss dieses Scheitern *charakterologisch* erschlossen werden. Dieser Zugang zum ehelichen Konflikt erklärt sich zusätzlich aus einer weiteren Perspektive: Beide, Madeleine und Emil Frey, weisen die Pathologie ihres Gegenübers als Effekt gescheiterter Charakterbildung aus, und das hat viel mit bürgerlicher Lebensführung zu tun. Die nämlich besteht, wie Manfred Hettling und Stefan-Ludwig Hoffmann schreiben, »im wesentlichen und zur meisten Zeit in der jeweils individuellen Aneignung und Praktizierung von Grundsätzen und Werten«. Werte und Überzeugungen sind der »Kompass«, mit dessen Hilfe das bürgerliche Individuum durch sein Leben schiffet, die Normen und Vorstellungen sind der »gemeinsame WERTEHIMMEL, an dem sich jeder individuell ausrichten konnte und musste«, und »Bildung« war das »zentrale Gestaltungsprinzip, das sich in jedem einzelnen Wert wieder findet.«<sup>97</sup> In einer Gesellschaft aber, die das Schicksal des Einzelnen als von seinen Steuerungsfähigkeiten in einem gefährlichen Ozean des Lebens abhängig begreift, muss sich letztlich auch das Scheitern eines Lebensentwurfs in diesem Zusammenhang, nämlich als gescheiterte Aneignung von Werten und als defizitäre Charakterbildung erklären lassen. Das bürgerliche Individuum ist verantwortlich für sein Glück, aber auch für sein Scheitern – das gilt nicht nur für die Karriere des männlichen Individuums, sondern auch für das Liebesleben männlicher und weiblicher Individuen. Und gerade wenn Ehefrau und Ehemann idealiter in der Liebesese psychisch und nicht funktional verschmelzen, kann das Scheitern nur noch als charakterliche Unvereinbarkeit oder als Effekt psychischen Unvermö-

gens gedeutet werden. Ganz in diesem Sinn erklärt der Bankdirektor Anton Hoffmann die Krise seiner Ehe mit der mangelnden charakterlichen Reife seiner Ehefrau. Schon in der Verlobungszeit hatte er an seine Braut geschrieben: »Einige Zeit war es so + da ging alles gut. – nun neigst Du wieder zu Mama, deshalb fehlt wieder unser gegenseitiges Vertrauen. Es thut mir leid, dass ich wieder so mit Dir reden muss, aber Dein Charakter ist noch nicht genügend gefestigt um den Einflüssen Mamas entgegenzutRETEN.«<sup>98</sup> Nicht gut oder schlecht ist Magdalenas Charakter, sondern nicht genügend *gefestigt*, noch in Bildung und Reifung begriffen. Dass dieser Prozess nicht zum Abschluss kam, macht Anton Hoffmann das Scheitern seiner Ehe einsichtig.

Dass Emil Frey in der *charakterologischen* Erklärung des ehelichen Scheiterns auf hereditäre und auf naturalisierte »geschlechtscharakterologische« Dispositionen zurückgreift, dass Madeleine Frey und ihre Familie die charakterlichen Verwerfungen des Ehemannes auf kranke Nerven zurückführen, das erklärt sich aus den zeittypischen Thematisierungen von Psyche und Charakter und aus dem Deutungsmuster der »Pathologie«, das zur Interpretation nahezu aller sozialen Krisenphänomene zur Anwendung kommt. Und es entspricht ganz den alltagstheoretischen Verallgemeinerungen des wissenschaftlichen Diskurses, der seit vielen Jahren das inhärente Kranksein weiblicher Existenz konstatiert, dass die *defekte Moral* Madeleine Freys auf die genuine *Natur* der Evastöchter verweist, während die Pathologie des männlichen Charakters nur darin bestehen kann, dass er ins Weibliche abdriftet. Wohl kommt in diesen Pathologisierungen auch strategisches Reden zum Ausdruck, dienen sie doch dem Ehemann zur Dramatisierung, der Ehefrau zur Relativierung der Ehekrise. Doch ist die Pathologisierung auch in einem über das Strategische hinausgehenden Sinne eine Ressource der Deutung, die insbesondere in Madeleine Freys Schilderung ihres Ehemannes als solche zum Ausdruck kommt: sie ermöglicht es ihr, dem Sinn zu geben, was für sie eigentlich keinen Sinn macht. Und darin ist das pathologisierende Reden nicht nur Medium der Dramatisierung und Relativierung, sondern auch Idiom der Beziehungskrise: Es fasst das in Worte, was Madeleine Frey am Denken und Handeln ihres Gatten nicht nachvollziehen mag – und worin dieser sich umgekehrt von seiner Ehefrau verkannt sieht.

### Herzensbildung und Ordnungsmacht. Richterliche Gewissheiten

Die geschilderten Pathologisierungen vollziehen die Amtsrichter in ihrer Erwägung nicht nach: »Sie [die Ehefrau] sucht die Erklärung darin, dass ihr Ehemann

unter dem Einfluss eines krankhaften Nerven- und Seelenzustandes gehandelt habe, es liege überhaupt etwas Sprunghaftes in seinem Charakter. Allein das Gericht hat diesen Eindruck nicht erhalten, es hält den Kläger für vollständig normal und seine Freunde schildern ihn als festen Charakter, auch seine Burgdorfer Kollegen haben nichts Sprunghaftes festgestellt [...]. Andererseits ist nicht bewiesen worden, dass die Beklagte es mit der Wahrheit nicht genau nahm. Es fehlte in der Ehe am gegenseitigen Verstehen, es wehte ein kühler Wind in der Familie, man fand sich nicht wohl bei ihr, wie die Zeugen sagen.« Nicht die Pathologie, sondern die »Verschiedenheit der Charaktere«, die »Differenzen in der Lebensauffassung« hätten zu einer »langsamen Entfremdung« geführt. Der Mangel an *gegenseitigem Verstehen* allerdings verkehrt sich dann in der weiteren Argumentation unter der Hand zu einem Defizit, das eindeutig auf einer Seite veranschlagt werden kann. Zweifelsohne nämlich seien »gewisse Charakterzüge« der Ehefrau hierfür verantwortlich, geben sich die Richter überzeugt: »Die Frau glaubte, der Mann habe sich nur der Familie zu widmen und vergass, dass er auch noch andere Interessen hatte und haben durfte. Ihr fortwährendes Nörgeln [...] musste beim Kläger Erbitterung hervorrufen, es stiess ihn von ihr ab. Aber auch die Erziehung der Kinder, die sie allein leiten wollte und mit der der Kläger nicht ganz einverstanden war, musste ihn beleidigen und entfremden.«

Selbst wenn das Gericht anschliessend festhält, dass weder dem Ehemann, noch der Ehefrau ein »vermehrtes Verschulden« zugeschrieben werden könne, übernimmt diese Darstellung weit gehend die Perspektive Emil Freys und beschreibt Madeleine Frey als den eigentlichen Störfaktor in der Ehe: Sie stellt im Konflikt um die Rangordnung von familialen und persönlichen Interessen des Gatten ihre Ansprüche nicht hinten an, sie erwartet eine unangemessen hohe Präsenz Emil Freys in der Familie und missachtet damit, dass der Ehemann nicht nur Mitglied der Familie, sondern auch ein davon unabhängiges Individuum ist. Sie mischt sich mit ungerechtfertigter Kritik in seine Angelegenheiten ein und übertritt die Ordnung geschlechtsspezifischer Kompetenzen. Sie marginalisiert den Vater und dessen Autorität und gefährdet so die familiäre Einheit.

Nicht zur Sprache kommt hingegen diejenige Form der *Entfremdung*, die Madeleine Frey geltend macht: Die Trennung von Wohnung und Arztpraxis als Auflösung einer familialen Einheit und eines *innigen Kontakts* findet vor Gericht kein Echo. Der Anspruch Madeleine Freys auf eheliche Nähe und familialen Zusammenhalt durch Kooperation und Einheit von Produktion und Reproduktion erweist sich als sperrig, findet keine soziale Geltung. Solche Ansprüche aber, auch das halten die Richter fest, machen die Ehefrau nicht grundsätzlich zur Ehe untauglich, sei doch durchaus »denkbar, dass ein anders veranlagter Mann mit

der Beklagten hätte glücklich werden können«. Damit verlegen sich die Richter auf eine individualisierende Rechtsprechung, wie sie der generelle Scheidungsgrund der tiefen Zerrüttung grundsätzlich ermöglicht: nicht um Eigenschaften und Handlungen der Eheleute, die objektiv eine Ehe zerrütten und sie in jedem Fall zerrütten würden, geht es, nicht um eine »schlechte Ehefrau« oder einen »schlechten Ehemann«, sondern um die individuelle Konstellation zweier Persönlichkeiten, die sich als unverträglich erweisen.

In welcher anderen Konstellation eheliches Glück hätte entstehen mögen, kommt in der Erwägung der Amtsrichter nur suggestiv zur Sprache. Wie Emil Frey in seiner Klage und wie Madeleine Frey in ihrer Antwort weist das Gericht zu Beginn seiner Erwägung darauf hin, dass eine wichtige Voraussetzung für eine glückliche Ehe vorhanden gewesen wäre: Durchaus aus »Liebe und Zuneigung« nämlich sei die Ehe geschlossen worden. Die Liebe allein garantiert jedoch Harmonie noch nicht, wie umgehend in der direkt anschliessenden Passage bemerkt wird: »Allerdings ist die Beklagte etwas älter als der Kläger.«<sup>99</sup> *Allerdings*: schon nur deshalb mögen Irritationen zu erwarten gewesen sein, suggerieren die Richter; der Altersunterschied – so gering er ist, nämlich drei Monate – vermag eventuell der Liebe etwas entgegenzuhalten, was sie gleichsam aushebelt. Madeleine Freys Altersvorsprung oder vielmehr die Gleichaltrigkeit der Ehegatten war um 1900 durchaus ungewöhnlich: Selbst wenn sich seit 1870 die Altersdifferenz in der bürgerlichen Ehe zunehmend verkleinert hatte, weil das Heiratsalter der Frauen anstieg, blieb doch in der Regel der männliche Vorsprung gewahrt. Im Schweizer Bürgertum waren die Männer bei der Heirat in der Regel um die dreissig, die Frauen fünf oder mehr Jahre jünger.<sup>100</sup> Inwiefern die Gleichaltrigkeit im Falle der Freys die emotionale Zuneigung durchkreuzte, wird von den Amtsrichtern nicht weiter ausgeführt; der Köder aber, der mit dem Alter ausgeworfen wird, sollte vom Obergericht aufgenommen werden.

Das Obergericht, das anderthalb Monate später das Urteil des Amtsgerichts bestätigt, übernimmt im Wesentlichen die Darstellung der ersten Instanz, schenkt jedoch der Perspektive Madeleine Freys mehr Beachtung und ihren Ansprüchen mehr Berechtigung, indem es in den häufigen Abwesenheiten Emil Freys, in seinem eigenmächtigen Beschluss, die Familie aus dem Institut auszusiedeln und in seinen Gesprächen mit Dritten über die Ehekonflikte Verfehlungen des Ehemannes konstatiert: Emil Frey habe es seiner Frau gegenüber »an der nötigen Liebe und Rücksichtnahme« fehlen lassen, beobachtet das Obergericht. Auch dieses Gremium ist überzeugt, dass die Zerrüttung mit den Charakteren, mit »inneren Momenten« zu tun hat, doch wird hier dieser Erklärung ein zusätzlicher und bedeutsamer Akzent verliehen: es habe nämlich »die Verschie-

denheit der Stärke der Charaktere« zur Ehekrise geführt. Die von der ersten Instanz geltend gemachte *Verschiedenheit* der Charaktere erfährt eine wichtige präzisierende Interpretation: verschieden war die *Stärke* der Charaktere. Was das heisst, führt das Obergericht aus: »Die Ehefrau hatte schon bei Eingehung der Ehe ihre abgeschlossene Lebensauffassung, liess während der Ehe nichts mehr mit sich reden und war auch nicht gewillt, sich den neuen Lebensverhältnissen anzupassen und den Bedürfnissen ihres Ehemannes entgegenzukommen. Die Beklagte sah Alles nur von ihrem eigenen Gesichtskreise aus an und hielt an ihrem Standpunkte fest. Es fehlt ihr namentlich an der nötigen Herzensbildung.«<sup>101</sup> Charakterliche Stärke und Anpassungsfähigkeit schliessen sich aus, so geht das Argument, gerade die Anpassungsfähigkeit der Ehefrau an ehemännliche Bedürfnisse aber wäre Voraussetzung für eine glückliche Ehe gewesen, und solche Anpassungsfähigkeit wäre aus dem *Herzen* zu gewinnen gewesen. Dass Madeleine Frey nicht anpassungsfähig war, zeugt dann von einer mangelnden *Bildung* dieses Herzens, ja von einem nicht kultivierten Liebesgefühl. Und diese Sicht der Dinge passt sich ganz fugenlos ein in das vielfach wiederholte und normativ gut verankerte fichtesche Diktum von der Würde der Ehefrau, die darauf beruhe, dass sie aus Liebe »ganz, so wie sie lebt und ist, ihres Mannes sey, und sich ohne Vorbehalt an ihn und in ihm verloren habe«.<sup>102</sup>

Wenn aber die Stärke des ehefraulichen Charakters problematisch ist, dann geht es um Macht, und genau hier, befindet das Obergericht, liegt das Problem: »Der Ehemann dagegen«, so schliesst das Obergericht an, »ging bei Widersprüchen einer offenen Aussprache mit der Ehefrau aus dem Wege oder fügte sich ihrem Willen, war dann aber unglücklich und wurde misstrauisch und empfindlich. Der Kläger legte hierin eine grosse Schwäche an den Tag. Hätte er zur richtigen Zeit und mit der nötigen Konsequenz seine eheherrlichen Rechte geltend gemacht, so würden sich die Beziehungen unter den Ehegatten erspriesslicher gestaltet haben.« Notgedrungen führt die mangelnde Anpassungsfähigkeit der charakterlich starken Ehefrau zu Konflikten zwischen ehemännlichen und ehefraulichen Bedürfnissen oder Meinungen. Sollte es idealerweise in einer Ehe mit einer anpassungsfähigen Gattin soweit gar nicht kommen, so gibt es im dennoch eintretenden Krisenfall nur eine Antwort: die Durchsetzung der ehemännlichen Herrschaft, die Ausübung *eheherrlicher Rechte*. Die Autorität des Gatten könnte und müsste in einer nicht durch vorweggenommene Unterwerfung der anpassungsfähigen Frau immer schon prästabilierten Beziehung Ordnung stiften beziehungsweise die Ehefrau disziplinieren. Infolge mangelhafter männlicher Autorität jedoch entfaltet sich die Charakterstärke der Frau ungehindert und kippt das Machtverhältnis zu ihren Gunsten: »Nachdem der Ehemann diese Schwä-

che gezeigt hat, erhielt die Ehefrau kraft ihrer Charakteranlage ein bedeutendes Übergewicht, das auch durch den Altersunterschied – die Ehefrau ist einige Monate älter – verstärkt worden sein mag.«<sup>103</sup> Die Bedeutung des Altersunterschieds wird nun klar: Mit dem Alter nehmen Stärke und Autorität einer Person zu; der regelhafte Altersvorsprung des Mannes sichert so das Machtgefälle in der Ehe ab und ist zugleich eine Voraussetzung, dass sich dieses Gefälle durchsetzen lässt. Der fehlende Altersunterschied oder gar das höhere Alter der Frau verschieben dann die Machtordnung in der Ehe zu deren Gunsten und vermögen gar die Macht der Liebe zu brechen. So sicher und stabil die ehemännliche Macht in ökonomisch-rechtlichen Strukturen verankert ist, so fragil ist sie offensichtlich zugleich, dass sie von drei Monaten Altersunterschied empfindlich getroffen werden kann.

Rhetorisch gewandter als jede richterliche Erwägung und in den Begriffen der politischen Theorie setzt der Handelslehrer Max Vogel, der solche Zerbrechlichkeit erfahren hat, dem Anwalt seiner Frau die Grundzüge ehelicher Machtproblematik auseinander: »Ich weiss es jetzt, ich war ein verliebter Schwächling, der alles mit sich machen liess. Kein Veto hinderte den kleinen Anfängen den Lauf, bis aus dem Klatsch die Zwietracht mir ihr grässliches Medusenhaupt entgegenstreckte. Wieviele Ehen mögen schon auf diese Weise verkarrt worden sein und als ich mit Gewalt die Oberherrschaft mir erringen wollte, da war es Tyrannei, die ich anstrebte, es ist wahr! Autonomie von Anfang an wäre gut gewesen. Tyrannei und Anarchie waren unserer Liebe Tod. Ich aber schlage an meine Brust und rufe: Mea culpa. Dies Herr Fürsprecher ist der philosophische Hauptpunkt, auf den ich Sie bitte sich zu stützen. Alles andere ist sekundär.«<sup>104</sup> Wäre *Autonomie* das eigentlich anzustrebende Ideal, so müsste ehemännliche Autorität in der Gestalt des *Vetos* dann eingreifen, wenn keine Autonomie möglich ist, weil die Ehefrau ihrerseits *Anarchie* walten lässt – stattdessen war da ein *verliebter Schwächling* und schliesslich ein *Tyrann*. Legitime Macht als Ausdruck recht verstandener ehemännlicher Stärke hätte die Anarchie überwinden können und müssen, nicht aber eine gewaltsame Aneignung der Herrschaft, die Tyrannei bedeutet. Die Anarchie der Ehefrau und die Tyrannei des Ehemannes stecken als Verwerfungen der Unterordnung und Verwerfungen der Macht das Spektrum möglicher Gestalten des ehelichen Machtverhältnisses ab, das sich nur in der Ausübung ehemännlicher Autorität ausbalancieren lässt. Deshalb schlägt sich Max Vogel an die Brust, deshalb schreibt er sich die Verantwortung für das eheliche Scheitern zu. Er wäre verantwortlich gewesen für die Balance des Machtverhältnisses, indem er die Akzeptanz seiner Autorität durchgesetzt und damit seine Funktion als ordnungsstiftende Instanz wahrgenommen hätte.

Die Diensthbotin Susanna Althaus kennt diese Problematik auch, aber eh-männliche Autorität ist für sie keine Lösung. Ihrem Gatten erklärt sie in einem Brief, weshalb sie ihn zu verlassen gedenkt: »Indem wir nun so auseinander ge-gangen, weiss ich wirklich nicht, ob ich überhaupt noch wieder retour kommen will... du wirst nun wohl selber einsehen, dass es gewiss keinen Zweck hat, dass wir länger beieinander bleiben, denn verstehen tun wir uns doch nie. Wir waren beide zu lange selbständig, ich wie du, und so unter den Pantoffel kriegen lass ich mich unter keinen Umständen und auf meine wiederholte Bitte mich mit der Haushaltung selbständig zu lassen, nur kurzerhand abgewiesen.« Bereits zu selbständig geworden, will sich Susanna Althaus, die 45-jährig den 58-jährigen Ma-gaziner Gottlieb Althaus geheiratet hat, nicht unterwerfen. Diese Konstellation schliesst in ihren Augen gegenseitiges Verständnis aus und erklärt das Scheitern der Ehe nach bereits einem Jahr. Susanna Althaus wählt zwischen Unterwerfung und Scheidung Letzteres und macht damit ihr Recht auf die Selbständigkeit gel-tend, die sie sich im Verlauf ihres Lebens erworben hat, und auf der sie auch weiter aufbauen kann: »Jetzt bin ich noch in den Jahren, wo ich arbeiten kann und mir mit der Zeit einen Notpfennig fürs Alter ersparen kann, wenn ich mich selbständig mache. Was soll aus mir werden, wenn ich bei dir bleibe und du ob kurz oder lang nicht mehr arbeiten kannst, und das kommt eher, als du mir im-mer vorgeschwätzt, das habe ich jetzt gesehen, ists dann für deine Kinder nicht mehr als genug, wenn die dich ganz erhalten müssen, ich, mir liegt es ferne, ihnen auch noch zur Last zu fallen, und bei dir bleiben und immer danken ums Gnadenbrod, soll mich Gott bewahren ...«<sup>105</sup>

Das innereheliche Machtverhältnis stellt in allen hier referierten Fällen ein Deutungsangebot dar. Verschiebungen dieses Machtverhältnisses zugunsten der Frau zum einen, Unvereinbarkeit der ehemännlichen Autorität mit weiblichem Anspruch auf Selbständigkeit zum anderen machen Max Vogel und Susanna Althaus das Scheitern ihrer Ehen einsichtig. In der Vorstellung männlicher Auto-rität als innerehelicher Ordnungsmacht fällt Vogels Argumentation mit der obergerichtlichen Erklärung des Scheiterns der Ehe Frey zusammen. Dem Ehe-mann fällt die Aufgabe zu, die Charaktere der Eheleute in Übereinstimmung zu bringen, in Interessens- und Bedürfniskonflikten zu entscheiden, während es Sache der Ehefrau ist, die notwendigen Anpassungsleistungen als Ausdruck ihrer Liebe zu vollbringen. Konflikte allein lassen die Ehe nicht scheitern, sondern das Fehlen der Ordnungsmacht, die den Ehemännern strukturell zufällt, die aber von männlicher Verliebtheit oder Schwäche untergraben, von weiblicher Stärke oder gar Anarchie unterlaufen, aber auch von männlicher Tyrannei pervertiert wer-den kann.

## 6. Ambivalenzen in der bürgerlichen Ehe

Wie keine andere in diesem Buch näher untersuchte Ehe verfügt die der Freys aufgrund ihrer ökonomischen und soziokulturellen Voraussetzungen über die Chancen, das bürgerliche Ehe- und Familienmodell in seiner paradigmatischen Gestalt zu verwirklichen. Im Kern ebenso paradigmatisch scheitert sie indes an den inneren Ambivalenzen dieses Modells und an den divergierenden Aneig-nungen, die es trotz aller ideologischen Geschlossenheit gab. Was Madeleine und Emil Frey zum Problem wird, das ist die Ordnung der Geschlechterbezie-hung in einer bürgerlichen Gesellschaft, ist das Auseinanderfallen der Welten in eine männliche Erwerbs- und eine weibliche Familiensphäre, die prinzipielle Aufspaltung der Familie in ihrer herkömmlichen Gestalt als Einheit von Kon-sumtion und Produktion in ein weiblich konnotiertes Familienleben einerseits und in das Erwerbsleben des Ehemannes andererseits. Madeleine Frey ist diese Ordnung vor dem Hintergrund ihrer Herkunft aus dem gehobenen ländlichen Mittelstand nicht einsichtig und jedenfalls ist sie nicht gewillt, sich in sie einzu-fügen, kommt doch in ihrer Perspektive die Einheit der Familie und des Paares gerade in der Zusammenarbeit zustande, die von der funktional aufgespalteten bildungsbürgerlichen Ordnung ausgeschlossen wird. Emil Frey seinerseits macht just diese Ordnung geltend gegen die Partizipationsansprüche seiner Frau, die er nicht als legitime Teilhabe zu begreifen vermag, sondern die sich ihm als unge-bührliche Einmischung darstellen.

Vielleicht lässt sich gar sagen, dass sich aus dieser mikroskopischen Perspek-tive auf eine einzelne Ehe der historische Prozess der Dissoziation von weib-lichen und männlichen Tätigkeits- und Erfahrungswelten bestätigen lässt als einer, der seinen Sinn darin hat, weibliche Geltungs- und Gestaltungsansprüche über Häusliches hinaus einzugrenzen. Genau dies tut Emil Frey, wenn er die Familie aus dem Röntgeninstitut auslagert, derart die ursprüngliche familial-kooperative Einheit spaltet, um so dem Einhalt zu gebieten, was er nur als Einmischung Madeleine Freys wahrnehmen kann. Doch was aus Emil Freys Perspektive eine Lösung war, das wurde seiner Ehefrau zum Problem. Und dass es nicht emanzi-patorisch begründete Partizipationsansprüche sind, welche die Ehefrau geltend macht, verweist zurück auf die historische Ursprungslogik der Dissoziation, die sich um 1800 zunächst einmal noch nicht gegen weibliche emanzipatorische Partizipationsansprüche gewendet hatte, sondern gegen den Geltungsspielraum weiblicher Partizipation im traditionellen Modell der ehelichen Solidargemein-schaft, wie es Madeleine Freys soziokulturelle Herkunft und wesentlich auch ihre religiöse Kultur prägte. Die für bürgerliche Familien sinn- und handlungsorien-

tierende Scheidung von Familien- und Berufssphäre ist in dieser Situation zugleich eine Ursache der Beziehungsproblematik aus der Perspektive Madeleine Freys und eine Antwort auf sie aus der Perspektive Emil Freys.

Anschlussfähig für das solidargemeinschaftliche Familien- und Ehemodell Madeleine Freys war hingegen die Konzeption der bürgerlichen Ehe als Gefühls- und geistige Gemeinschaft, welche die Kluft männlicher und weiblicher Erfahrungswelten, die sich zwangsläufig aus dem Auseinanderfallen der Welten ergeben musste, auf der Ebene der Emotion und Kommunikation überbrücken sollte: In der ehelichen Intimität sollen sich die Eheleute finden, die im Alltag und in ihren Tätigkeiten geschieden sind. Allein, Madeleine Frey nutzte dieses Gebot, indem sie Verständnis durchaus auch als Einmischung begriff, als legitime Partizipation nämlich an familialer und professioneller Entscheidungsmacht. Es ist das eheliche Gespräch, das für beide Modelle, für das bildungsbürgerliche des Ehemannes und das solidargemeinschaftlich-mittelständische der Ehefrau anschlussfähig ist – in Ersterem als Brücke zwischen separierten Erfahrungswelten, in Zweiterem als logischer Bestandteil von Kooperation. Genau deshalb aber wird das Gespräch in der Ehe Frey zu einer entscheidenden Konfliktlinie, wie sie sich als solche in der Ambivalenz von Gleichgültigkeit und Einmischung entäussert: Emil Frey fühlt sich im Gespräch, das ihm Anerkennung seiner Person eintragen müsste, verkannt; Madeleine Frey reklamiert das Gespräch als Medium der Partizipation an Macht. Was Brücke sein und zwei Welten verbinden sollte, konnte so umgekehrt die Trennung dieser Welten in Frage stellen und ehefraulichen Partizipationsansprüchen Bahn brechen.

Damit aktualisiert Madeleine Frey nicht nur traditionell solidargemeinschaftliche Vorstellungen, für welche die intime eheliche Kommunikation als logischer Bestandteil und Mechanismus von Zusammenarbeit anschlussfähig ist, sondern auch eine Ambivalenz, die der bürgerlichen Ehe inne ist. Denn in der intimen, in der intellektuellen und affektiven ehelichen Bindung sind geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und männliche Autorität tendenziell ausser Kraft: Das mit der Liebesbeziehung postulierte Interesse an der unverwechselbaren Persönlichkeit des anderen setzt ein Mindestmass an Kompetenz voraus, die Lebenssphäre des anderen beurteilen zu können, und es setzt ein Mindestmass an Gleichheit voraus.<sup>106</sup> Dass Emil Frey sich in einer ambivalenten Darstellung des ehefraulichen Verständnisses zwischen Einmischung und Gleichgültigkeit verfängt, verweist auf die Folgeproblematik der bürgerlichen Eheordnung, die er selbst in der Trennung von familialer und professioneller Welt akzentuiert: Dass Madeleine Frey seine Ambitionen, seine Interessen, seine Imaginationen nicht teilt, dass sie sie nicht *versteht*, ist einerseits eine Folge ihrer ganz anders gearteten Relevanz-

ordnungen, es ist aber auch Folge davon, dass sie aus der Erfahrungswelt ihres Mannes ausgegliedert ist, dass er seine Ambitionen im Spital und im Röntgeninstitut und auf Tagungsreisen verfolgt, dass er die Welt am Wirtshaustisch mit Freunden entwirft. Die Trennung von ehemännlicher Erwerbswelt und ehefraulicher Familienwelt führt tendenziell zu einer Entfremdung der Geschlechter – und setzt sie in gewissem Sinne zugleich voraus –, sie führt zum Verlust des *innigen Kontakts*, wie Madeleine Frey es nennt, in dem sich das Ehepaar als Paar realisieren können müsste.<sup>107</sup> Stand am Anfang die Liebe und das gemeinsame Schaffen eines Landarzthaushalts, so entwickelten sich im Verlauf der Ehe die Vorstellungen darüber, wie und worin sich die Familie als Einheit und das Ehepaar als Paar verwirklicht, auseinander: Suchte Emil Frey das Heim jenseits professioneller Mühen und ein Verständnis im Sinn von Loyalität und in der Loyalität eine Anerkennung seiner individuellen Persönlichkeit, und verstrickte er sich damit in eine ambivalente Konstellation von Unabhängigkeit und Abhängigkeit von Ehe und Familie, so rang Madeleine Frey um eine umfassende Kooperation, um die Geltung eines eigenständigen Urteils und um den Primat familial-kollektiver Interessen. Wo beides nicht vereinbar war, da musste das *Tableau* zerbrechen.

Der *Bau* der bürgerlichen Ehe Frey war in dem Sinne tatsächlich *morsch*, als sich in dieser Ehe die der bürgerlichen Ehe latent inhärenten Widersprüche manifestierten. Mit diesen Widersprüchen hatte sich nicht nur das Ehepaar Frey herumzuschlagen, und es musste eine Ehe daran nicht zwingend scheitern. Nicht das Scheitern der Ehe Frey lässt sich verallgemeinern, wohl aber die Beobachtung, dass gerade das rechtlich kodifizierte Ehemodell in individuellen Ehen subjektiven Deutungen und Aneignungen und entsprechend notwendigen Aushandlungen unterworfen war. Darin liegt das, was eine Ehe fragil machen kann, aber auch das, was die Geschlechterbeziehung dynamisiert. Karin Hausen hat darauf hingewiesen, dass die aus der Vorstellung der gut bürgerlichen Ehe abgeleiteten Massstäbe und konkreten Erwartungen sich »von Tag zu Tag und in der Perspektive eines langen Lebens« veränderten, und dass sie »nicht nur von kulturellem Milieu zu kulturellem Milieu, von Generation zu Generation, sondern auch zwischen Ehemann und Ehefrau weit auseinander gingen«. Frauen und Männer versuchten in ihrer Ehe immer auch »ihre ureigensten Möglichkeiten, Bedürfnisse und Wünsche auszugestalten«, und sie trachteten danach, »die normativen, sozialen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen ihrer Ehe wo immer möglich als Gestaltungschancen zu nutzen und wo immer nötig als Hindernisse aus dem Weg zu räumen oder in ihrer Wirkung einzuschränken«. Um die daraus resultierende Vielfalt bildungsbürgerlicher Ehen historisch zu erfassen,

müsste nach Hausen gerade die »Singularität der Geschichten verschiedener Ehen und Eheleute« untersucht werden.<sup>108</sup> Als solche singuläre Geschichte kann die Ehegeschichte der Freys gelesen werden, in der sich die Erwartungen von Ehefrau und Ehemann im Verlauf der Ehe so fremd wurden, dass vor Gericht kaum mehr kenntlich ist, mit wie viel *Innigkeit* Madeleine und Emil Frey einst den Schritt ins Eheleben getan hatten.

Dass schliesslich in diesem Fall die pathologischen *Charaktere* angeführt werden, um die Ehekrise plausibel zu machen, das lässt schon ahnen, in welchen disziplinären Aussagezusammenhängen Ehekrisen im Verlauf des 20. Jahrhunderts zunehmend thematisiert werden sollten: in denen der Psychologie nämlich, welche die von Individuen in individueller Wahl eingegangene Ehe in ihrem Glück wie in ihrem Scheitern zunehmend zu erklären beansprucht, während die Berner Richter im Jahr 1915 mit ihren Erklärungsversuchen noch ganz selbstverständlich weil fraglos relevant beim Scheitern männlicher Autorität ansetzen können.<sup>109</sup>

### Kapitel 3

## EIN SÜSSER TRAUM

### Verkehrte Ordnungen in der Arbeiterfamilie

#### Prolog

Im Herbst 1893 schreibt der Magaziner Johann Probst seiner Liebsten, der Schneiderin Anna Kuhn, einen Brief unter dem im Briefkopf aufgeführten Motto: »Lieben und geliebt zu werden / ist das schönste Glück auf Erden.«<sup>1</sup> Dieser Brief ist ein Liebesbrief, ein Brautbrief, und als solcher birgt er einen Zukunftsentwurf, in »Termini der Hoffnung« (Arlette Farge/Michel Foucault) findet hier eine Ehe ihren Ausdruck, in Termini einer Hoffnung, die sich aus einem Traum nährt und in lebensstüchtigen Begriffen Gestalt annimmt.

Meine innigst geliebte Anna!

Soeben habe ich dein liebes Brieflein erhalten und ersehen aus demselben, dass du noch bis künftigen Montag bei deiner Mutter bleibst. Deiner freundlichen Einladung am Sonntag zu dir in's Rotholz zu kommen, entspreche ich gerne. Dass du aber Gedanken hast, ich werde dich hernach im Stiche lassen, weil du mich statt in ein grosses Bauernhaus nur in eine alte kleine Hütte zu einer betagten Mutter führen kannst, kann ich nicht verstehen. Kennst du mich den noch nicht besser als so, meine liebe gute Anna? Nach so langer Bekanntschaft solltest du mir so was nicht mehr zutrauen, du quälst mich nur damit. Du weisst ja mein liebes Anna, dass wir uns gelobt haben, einander für immer anzugehören, somit zweifle nie mehr an meiner Treue. Ich will weder auf Geld noch Gut heiraten, sondern ein mich liebendes treues Herz. Ich wusste ja von Anfang an und nach deiner Aussage selbst, dass du ein armes Mädchen bist, aber um so lieber habe ich dich, glaub es mir nur, mein treues Anna, zudem bist du ja eigentlich gar nicht so arm, hast du doch ein schöner gesunder Leib, bist zudem gut geschult & intelligent, kannst die franz. Sprache, die Damenschneiderin, das Kochen, die Haushaltung etc. Dazu bist du arbeitsam und flink und verstehst es durch deinen schönen lieblichen Gesang und guten Humor einem das Leben angenehm zu machen. Das sind alles Eigenschaften, die ich weit mehr schätze als einige 1000. frs. Anwartschaft. Also mein herzlich geliebtes Anna, mein Kleinod und mein Ideal, zweifle nie mehr an meiner Liebe und Treue, ohne dich hätte ich keine Freude mehr am Leben, du bist zu sehr in mein Herz eingeschlossen und dein Bild in meine Augen eingeprägt, dass ich je noch von dir lassen könnte. Des Morgens bist du mein erster und Abends mein



letzter Gedanke, & sehr oft schwebt dein Bild mir vor den Augen, besonders diese Woche da du nicht in Bern bist. Liebe Anna, du hast vor 3 Wochen gemeint, wenn wir uns verheiraten würden, müssten wir alles nur mietweise beziehen, das brauchen wir aber nicht, denn obwohl ich dir bis dahin gesagt, ich sei gleich arm, wie du, ist dies doch nicht der Fall. Allerdings habe ich von meinen 1. Eltern kaum 1000. frs geerbt, durch Sparen, schon von der Schulzeit an, sowie durch meinen seitherigen Verdienst habe ich es bis heute auf mehr als das 3 fache gebracht. Wir würden aber gleichwohl bescheiden anfangen.

2 gute harthölzerne Rosshaarbetten, die ich in Worb machen liesse, würden auf frs. 500.– kommen, & für weiteres notwendiges Mobiliar & Geschirr würden frs. 1000.– einstweilen auch genügen. frs. 1000.– habe ich als Kautions für meine Stelle, & dieses Geld muss ich sein lassen. Dann hätte ich aber immer noch circa frs. 600.– in Reserve. Für Pension zahlte ich wie du ja weisst, frs. 45.– p. M. & frs. 22.– für das Zimmer. Nun könnten wir ja für frs. 400–420.– resp. frs. 35.– p.M. schon ein anständiges Logis von 2 Zimmer mit Küche etc. mieten, nicht wahr?

Du brauchst also auch hierin keine Gedanken zu haben, es wird schon gehen, und es wäre mir recht, schon vor Neujahr uns zu verehelichen, wen du und deine Mutter einverstanden sind. Du hättest ja sofort Arbeit genug mit der Linges etc., die du nach und nach anfertigen könntest, auch meine Kleider, Unterkleider, Strümpfe und Wäsche hätten nötig, von einer fleissigen lieben Hand in Stand gestellt zu werden, gäl mir liebe Schatz, du würdest mir das no z'erst b'sorge.

Letzten Sonntag machten wir Pensionär einen Ausflug auf die Schwarzwasserbrücke, wir waren ziemlich solid, & kehrten nur an 2 Orten ein. Sie lassen dich alle freudlich grüssen. Sobald wir verheiratet sind, werde ich so zu sagen nicht mehr in's Wirtshaus gehen des Abends, sondern sobald die Arbeitszeit vorüber, würde ich schnellstens zu meinem Liebsten was ich auf Erden hätte, also zu dir meine liebe Anna kommen.

Ich lege dir noch ein Banknötli von frs. 50.– bei, du kannst damit besser ein passendes Geschenk kaufen als ich, versprochen habe ich es ja schon lange, aber wegen vieler Arbeit komme eben nicht dazu selber etwas auszulesen.

A propos was hat die Mutter zu dem Ringli gesagt?

Letzte Nacht hatte ich einen schönen süßen Traum, ich hatte dich auf meiner Schoos mit den Armen umschlungen & Wange an Wange gelehnt plauderten wir zusammen auf einem Ruhbett in einem frisch bezogenen Logis. O wäre es nur bald wirklich so, damit ich einstimmen könnte in das Lied: Ein braves Weib ein herzig Kind das ist mein Himmel auf Erden.

Es ist nun halb 12 Uhr & jetzt gehts in's Bett.

Lebe wohl mein treues Lieb.

Also auf Wiederseh'n am Sonntag morgen, komme mit dem 2<sup>ten</sup> Zug. Darf ich dich aber bitten mein liebes Herz, mir entgegen zu kommen auf die Station?

Sei von mir inzwischen herzlich gegrüsst & geküsst dein dich innigst liebender & dir treu ergebener Johann

Aus diesem Brief spricht ebenso viel empfundene Liebe wie Realitätssinn eines Arbeiters, dessen Traum ihm nicht nur den *Himmel auf Erden* verspricht, sondern der auch nach irdischen Bedingungen verlangt: nach einer Frau, die arbeitssam ist und mit ihrem immateriellen Reichtum zur familialen Existenz und deren Wohlergehen beitragen kann. Wie im *Leib* Annas Schönheit und Gesundheit zusammenfallen – *umschlungen* will er sein und arbeiten kann er –, so fallen in Johann Probsts Heiratsabsichten Emotionales und Materielles zu einem Einzigem zusammen, wiewohl er zugleich durchaus zwischen beidem unterscheidet.<sup>2</sup> Gerade indem er diese Unterscheidung macht, um sie dann wieder aufzuheben, beweist Johann Probst seine Liebe. Er hat Anna Kuhn *umso lieber*, je ärmer an *Anwartschaft* sie ist, will heissen: Just dass sie nichts Materielles anzubieten hat, weist seine Liebe zu ihr als eine aus, die auf die Person der Geliebten gerichtet ist und die sich nicht vorwerfen lassen muss, ein heimliches Liebäugeln mit *Bauernhaus* und *Anwartschaft* zu sein. Diese Liebe aber ist auch umso wahrer und tiefer, als sie in den immateriellen Qualitäten der Geliebten einen Reichtum erkennt, welcher der Liebe ein solides materielles Fundament bauen hilft; und dass Johann Probst nicht nur zu lieben, sondern auch zu rechnen versteht, beweist in der Ernsthaftigkeit seiner Absichten die Tiefe seines Gefühls. Der Realitätssinn, der ein Bewusstsein für die materiellen Bedingungen der Möglichkeit eines Traumes stiftet, schliesst Emotionen und Interessen zusammen, weist die Emotionen als umso tiefer aus, je bewusster sie sich auf das gemeinsame Schaffen einer Zukunft richten, und die materiellen Interessen als umso notwendiger, je mehr sie sich darauf richten, einen Traum zu verwirklichen. Realitätssinn und Liebe gehen hier nicht nur eine innige Verbindung ein, sondern sie stehen füreinander ein. In diesem Sinn fallen Gefühle und Notwendiges zusammen: als eine Liebe, die den Wunsch nach Zusammensein stiftet, und als ein praktischer Sinn, der weiss, was es braucht, damit die Liebe eine Existenz findet und das Zusammensein dauerhaft möglich wird. Der Traum, von dem Johann Probst spricht, stiftet aber nicht nur einen gemeinsamen Zukunftsentwurf, sondern auch den Identitätsentwurf eines Mannes, der eine geliebte Frau heiratet und mit ihr eine Familie gründet, die in Liebe begründet ist und von Fleiss getragen. Genau in diesem Selbstverständnis aber sollte Johann Probst im Verlauf der Ehe eine tiefe Erschütterung erfahren, während Anna Probst ihrerseits die Realität am Versprechen Johann Probsts messen und das Versprechen als uneingelöstes erkennen sollte.

## 1. Die Personen, der Prozess

Am 6. Januar 1894 verheirateten sich die 1871 geborene und in einem seeländischen Dorf wohnhafte Anna Kuhn und der 1862 geborene, in Bern wohnhafte Johann Probst vor dem Zivilstandsamt in Bern. Dem Paar wurden zwischen 1894 und 1899 die drei Töchter Paula, Gertrud Hedwig und Dora Martha geboren. Eheliches Domizil war seit der Eheschliessung Bern, zum Zeitpunkt des Prozesses lebte die Familie am Breitenrainplatz im Quartier Wyler-Breitfeld. Sozial relativ heterogen, wies dieses Quartier um 1900 zwar einen Unterschichtanteil von 60–70 % auf, gehörte aber nicht zu den ausgeprägten Unterschichtquartieren wie die Lorraine oder die Matte; im Wyler-Breitfeld lebten neben Arbeiterinnen und Arbeitern auch Angehörige des gewerblich-kleinbürgerlichen Mittelstands und der Angestelltenschaft.<sup>3</sup>

Über Johann Probsts Ausbildungs- und Anstellungsverhältnisse verraten die Prozessakten wenig: er wird als Magaziner bezeichnet, ausserdem ist dem Scheidungsdossier zu entnehmen, dass er in ungesicherter Anstellung arbeitete und verschiedentlich zwischenzeitlich arbeitslos war. Anna Probst hatte eine Schneiderinnenlehre gemacht, was aber an sich noch keine eindeutige soziale Zuordnung erlaubt: Die Schneiderinnenlehre war um die Jahrhundertwende in einem breiten Spektrum zwischen industrieller Anlehre und qualifizierter Berufslehre angesiedelt, und es waren Töchter aus der Arbeiterschaft wie auch solche aus dem Mittelstand, die sich zu Schneiderinnen ausbilden liessen. Entsprechend variierten Lohn und sozialer Status der Damenschneiderinnen, je nachdem ob sie als Arbeiterin oder gar nur Hilfskraft im Bekleidungsgewerbe tätig waren, ob sie in Heimarbeit schneiderten, oder ob sie einen selbständigen Betrieb führten.<sup>4</sup> Das Scheidungsdossier gibt keine Auskunft über Ausbildungsort und Beschäftigungsformen Anna Probsts; die Verweise auf ihre Herkunft aus mittellosen ländlichen Verhältnissen lassen jedoch eher darauf schliessen, dass sich Anna Probst am unteren Ende oder höchstens in der Mitte des sozialen Spektrums der Damenschneiderinnen befand. Zum Zeitpunkt der Scheidung war Anna Probst schon seit einigen Jahren als Kellnerin erwerbstätig, und sie bestritt mit ihrem Einkommen zumindest zeitweilig den Unterhalt der Familie.

Nach den im Brautbrief geschilderten *bescheidenen Anfängen* verbesserte sich zwar die ökonomische Situation der Familie Probst zeitweilig – wohl nicht zuletzt wegen der vergleichsweise geringen Kinderzahl –, sie blieb aber immer instabil.<sup>5</sup> Acht Jahre nach der Heirat liessen die Eheleute Probst auf der Amtsschreiberei einen »Empfangsschein für das zugebrachte Frauengut« eintragen, der in Kopie dem Scheidungsdossier beiliegt. Nach bernischem Privatrecht

ermöglichte es der »Empfangsschein«, verknüpft mit dem »Versicherungsrecht«, den Ehefrauen, ihr eingebrachtes Gut sicherzustellen, indem der Mann den Nachweis erbringen musste, dass er in der Lage wäre, die Hälfte des eingebrachten Guts herauszugeben. War ihm dies nicht möglich, so wurde er verpflichtet, der Frau entsprechende Werte zum Eigentum zu übergeben. Im beiliegenden Verzeichnis werden als von Anna Probst in die Ehe eingebrachtes Vermögen 270 Franken in bar sowie diverse Wertschriften – ein Sparheft, drei Obligationen auf die Konsumgenossenschaft, ein Kassabüchlein der Konsumgenossenschaft – im Wert von insgesamt 1807 Franken aufgeführt. Von diesem gesamten Betrag von 2077 Franken genossen 1038.50 Franken als so genannte »privilegierte Hälfte« des von der Frau eingebrachten Guts Vorrecht vor dem ehemännlichen Konkurs. Da Johann Probst diese Summe seiner Frau nicht in Geldwert versichern konnte, wurde er dazu verpflichtet, seiner Ehefrau Mobiliar im entsprechenden Wert herauszugeben beziehungsweise es ihr als Eigentum zu überschreiben. Dieses Mobiliar verblieb jedoch in seiner »natürlichen Bestimmung«, das heisst es blieb im ehelichen Haushalt, da mit der Sicherung des Frauenguts keine Trennungsabsichten verbunden waren.<sup>6</sup> Während des Scheidungsprozesses im Jahr 1912 sollte Anna Probst auf Befragen erläutern, ihr Ehemann habe diesen Herausgabeakt »von sich aus« machen lassen.<sup>7</sup> Vermutlich war die Familie zu diesem Zeitpunkt in finanziellen Nöten – Johann Probst verfügte ja auch über kein nennenswertes Barvermögen –, und es ging darum, Anna Probsts eingebrachtes Vermögen gegen den ehemännlichen Konkurs abzusichern. Möglicherweise hatte sich Johann Probst in den Jahren um 1900 erfolglos in einem Kleinhandel versucht, bezeichnet ihn doch der Herausgabeakt als »gew. Handelsmann«.

Jedenfalls erlaubt dieses Dokument den Rückschluss, dass die Eheleute Probst in wechselhaften ökonomischen Verhältnissen lebten. Zwar haben sie zum Zeitpunkt der Eheschliessung über die Mittel zur Gründung eines Hausstands verfügt, und das dem Herausgabeakt beiliegende Verzeichnis über das vom Ehemann der Ehefrau überschriebene Mobiliar verweist acht Jahre später auf eine keineswegs luxuriöse, aber doch schon fast kleinbürgerliche Ausstattung der Eheleute. Sechs Jahre später aber musste Anna Probst für ihre erste, im Jahr 1908 eingereichte Scheidungsklage das Armenrecht – also das Recht auf Erlass der Prozesskosten – geltend machen; 1912 klagte sie dann auf eigene Kosten.<sup>8</sup>

Insgesamt kann die Ehe Probst der Arbeiterschaft zugerechnet werden, wobei die ökonomische Instabilität besonders charakteristisch für ihre soziale Lage gewesen sein dürfte: Während der ganzen Dauer der Ehe pendelte die Familie Probst der Armutsgrenze entlang, die zuweilen überschritten wurde, von der die

Familie sich aber auch wieder zu entfernen vermochte. Dabei dürfte das Pendel relativ weit ausgeschlagen haben, weist doch das Mobiliar im Jahr 1902 über die Verhältnisse in Arbeiterfamilien hinaus, während Anna Probst 1908 nicht einmal mehr über die Mittel zur Prozessführung verfügte.

Als sich Anna Probst 1908 nach 14 Ehejahren zum ersten Mal scheiden lassen wollte, machte sie als Grund Misshandlungen und Drohungen ihres Ehemannes geltend. Das Amtsgericht gab ihrem Antrag auf eine armenrechtliche Scheidung am 31. März 1908 statt, das heisst, sie wurde zur kostenlosen Prozessführung berechtigt.<sup>9</sup> Nach einem ersten richterlichen Aussöhnungsversuch am 14. Mai 1908 entschloss sich Anna Probst indes auf Bitte ihres Ehemannes zur Rücknahme der Klage. Nur vier Jahre später reichte sie erneut eine Scheidungsklage auf Misshandlung und Drohung nach ZGB 1907/12 Artikel 138 ein; Johann Probst seinerseits widersetzte sich der Scheidung. Solches war nicht die Regel, erklärten sich doch beklagte Männer in 39% der Fälle einverstanden mit der Scheidung und in 30% der Fälle reichten sie Widerklage ein, verlangen also selbständig eine Scheidung.<sup>10</sup> Der Aussöhnungsversuch am 13. September 1912 verlief erfolglos, die Klageschrift wurde eingereicht, und der Prozess nahm seinen Lauf. Nach einer ersten Verhandlung am 23. November 1912 erliess das Gericht eine Beweisverfügung über die von Anna Probst vorgebrachten Anschuldigungen. An einer weiteren Verhandlung am 6. Dezember 1912 befragte das Gericht auf Antrag der Klägerin verschiedene Zeuginnen und Zeugen, worauf sich die Richter den Argumenten der Klägerin anschlossen und die Ehe gegen den Willen des Ehemannes und unter Berufung auf den Scheidungsgrund der tiefen Zerrüttung nach ZGB 1907/12 Artikel 142 schied. Dem Ehemann wurde der »grössere und überwiegende Teil der Schuld« zugewiesen und er wurde zu einer Wartefrist von einem Jahr verurteilt. Die Nebenfolgen der Scheidung wurden einvernehmlich geregelt: Johann Probst erklärte sich einverstanden mit dem Zuspruch der Kinder an Anna Probst und mit der Forderung nach Unterhaltsbeiträgen von monatlich 20 Franken an die beiden noch minderjährigen Töchter. Der ehedraulichen Forderung nach einer Entschädigung für verlorene Ansprüche auf Vermögenswerte und Anwartschaften entsprach das Gericht nicht, zugesprochen wurde ihr hingegen eine Genugtuungssumme von 150 Franken wegen der Verletzung ihrer persönlichen Verhältnisse. Ausserdem hatte Johann Probst die Prozesskosten zu übernehmen, die sich auf 61 Franken beliefen.<sup>11</sup> Im Dossier Probst sind neben den amtlichen Quellen vier Briefe Johann Probsts erhalten geblieben. Während beider Prozesse hatte er sich schriftlich an seine Ehefrau gewandt, 1912 zusätzlich auch an seine Tochter.

## 2. Szenen und Skandale. Häusliche Gewalt

Er aber muss ein Löwe draussen und ein Lamm im Hause sein.

*Carl Hilty, Heiligkeit der Ehe, 1909*

### Eine durch und durch rohe Natur. Die Klage der Ehefrau

Die Klageschrift Anna Probsts ist kurz und prägnant. Ihr Ehemann habe sie »beständig schwer gekränkt, misshandelt und lebensgefährlich bedroht«, steht da zu lesen, und zwar seit langem, denn schon 1908 habe sie sich deshalb von ihm scheiden lassen wollen. »Auf den Knien« habe er damals Besserung versprochen und sie habe es daraufhin noch einmal mit ihm »probiert«. Sein Versprechen aber habe er nicht gehalten, ihr »Entgegenkommen« nicht gewürdigt. Stattdessen »brach die durch und durch rohe Natur des Beklagten wieder durch und die tiefen Ehrenkränkungen, Misshandlungen und lebensgefährlichen Drohungen begannen von Neuem«.<sup>12</sup> Was Anna Probst ihrem Ehemann vorzuwerfen hat, wird in der Klage gleich zu Beginn mit der Begriffskette »Kränkung, Misshandlung, lebensgefährliche Drohung« eingeführt, die sich fast wörtlich auf den Scheidungsgrund nach ZGB 1907/12 Artikel 138 bezieht; da nämlich steht: »Hat ein Ehegatte dem Leben des andern nachgestellt, oder ihn schwer misshandelt, oder ihm eine schwere Ehrenkränkung zugefügt, so kann dieser auf Scheidung klagen.« Von dieser formalisierten Benennung der Klageursache heben sich in der Klageschrift die daran anschliessenden veranschaulichenden Schilderungen in ihrer geradezu derben Konkretheit deutlich ab; hier lässt sich die Stimme Anna Probsts vernehmen, wie sie auch in den mündlichen Einvernahmen zu Protokoll kommt. Die Aktenproduktion lässt sich für diesen Fall von diesen Beobachtungen her aufschlüsseln: Die klagende Ehefrau liefert mit ihren konkreten Erlebnissen das Material, das vom Anwalt in formalisierte juristische Kategorien eingeschrieben wird, das er aber zur Veranschaulichung auch in dieser Konkretheit übernimmt. Im Frühling des Jahres 1912, so fährt die Klageschrift in diesem Sinn fort, ist es zu einer Szene gekommen, bei der sich die ehemännliche *Rohheit* in Worten derart ungebündigt Bahn brach, dass es das Schlimmste zu befürchten galt: »In der Nacht vom 30. auf den 31. Mai 1912 machte der Beklagte in seiner Wohnung einen fürchterlichen Skandal. Er beschimpfte seine Frau vor dem 13jährigen Töchterchen Dora, das vor Angst zitterte und für das Leben der Mutter fürchtete, in der unflätigsten Weise; er warf ihr vor, sie hure in der Nacht umeinander: »da brucht es keis Bewistum meh, wenn Du afange es Loch hesch, das me nümme cha stopfe.«<sup>13</sup>

So drastisch ist diese Kränkung, dass es dem Anwalt geboten scheint, sie in aller Derbheit wörtlich und in Dialekt zu zitieren, was durchaus ungewöhnlich ist. Und so brutal ist dieser verbale Angriff, dass sich die Schilderung körperlicher Misshandlung erübrigt, wenn schon nur das ausgesprochene Wort die Todesgefahr manifest macht, welche die Tochter Dora am eigenen Leib fühlt. Was in dieser Schlüsselstelle der Klageschrift zum Ausdruck kommt, das ist auch ein Bewusstsein dafür, dass Worte und Gesten der Aggression gleichermassen bedrohlich empfunden werden, dass die verbale gerade so wie die physische Aggression die Person in ihrer Integrität verletzen kann: Wie die Verletzung körperlicher Integrität immer auch eine Verletzung der persönlichen Integrität ist, weil der Körper untrennbar mit der Persönlichkeit verknüpft ist, so lässt die verbale Verletzung persönlicher Integrität das körperliche Verletzen ahnen.<sup>14</sup>

Andere Male und vor Dritten, so steht weiter in der Klageschrift zu lesen, habe der Ehemann denn auch ganz explizit Todesdrohungen ausgestossen: »So wahr er auf dem Stuhl sitze«, habe er einer Bekannten der Familie gegenüber beschwört, »gebe es ein Familiendrama, wie man noch nie in einer Zeitung gelesen habe. Er mache die Frau, wenn nicht schon vor seinem Geburtstag, so doch ganz sicher an seinem Geburtstag kaput«. Derart »wüste Szenen« wie die vom 30. Mai hätten sich »beständig wiederholt«, und einmal habe sogar ein Untermieter nachts intervenieren müssen.<sup>15</sup> In solchen Szenen setzte sich fort, was Anna Probst dem Amtsgericht schon vier Jahre zuvor mündlich berichtet hatte, als sie um die Erteilung des Armenrechts für eine erste Scheidungsklage nachsuchte: »Schon in den ersten Tagen nach unserer Verheiratung musste ich die bittere Erfahrung machen, dass mein Mann ein ganz roher und jähzorniger Bürger war. Schon im ersten Jahre hatte er mich ohne irgend welchen Grund misshandelt.« Es sei dann immer ärger geworden, auch die Kinder hätte er misshandelt, sie habe er mit einem »Soldatenmesser« bedroht, mit den »niederträchtigsten Namen wie: Luder, Dirne, Giftschlange, Drach, Drachenwib, Heutige u.s.w.« beschimpft, einen »Revolver« habe er kaufen wollen, »um uns damit alle kaput zu machen«.<sup>16</sup>

All diese Worte und Gesten der Aggressivität erscheinen in der Klageschrift tatsächlich als Ausdruck der *rohen Natur*, als die sie vorgestellt werden: *Ohne Grund* brechen sie ein in die Nächte und Tage der Familie, ohne Rücksicht greifen sie über die Familie hinaus zu Bekannten aus, denen das *Drama* als Höhepunkt angekündigt wird. Keinen Sinn und keinen Zweck haben sie, keine Logik und jedenfalls kein Motiv. Es gibt keine Handlungs- oder Bedeutungszusammenhänge, in deren Kontext die Aggression des Ehemannes entstehen würde, gleich einer Naturgewalt bricht sie sich zyklisch Bahn, unveränderlich und be-

ständig immer wiederkehrend schert sie sich nicht um Gründe, sie kennt keine Treue zu einem Versprechen und sie kennt kein Gebot der Respektabilität, ja sie sucht als *Drama* geradezu die Öffentlichkeit und den Blick der anderen und will gar in der *Zeitung* gelesen sein. Und das Äusserste, zu dem sie drängt, das fängt beim Beleidigen der Frau an und findet im *Kaputtmachen* der Familie ein Ende. Die *rohe Natur* meint eine ehemännliche Aggressivität, die in jeder Hinsicht entgrenzt ist: Sie ist habituell und sie kennt kein Mass.

Dass Anna Probsts Anwalt die Aggression ihres Mannes als eine grundlose schildert, ist wichtig, denn damit enthebt er diese auch nur der leisesten Ahnung von Legitimität. Wie die politische Gewalt ist auch die Gewalt in sozialen Beziehungen grundsätzlich legitimations- und definitionsbedürftig; geht es um Gewalt, so stellt sich grundsätzlich die Frage danach, »in welchen Situationen und für welche Personen« sie »als legitimes bzw. illegitimes Verhalten interpretiert und durchgesetzt werden« kann, wie Michaela Hohkamp schreibt.<sup>17</sup> Ehemännliche Gewalt nun könnte dort einen legitimen Einschlag haben, wo die Vorstellung des so genannten männlichen »Züchtigungsrechts« in der Ehe noch soziale Geltung hat und als Tradition zählebig ist. Rechtlich legitimiert ist dies seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts nur mehr in wenigen europäischen Rechtsordnungen; aus dem schweizerischen Ehegesetz nach ZGB 1907/12 jedenfalls lässt sich solches nicht ableiten.<sup>18</sup> Entsprechend weist im Kontext eines Scheidungsprozesses schon nur der Umstand, dass verbale und physische Aggressionen nie als »Gewalt« bezeichnet werden, diese als illegitim aus, ist doch der Begriff »Gewalt« begriffsgeschichtlich eng mit »Herrschaft« verkoppelt, die ja durchaus rechtlich legitimierte Formen kennt.<sup>19</sup> Indem ehemännliche Gewalt-handlungen nicht als »Gewalt« bezeichnet werden, werden sie von allem Beginn an von der Ausübung eines Herrschaftsanspruchs abgegrenzt, wie ihn der Ehemann als »Haupt der Gemeinschaft« geltend machen kann.<sup>20</sup> Wenn im Folgenden der Begriff »Gewalt« beziehungsweise »häusliche Gewalt« verwendet wird, so im Sinn einer analytischen Kategorie, die Gewalt als die verbale oder physische Verletzung der persönlichen, körperlichen oder sozialen Integrität einer Person als Ausdruck von Aggression oder als Mittel zur Durchsetzung von Herrschaftsansprüchen meint. Wird verbale Aggression hier in die Begriffsdefinition eingebunden, so hat das eine gewisse kategoriale Unschärfe zur Folge; gleichwohl scheint es mir sinnvoll, da das, was in den Scheidungsprozessen als »häusliche Gewalt« in Erscheinung tritt, immer physische und verbale Aggression einschliesst, ja häufig beides wie in der Klageschrift Anna Probsts zusammenfällt.<sup>21</sup>

Ganz am Schluss der Klage, knapp angesprochen zwar, aber gerade in solcher Kürze aussagekräftig genug, kommt ein Weiteres zur Sprache: »Der Beklagte

wäre wohl im Stande, für seine Familie in gehöriger Weise zu sorgen, wenn er arbeiten wollte.«<sup>22</sup> Obschon er dazu im Stande wäre, sorgt Johann Probst für seine Familie nicht so, wie es sich für einen respektablen Familienvater gehören würde, suggeriert die Klageschrift, und wenn er das nicht tut, so nicht deshalb, weil er es nicht kann, sondern weil er nicht *will*. In dieser regelrechten Verweigerung ökonomischer Existenzsicherung verdoppelt sich das destruktive Verhältnis des Ehemannes zur Familie: Hat die Hand, die zu *Soldatenmessern* und imaginären *Revolvern* greift, das aktive *Kaputtmachen* im Sinn, so untergräbt die mangelnde Sorge die familiäre Existenz passiv. Johann Probst ist – ganz anders als sich Carl Hilty den Ehemann wünscht – kein *Lamm zuhause* und kein *Löwe draussen*, und beides zusammen disqualifiziert ihn als Ehemann und als Familienvater.

Im Kontrast dazu tritt Anna Probst als Verteidigerin der Familie vor Gericht. In ihrer ersten Klage 1908, die den Richtern 1912 als zusätzliches Material vorliegt, erläutert sie dem Amtsrichter, wie sie gegen den Ehemann zumindest punktuell anzugehen wusste: Als Johann Probst besonders mit den Misshandlungen der Kinder nicht habe aufhören wollen, erzählt sie, »liess ich ein bezügl. Arztzeugnis ausstellen und beklagte dann meinen Mann bei Herrn Polizeinspektor Roth; das Geschäft wurde dann beim Polizeirichter anhängig gemacht; mein Mann wurde dann zu einer Busse von Fr. 20.– nebst Kosten verurteilt«. Anna Probst ist entschlossen, der *rohen Natur* ihres Mannes einen Damm zu bauen, weil sie entschlossen ist, die Existenz der Familie zu sichern. Wogegen sie sich primär wehrt, das ist der familienzerstörende Effekt der ehemännlichen Aggressivität, übernahm sie doch die von ihr selbst veranlasste Sanktion in Form einer Busse, als sich der Ehemann renitent zeigte und mit dieser Weigerung die familiäre Ökonomie gefährdete: »Als mein Mann die Auszahlung der Busse verweigerte, bezahlte ich schliesslich diese, damit er solche nicht abverdienen musste.«<sup>23</sup>

Die Verletzungen ihrer persönlichen und der familialen Integrität breitet Anna Probst detailliert und ohne Scheu vor Derbem aus, sei es in der direkten Aussage vor den Richtern im Armenrechtsverfahren von 1908, sei es gegenüber dem Anwalt, der die Ereignisse dann in der Klageschrift wörtlich zitieren kann. Nicht alle Frauen sind dazu bereit. Die mit einem Handelsreisenden verheiratete Büroangestellte Pauline Keller schreibt in einem Brief an den Gerichtspräsidenten: »Ich bescheinige hiermit nochmals, dass ich häufig in ungerechtfertigter Weise böse war zu meinem Ehemann, doch WENN ER EHRLICH IST, so wird er zugeben, dass er auch im Unrecht war, und dass er sogar häufig heftig war, hierzu gebe ich keinerlei Detail.« In beredtes Schweigen fasst Pauline Keller, was auszusprechen ihr nicht gelingen will oder sie sich verbietet. Und sie gibt weitere ver-

schwiegene Hinweise auf mögliche Tötlichkeiten ihres Ehemannes: »Mein Ehemann ist immer sehr aufbrausend gewesen, das hat ihn auch zur Scheidung getrieben, denn er selbst gibt nicht zu, dass er nervös ist und dass er beim kleinsten Ärger wütend werden kann, D.H. ÜBERMÄSSIG, aber abgesehen davon immer sehr gut.« So sehr bedacht auf das Verborgenbleiben der *heftigen Details*, des *Übermässigen* ist Pauline Keller, dass sie sich sogar weigert, vor Gericht zu erscheinen, »in Anbetracht dessen, dass es dort an Respekt fehlen könnte.«<sup>24</sup> Und selbst an einer der Verhandlung vorgängigen Aussprache mit ihrem Ehemann im Beisein des Gerichtspräsidenten will Pauline Keller nicht teilnehmen: »In Beantwortung Ihres geschätzten Schreibens von letztem 25. teile ich Ihnen mit, dass meine Herzensehre es mir nicht gestatten würde, Ihre Einladung anzunehmen, hätte ich doch nicht die Kraft, mich im Angesicht meines Ehemannes einzufinden, um eine so heikle Sache zu besprechen; das tut mir zu sehr im Herzen weh.«<sup>25</sup> Über die Einzelheiten der vermutlich gewalttätigen Abgründe ihres Ehemannes schweigt sich Pauline Keller so nachdrücklich und bestimmt aus, wie Anna Probst ihrerseits diese dem Gericht ausführlich und konkret kundtut.

Dass Anna Probst die Aggressivitäten ihres Mannes ausbreitet, dass Pauline Keller sie verschweigt, erklärt sich zunächst weniger aus der unterschiedlichen Klassenzugehörigkeit, als vielmehr aus der unterschiedlichen Prozesssituation: Pauline Keller wehrt sich gegen die Scheidungsklage ihres Mannes, sie glaubt an eine Versöhnung und will vor amtlichen Instanzen keinen Streit austragen, der vielleicht irreparabel wäre oder als solcher evident werden würde, während Anna Probst dem Gericht Szenen in aller Drastik schildern muss, da sie die Scheidung verlangt und ihre Klage zu begründen hat. Auch mittelständische und bürgerliche Frauen scheuen sich nicht, Aggressivitäten ihrer Ehemänner gerichtsöffentlich vorzuführen, wenn sie es sind, die um eine Scheidung nachsuchen. In der Klageschrift Sophie Zumsteins, Primarlehrerin und Ehefrau eines Sekundarlehrers, steht zu lesen: »An einem Sonntag morgen nahm er sie am Hals und würgte sie vor den Kindern. Einmal kam er in die Küche und schlug auf sie los.«<sup>26</sup> Johanna Zahnd, die reichlich ausgestattet mit Mobiliar, Silber und Kleidern im Wert von 6668.85 Franken die Ehe mit einem Arzt eingegangen ist, lässt den Anwalt in ihrer Widerklage erzählen: »Mehr und mehr ›Luder‹, ›Saumore‹, ›Hudelware‹ waren die liebkosenden Worte, mit denen er seine Frau bedachte«, er habe »die Kinder geschlagen bis sie blau waren« und ebenso habe er sich »an seiner Frau vergriffen«. Diese Schilderung weicht kaum von derjenigen Anna Probsts ab: Der Ehemann ist wesenhaft »grob« und »jähzornig«, kennt keine Zurückhaltung und schlägt mit Worten und Fäusten um sich.<sup>27</sup>

Was solchen ›Veröffentlichungen‹ häuslicher Gewalt jedoch vorausgehen kann, nämlich das peinvolle Überschreiten einer Schamgrenze, das macht Emilie Ziegler deutlich, Tochter eines konkursiten Brotfabrikanten, verheiratet mit Dr. phil. Franz Ziegler, der als Sekundarlehrer und Bundeshausjournalist tätig ist und in den besten Kreisen Berns verkehrt: »Den letzten Tag bevor die Kinder reisten«, schreibt sie ihrem Bruder nach Deutschland, »hat F. mich in einem Wutanfall halb erdrosselt, die Sinne schwanden mir schon, noch heute habe ich Schmerzen am Hals. Einmal früher als ich noch in Umständen war hat er mir das Messer an die Kehle gehalten. Oft hat er schon gedroht er wolle uns Allen das Leben nehmen.« Auf dem Höhepunkt der Ehekrise, umgeben von der anhaltenden Wut des Mannes, von Erinnerungen und Reue, besinnt sie sich: »Hätte ich nur lieber DAMALS gleich VOR JAHREN gehandelt! Ihr wart alle bei uns gewesen, einmal, es war ziemlich Wein getrunken; nachher war er wie sinnlos. Er warf mich zu Boden und gab mir immer von [vermutl.: oben] schreckliche Fusstritte. [...] So, lieber Fredy, wie's auch kommen mag, Vorwürfe habe ich mir KEINE zu machen; ich hab nur für Mann und Kinder gelebt und nur zu lange es schweigend getragen, weil ich mich schämte es zu gestehen, dass solche Rohheiten in meinem eigenen Hause passierten. Aber alles hat seine Grenzen!«<sup>28</sup>

Lange, zu lange sprach die *Scham* gegen ein Reden über *Rohheiten*, eine Scham, die Emilie Ziegler auf sich selbst zurückwarf und es ihr unmöglich machte, sich selbst mit ihren Nächsten über ihr Leiden auszusprechen, zu *gestehen*, dass wirklich passiert, was passiert, dass es eine Realität unter ihrem Dach und an ihrem Leib ist. Und Emilie Zieglers Scham verweist nicht nur auf das Bewusstsein einer zu wahren sozialen Respektabilität. Dass sie selbst ihren Nächsten im Zwiegespräch von den Fusstritten des Ehemannes lange nicht berichten will, mag auch daher rühren, dass ein solches Eingeständnis gleichsam den erfahrenen Schmerz und die erfahrene Erniedrigung noch einmal gegenwärtig macht und in Verkehrung der Dinge auch als Eingeständnis des mitverschuldeten Scheiterns eines biographischen Entwurfs empfunden werden kann. In diesem Sinn gebietet auch Pauline Kellers *Herz* zugleich die Wahrung der *Ehre* und *tut weh*. In solcher Scham, die den Schein wahrt und zugleich verhindert, dass die erfahrene Verletzung persönlicher Integrität objektiviert und darin noch einmal – und eventuell gar als selbst verschuldet – erfahren wird, ist die »Praxis des Verschweigens« (Michaela Hohkamp) begründet, die eine Ökonomie häuslicher Gewalt untermauert – zusammen vielleicht mit der Hoffnung, dass es doch noch besser und gut kommen könnte, wie Pauline Keller denkt.<sup>29</sup>

Deutlich wird aber auch, dass es eine subjektiv empfundene Grenze des Verschweigens gibt, dass die Gewalt einen Leidensdruck erzeugt, der das Tabu

bricht. Emilie Ziegler brauchte dazu jedoch eine intersubjektive Bestätigung dessen, worum sie im Verborgenen wusste. Ihr Reden über die Brutalitäten des Ehemannes bricht dort den Bann des Schweigens, wo ihr klar wird, dass auch andere um deren Möglichkeit wissen: »Dass F. nicht normal ist«, schreibt sie ihrem Bruder und ihrer Mutter, »weiss Robert [Bruder des Ehemannes] zum Beispiel ganz genau und die ganze Familie ebenso. Sie wollen es nur vertuschen. Dabei ist F. böse von Natur, wo er ES AUSLASSEN KANN und versteht sich andern gegenüber meisterlich zu verstellen. Mir gegenüber wagt er nicht mehr brutal zu sein, er weiss dass er dann geliefert ist, aber ich habe immer das schreckliche Gefühl, dass er mich mal hinterrücks überfällt. Der Arzt sagt, ich müsse mir eine Pfeife kaufen und dann schrill pfeifen das würde ihn erschrecken und Leute heranholen!«<sup>30</sup> Die Überzeugung, dass seine Familie um Franz Zieglers Neigung zur Gewalttätigkeit *weiss*, bestätigt ihre Erfahrung, und wo diese Familie ihr eine aktive Solidarität verweigert, da holt sie sie bei ihrem Arzt – Vertrauensperson bürgerlicher Frauen in Belangen ehelicher Krisen – und bei ihrer eigenen Familie.

Wenn sich auch über die von Frauen unterschiedlicher Klassenzugehörigkeit unterschiedlich hoch oder niedrig empfundene Schamgrenze nur spekulieren lässt, so kann jedenfalls gesagt werden, dass sich den Frauen aus der Arbeiterschaft und aus dem unterbürgerlichen Mittelstand die Frage des schamhaften Verschweigens schon nur deshalb weniger stellte, weil ihre vier Wände sich weniger eng um die Abgründe des Ehelebens schlossen. Nolens volens sahen sie ihre Verletzung schon nur durch die beengten Wohnverhältnisse und die Nähe der Nachbarschaft zum mindesten semiöffentlich gemacht.<sup>31</sup> So kommt Anna Probst ungefragt ein Untermieter zu Hilfe, und Rosa Eichenberger, Frau eines Maler- und Gipsermeisters, schildert in ihrem fünfseitigen Brief an das Amtsgericht, wie sie die Nähe der Nachbarschaft aktiv zu ihrer Verteidigung gegen den Ehemann nutzt: »Ich wurde gewürgt, vom Entrée durch dasselbe und durch das Zimmer am Boden nachgeschleppt, und erhielt zwanglos Schläge, wohin es eben traf. Auf meine Hilferufe, die ich in den Würtpausen ausstossen konnte, kamen die Hausleute und die Nachbarschaft herbeigeeilt, und befreiten mich aus meiner gefährlichen Lage, derzufolge ich fast eine halbe Stunde lang Nasenbluten hatte.«<sup>32</sup> Auch die Schneiderin Marie Hauser-Keller, die an den verbalen Aggressionen ihres Mannes leidet – sie sei »eine Hure«, habe er geschrien, »sie verdiene ihr Geld mit dem Hintern etc.« –, weist auf die nachbarschaftliche Öffentlichkeit hin, die solche Szenen miterlebt: »Dies haben sowohl die Eltern der Frau Hauser, als auch der Besitzer des Hauses in dem sie wohnen, Amsler, gehört.«<sup>33</sup> Weder die Primarlehrerin Sophie Zumstein noch die Arztfrau Johanna Zahnd er-



wähnen hingegen eine nachbarschaftliche Öffentlichkeit, die bei gewalttätigen Szenerien zugegen gewesen wäre, obschon offensichtlich die Bevölkerung in einem jurassischen Dorf, damaliger Wohnsitz des Ehepaares Zahnd, durchaus vom Ehekonflikt wusste und den Kirchenrat »in Bewegung setzen wollte«. <sup>34</sup> Und Emilie Ziegler erfuhr nicht nur selbst keine nachbarliche Aufmerksamkeit, sondern wünschte eine solche auch nicht: Als ihr Mann, nachdem er sie zu Boden geworfen und mit Tritten traktiert hatte, »nur mit einer Hose bekleidet« zu den Nachbarshäusern stürzte, da sei er, so kommentiert sie in ihrem Brief, »zum Glück vor verschlossene Haustür« gekommen. Erst später, als für sie selbst ausser Frage steht, dass ihr Ehemann *nicht normal* ist, und dass es für sie keinen Grund gibt, solches zu erdulden, nimmt sie es gar in Kauf, mit einer Pfeife *Leute heranzuholen*. <sup>35</sup> Solche *Leute* aber waren im Fall der Ehe Probst immer schon zugegen, wenn es zu gewalterfüllten Streitereien kam.

### Skandal in der Mainacht. Die Hauptverhandlung

In der ersten Gerichtsverhandlung am 23. November 1912 kippt das Bild der Ehe Probst, wie es in der Klageschrift gezeichnet wird: Zusätzlich zum *rohen* Ehemann betritt eine prügelnde Ehefrau die Bühne des Geschehens. Johann Probst nämlich gibt den Richtern zu Protokoll, seine Ehefrau habe ihm just in der von ihr geschilderten Mainacht »alle Schändlichkeiten gesagt«, sie habe sich »grundlos« auf ihn »gestürzt« und ihn mit seinem »Leder« auf die »ärgste Weise traktiert«. Anna Probst bestreitet nicht ihre Schläge, wohl aber, dass diese unbegründet gewesen seien. In dieser Nacht, erzählt sie vor Gericht, »war es besonders schlimm, mein Mann sprang schimpfend und wütend mit einer Schere [...] auf mich los und wollte mich strafen. Ich konnte mich flüchten, er ging dann fort. Als er nach Hause kam, fing er von Neuem an. Er schimpfte und jammerte die ganze Nacht hindurch und wiederholte stets die gleichen Ausdrücke wie: das Sauwib, die Saufrau, die Xanthippe etc. Gegen Morgen wurde ich des Schimpfens und Drohens überdrüssig; ich nahm eine Peitsche und prügelte meinen Mann durch.« <sup>36</sup> Um das nunmehr verworrene Bild der ehelichen Konfliktlage zu klären, erlässt das Gericht eine Beweisverfügung. Daraufhin werden in der Hauptverhandlung vom 6. Dezember 1912 drei Zeugen und zwei Zeuginnen einvernommen; vier davon leben mit den Eheleuten Probst im selben Haus, eine weitere Zeugin ist Wirtin und zeitweilige Arbeitgeberin von Anna Probst.

Karl Riesen, der seit fünf Jahren über den Eheleuten Probst wohnt, gibt zu Protokoll, er habe »öfters gehört, dass es bei den Probsts bös zugeing«, habe aber

jeweils »nicht gewusst, wer an den Szenen schuld war«. Frau Probst habe ihm »geklagt, sie werde von ihrem Mann misshandelt: allein aus eigener Wahrnehmung könnte ich hierüber nichts urtheilen. Wir haben nur hie und da bei den Streitszenen Frau & Kinder schreien gehört.« Die Ehefrau des Zeugen, Emma Riesen, bestätigt: Auch sie habe »oft gehört, dass die unten uns wohnenden Probsts Streit miteinander hatten«, und hin und wieder habe sie nicht schlafen können, weil Johann Probst »in der Nacht wie ein Hund brüllte«. Die Kinder der Familie Probst hätten ihr ausserdem »des öfteren geklagt [...], der Vater habe gedroht, er mache die Frau kaput«, er »behandle sie wüst und schlage sie ab«. Das Nachbarspaar Riesen *hört* und es wird ihm *geklagt*, immer wieder, von einem Streit aber – es könne in der Nacht vom 30. Mai gewesen sein, bestätigt Karl Riesen auf Frage der Richter – hat es *eigene Wahrnehmungen* gemacht, will heissen: Emma und Karl Riesen haben nicht nur gehört, sondern auch gesehen. An diesem Abend gegen 22 Uhr habe sich Anna Probst bei ihm, Karl Riesen, beklagt, ihr Mann habe sie ausgeschlossen, und morgens sei es dann, »wie wir hörten«, zu einem »grossen Streit« gekommen. Karl Riesen habe sich »veranlasst gefühlt, hinunterzugehen und nachzuschauen, was es gegeben habe. [...] Ich sah dann, dass der Ehemann Probst im Bette lag und heulte und dass die Frau draussen im Gange stund und aus der Nase blutete.« Johann Probst sei danach zu ihnen hinaufgekommen und habe ihm und seiner Frau »vorjammern« wollen. Obschon Karl Riesen zu Protokoll gibt, er wisse nicht, wer die Szene verschuldet habe, war seine Meinung gemacht. Barsch wies er den *jammern*den Nachbarn zurück: »ich erwiderte kurz, es sei schade, was daneben gegangen sei; denn ich hatte die Meinung, der Mann, der seit dem Maien nicht mehr gearbeitet hatte, sollte seine Frau anders behandeln«. Weiss Riesen auch nicht, wer den Streit angefangen hatte, so sah er doch, dass Anna Probst verletzt war und schloss daraus, dass Johann Probst sie bluten gemacht hatte und auch, dass solches umso weniger recht sein konnte, als Anna Probst es war, die die Familie unterhielt. Einer, der nicht arbeitet, hat nicht zu *jammern* unter den Schlägen seiner Frau; nicht der *heulende* Mann weckt Karl Riesens Bedauern, sondern die *danebengegangenen* Schläge der Ehefrau. Keine Rolle spielt in seinen Augen, ob Johann Probst verschuldet oder unverschuldet ohne Arbeit ist, er wisse nämlich nicht, gibt er zu Protokoll, »ob sich Probst nach einer Stelle ernstlich umgesehen hat, als er stellenlos war«. Auch Emma Riesen billigt die Schläge Anna Probsts ausdrücklich: Als diese ihrem Ehemann erklärt habe, »diesmal habe sie's ihrem Mann gegeben«, hätten sie und ihr Mann dem Nachbarn Probst erklärt, dies »sei recht gewesen«. Emma Riesen unterstreicht die Darstellung eines völlig unberechtigten Unrechtsempfindens des Nachbarn Probst, indem sie verschiedene andere Epi-



soden schildert, in welchen dieser bei ihr habe »jammern« wollen und sie ihn kurzerhand abgewiesen habe.<sup>37</sup>

In der Mainacht ebenfalls zugegen waren der Architekt Konrad Forster, Untermieter der Familie Probst, und der Hausbesitzer Leopold Pauli, ein Bäckermeister. Konrad Forster, der seit 1909 das Eheleben aus nächster Nähe verfolgen konnte, schien die Ehe bis ins Jahr 1910 »gut zu gehen«. Dann aber habe ihm die Ehefrau geklagt, »ihr Mann fange mit ihr wegen jeder Kleinigkeit Streit an«. Konrad Forster hörte Johann Probst denn selber »wirklich auch schimpfen«, darauf sei er bei ihm »vorstellig« geworden und bis in den Mai 1912 schien ihm dann »alles wieder ordentlich zu gehen«. In der fraglichen Mainacht aber habe er neuerlich »grosses Geschrei« gehört, er sei aufgestanden und habe gesehen, wie Frau Probst »ihren Mann schlug«.<sup>38</sup> Das Gericht will die Szene genauer geschildert haben, denn was als Tötlichkeit gilt, das ist in rechtstheoretischem Sinn Gegenstand von Interpretation, und in der Rechtsprechung heisst das, dass mitunter sehr detailliert nach dem genauen Hergang der mutmasslichen Tötlichkeit gefragt werden muss. So wird im Fall der Tagelöhnerin Anna Pfister strittig, ob man ein »Schütteln« auch »Schlagen« heissen könne und ob es als scheidungsrelevante Tötlichkeit zu begreifen sei: »Die Klägerin behauptet, der Mann habe sie geschlagen. Der Beklagte bestreitet dies, er will sie nur geschüttelt haben, als sie nicht von Pulver [angeblicher Liebhaber der Ehefrau] habe lassen wollen. Tötlich ist der Beklagte also doch geworden.«<sup>39</sup> Während Hermann Pfister ein *Schütteln* der Ehefrau nicht als ein Vergehen im Ausmass von *Schlagen* gelten lassen will, hält das Gericht dafür, dass dieses *Schütteln* durchaus eine *Tötlichkeit* im Sinn eines Vergehens darstelle, das für den Scheidungsprozess ins Gewicht falle. Konrad Forster also gibt den Richtern präzisierend zu Protokoll, Anna Probst habe ihren Mann mit einem »Gegenstand«, einer »Klopffeitsche« vielleicht, »durchgeprügelt« und der Ehemann habe sich nicht gewehrt. Auch Leopold Pauli erinnert sich vor Gericht an die prügelnde Frau in der Mainacht: Schon vor etwa vier bis fünf Jahren habe es »Scenen« in der Familie Probst gegeben, insbesondere die Kinder seien »traktiert« worden; bis im Mai 1912 sei es dann wieder »ordentlich« gegangen. In der Mainacht aber habe ihn seine Frau Louise zu den Probsts geschickt, da diese »einander töten« wollten, und er habe mit eigenen Augen gesehen, wie Anna Probst ihren Mann geschlagen habe. Er solle nur sehen, »was er für eine Frau habe«, habe ihm Probst zugerufen, worauf er, Pauli, erwidert habe, »er werde wohl angefangen haben«. Seither habe er nie mehr »Gelegenheit gehabt, einzuschreiten« und »weitere eigene Wahrnehmungen« nicht mehr gemacht, wohl aber weiterhin die »Klagen der Frau« vernommen.<sup>40</sup>

Zu allen Hausbewohnern dringen die Streitereien der Eheleute Probst durch Zimmer- und Wohnungswände, man hört, wie *geschrien* und *gebrüllt* wird, man begegnet den Kindern und der Frau, die *klagen*, dem Mann, der *jammert*. Nur in der Mainacht aber haben die Nachbarn und Nachbarinnen eine *Scene* selbst gesehen, selbst mit angeschaut, und die präsentierte ihnen die Szenerie einer *prügelnden* Frau und eines *heulenden* Mannes. In allen Schilderungen dieses Ereignisses jedoch klingt durchgehend und unmissverständlich Billigung mit, die Schilderungen sind somit eigentliche Interpretationen der Sachlage: Man hält die Schläge Anna Probsts für rechtmässig, der Ehemann habe *wohl angefangen*, es sei *schade*, *was danebengegangen sei* und es sei *recht gewesen*, ist die übereinstimmende Meinung der Nachbarschaft. Das Bild der schlagenden Frau diskreditiert Anna Probst vor Gericht nicht, ihre Gewalthandlung erscheint als legitim, sie ist weder verwerflich noch unangemessen, sondern *recht*. In den Darstellungen der Nachbarschaft ist es denn auch durchgängig die Ehefrau, die *klagt*, und das heisst: die sich auf einen legitimen Anspruch auf häuslichen Frieden bezieht, während es der Ehemann ist, der *jammert*, und das heisst: der nach einem Mitleid heischt, das ihm nicht zusteht. Welcher sozialen Logik Akzeptanz und Legitimität des ehedraulichen Prügelns aus dieser nachbarschaftlichen Perspektive entsprechen, kommt indirekt zum Ausdruck. Es wird auf den nicht *ordentlichen* Gang der Ehe, auf die Regellosigkeit einer von *Scenen* geschüttelten Ehe verwiesen, und glaubwürdig scheint der Nachbarschaft nicht Johann Probsts *Jammern*, sondern das *Klagen* von Ehefrau und Kindern. Das Prügeln Anna Probsts wird von der nachbarschaftlichen Öffentlichkeit situationsbezogen als legitime Gegengewalt interpretiert und wird als umso berechtigter angesehen, als dass der Ehemann keinen Erwerb hat, *nicht verdient*. Damit nämlich fällt eine allenfalls noch denkbare Legitimation seiner Aggression weg, kann diese nicht mehr – entsprechend einem traditionellen, wenn auch rechtlich nicht legitimierten Verständnis – als Ausdruck des ehedraulichen Züchtigungsrechts verstanden werden. In diesem traditionellen Sinn spricht Anna Probst auch von der Absicht ihres Mannes, sie zu *strafen*. Ganz offensichtlich bar jeder Legitimität aber sind Gewalttätigkeiten des Ehemannes, wenn dieser zur Existenzsicherung der Familie nichts beiträgt.

Ehedrauliche Gewalthandlungen sind kein Unterschichtsphänomen; auch Frauen aus Mittelstand und Bürgertum räumen vor Gericht ein, selbst gewalttätig geworden zu sein. Johanna Zahnd gibt den Richtern zu Protokoll, es sei tatsächlich auch zu »Tötlichkeiten« ihrerseits gekommen, sie habe »aber nur in Notwehr« gehandelt. Auch Sophie Zumstein gibt zu, ihren Mann »einmal geschlagen zu haben«, sie sei dazu »aber provoziert worden«.<sup>41</sup> Macht der Geschlechterdiskurs der Moderne die Frauen zum »schwächeren« Geschlecht, wer-

den Gewaltakte von Männern eher kulturell und strukturell gestützt oder gar unterstützt, so macht jedenfalls eine Analyse der Scheidungsklagen deutlich, dass nicht alle Frauen sich solchem bedingungslos unterwarfen.<sup>42</sup> Und es ist nicht eine singuläre Widerständigkeit, die hier zum Ausdruck kommt, sondern eine Reaktion, die sich auf eine soziale Logik der situativ legitimen Gegenwehr berufen kann. Dass Anna Probst ihre Gegengewalt derart unverblümt schildern kann, wie sie es tut – sie schlug nicht einfach zurück, sondern sie *nahm eine Peitsche und prügelte den Mann durch* –, erschliesst sich vor dem Hintergrund der sozialen Billigung seitens der Nachbarschaft, welche ihr das subjektive Bewusstsein legitimen Handelns vermittelt. Hat der Hinweis auf eine nachbarschaftliche Öffentlichkeit des ehelichen Konflikts in der Klageschrift durchaus die Funktion, die Dramatik der Szenerie zu verstärken, denn erst im Blick der andern wird die *Scene* zum *Scandal*, so ist diese Öffentlichkeit des Hauses am Breitenrainplatz zugleich der Ort, wo individuelles Handeln sozial legitimiert oder delegitimiert wird, ist eine Ressource von Solidarität und dadurch auch von Selbstbewusstsein.

Die nicht um die Kernfamilie geschlossene Wohnstruktur in Arbeiterfamilien und Familien des unteren Mittelstandes, die von bürgerlichen Sozialreformern der Jahrhundertwende als Defizit und Defizienz wahrgenommen und auch gegen eine ganz andere Wertordnung der Betroffenen selbst aktiv bekämpft wurde, erweist sich im Fall Anna Probsts als etwas, was ihre Position gegenüber einem aggressiven und pflichtvergessenen Ehemann stärkt.<sup>43</sup> Die räumliche Nähe der anderen macht ein Zusammenspiel von sozialer Kontrolle und solidarischen Aktionen erst möglich: Soziale Kontrolle, das *Hören* und *Wahrnehmen*, führt zu solidarischen Aktionen, zum *Hinuntergehen* und *Nachschauen*, während die Ausübung sozialer Kontrolle ihrerseits eine solidarische Haltung voraussetzt. Sozial offen gegenüber Kontrolle wie Solidarität wird der Ehekonflikt zu einer Angelegenheit des Hauses, dessen Bewohnerinnen und Bewohner sich als durchaus zuständig begreifen, sehen sich doch die Männer des Hauses zur Intervention veranlasst, sei es aus eigenem Antrieb oder auf Aufforderung ihrer Frauen hin, oder weil sie vom Ehepaar Probst und den Kindern aktiv in den Konflikt verwickelt werden.<sup>44</sup> Sucht Emilie Ziegler Unterstützung bei Familie und Arzt, so ist für Anna Probst die Nachbarschaft als ein Geflecht moralischer Beziehungen, das sie in ihrem subjektiven Unrechtsempfinden stärkt, immer schon da.

Gerade die Spannung zwischen dieser Realität des immer schon nachbarschaftsoffenen Ehekonflikts einerseits und dem Anspruch des liberal-bürgerlichen Modells auf eine von der Aussenwelt abgeschlossene familiäre Intimität andererseits wird für Anna Probst vor Gericht zu einem vielschichtigen Repertoire: Die vom Ehemann verschuldeten häuslichen *Scenen* kann sie dem Gericht insofern

als besonders verwerflich darstellen, als dass sie einer nachbarschaftlichen Öffentlichkeit nicht verborgen blieben und zum semiöffentlichen *Scandal* geworden waren. Keine Scham und kein Respektabilitätsgebot hindern sie daran, diese Öffentlichkeit dem Gericht vorzuführen und im Sprechenlassen ihrer Nachbarschaft die eigene Gegengewalt zu legitimieren. Schon 1908 hatte Anna Probst ihr soziales Umfeld erfolgreich mobilisiert: »Auf Verlangen der Anna Probst-Kuhn« stellten drei Frauen und ein Mann aus dem Wohnhaus der Familie Probst, eine Person aus der weiteren Nachbarschaft, ein ehemaliger Zimmerherr und eine Bekannte im März 1908 eine maschinengeschriebene und handschriftlich unterzeichnete Bestätigung der ehedemigen Klagen aus. Sie bezeugen darin, »dass deren Ehemann Johann Probst, Magaziner, seine Frau beständig mit allen unflätigen Namen beschimpft und dass er ferner sowohl seine Frau als auch seine Kinder auf die Gröbste Weise misshandelt und gegen dieselben lebensgefährliche Drohungen mit dem Messer etc. macht.« Die Schlussfolgerung lautet unmissverständlich: »Wir können daher das Vorgehen der Frau Probst, sich von ihrem Manne scheiden zu lassen, nur billigen.«<sup>45</sup>

Erscheint das Prügeln Anna Probsts in den Kommentaren der Nachbarschaft erklärt, so verhält es sich ganz anders mit den Misshandlungen und Drohungen Johann Probsts. Diese stellen sich den Richtern als Rätsel dar, haben doch die Nachbarn nichts solches mit eigenen Augen gesehen. Damit rückt in der richterlichen Abklärung Johann Probst als »moralische Person« in den Vordergrund. Die Richter wissen, wonach sie zu fragen haben: nach Trinkverhalten und Zahlungsmoral. Johann Probst habe den Mietzins immer regelmässig und pünktlich bezahlt, weiss Leopold Pauli zu berichten, und zwar habe Johann Probst »zeitweise Stören« gehabt, doch »Trunkstören« seien das nicht gewesen.<sup>46</sup>

Der Begriff *Trunkstören* weist auf den Deutungszusammenhang hin, der sich den Zeitgenossen aufdrängte: ob nicht vielleicht am Ursprung der Ausfälle Johann Probsts der Alkohol stünde. Alkohol galt um 1900 als Ursache einer ganzen Reihe abweichenden Verhaltens, ja es wurde ihm das Potenzial zugeschrieben, den »sozialen Körper« insgesamt zu zerstören. Die »Trunksucht« war entsprechend Gegenstand eines weit ausgreifenden Expertendiskurses wie auch alltagstheoretisches Erklärungsmuster für allerhand Abweichungen und verlangte nach einer medizinischen und sozialreformerischen Bemeisterung, die von bürgerlichen ebenso wie sozialistischen Abstinenzbewegungen an die Hand genommen wurde.<sup>47</sup> In diesem Sinn taucht der Alkoholkonsum in den Scheidungsprozessen als ein für familiäre und soziale Ordnung dysfunktionales Verhalten par excellence auf; die Verknüpfungen von Alkohol, Arbeitsscheu, Familienvernachlässigung und Gewalthandlungen von Männern sind Legion. So steht in der Klageschrift

der mit einem Handlanger verheirateten Gertrud Egger zu lesen: »Dieser überreichliche Alkoholgenuss, Egger hat oft an einem Tage 5, 6 und mehr Liter Bier und dazu noch gehörige Quantitäten Schnaps getrunken, brachten es mit sich, dass er zur Arbeit vollständig untauglich wurde und anderseits Frau und Kinder in schlechtester Weise behandelte.«<sup>48</sup> Auch die Malermeistersfrau Rosa Eichenberger bezeichnet den Alkohol als eigentliche Wurzel ehelichen Unglücks: »Anfangs unbekannt mit den Einwirkungen des Alkohols, auf das Handeln meines Mannes, waren mir die seltsamen Zustände, in welchen mein Mann oft nach Hause fand, rätselhaft, bis ich mich durch längere Erfahrung nicht mehr der traurigen Gewissheit verschliessen konnte in meinem Manne einen Trinker zu haben. Wenn ich ob solchen Beobachtungen meinen Tränen freien Lauf liess, oder ihm das unvernünftige Trinken vorhielt, als zerrüttend für unser gegenseitiges Einvernehmen, wurde ich entweder angefahren oder beschimpft und geschlagen.«<sup>49</sup> Auch im Bürgertum kennt man die innige Verkoppelung von Alkoholismus und Gewalt. Wie Emilie Ziegler die ersten Fusstritte ihres Mannes als Effekt des *getrunkenen Weines* schildert, der den Ehemann *wie sinnlos* gemacht hätte, stellt auch die Arztfrau Johanna Zahnd die Gewalthandlungen ihres Mannes wiederholt als Folge seines Alkoholismus dar: er habe sich zu viel dem »Alkohol ergeben« und sei in der Folge »groß« geworden.<sup>50</sup>

Johann Probst jedoch will nicht recht in das Bild des schlagenden, weil alkoholisierten Ehemannes passen. Wie sich zu seiner Zahlungsmoral nichts Nachteiliges in Erfahrung bringen lässt, so fällt überhaupt seine Person den Zeugen und Zeuginnen nicht generell negativ auf. Die Antworten auf die Frage nach seiner Solidität fallen fast durchwegs zu seinen Gunsten aus, und jedenfalls sei er kein Trinker, bescheinigen ihm alle darüber befragten Zeugen. Die *Trunksucht* erklärt hier nichts, Johann Probsts *Stören* sind keine *Trunkstören*, und dem Gericht stehen offensichtlich keine anderen Interpretationen der Gewalttätigkeit des Arbeiters Probst zur Verfügung, bei denen eine weitere Suche nach Erklärungen ansetzen könnte. Was bleibt, ist die »naturwüchsige« periodische Störung eines Mannes, dessen gewalttätiges Handeln keiner sozialen und auch keiner sozialpathologischen Logik folgt.

### Ein Ehemann mit Stören. Das Urteil des Gerichts

Einen Monat nach Einreichung der Klageschrift fällt das bernische Amtsgericht sein Urteil im Scheidungsprozess Probst. Obschon die Ehe anfangs »ordentlich gegangen« sei, halten die Richter fest, habe Anna Probst schon früh über ihren

Mann zu klagen gehabt, und heute führe sie an, die »Scandalszenen« hätten wieder begonnen und er »begegne ihr mit tiefer Ehrenkränkung, mit Misshandlung und lebensgefährlichen Drohungen«. Allein, von diesem Tatbestand zeigt sich das Gericht nun nicht überzeugt. Der Prozess habe »nicht völlig Klarheit« geschaffen, kein Zeuge und keine Zeugin habe über die Misshandlungen und Drohungen des Ehemannes aus eigenen Anschauungen berichten können. Indes: Als »Tatsachen«, weil von den Zeuginnen und Zeugen aus »eigener Wahrnehmung« berichtet, gelten dem Gericht die »Spannungen« und der »ständige Streit« zwischen den Eheleuten, die »Klagen« Anna Probsts und der Kinder und das »aufgeregte Wesen« des Mannes, der »seine Stören« hat. Gerade dieser »nervöse Zustand« des Ehemannes, der in seinen »Krisen sein Bewusstsein total zu verlieren scheint«, schliesse eine Wiedervereinigung der Eheleute aus. Was damit den Richtern als erwiesen gilt, ist die »tiefe Zerrüttung« der Ehe, die aus den Zeugnisaussagen »zur Genüge« hervorgegangen sei. Damit aber seien die rechtlichen Voraussetzungen für eine Scheidung gegeben, wenn auch nicht aufgrund des von Anna Probst geltend gemachten Scheidungsgrunds der Nachstellung nach dem Leben, Misshandlung und Ehrenkränkung nach ZGB 1907/12 Artikel 138, so doch aufgrund des generellen Grunds der tiefen Zerrüttung nach Artikel 142. Die »überwiegende Schuld« an der tiefen Zerrüttung der Ehe spricht das Gericht dem Ehemann zu, nicht ohne darauf hinzuweisen, dass die Ehefrau »nicht immer glimpflich verfahren« sei, und dass sie »von jeder Schuld nicht freigesprochen werden« könne.<sup>51</sup> Die Gewalt der Ehefrau, die paradoxerweise in einem Beweisverfahren ausführlich zur Sprache kommt, anhand dessen die Gewalttätigkeit des Ehemannes zu beweisen wäre, wird vermerkt, sie wird aber nicht als für die Zerrüttung ursächlich angenommen. Sie dürfte die Richter auch nicht in allzu grosses Erstaunen versetzt haben, referieren diese doch in andern Fällen auf das Stereotyp einer grundsätzlichen Tendenz zu häuslicher Gewalt in Arbeiter-ehe. So stellt das Gericht im Fall einer klagenden Gemüsehändlerin und Ehefrau eines Maurers fest, dass »wenn es unter solchen Verhältnissen zwischen den Ehegatten zu Tötlichkeiten kam, so ist es – bei der sozialen Stellung und den Charakteren dieser Leute – kaum denkbar, dass sich nur ein Teil vergessen habe«.<sup>52</sup> Als ursächlich jedoch für den Konflikt in der Ehe Probst konstatieren die Richter das »intransigente Verhalten« des Ehemannes. Er wird deshalb auch zu einer Wartefrist verurteilt.

Der Scheidungsprozess Probst kann als Beispiel für die liberale Handhabung eines Gesetzes gelten, das in der Intention auf eine Verminderung von Scheidungen zielte, dieses Vorhaben aber selbst konterkarierte, indem es ein gleichsam maximales Ausnützen des Interpretationsspielraums zuließ. Für die Rechtspre-

chung am Berner Amtsgericht war genau das generell charakteristisch. Deutlich wird dies insbesondere im Umstand, dass die Richter ohne Zögern zur Generalklausel greifen, wenn ein konkreter Tatbestand nach einem bestimmten Scheidungsgrund – wie hier der von der Ehefrau geltend gemachte Artikel 138 – sich vor Gericht nicht eindeutig nachweisen lässt, die Ehe ihnen aber als unzumutbar erscheint. Dies lässt sich generell beobachten: Beträgt der Anteil der Generalklausel an den in den Klagen genannten Scheidungsgründen 50 %, so macht er von den in den Urteilen genannten Gründen 60 % aus.<sup>53</sup>

Im hier vorliegenden Fall wirkt diese liberale Handhabung des Scheidungsrechts zugunsten der Ehefrau, der nicht zugemutet wird, weiter mit ihrem Mann zusammenzuleben, während dieser sich heftig gegen eine Scheidung wehrt. Den Richtern mochte es bei ihrem Entscheid durchaus darum gegangen sein, eine Eskalation der probstschen Ehekrise zu einem möglichen Familiendrama zu verhindern, doch kann der Fall Anna Probst auch als Beispiel dafür stehen, dass Arbeiterfrauen vor dem bernischen Amtsgericht generell über beste Chancen verfügten, mit ihrer Klage durchzukommen: Von den von Frauen der Arbeiterklasse anhängig gemachten Klagen wurde nur 1 % abgewiesen, während 4 % aller von Männern der Arbeiterklasse eingereichten Klagen keinen Erfolg hatten. Umgekehrt verhält es sich im Fall von Bürgertumsscheidungen: Hier wurden 7 % der von Frauen eingereichten Klagen abgewiesen, während die von Männern angestregten Prozesse zu 100 % »erfolgreich« waren; allerdings sind diese Zahlen mit Vorsicht zu geniessen, da das Sample der Bürgertumsscheidungen insgesamt klein ist. Der hohen Erfolgsquote klagender Arbeiterfrauen vor Gericht dürften auch sozial- und armutspolitische Überlegungen zugrunde gelegen haben: Man traute den Arbeiterfrauen durchaus zu, dass sie ihre Existenz mitsamt Kindern allein bestreiten konnten, während vom Ehemann vernachlässigte Familien, in denen der Ehemann nicht selten die Seinen nicht nur um seinen eigenen Verdienst, sondern auch um den der Frau brachte, der Armenpflege stärker zur Last fallen mussten. Es lässt sich in einem weit gehenden Sinn wohl sagen, dass die Richter in solchen Fällen mittels einer liberalen Scheidungspraxis eine Art »negative Sozialpolitik« betrieben, indem sie Arbeiterfrauen von ihren Männern befreiten, sofern deren Verhalten die materielle Existenz der Familie gefährdete.<sup>54</sup>

In seiner Analyse der Ehe Probst geht das Gericht nicht über die manifeste Oberfläche des ehelichen Zerwürfnisses, nicht über die aggressive Enttäusserung der Eheproblematik hinaus; es wendet sich ausschliesslich den Gewalthandlungen zu, keine andere als die Gewaltthematik wird in der Erwägung angesprochen. Das einzige, was dem Ehekonflikt aus der Perspektive des Gerichts so etwas wie einen Sinnzusammenhang verleiht, sind die periodischen *Krisen*, das

*aufgeregte, nervöse Wesen* des Ehemannes. Das Gericht greift in der Deutung der ehemännlichen Gewalt vor allem auf den Begriff des Nachbarn zurück: Für die Ausfälle Johann Probsts scheint es keine auch nur annähernd juristische Bezeichnung und keine annähernd soziologische oder psychologische oder auch medizinische Erklärung zu geben, die das Gericht interessieren könnte und müsste. Diese Ausfälle haben keinen Handlungssinn; sie sind Ausfluss des ehemännlichen *Wesens*, naturwüchsig, triebhaft, und müssen nicht in einem sozialen Handlungszusammenhang – zum Beispiel als Effekt einer Machtproblematik – geklärt werden. Diese Situierung der Gewalttätigkeit Johann Probsts im semantischen Feld »Natur« impliziert einerseits eine gewisse resignierte Akzeptanz ehemännlicher Gewalt. Gleichzeitig lässt das Gericht aber aggressive Männer die Konsequenzen tragen, wenn sich die Ehefrauen weigern, die Zumutungen solch männlicher Eigenart zu ertragen.

Was hier von den Richtern indes als naturhaft begriffen und rechtlich sanktioniert wird, ist nicht einfach männliche Gewalt, sondern männliche Gewalt in einer Arbeiterhe. Gerade im Bereich der häuslichen Gewalt nämlich stimmt das Gericht seine Erwägung gerne auf die Klassenzugehörigkeit der betroffenen Eheleute ab. Im Scheidungsprozess der Primarlehrerin Sophie Zumstein hält das Gericht die ehemännliche Gewalt für besonders schwer wiegend: »mit aller Schärfe müssen die Misshandlungen der Frau seitens des Beklagten verurteilt werden, und zwar um so mehr, als er nicht etwa den unter [sic] Volksschichten angehört, sondern als gebildeter Mann dasteht und als Volksbildner tätig ist.«<sup>55</sup> In der Erwägung des Scheidungsurteils im Fall Probst sucht man einen solchen Kommentar vergeblich. Erscheint ehemännliche Gewalt in einer Ehe des gebildeten bürgerlichen Mittelstandes als moralisches Scheitern, dem Bildung und moralische Grundsätze vorzubeugen hätten, so wird dieselbe Gewalt in der Arbeiterschaft als wesenhaft habituelles Verhalten, als eine asoziale Naturgewalt interpretiert, die ihre Grenzen erst in der entschlossenen Gegenwehr der Ehefrau findet. Den bürgerlichen Ehemännern wird eine normgeleitete Tendenz und jedenfalls eine Verpflichtung zur Selbstdisziplinierung unterstellt, während es den Richtern durchaus plausibel scheint, dass ein Ehemann, der Magaziner ist, seine *Stören* nicht zu bändigen weiss. Sanktioniert und entsprechend delegitimiert wird die ehemännliche Gewalt jedoch in allen Fällen, und die Gründe ehemännlicher Gewalt werden nicht in einer Problematik der ehelichen Beziehung gesucht, sondern aus dieser hinaus in die Natur oder die Charakterbildung des Mannes verlagert. Dies impliziert eine gewisse Akzeptanz häuslicher Gewalt, was jedoch nicht heisst, dass sie der Ehefrau und der Familie zugemutet würde.

### 3. Auf dem Kopf. Der Verdienst, der Starrsinn und das Herz

1. 1 aufgerüstetes Bett mit tannener Bettlade – 2. 1 tanneses Sekretärschäffli – 3. 1 tanneses Nachttischli – 4. 1 Nachttischli mit Marmorplatte – 5. 1 grosser tannener viereckiger Tisch – 6. 1 mittlerer tannener viereckiger Tisch – 7. 1 kleiner tannener viereckiger Tisch – 8. 1 harthölzerner runder Tisch – 9. 1 harthölzerner Serviettenständer – 10. 1 Rubbett mit rotwollenem Ueberzug ...

*Auszug aus dem Herausgabeakt von Johann Probst an Anna Probst, 1902*

In vielen Fällen wird die Familie durch das Arbeiten der Frau nicht ganz aufgelöst, sondern auf den Kopf gestellt. Die Frau ernährt die Familie, der Mann sitzt zu Hause, verwahrt die Kinder, kehrt die Stuben und kocht. Dieser Fall kommt sehr, sehr häufig vor; in Manchester allein liesse sich manches Hundert solcher Männer, die zu häuslichen Arbeiten verdammt sind, zusammenbringen. Man kann sich denken, welche gerechte Entrüstung diese tatsächliche Kastration bei den Arbeitern hervorruft und welche Umkehrung aller Verhältnisse der Familie, während doch die übrigen gesellschaftlichen Verhältnisse dieselben bleiben, dadurch entsteht.

*Friedrich Engels, Die Lage der arbeitenden Klasse in England, 1845*

Das Beweisverfahren und die Urteilsbegründung der Richter korrespondieren thematisch nahezu fugenlos mit der Klageschrift Anna Probsts, sie bringen fast ausschliesslich die häusliche Gewalt zur Sprache, stellen die uneindeutige Sachlage fest und wissen gleichwohl, was es zu entscheiden gilt, da ihnen einsichtig ist, dass die häuslichen Zustände Anna Probst nicht zuzumuten sind. Noch anderes aber kommt im Scheidungsprozess Probst zu den Akten. In Klageschrift und richterlicher Erwägung wird es nur als Fragment oder Spur sichtbar, aber es ist dieses Andere, aus dem sich die Problematik der Ehe Probst weiter erschliesst. Die häusliche Gewalt lässt sich dann als Entäusserung dieser Problematik begreifen.

In der Verhandlung vom 23. November 1912 nimmt Johann Probst Stellung zur Szene in der Mainacht. Er weist die ihm von seiner Frau vorgeworfene Aggression nicht von sich, aber er rechtfertigt sie: »Allein meine Frau hatte mir vorgeworfen, sie habe mich ein halbes Jahr erhalten, da machte ich ihr allerdings

Vorwürfe, sagte ich wisse schon, warum sie auf's Servieren übergehe, es sei nur um mit Herren einzukehren.«<sup>56</sup> Bereits in der Einvernahme 1908 gab Johann Probst zu Protokoll, es möge sein, dass er seiner Frau »hin und wieder mit der Hand einen ›Chlapf‹ gab und sie beschimpfte, wie giftige Zunge, Drachenweib, Drach u.s.w. Aber sie provozierte mich zuweilen bezw., sie beschimpfte mich auch und wollte mir sogar einen Zündhölzli-Stein auf meinem Kopf zerschlagen, ich konnte aber schnell genug ausweichen. Meine Frau hat halt einen Starrsinn, den sie auf alle Fälle durchsetzt und keine Gegenbemerkung duldet.«<sup>57</sup>

Schilderten Anna Probst und ihr Anwalt die verbale und physische Gewalttätigkeit ihres Ehemannes als Ausdruck seiner *rohen Natur*, als Misshandlung *ohne irgendwelchen Grund*, und übernahmen die Richter dieses Bild, so fügt Johann Probst seine Aggressionen in einen Handlungszusammenhang ein und versucht ihnen dadurch die Legitimität oder doch zumindest den Sinn zu verleihen, der ihnen von Ehefrau und Richtern abgesprochen wird. Vor Gericht muss er sein gewalttätiges Verhalten rechtfertigen und entschuldigen, er muss es den Amtsrichtern und seiner Ehefrau, die er von der Klage abbringen will, wenn auch nicht selbstverständlich, so doch verständlich machen können. Dazu greift er auf ein »Motivvokabular« zurück, von dem er annehmen kann, dass es sozial gebilligt ist.<sup>58</sup> Es ist dies das Vokabular der Gegenwehr, wie es auch im nachbarschaftlichen Reden über das Prügeln der Ehefrau zum Ausdruck kommt: *Vorwurf* gegen *Vorwurf* und *Chläpfe* gegen *Zündhölzlisteine*. Doch darin erschöpft sich Johann Probsts Verteidigungsrede nicht. Denn der Sinn der ehefraulichen Provokationen in Vorwurf und Zündhölzlistein weist über die situative Eskalation hinaus: Worauf Johann Probst reagiert, das ist das von der Frau *Erhaltenwerden* und es ist der *Starrsinn* der Ehefrau, es ist seine ökonomische Abhängigkeit und ihre Usurpation der Macht.

#### Ein halbes Jahr erhalten. Verkehrte Erwerbsökonomie

Johann Probst streitet in der Einvernahme 1908 ab, dass er – wie von der Ehefrau behauptet – öfter wegen häuslichen *Scandalen* mit der Polizei in Berührung gekommen sei. Dazu schildert er einen Skandal detailliert, den er sich zu Schulden hat kommen lassen, und den er nicht nur als einzigen, sondern als einzigartigen verstanden haben will. Vor fünf oder sechs Jahren sei es gewesen, da sei er »ohne Arbeit« gewesen, »die Sorge um meine Familie drückte mich und ich wusste in dieser gedrückten Stimmung nicht, was anzufangen«. Er habe sich dann von einem ihm bekannten Schreiner »sogar zum Trinken verleiten« lassen, und daraufhin sei das Unheil in Gang gekommen: »Am selben Abend kam ich in

angetrunkenem Zustand nach Hause und weiss nicht mehr, was ich zu Hause alles verübte. Ob ich an diesem Abend meine Frau mit dem Soldatenmesser bedroht habe, kann ich nicht sagen, ich war eben zu stark betrunken; ich kann aber nicht glauben, diese Drohung gemacht zu haben, da ich sowohl meine Frau und meine Kinder lieb hatte.«<sup>59</sup>

In subtilen narrativen Wendungen gerät hier das Eingeständnis eines Skandals zur Inszenierung eines pflichtbewussten und liebevollen Ehemannes und Familienvaters. Es ist eine Verkettung von Umständen und Handlungen, die Johann Probst in den Skandal hineinführt, und am Anfang dieser Verkettung steht die Arbeitslosigkeit, derentwegen er von der *Sorge* um die Familie bedrückt wird. Diese Besorgnis äussert sich als umfassende Orientierungslosigkeit, die gleichermassen die Zukunft und die Augenblickssituation meint: *Was anfangen*, morgen und übermorgen, mit der Erwerbslosigkeit und der Familie, die doch auf den Erwerb angewiesen wäre? Und *was anfangen* mit sich selbst, jetzt, heute, an diesem Abend? Solche Verlorenheit öffnet Abwegen Tür und Tor, aus dieser Verlorenheit heraus lässt sich Johann Probst zum Trinken *verleiten*, und zwar *sogar* zum Trinken: zu etwas also, wozu er veritabel verführt werden muss, weil er es aus eigenem Antrieb nicht täte. Johann Probst weiss um die Verwerflichkeit der Trinkerei, und er kommt denn auch zunächst nur *angetrunken* nach Hause. Erst dort, wo es um die Erinnerung an Einzelheiten geht, ist er so *stark betrunken*, dass er *nicht mehr weiss*, was er *verübte*, alles Bewusstsein war ihm abhanden gekommen, und an die Stelle der Erinnerung tritt der *Glaube* an das, wozu er sich für fähig hält und wozu nicht. Mit dem Begriff des *Glaubens* spielt Johann Probst auf einer vielschichtigen Deutungsklavatur, schliesst er doch damit nicht aus, dass er tatsächlich die Frau in der von ihr geschilderten Weise bedroht hat, weist aber diese Handlung zugleich als nicht zu ihm gehörig, als nicht seinen Gefühlen für die Familie entsprechend aus. Sollte er tatsächlich so gehandelt haben, so wäre das derart ungewöhnlich, dass er es selbst kaum glauben könnte, und illustrierte nur die Wirkung des Alkohols als ein ihm fremdes Element, in dem er sich gleichsam selbst abhanden kam. Der Unglaube weist den Skandal als die Entgleisung eines sonst anständigen Mannes aus, eine Entgleisung, die auf eine Verführung zurückzuführen ist, die ihrerseits auf eine tief empfundene *Sorge* um die Familie und damit auf das Verantwortungsbewusstsein eines redlichen Ehemannes und Familienvaters zurückgeht. Denn diese Sorge stand am Anfang, und dass er sich von dieser Sorge bekümmern liess, dass ihn seine Erwerbslosigkeit nicht gleichgültig liess, das machte ihn erst verführbar.

Nichts anderes hat Johann Probst seiner Schilderung nach getan, als seine familienväterliche Verantwortung wahrzunehmen, indem er sich um die ökonomische

Existenz der Familie kümmerte, was sich darin ausdrückt, dass er sich um sie Sorgen machte, wo sie gefährdet war. Und dieses Verantwortungsbewusstsein lässt sich nicht nur narrativ behaupten, sondern auch rechnerisch beziffern: 1912 gibt Johann Probst zu Protokoll: »Ich habe immer gearbeitet. Dieses Jahr habe ich meiner Frau, trotzdem ich 3 ½ Monate stellenlos war, fr. 180.– abgegeben.«<sup>60</sup> Und in einem Brief an seine älteste Tochter Paula schreibt Johann Probst am 1. November desselben Jahres, er habe zwar »dieses Jahr wegen Stellenlosigkeit, an welcher die Mutter nicht unerheblich schuld ist, weniger für den Haushalt [...] tun können, als sonst«, gleichwohl habe er »bis heute dennoch über frs. 800.–« geleistet.<sup>61</sup>

In diesen Rechtfertigungen verschiebt Johann Probst 1908 wie 1912 die von seiner Frau in den Vordergrund gerückte Gewaltthematik: Angeklagt ist er als gewalttätiger Ehemann, doch verteidigen tut er sich weniger gegen das Bild des aggressiven als vielmehr gegen das des ökonomisch gescheiterten Mannes, indem er sich als wenn auch ökonomisch vermindert leistungsfähigen, so doch jedenfalls verantwortungsbewussten und fürsorglichen Familienvater erzählt: Seht, sagt er, ich bin ein pflichtbewusster Familienvater, weil ich mich *sorge*, und selbst meine Entgleisung ist Ausdruck dieser Sorge. In dieser Verteidigungsrede tritt die Problematik zutage, mit der Johann Probst sich konfrontiert sieht, und die seine Frau in einen Vorwurf fasst, der derart ungeheuerlich ist, dass er ihn selbst *allerdings* zu Gegenwürfen berechtigt: sie habe ihn *ein halbes Jahr erhalten*, sagt Anna Probst und dieser Vorwurf geht weit. Er besagt nicht nur, dass Johann Probst unfähig sei, die Familie zu *erhalten*, sondern dass stattdessen er *erhalten* werden müsse und zwar von ihr, Anna Probst, seiner Frau, die damit die ökonomische Verantwortung für die Familie übernimmt, die doch eigentlich ihm zukäme. Was Anna Probst in Worte fasst und Johann Probst als unbestreitbare Realität entgegenschlägt, das ist die »auf den Kopf gestellte Familie«, die Friedrich Engels beschreibt.<sup>62</sup>

Inwiefern Johann Probst diese Situation als problematisch empfindet, inwiefern sie sich ihm tatsächlich als die Entmännlichung darstellt, die Friedrich Engels für eine solche Konstellation diagnostiziert, das wird deutlich in der Art und Weise, wie er diesen Vorwurf entgegnet: Er *wisse schon, warum sie auf's Servieren übergehe, es sei nur um mit Herren einzukehren*, sagte Johann Probst und er sagte es nicht nur Anna Probst, sondern auch den Richtern. Das ist die milde Version dessen, was Anna Probsts Anwalt in der Klageschrift zitiert, wo zu lesen steht: *er warf ihr vor, sie hure in der Nacht umeinander: »da brucht es keis Bewistum meh, wenn Du afange es Loch hesch, das me nümme cha stopfe*. Was in diesen wechselseitigen Beleidigungen des Erhaltenwerdens und der Hurerei aufgerufen wird, das ist die



je geschlechtsspezifische Ehre des andern: Indem Johann Probst seiner Frau das *Huren* vorwirft, beleidigt er sie in ihrer Ehre, wird doch weibliche Ehre um 1900 wesentlich und zugespitzter noch als früher als Sexualehre begriffen. Dass Johann Probst mit dieser Beleidigung auf den Kern der Ehre seiner Frau zielt, erschliesst indirekt, wie sehr er umgekehrt in seiner Ehre angegriffen ist. Der Vorwurf des *Hurens* ist die gleichsam ›adäquate‹ Reaktion auf die Feststellung des *Erhaltenwerdens*, denn in der ökonomischen Leistungskraft, im Wahrnehmen der ökonomischen Verantwortlichkeit für die Familie liegt ihrerseits die männliche Ehre beschlossen.<sup>63</sup>

Diese komplementäre Verkoppelung dieser beiden nach Geschlecht differenzierten Beleidigungen, in denen die geschlechtsspezifische Topographie der Ehre zum Ausdruck kommt, führt der Werkführer Hans Furrer in einem Brief ans Gericht prägnant vor. In einem Atemzug rehabilitiert er seine in Frage gestellte ökonomische Ehre und greift umgekehrt die sexuelle Ehre seiner Frau an: »Wenn sie eine verständige u. ehrfurchtsvolle Ehefrau gewesen wäre, hätte sie nicht im Jahre 1899 ZU MIR GESAGT; Was tue ich ja noch bei dir, wenn du nichts mehr hast: – Eine Frau soll in allen Lagen dem Ehemann beistehen [...] wenn Sie gute Zeiten schon mitgemacht, so soll Sie die schlechten auch annehmen. Auch wird Sie ja selbst wissen, wo Sie sich immer herumgetrieben hat, u. mit welchen Herren sie Verkehr hatte so lange sie bei mir war.« Auch in bürgerlichen und bürgerumsnahen Ehen kommt es zu dieser Form des verbalen Schlagabtauschs: Die Frauen werden zwar nicht kurzerhand als ›Hure‹ titulierte, wohl aber geht den Ehemännern der Ehebruchsverdacht leicht und häufig von der Zunge; Emilie Ziegler etwa muss hören, sie hätte »wohl den ›Tripper‹« und wo sie sich »den wohl geholt habe«, während umgekehrt der Sekundarlehrer Johann Zumstein den Grund für die »Erkältung« des ehelichen Verhältnisses darin findet, dass seine Ehefrau ihn ständig der ökonomischen Leistungsunfähigkeit bezichtigt habe.<sup>64</sup>

Wenn Johann Probst aber in seiner geschlechtsspezifischen Ehre getroffen ist, dann ist er in seinem männlichen Selbstverständnis getroffen. »Es gibt vielleicht keinen Punkt«, schreibt Georg Simmel über die Ehre, »an dem sich das Sozial- und das Individualinteresse derartig verschlingt, wo ein Inhalt, der allein aus dem ersteren verständlich ist, eine imperativische Form angenommen hat, die allein aus dem letzteren zu quellen scheint.« Es ist die spezifische Leistung der Ehre, »dass sie dem Menschen seine soziale Pflicht zu seinem individuellen Heile macht.«<sup>65</sup> Wenn aber die Ehre derart in das individuelle »Selbst- und Weltverhältnis« (Jürgen Straub) und damit in die personale Identität eingeht, dann ist mit der Ehre immer auch diese Identität in Frage gestellt. Vermittelt über die Kate-

gorie der Ehre erfährt Johann Probst sein defizitäres ökonomisches Leistungsvermögen als die »tatsächliche Kastration«, von welcher Engels in diesem Zusammenhang schreibt.<sup>66</sup> Und gegen diesen Verlust seiner Männlichkeit erzählt er an, gegen ihn erfindet er sich in seinen Schilderungen als verantwortungsbewussten Familienvater immer wieder neu und kittet damit gleichsam sein angegriffenes Selbstverständnis.

Dazu stehen ihm nicht nur die selbst im Skandal manifeste Sorge und die an die Ehefrau abgegebenen Franken zur Verfügung, sondern auch eine eigentliche ›Ursprungserzählung‹, die als solche symbolisch kräftiger nicht sein könnte: »Da meine Frau mir kein Vermögen in die Ehe einkehrte«, erzählt er 1908 dem Gericht, »musste ich aus eigenen Mitteln den Hausstand, das nötige Mobiliar etc. einkaufen, meiner Frau kaufte ich sogar den Hochzeitsrock.«<sup>67</sup> Nicht nur die materiellen Grundlagen der familialen Existenz hat Johann Probst geliefert, sondern darüber hinaus und grundsätzlicher noch hat er die arme Anna Kuhn erst hochzeitsfähig gemacht; sein ökonomisches Leistungsvermögen war es, das die Familie in jedem Sinn erst möglich machte. Immerhin, und das lässt Johann Probst in dieser Ursprungserzählung nicht aussen vor, habe Anna Kuhn eine Ausbildung in die Ehe eingebracht, einige Monate vor der Heirat, erzählt er auch, habe sie ihre Lehre als Damenschneiderin abgeschlossen. Beruht das Fundament der familialen Ökonomie auf seinen *Mitteln*, so war doch auch für die Zukunft mit dem Zuverdienst der Ehefrau zu rechnen.

Diese Narration weist nicht nur den Erzähler vor den Richtern und vor sich selbst als Begründer der familialen Existenz und damit als rechten Mann aus, sondern sie beschliesst in sich auch schon eine spezifische Ordnung der ökonomischen Verantwortlichkeiten, deren Rückgrat der Ehemann ist, während der Zuverdienst der Ehefrau anders als in Bürgertum und bürgerlichem Mittelstand notwendig und erwünscht ist, nicht aber die Hauptsache sein sollte. Es ist diese ursprünglich in den Familienentwurf eingelagerte Ordnung, die sich im Verlauf der Ehe verkehrt: Sie gerät aus den Fugen, wenn der Verdienst der Ehefrau nicht ein Mitverdienst, sondern der Hauptverdienst ist, wenn Anna Probst ihrem Ehemann vorwerfen kann, sie habe ihn erhalten, wenn er nicht nur zur Existenz der Familie nichts beitragen kann, sondern selbst ökonomisch abhängig wird.

### Die Ehefrau im Wirtshaus. Gefährdete Machtökonomie

Noch etwas ist nicht mehr, wie es einst war, als Johann Probst Anna Kuhn das Hochzeitskleid gekauft hatte. »Es wäre besser«, setzt er dem Gericht 1908 aus-



einander, »wenn meine Frau das Servieren in den Wirtschaften aufgeben und sich ihrem Berufe widmen würde, da sie als Damenschneiderin gewiss genug Arbeit hätte; aber wenn sie etwas denkt, so muss es genauso sein & auch die kleinste Bemerkung wird von ihr nicht geduldet.«<sup>68</sup> Seine Frau *serviert*, obschon sie einen anderen *Beruf* hätte, und obschon er es für *besser* hielte, sie würde diesem Beruf nachgehen. Die Damenschneiderin, die Johann Probst geheiratet hat, sie hat sich in eine Kellnerin verwandelt und darin gleichsam ein Versprechen gebrochen, das ihre Ausbildung ihm gegeben hatte. So durch und durch ist sie Johann Probst 1912 zur Kellnerin geworden, dass er sie auch rückblickend mit dieser Tätigkeit identifiziert: »Ich hätte nie eine Kellnerin heiraten sollen«, ruft er vor den Amtsrichtern aus, denn: »Ich weiss jetzt, was das heisst.« Anna Probst ihrerseits korrigiert diese Retrospektion denn auch umgehend: »Ich ging erst, nachdem ich verheiratet war, aufs Servieren aus«, erläutert sie dem Gericht in derselben Einvernahme.<sup>69</sup> Wie um die nicht allzu fern liegende Vermutung zu zerstreuen, dass dem Kellnern Anna Probsts arbeitsmarktbezogene Erwägungen zugrunde liegen könnten, ist doch die Schneiderei saisonalen Schwankungen unterworfen, macht Johann Probst klar, dass nichts anderes als *Starrsinn* in diesem Servieren zum Ausdruck kommt: Die Erwerbssituation ist nicht so, wie sie Anna Probst sieht und einschätzt, sondern *wie sie es denkt* und darin lässt sie sich von der anders lautenden Meinung des Ehemannes nicht beirren, ja sie setzt sich explizit darüber hinweg und schlägt dessen Vorbehalte gegen das Kellnern in den Wind.

Wieso aber das Kellnern Johann Probst ein derartiges Unbehagen verursacht, das erläutert er nicht und bringt es gleichwohl deutlich zum Ausdruck. *Was das heisst* nämlich, das setzte er den Richtern bereits 1908 auseinander: »In der letzten Zeit übte die Frau den erlernten Beruf nicht mehr aus, sie geht öfters in verschiedene Wirtschaften um zu servieren. Deshalb kommt sie mit allerlei Leuten in Verbindung, die ihr den Kopf gross machen und meine Frau gegen mich aufzureitzen suchen. Meine Frau hätte absolut nicht zu klagen gebraucht, da ich ihr regelmässig alle Monat meinen Lohn, mit Ausnahme von Fr. 4.– Taschengelt ablieferte.«<sup>70</sup>

Die Frau *serviert öfters* in *verschiedenen* Wirtschaften, wo sie *allerlei* Leute trifft: Der Raum jenseits des familiären Zuhauses – und auch jenseits eines Schneiderinnenateliers – ist ein Raum, der nicht eindeutig benannt werden kann, der zu nicht bestimmbar Zeiten aufgesucht und von nicht definier- und klassifizierbaren Personen bevölkert wird. Es ist dieses Diffuse am Raum der Wirtschaft, es sind seine unscharfen räumlichen, zeitlichen und personellen Konturen, die ihn als einen unüberschaubaren und gefährlichen Raum ausweisen, der die in ihm

stattfindenden Begegnungen jeglicher Kontrolle entzieht. So unterlaufen diese denn auch die ehedemalige Loyalität, die sich in Arroganz verkehrt, sie steigen ihr in den Kopf und machen ihn buchstäblich *gross*, und zwar so gross, dass sie es sich herausnimmt, ihrem Mann gegenüber unbegründete Klagen zu führen, die seine familienväterliche Ehre in Frage stellen. Das Wirtshaus steht kausal und synonym für das Handeln der Ehefrau: *Weil* sie in die Wirtschaft kellnern geht, wird Anna Probsts Kopf *gross*, und dass sie in diesen Raum übergeht, steht für ihren *Starrsinn*. Im persönlichen Starrsinn der Ehefrau nimmt seinen Anfang, was sich mit ihren Begegnungen im Wirtshaus steigert: ein Kontrollverlust Johann Probsts im persönlichen Verhältnis zu seiner Ehefrau, ein Verlust, der seine prägnante Repräsentation in seiner Charakterisierung des Arbeitsorts findet. Nicht einmal in Worten lässt sich der Raum des Wirtshauses bemeistern, als diffuses *Öfters*, *Verschiedenes*, *Allerlei* kann nur undeutlich skizziert werden, was in ihm vorgeht, er hat einen Hang zum Heimlichen und zum Transgressiven, zu dem, was nicht gewusst und deshalb auch nicht bemeistert werden kann.

Tatsächlich ist das Wirtshaus um 1900 ein hoch problematisierter Ort. Es ist in der Gesellschaft der Jahrhundertwende dadurch charakterisiert, dass es weder der Familien- noch der Erwerbswelt zugehört, und gerade als solches tritt es im Kampf um die Verteilung von Zeit und Raum zu beidem in Konkurrenz: Das Wirtshaus hält vom Arbeiten ab und es hält von Häuslichkeit fern. Es ist eine eigentliche Gegenwelt, die sich gleichsam räumlich zwischen den Arbeitsort und das Zuhause, zeitlich zwischen den Feierabend und das gemeinsame Zubettgehen schiebt. Und es tendiert in fataler Weise dazu, sich in diesem Zwischenraum über Gebühr auszubreiten und nicht nur Häuslichkeit, sondern auch Arbeitsamkeit zu unterlaufen – der Arbeit macht es die Energie streitig, der Familie macht es das Zusammensein, das Teilen von Ort und Zeit streitig.

Entsprechend dieser höchst bedeutsamen Konkurrenzproblematik, die das Wirtshaus im raum-zeitlichen Gefüge sozialer Beziehungen darstellt, ist es ein mit eigentlichen Topoi belegter Raum. In der kulturellen Repräsentation des Wirtshauses, im Reden über das Wirtshaus erscheint dieses als ein von Figuren bevölkerter Raum, welche durch An- oder Abwesenheit zu ihm in Beziehung stehen und sich durch Verkehrungen und Verwerfungen von Arbeitsamkeit und Häuslichkeit auszeichnen. Der männliche »Wirtshaussitzer« steht für den entweder dem Müssiggang oder aber der Vereinsmeierei und dem Politisieren verfallenen, auch dem trinkenden und jedenfalls immer die Familie vernachlässigenden Mann. Ihm steht als Gegenpol entweder die arbeitsame und vernachlässigte oder aber die zur Schaffung eines familialen Heims untaugliche, ihren Mann nicht ans Haus fesselnde Ehefrau gegenüber, während die Ehefrau, die sich selbst im

Raum der Wirtshäuser bewegt, eine eigentliche Negation der guten Hausfrau und Mutter darstellt.<sup>71</sup>

Aktualisierungen dieser Topoi finden sich in den Scheidungsprozessen zuhauf. Rosa Eichenberger beispielsweise ruft prägnant die Bedeutung des Wirtshauses als Gegenwelt zur Familie auf, wenn sie dem Gericht die sich »von Jahr zu Jahr mehrenden Uneinigkeiten« in ihrer Ehe erklärt: »Diese entsprangen in der Hauptsache dem starken Hang meines Mannes zum Wirtshausbesuch. Meinem Mann geht jeglicher Hang zum geordneten Familienleben ab.«<sup>72</sup> Ein *Hang zum Wirtshausbesuch* – das ist gleichbedeutend mit mangelndem Sinn für das Familienleben. Der Handelslehrer Max Vogel kann leicht begründen, weshalb er anfangs, »fremde Gesellschaft vorzuziehen«, weshalb er »Wirtshaussitzer« wurde, wo er doch zu Hause eine Frau mit einer »affablen Art« hatte, die aus dem ehelichen Heim einen »Tummelplatz ihrer Freundinnen und Pensionäre« machte, statt dass sie ihm ein intimes Heim geschaffen hätte.<sup>73</sup> Und dass eine Tagelöhnerin, die regelmässig das Wirtshaus besucht, keine taugliche Hausfrau sein kann, scheint den Richtern evident, ist doch solches »an und für sich schon für eine Mutter und Hausfrau kaum angängig«.<sup>74</sup>

Nebst dem *Wirtshaussitzer* und der vernachlässigten oder aber untauglichen Ehefrau figuriert im Raum der Wirtschaft weiter die Kellnerin. Sie gilt als eine, die nicht nur Bier, sondern auch ihren Körper verkauft. Der Fabrikinspektor Fridolin Schuler etwa hält Serviertöchter als »sehr leicht in sittlicher Beziehung verkommen«.<sup>75</sup> In der Arbeiterinnenzeitung »Die Vorkämpferin« wird das Servieren als »Deckmantel der Prostitution« bezeichnet, »die gar manches Mädchen als einträglichen Nebenverdienst« betreibt; es sei unbestreitbar, »dass die Kellnerin bis zu einem gewissen Grade mit ihrer Arbeit auch ihren Körper zu Markte trägt und ihre weibliche Ehre ihrem Beruf zum Opfer bringen muss«. Bei tiefen Löhnen abhängig von Wohlwollen und Trinkgeldern der zumeist männlichen Gäste, befinden sich die Kellnerinnen in einem Ausbeutungsverhältnis, das sich über ihre Arbeitskraft hinaus auf ihren Körper erstreckt. Derart immer latent prostituiert, ist die Kellnerin symbolisch der ehrbaren Gattin, Hausfrau und Mutter diametral entgegengesetzt, und so kommt es, dass die Kellnerei als nichts weniger gilt als »die tiefste Erniedrigung, die grösste Schmach für das weibliche Geschlecht«.<sup>76</sup>

Dieses ganze symbolische Gewicht des Wirtshauses und seines figurativen »Personals« liegt in Johann Probsts knappen Schilderungen, und daraus wird deutlich, was genau Anna Probst *starrsinnig* tut: Sie begibt sich in einen Raum, der nicht nur familienfeindlich ist, sondern in dem latent auch ihre sexuelle Integrität zur Disposition steht. Das wiederum gefährdet Johann Probsts soziale Respek-

tabilität, steht doch der servierend *mit Herren einkehrenden* Ehefrau der gehörnte Ehemann gegenüber. Genau umgekehrt indes verhielte es sich mit dem Schneidern: Als Beruf, der sich an traditionell innerhäusliche Arbeiten und weibliche Tätigkeitsgebiete anlehnt, galt die Schneiderei um 1900 als ausgesprochen vereinbar mit dem Hausfrauen-, Gattinnen- und Mutterdasein. Sie war denn auch eine der Tätigkeiten, die um die Jahrhundertwende im Zug der Propagierung des bürgerlichen Ehe- und Familienmodells bewusst professionalisiert wurden, um die in Arbeiterschaft und Mittelstand unentbehrliche weibliche Erwerbsarbeit in die Bahnen des weiblichen »Geschlechtscharakters« zu lenken.<sup>77</sup> Aus diesem typisiert femininen, »häuslichen« und darin respektablen Beruf steigt Anna Probst aus, um als die typisiert nichthäusliche, sozial stigmatisierte Kellnerin ihr Geld zu verdienen, um *aufs Servieren überzugehen*, wie Johann Probst es nennt. Geht Anna Probst aber servieren, so heisst das für Johann Probst letztlich nichts anderes, als dass sie das eheliche Verhältnis aufkündet: Sie bewegt sich in einen Raum hinein, der grundsätzlich familienfeindlich ist, und sie nimmt keine Rücksicht auf ihren Status als Ehefrau. Damit entbindet sie sich jeglicher Loyalität zu Ehemann und Familie. Und das tut sie, weil es *genauso sein muss*, wie *sie es denkt*, sie *duldet* nicht die *kleinste Bemerkung*, und das heisst: sie tut es eigenmächtig und ohne Rücksichten auf den Ehemann, den sie mit ihrem Handeln nicht nur als Ehemann negiert, sondern darüber hinaus als ohnmächtig ausweist. In diesem Sinn empfindet Johann Probst denn auch vier Jahre später das Kellnern seiner Tochter als direkt gegen sich gerichtete Aufkündigung der Vater-Tochter-Beziehung und als Verweigerung von Respekt: »Du bist eben in letzter Zeit, seit du nun servirst, eigenartig stolz & aufgehezt worden gegen mich«, schreibt er ihr vorwurfsvoll, und: »entweder erzeigst du dich mir gegenüber anständiger, oder wir sind dan 2«.<sup>78</sup>

Johann Probsts Unbehagen am Kellnern bringt eine Verkehrung der ehelichen Machtverhältnisse zum Ausdruck, welche die Ohnmacht verdoppelt, die er bereits in seiner verminderten ökonomischen Leistungsfähigkeit erfährt. Der Kontrollverlust, den er im Servieren seiner Frau erleidet, ist umso gravierender, als die Frau eigenmächtig etwas tut, was seine infolge verminderter ökonomischer Leistungsfähigkeit schon fragile Ehre weiter destabilisiert. Nicht nur kann er die Familie nicht erhalten und ist darin in seinem Ansehen und Selbstverständnis als Familienvater angeschlagen. Darüber hinaus erweist er sich als unfähig, über die sexuelle Ehre seiner Frau zu wachen und darin seine Respektabilität als Ehemann zu wahren. Ganz folgerichtig thematisiert Johann Probst das eheliche Machtverhältnis nicht nur dort, wo es um Anna Probsts Eigensinn in Sachen Erwerbstätigkeit geht, sondern auch dort, wo es um den Bestand der

Ehe geht. »Wenn meine Frau mit der Scheidung durchdringen will«, bemerkt er 1908 vor dem Amtsrichter lakonisch, »so kann ich dagegen nicht viel einwenden, da ich gegenüber ihr ja immer den Kürzeren ziehen muss.«<sup>79</sup> Zwecklos ist es, sich gegen eine derart unbotmässige Ehefrau wehren zu wollen, gibt Johann Probst zu verstehen, und er präsentiert sich den Richtern demonstrativ als der generell unterlegene Part in der ehelichen Beziehung, als derjenige, der sich dem Willen seines Gegenübers resigniert nur unterziehen kann, mithin als das hilflose Objekt einer Frau, die nicht nur im ehelichen Machtverhältnis unrechtmässig Entscheidungsmacht beansprucht, sondern noch dazu eigenmächtig über das Ende dieses Verhältnisses entscheidet.

Macht Johann Probst vor den Richtern gleichsam ex negativo den Machtanspruch geltend, auf den er sich legitimerweise beziehen kann, weist er Anna Probst als eine Ehefrau aus, welche die Entscheidungsmacht in der Ehe usurpiert, so wird in einem seiner Briefe an die Ehefrau deutlich, dass er diese Machtordnung keineswegs als eine starre begreift, dass sie für ihn vielmehr durchaus verhandelbar ist. Der Blick hinter die Kulissen des Redens vor Gericht, wo Ansprüche aufgrund sozial anerkannter, hegemonialer Deutungen von ehelichen Verhältnissen geltend gemacht werden, erschliesst einen Zugang zu einer weitaus beweglicheren Praxis. Johann Probst liesse durchaus mit sich reden, wenn es um die Macht geht: »Liebe Anna! ich bitte dich, mache mit mir Frieden & verzeihe mir die bösen Worte, die ich im Zustand höchster Aufregung ausgesprochen habe, ich bereue diese ja bitter, die deinigen habe ich dir längst verziehen. Ich bin so des Streites & Zankes satt, dass ich es nie & nimmer zu einem solchen Auftritt kommen lassen werde, dessen darfst du versichert sein, ich nehme lieber in Zukunft den Kürzeren & gebe nach.«<sup>80</sup> Das Angebot könnte deutlicher nicht sein: Die Bitte um Versöhnung kommt daher als Versprechen, in Zukunft *nachzugeben*, den *Kürzeren zu nehmen*, das heisst: sich erklärterweise zu unterwerfen, jeden Anspruch auf Macht aufzugeben. Ein ähnliches, aber weniger weit gehendes Angebot hatte Johann Probst bereits 1908 gemacht: »Hättest du mir auch mehr anständige & freundliche Worte gönnen mögen«, schreibt er seiner Frau, »sicher wäre mancher Zwist & Streit unterblieben, den für ein freundliches Wort, kann man mich, wie man sagt, sogar um den Finger wickeln.«<sup>81</sup> Gegen Gesten des Respekts und der Zuneigung lässt sich Johann Probst sogar *um den Finger wickeln*, und das heisst: Seine Frau könnte ihn für ihre Zwecke und Absichten selbst dann gewinnen, wenn sie im Unrecht ist, einen nicht angemessenen Anspruch an ihn stellt, sich seine Zustimmung gleichsam erschleicht. Dass sie etwas anderes will als er, das müsste nicht zum Bruch der Ehe führen, würde Anna Probst ihr unbotmässiges Verhalten mit Respekt und Zu-

neigung kompensieren und würde sie pro forma seine Autorität anerkennen, indem sie nicht einfach autonom handelnd sich über seinen Willen hinwegsetzt, sondern auch dann sein formelles Einverständnis einholt, wenn sie faktisch ihren Willen durchsetzt.

Vier Jahre nach diesem Angebot aber geht es um mehr als einen Tausch von *sich um den Finger wickeln lassen* gegen *anständige und freundliche Worte*, vier Jahre später würde Johann Probst selbst auf diese formale Anerkennung verzichten, indem er gleich vorweg und für immer *den Kürzeren* nähme, indem er aus freien Stücken die Verkehrung des Machtverhältnisses gleichsam institutionalisieren würde, liesse sich damit der »schwer gestörte Frieden« wiederherstellen. Denn mit diesem sieht Johann Probst nichts weniger als den Sinn seines Lebens aufs Spiel gesetzt: »so möchte ich dich doch nicht vermissen und den mit Fleiss gegründeten Hausstand, und das mir lieb gewordene Heim auseinander reissen und zerstören lassen, da mir sonst an einem weiteren Leben in meinem 51-igsten Altersjahr nichts mehr liegt & ich den Tag herbeisehne wo ich meine Augen für immer schliessen kann«. Und nicht nur weil er mit dem gemeinsamen *Heim* jeden Lebenssinn verlieren würde, liegt Johann Probst am *Frieden*, sondern auch weil ihm mit Heim und Frieden die Sicherung seiner körperlichen Existenz abhanden käme: »Anna, du weisst, dass ich auch sehr übel dran bin, wegen dem Essen, da ja mein künstlich Gebiss so schlecht sitzt, weil eben auch nicht gute Anlagen dafür besitze, wesshalb ich sehr oft ein unheimliches Gefühl im Magen empfinde & an einem fremden Tisch bin ich dan erst recht geplagt hierin.« Das Motto, das über diesem Brief steht, wie einst auch über dem Brautbrief eines stand, ist wörtlich zu verstehen: »Friede ernährt / Unfriede verzehrt!«<sup>82</sup> Und da werden nicht emotionale auf körperliche Bedürfnisse reduziert, sondern da wird beides als kongruent gedacht, da steht das eine für das andere ein. Auch kommt in diesen Worten eine Steigerung des Empfindens zum Ausdruck, denn in der Sorge um den Körper manifestiert sich die existenzielle Bedrohung, als die Johann Probst die bevorstehende Scheidung empfindet.

Um aber dieses *Du*, diesen *Hausstand* und dieses *Heim* zu wahren, reichen 1912 Entschuldigung und Reumut nicht aus, darin liegt das eigentliche Eingeständnis, das Johann Probst in seinem Brief an die Ehefrau macht. Vielmehr verlangt das Verzeihen der Frau nach einer maximalen Gegenleistung, und die findet Johann Probst im Angebot, jeden Macht- und gar auch jeden Egalitätsanspruch aufzugeben und sich vollständig zu unterwerfen. Wenn ihm das Zuhause erhalten bleibt und mit diesem die Befriedigung körperlicher und emotionaler Bedürfnisse, dann ist er bereit, dafür auf seinen Eigenwillen zu verzichten. Darin kommt nicht nur das ehemännliche Bewusstsein zum Ausdruck, grundsätzlich

über einen Machtanspruch zu verfügen, könnte doch sonst nicht der Verzicht darauf im Tausch gegen Versöhnung angeboten werden. Darin kommt auch zum Ausdruck, dass innereheliche Macht grundsätzlich Aus- und Verhandlungen unterworfen ist. Legt zwar das Eherecht ein asymmetrisches Machtverhältnis zugunsten des Ehemannes fest, so kann dieses in der Praxis doch immer nur prekär sein.<sup>83</sup> Und je mehr sich die männliche Vormachtstellung aus ökonomischer Verantwortlichkeit ableitet, desto prekärer wird das Machtverhältnis wenn der Ehemann diese Verantwortung nicht tragen kann. Die Gewalttätigkeit Johann Probsts lässt sich aus dieser Perspektive durchaus als Antwort auf bedrohte und instabile Macht begreifen, wie es in der Forschung über männliche häusliche Gewalt häufig beobachtet wird<sup>84</sup> – präsentiert er doch auch selbst seine *Chläpfе* als Reaktion nicht nur auf den *Zündhölzleistein*, den Anna Probst ihm auf dem Kopf zerschlagen wollte, sondern auch auf den ehefraulichen *Starrsinn*. In den Briefen an seine Frau aber stellt Johann Probst das Machtverhältnis zur Disposition, wenn die Ehe auf dem Spiel steht: Er lässt mit sich über dieses Machtverhältnis verhandeln, seine Macht bietet er als konvertibles Gut gegen die Wahrung des Heims an, das ihm *lieb* ist und auf das er existenziell angewiesen ist. Und noch ein Weiteres hat Johann Probst anzubieten, wenn er um das Verzeihen seiner Frau kämpft.

### Ein tief fühlendes Herz. Das Gewicht der Liebe

Im Brief vom 26. November 1912, gut zwei Wochen nachdem seine Frau die Scheidungsklage eingereicht hatte, entschuldigt sich Johann Probst bei ihr für die Szene in der Mainacht mit folgenden Worten: »Liebe Frau! ich weiss dass ich gefehlt habe, ich hätte das Wort, ICH HABE DICH UM EIN HALBES JAHR ERHALTEN nicht so tragisch & schwer nehmen müssen.« Noch einmal wird hier die Kränkung des Johann Probst deutlich: Weil sie stimmten, hätte er die Worte der Frau nicht so auffassen dürfen, wie er es tat, dass er es aber tat, das weist darauf hin, wie sehr ihn die Verkehrung der ökonomischen Verantwortung in seinem Selbstverständnis erschüttert hat. Und dass er diesen Umstand *so tragisch* nahm, dass er angesichts dieses Faktums zur tiefsten Ehrenkränkung ausholte, die ein Mann seiner Frau gegenüber aussprechen kann, das, räumt er ein, war unangemessen. Doch hat er dieses von ihm begangene Unrecht abgegolten, seine Schuld am daraus resultierenden Streit hat er abgetragen, indem er sich nämlich in der von seiner Frau veranlassten polizeilichen Festnahme seinerseits unangemessen behandeln lassen musste: »Was habe ich nur während den 4. Tagen

16.17.18. & 19 Juni im Steigerhubel gelitten und erduldet, als ich daselbst zwischen 2 total verückten Menschen, die seither beide gestorben sind, habe liegen müssen, und ich weder des Tags noch des nachts eine Viertelstunde Ruhe hatte.« »Erniedrigend« sei es gewesen, das »ahnungslose Abfassen ohne vorherige Ladung mitten von der Arbeit weg. Nachmittags nach 3 Uhr vor über 35 Angestellten durch 2 Polizeileute & 1 Hund wie für den gefährlichsten Verbrecher«. Und als wäre das nicht genug, habe man ihn im Steigerhubel mit dem »vorbestraften & strafbaren Maler Probst« verwechselt, dessen Name auf seinem »Strafzedel« stand und seinen Fall auch noch mit dem Familiendrama eines Herrn Bircher verglichen, »der seine Frau & sich erschossen hatte«.<sup>85</sup>

*Abgefasst* in aller Öffentlichkeit, vor den Augen aller Arbeitskollegen, mitten im Arbeitsalltag, in Anwesenheit eines Hundes, als hätte man befürchten müssen, dass er weglaufen würde, hat Johann Probst seinerseits eine Ehrenkränkung hinnehmen müssen, die aus seiner Sicht der Dinge nicht adäquat war: Die Verhaftung machte ihn denen gleich, mit denen er dann auch einen engen Raum teilen musste, den wirklich *strafbaren* Verbrechern und den *total verrückten* Menschen, die – man weiss es nicht genau – an ihrem Wahnsinn zugrunde gingen oder aber die Haftbedingungen nicht überlebten, und deren Wahnsinn stellvertretend für Johann Probsts Empfinden der Situation steht, als einer, die dem Ausmass seiner Schuld nicht entsprach und seine Person ver-rückte. Indem er derart zum Verbrecher gemacht wurde, musste sich Johann Probst so tief in seiner Ehre kränken lassen, wie es sich seine Frau von ihm hatte gefallen lassen müssen, und damit hat er seine Schuld exakt beglichen, sich Sühne in vier langen Nächten regelrecht erlitten. Allein, das war noch nicht das Schlimmste. »O Anna«, schreibt Johann Probst weiter, »was hab ich dort durchgekämpft erduldet & ertragen, als ich am 17. Juni meinen 50. zigsten Geburtstag in dieser trostlosen & traurigen Lage & tiefster Erniedrigung so zubringen musste. Und erst der Zufall, dass an diesem nämlichen Tag mein liebes Kind »Gertrud« nach Travers verreise ohne von mir Abschied nehmen zu können. Wie hat mein armes schwerkgeprüftes & tief fühlendes Herz mir geblutet & was für ein Seelenkampf musste ich da durchmachen.«<sup>86</sup> Schmerzhafter noch als jede Erniedrigung zwischen *Polizeileuten* und auf *Strafzetteln* und unter *Verrückten* war der verunmöglichte Abschied von der Tochter, war die Unmöglichkeit, der väterlichen Liebe im feierlichen Abschied Ausdruck verleihen zu können.

Johann Probsts Brief an seine Frau ist nicht Rechtfertigung allein, und er enthält nicht nur eine Entschuldigung und ein Angebot. Indem Johann Probst um Versöhnung ringt, ringt er zugleich um die Anerkennung seiner Person, denn nur unter dieser Voraussetzung ist Versöhnung möglich, droht ihn doch seine Frau

mit der Scheidungsklage zu verstossen. Und was Johann Probst anbietet, wenn er um die Anerkennung seiner Person ringt, das sind seine Gefühle. Wenn er auch nicht genügend verdient und sich deshalb ein halbes Jahr erhalten lassen muss, den diesbezüglichen Vorwurf seiner Ehefrau erduldet und ihn nicht so auffassen darf, wie er es tat, so ist er doch ein Familienvater, der *tief fühlt* und *Seelenkämpfe* auszufechten hat, wenn er von seinem verreisenden Kind nicht Abschied nehmen kann. Auch seine ehemännlichen Gefühle wirft Johann Probst ins Gewicht: »Anna, ich habe dich aus Liebe geheiratet und du hast gewiss nicht Grund, um so hart gegen mich zu sein. Manche andere Frau die 7, 8 und mehr Geburten durchgemacht hat, und der Mann viel vertrinkt & verbraucht, was ich weder das eine noch das andere tue, hätte gewiss weit eher Grund zu klagen.«<sup>87</sup> In der Rücksicht beweist sich seine Liebe, ein liebender Ehemann ist er, einer, der nicht nur aus Liebe geheiratet hat, sondern der sich in dieser Liebe auch bewährt, indem er sich von ihr sicher an denjenigen Abgründen männlicher Existenz vorbeilenken lässt, die den Frauen zur Zumutung werden.<sup>88</sup> Diese Liebe, die Johann Probst seiner Ehefrau gegenüber beteuert, ist nach wie vor so existenziell, dass er sich ein Leben ohne die Geliebte nicht vorstellen kann: »schon der Gedanke, dass ich von dir getrennt werden soll, quält mich grenzenlos & erst wen es zur Tatsache kommen sollte, würde es mich sicher zu einer verzweifelte Tat & dem Tod in die Arme treiben, den eine Scheidung von dir tut mir weh.«<sup>89</sup>

Nicht mehr ein schwindender Lebenswille zeigt hier die Dramatik der Situation an, wie dort, wo es um den Hausstand geht, sondern der aktive Todeswunsch, die *verzweifelte Tat*, in der sich Johann Probst eigenhändig ums Leben brächte, würde er Anna Probst endgültig verlieren. In der eindringlichen Schilderung seiner *Qual*, des Leidens an Herz und Seele, weist Johann Probst nicht nur die Busse aus, die er für sein Unrecht getan hat. Dass er dieses Leiden – und das heisst: die Verletzlichkeit seiner Gefühle – anführt als Reaktion auf die von seiner Frau angestregte Scheidung, offenbart auch den Stellenwert, den Johann Probst seinem Fühlen für Frau und Kinder und seiner Gefühlskraft beimisst. Das Emotionale ist gleich der Macht ein konvertibles Gut: Wo die Verminderung seiner ökonomischen Leistungskraft ihn zum untauglichen Ernährer macht, da zeichnet seine Liebe ihn doch als guten Ehemann und Familienvater aus, der seine Ehefrau *liebt* und für seine Töchter *tief fühlt*. Um die Anerkennung dieses »emotionalen Guts« und damit um die Anerkennung seiner Person wirbt Johann Probst in diesem Brief an seine Frau.

In der Forschungsliteratur werden Briefe meist in der Form regelmässiger Korrespondenz untersucht, als Praxis des Knüpfens und Pflegens von Beziehungen über Distanzen hinweg. In Scheidungsprozessen aber treten Briefe auch als

situativ genutztes Medium der Bewältigung von Grenzsituationen in Erscheinung.<sup>90</sup> Der Brief ist der Dynamik des verbalen Streits enthoben, er ist aus der »Szene« herausgehoben, die Roland Barthes als einen »geregelten Austausch von Erwidern« beschreibt, in dem sich das Paar befiehlt »in der Absicht, das »letzte Wort« zu behalten«, und in dem jeder Satz den vorausgehenden »ausbeutet«.<sup>91</sup> Der Brief erlaubt es dem Briefschreiber, seine Sicht der Dinge darzulegen, und das heisst auch: der Brief erlaubt es dem Schreibenden, sich dem andern, der andern zu erzählen, indem er Raum lässt für Selbstvergewisserung.

Auch der Gärtner Walther Bühler schreibt am 14. Dezember 1913 aus »Zelle No 44/Gang 41« in der Strafanstalt Witzwil an seine Frau, die Trennungsabsichten bekundet und bald darauf die Scheidung einreichen wird. Anders als Johann Probst will Walther Bühler seine Frau nicht umstimmen, vielmehr bestärkt er sie in ihrem Entscheid: »Du bist nicht verpflichtet, dich noch länger für mich zu opfern. Auch wenn du etwa die Absicht hättest dich von mir scheiden zu lassen, so verarge ich es dir nicht, du hast jetzt ja Grund genug dazu.« Der Grund, den er meint, ist vermutlich seine Straffälligkeit, doch damit bescheidet sich Walther Bühlers Schreiben nicht. Denn das Einverständnis zur definitiven Trennung lässt er zusammenfallen mit der Demonstration guten Willens: »Liebe Emma! wie habe ich mich darauf gefreut, dir u. dem armen Kinde ein besseres Los zu bereiten, aber ich habe einmal kein Glück, darum kann ich dir nur raten suche dir sobald als möglich eine Stelle als Glätterin, vielleicht nach Solothurn, in der Chemischen, hätten sie dich das letzte Jahr schon gerne als erste Vorarbeiterin gehabt du hättest dort schönen Lohn.« Zwar gesteht Walther Bühler ein, kein tauglicher Ehemann und Familienvater zu sein, sitzt er doch in *Zelle No 44/Gang 41*, doch er hätte es sein können, ist seine Botschaft, er hätte es sein können, wäre ihm mehr *Glück* beschieden gewesen, denn die Voraussetzungen zum *besseren Los* brachte er in die Ehe mit: »bis jetzt hatte ich Lust u. Freude zum Arbeiten u. du weist ja auch, dass ich etwas gelernt habe, sonst hätte ich nicht 4 Jahre Lehrzeit durchgemacht.«<sup>92</sup> Auch hier erzählt sich einer gegen die aus den Fugen geratenen familialen Verantwortlichkeiten, einer, der in der Strafanstalt sitzt und seiner Frau nur noch zur ökonomischen Selbständigkeit raten kann. Doch auch hier erschöpft sich der Sinn der Erzählung nicht in Rechtfertigung, sondern meint auch die Vergewisserung des fragil gewordenen Selbstverständnisses eines Mannes, der darauf beharrt, dass er eigentlich arbeiten könnte und wollte und darin seine liebende Sorge für die Familie manifestiert: Er hätte sich nicht etwa schlicht verantwortlich gefühlt, für das Wohlergehen der Familie zu sorgen, sondern er hätte sich *darauf gefreut*, die Arbeit für Frau und Kinder wäre ihm nicht Pflicht, sondern Herzenswunsch.

Dass Johann Probst im Brief an seine Frau vom November 1912 im Tausch gegen *Hausstand* und *Heim* nachdrücklicher noch als – wie im Brief von 1908 – die Abgabe der Macht seine Gefühlskraft anbietet, lässt auch darauf schliessen, dass er zu diesem Zeitpunkt seine ehemännliche und familienväterliche Identität fast nur noch im Rekurs auf das Fühlen zu stabilisieren vermag und dass ihm der Rekurs auf Arbeitsvermögen und Arbeitswillen nur noch rudimentär zur Verfügung steht, da er zum ökonomisch Abhängigen geworden ist. Umgekehrt aber weist er damit seine Gefühlskraft auch als das Wesentliche aus, als das, was seine Frau auch dann noch als Grund von Versöhnung und als Motiv für die Anerkennung seiner Person anerkennen könnte, wenn alles andere wegfällt.

Doch just das väterliche und ehemännliche Gefühl ist seinerseits im Gefüge der Familie Probst im Jahr 1912 nicht unproblematisch. Es ist ein bestrittenes Gut, das Johann Probst offeriert. Zur Sprache kommt das in einem Brief Johann Probsts an seine älteste Tochter Paula: »Es befremdet mich sehr wie du es treibst mit mir deinem Vater. Die Mutter verküsstest & umarmst du bis sie sogar schreit, und mich einen Schritt davon grüssest du nicht einmal, geschweige dass du mir die Hand reichst, schäm dich ewig. So viel hast du noch nicht geleistet auf der Welt, dass du nicht einmal den Vater zu grüssen brauchst, wen du heim kommst, an einem freien Nachmittag.« Fällt die Liebe der Tochter zu den Eltern auseinander in eine übermässige Mutterliebe einerseits – »eine AFFENÄHNLICHE Liebe«, schreibt Johann Probst – und in eine Zurückweisung des Vaters, so ist die familiäre Gefühlsökonomie aus dem Gleichgewicht geraten. Denn diese Ökonomie der Gefühle ist grundlegend am Prinzip der Reziprozität orientiert, welches die Tochter in eklatanter Weise verletzt, weil sie missachtet, dass und wie sehr ihr Vater seine väterliche Liebe eingelöst hatte: »Man« habe, schreibt er, »bis dahin immer für dich gesorgt in jeder Hinsicht, sei es wegen einer Stelle oder in Ergänzung & Reparatur deiner Kleider« – wenn auch einzuräumen sei, dass »allerdings [...] ja die Mutter die Sachen [besorgt]«. Jedenfalls gemeinsam habe man »für dich ausgelegt nach & in St. Choix, in Peseux & sonst überall«, man habe die Tochter lange bei sich behalten und erhalten, »bereits bis zum Anfang deines 17<sup>ten</sup> Lebensjahres warst du daheim, & ich gab immer mein Lohn sozusagen vollständig der Mama ab, weil weder Trinker noch Raucher bin brauchte ich fast kein Geld, und wie manches teilte ich noch mit euch Kindern, kaufte euch Chocolat, und dies & das, von meinem wenigen Sackgeld, dafür aber hielt mich von jeder Wirtschaft fern«.

Stellt Johann Probst die Sorge für die Existenz der Tochter und für ihre Zukunftssicherung als gemeinsame Leistung dar – *man hat gesorgt, man hat ausgelegt* – so bezeichnet er auch genau seinen individuellen Beitrag: Er hat den Lohn abge-

geben, er hat nicht getrunken und nicht geraucht, er hat sein Sackgeld mit den Kindern geteilt und ist nicht in die Wirtshäuser gegangen. Schon in diesem *sich Fernhalten* vom familienfremden und familienfeindlichen Raum, das Johann Probst seiner künftigen Ehefrau im Brautbrief einst versprochen hatte, zeigt sich wiederum, wie Liebesgefühl und materielle Leistungen zusammenfallen und dasselbe meinen: Väterlichkeit heisst nicht nur *Auslegen*, es heisst auch Dasein, es heisst Zeit und Raum teilen. Und das expliziert Johann Probst weiter: »Wenn ich an den Sonntagen nicht mit euch lernte, so giengen wir zusammen spazieren, den die Mutter war ja wegen ihrem Servieren an Sonntagen selten bei uns.« Gefühle und Güter sind konvertibel: geht die Ehefrau einer Erwerbstätigkeit nach und sichert die Existenz der Familie materiell, so widmet der Ehemann seine Zeit den Kindern, lernt mit ihnen und besorgt sich so um ihre Zukunft. Und beides, Gefühle und Güter, meint dasselbe: Sorge für die Familie. »Treu & redlich für alle gesorgt« habe er, schreibt Johann Probst und meint damit die Franken, die er abgibt, ebenso wie die Schokolade, die er kauft, und die Spaziergänge, die er macht. Die *Sorge* ist ein eigentliches »Beziehungsidium«, das dem Geflecht von wechselseitigen materiellen Abhängigkeiten und emotionalen Beziehungen in der Arbeiterfamilie gerecht wird, das die Adressatinnen materielle Fürsorge als Liebe erkennen lassen soll und Liebe als ein Sorgen um Existenz.<sup>93</sup> Es kommt in der Sorge auch ein Reden über die Liebe zum Ausdruck, das nicht von der »psychologistisch-reduktionistisch-introjektionistischen Verwaltung der Gefühle« in der Moderne erfasst ist, wie es Hermann Schmitz beschreibt, ein Reden, welches das Gefühl nicht in der Introspektion aufspürt und es von daher zur Sprache bringt, sondern eines, welches das Gefühl in Handlungen realisiert sieht.<sup>94</sup> Diese väterliche Sorge aber begründet umgekehrt einen Anspruch auf töchterliche Liebe, denn die erste und wichtigste Regel in der Ordnung der Gefühle ist Gegenseitigkeit. Deshalb kann Johann Probst fordern, dass sich seine Tochter ihm gegenüber »anständiger« verhalte, und er meint damit eine Anerkennung seiner väterlichen Verdienste.<sup>95</sup>

So verborgen Gefühle in der Gerichtsöffentlichkeit häufig sein mögen, so bedrückt macht sie Johann Probst gegenüber seinen Angehörigen geltend; in der Intimität der Briefzeilen entfaltet sich ein Raum zur Äusserung von Emotionen. Johann Probsts Reden über Gefühle ist indes nicht nur Repräsentation seines höchst eigenen Fühlens, sondern es kommen darin grundsätzliche Vorstellungen über die emotionale Ordnung der Familie zum Ausdruck. Aus seinen Briefen tritt eine Familie in Erscheinung, die nicht, wie es in der Forschung zur Arbeiterfamilie hin und wieder vorgetragen wird, kaum Möglichkeiten hatte, Gefühle auszuleben und zu zeigen.<sup>96</sup> Vielmehr zeigt sich, wie sehr nicht nur Erwerbs- und



Machtökonomie die Ordnung der Familie strukturieren, sondern auch eine an Reziprozität und Gleichgewicht orientierte Gefühlsökonomie. Gerade das Gefühl erscheint dabei als etwas, das im Gegensatz zur ökonomischen Verantwortlichkeit und zur Macht nicht prinzipiell entlang der Geschlechterdifferenz geordnet ist; die Liebe ist nicht – wie es in der Geschichte der Geschlechterbeziehung auch beobachtet wird – allein Sache der Frau.<sup>97</sup> Wenngleich sich Johann Probsts Insistieren auf seiner väterlichen und ehemännlichen Gefühlskraft wohl interpretieren lässt als »strategische Flucht« in das, was ihm bleibt, wenn er der Erhaltene und der Ohnmächtige ist, so zeigt sich darin doch auch ein prinzipielles Bewusstsein für die Liebe als Dimension familienväterlichen Seins: Johann Probst würde auf dem Höhepunkt der ehelichen und familialen Krise sein Gefühl nicht anbieten, ginge er nicht davon aus, dass dieses Fühlen eines Ehemannes und Vaters Gewicht und Geltung hat. Und dass dieses Gefühl nicht per se etwas Unmännliches ist, kommt gerade im Umstand zum Ausdruck, dass Johann Probst in einer Situation auf seiner Gefühlskraft insistiert, die ihn aufgrund seines verminderten ökonomischen Leistungsvermögens symbolisch »kastriert«. Wenn das Beziehungsidiom der Sorge die familialen Beziehungen wesentlich kodiert, dann ist es ebenso sehr die fühlende und die gefühlte Fürsorge, die einen Mann als guten Familienvater ausweist, wie die Franken, die er an den Haushalt beisteuert. Und das könnte gerade umso mehr der Fall sein, als es sich hier um eine Arbeiterfamilie handelt, wenn wir einem Argument folgen, das Hans Medick und David Sabean in Referenz auf Edward P. Thompsons formulieren: dass nämlich die Intensität von Gefühlen dort umso wichtiger sein konnte, wo familiäre Beziehungen »kritisch fürs wechselseitige Überleben« waren.<sup>98</sup>

Dieser Zusammenhang wird auch deutlich im Fall des Schuhmachers Jakob Linder, der im Verlauf der Ehejahre zum einfachen Handlanger abgestiegen war und mit einer langen Erzählung zu Händen der Richter auf die Scheidungsklage seiner Frau reagiert, die ihm »intimen Verkehr« mit »Frauenspersonen« vorwirft und dass er vor einiger Zeit die Familie völlig mittellos in Bern zurückgelassen habe.<sup>99</sup> Jakob Linder räumt ein: »Bedreßs Ehesachen ist es aufrichtig so, ich hatte nie die rechte Liebe gehabt u. desshalb auch nicht erzeugen können, hingegen die Frau erzeugte Liebe zu mir die ersten 2–3 Jahre und sie fragte mich sehr viel, warum bin ich dir nicht lieb, worauf ich ihr kurzen Bericht gab, was sie eigentlich auch meine, aber die Frau wusste es ja ganz gleich, wenn ich schon ausreden wollte vor ihr u. ich machte diss auch in der Absicht, dass ich immer dachte, es ändere vielleicht noch auf eins odr. andere Weise, und ist jetzt auch so gekommen, aber nicht auf diese Art, wo ich die ersten Jahre noch hoffte.« Während Jakob Linder die ihm vorgeworfene Untreue unerwähnt lässt, breitet er unum-

wunden seinen Liebesmangel aus und schildert ausführlich die Geschichte seiner gescheiterten ökonomischen Unternehmungen. So hebt die Erzählung mit dem Kauf eines Heimwesens an und greift genealogisch bis zum väterlichen Fleiss zurück: »Als ich zirka 20 Jahre alt war, kaufte ich mir ein Heimwesen, den »Schäfter« genannt in unt. Frittenbach b. Zollbrück, für fr. 5'500. [...] Der Vater betrieb zur Landwirtschaft noch das Schustergewerbe, aber war auch immer, so lange er in Frittenbach wohnte, in gedrückter finanzieller Lage, trotz dass er als ein sehr arbeitsamer, rechtschaffener, Linder überall bekannt u. geliebt war.« Auf diesem Heimwesen habe er bis zur Heirat die Landwirtschaft und eine Schuhmacherei betrieben. Frisch verheiratet, versuchte er sich in der Nähe von Bern eine Existenz im Schuhmachergewerbe aufzubauen, doch bedrängt von Kreditschulden und der Konkurrenz expansiver »Schuhfabriken«, die »ja alle kleinern Geschäfte übernehmen wollten«, endete der kleine Gewerbebetrieb im Konkurs – trotzdem man wusste, fügt Linder an, »dass wir arbeitsame Leute waren u. ich auch kein Trinker bin«. Er versuchte sich darauf kurz als Lumpen- und Knochenhändler und zog schliesslich in der Hoffnung auf Verdienst als Mechaniker nach Deutschland.<sup>100</sup>

Aus der Geschichte des ökonomischen Niedergangs und aus derjenigen des nie erlangten Liebesgefühls erschliesst sich ex negativo, was zu sagen Jakob Linder ein Anliegen ist: Indem er sein ökonomisches Scheitern als eines erzählt, das mit seiner *arbeitsamen* Person nichts, aber mit den Expansionsgelüsten der *Schuhfabriken* alles zu tun hat, präsentiert er sein Arbeitsvermögen. Und indem er bedauernd offen legt, dass er nie Liebe empfand zu dieser Frau, die zufällig zu seiner wurde, weist auch er sich als einen aus, der um die Bedeutung der Liebe für eine Ehe weiss, der fähig wäre zu lieben und sogar sehr viel Gewicht auf solches legt, der aber gegen den Eigensinn des Liebesgefühls nichts auszurichten vermag, weil es dagegen nichts auszurichten gibt. Wie sehr beides, das Arbeits- und das Liebesvermögen, zusammengehören, und was die Realisierung von beidem bedeutet, das zeigt sich dort, wo die Erzählung beide Stränge bündelt und fast nebensächlich mit dem abschliesst, was in einem Scheidungsprozess, in dem der Ehemann sich zu verteidigen hat, eine Hauptsache sein könnte: »sie [die Ehefrau] ging mit andern u hatte auch einer bei ihr geschlafen u einer hat schon versch. Gerätschaften eingekehrt.«<sup>101</sup> Dass die Ehefrau treulos ist, das ist in dieser Erzählung jedoch tatsächlich unwesentlich. Wesentlich ist, dass er, Jakob Linder, vollumfänglich ersetzt ist, nämlich als liebender Gatte und ernährender Familienvater, und darin sich selbst so sehr in Frage gestellt sieht, dass eine autobiographische Erzählung dringlich wird, die von Prozessstrategischem deshalb nichts weiss, weil es in ihr um etwas anderes geht. Nicht gegen einen andern, der *bei seiner Frau liegt* und *seine Gerätschaften einkehrt*, und nicht gegen seine Frau,



die einen andern bei sich liegen und einkehren lässt, erzählt Jakob Linder an, sondern dagegen, dass mit dieser Präsenz des andern die Qualitäten seiner Person in Frage gestellt sind. Der Begriff Sorge taucht in dieser Erzählung nicht auf. Aber genau der in diesem Begriff beschlossene Verweisungszusammenhang von Gefühl und Ökonomie als gleichermassen männliche Verantwortlichkeiten wird in der Erzählung aufgerufen als das, was das Selbstverständnis von Jakob Linder ausmacht, dessen er sich erzählend versichert.<sup>102</sup>

Johann Probsts Argumentation folgt der Logik des Prozesses und der Logik der Ehekrise: Er muss das Gericht von seiner Unschuld überzeugen, und er will seine Frau davon überzeugen, dass eine erneute Versöhnung es wert wäre, nicht nur, weil er mit Leib und Seele auf die Ehe angewiesen ist, sondern auch weil seine Person es wert wäre. Vor den Richtern rekurriert Johann Probst auf eine sozial und kulturell gültige und plausible Ordnung der Familie, indem er seine Frau als unbotmässig starrsinnig und ihren Vorwurf hinsichtlich seines ökonomischen Ungenügens als ungerechtfertigten Angriff auf seine Ehre ausweist. Erst zusammen mit den Briefen an Frau und Tochter aber lässt sich die Problematik, die dem Konflikt zugrunde liegt, in ihrer ganzen Breite erschliessen. Diese Problematik liegt zwar in einer Konstellation beschlossen, welche die Familie *auf den Kopf stellt*, wenn die ökonomische Verantwortung vom Ehemann auf die Ehefrau übergeht. Von da aus aber entfaltet sie sich erst: Zum einen wenn sich vermindertes ökonomisches Leistungsvermögen objektiv als Verlust männlicher Ehre und subjektiv als Verlust männlichen Selbstverständnisses realisiert. Zum andern wenn die Verkehrung der materiellen Verantwortlichkeit auch die Ökonomie der Macht und die der Gefühle in Mitleidenschaft zieht, indem sie der männlichen Vormacht ihr legitimatorisches Fundament entzieht, und indem sie das ehemännliche Sorgen für die Familie in den Augen von Frau und Töchtern fragwürdig und unglaubwürdig macht.

#### 4. Eine fragile Ordnung der Familie

Der Scheidungsprozess der Ehe Probst, wie er in den Gerichtsakten erscheint, ist geprägt vom Thema der häuslichen Gewalt. Die Ehefrau klagt, weil sie nicht hinzunehmen bereit ist, was ihr der Ehemann habitualisiert zumutet: die realisierte oder auch nur angedrohte Verletzung der körperlichen und sozialen Integrität ihrer selbst und der Familie. Anna Probst erwartet von ihrem Ehemann Respekt vor dieser Integrität, einen Respekt, der auch die Übernahme ökonomischer Verantwortung einschliesst. Versagt er ihr dies, kündigt sie die eheliche

Loyalität auf: Sie lässt den Ehemann verhaften und sie reicht die Scheidung ein. In der erfolgreichen Klage Anna Probsts kommt ein Handlungsvermögen zum Ausdruck, das es ihr erlaubt, sich gegen ein eheliches Gewaltverhältnis erfolgreich zur Wehr zu setzen. Dieses Handlungsvermögen Anna Probsts ist zu begreifen als ein Effekt der erfolgreichen Delegitimierung ehemännlicher Aggressivität durch das soziale Umfeld zum einen und der erfolgreichen Objektivierung ihres Leidensdrucks beziehungsweise der Dysfunktionalität der familialen Zustände vor den Richtern zum andern. Ihre Erwartungen an den Ehemann und ihre Delegitimierung der ehemännlichen Gewalt als sinnlose Aggression werden von der Nachbarschaft geteilt und sie werden vom Gericht anerkannt. Gerade das Stereotyp des wesenhaft gewalttätigen Ehemannes verleiht einerseits der Ehefrau Handlungsmacht, und es dient andererseits den Richtern dazu, die ehemännliche Gewalt nicht eigentlich erklären zu müssen, ihren Ursachen nicht auf den Grund gehen zu müssen. Dem Prozess aber geht eine Ermächtigung Anna Probsts voraus, die sich aus der solidarischen Haltung des sozialen Umfelds ergibt, aber auch aus ihrer Situation als Arbeiterehefrau, die mit ihrem Erwerb über ein wichtiges Machtgut verfügt.<sup>103</sup>

In der Analyse der ehemännlichen Perspektive wird deutlich, inwiefern Johann Probsts Aggressionen als »Ausdruck von etwas« (Thomas Lindenberger/ Alf Lüdtke) zu begreifen sind. Die Logik der ehemännlichen Gewalt erweist sich als die einer Verkehrung der familialen Ordnung, deren Konsequenz dort ihre prägnanteste Repräsentation findet, wo an die Stelle der imaginierten Zukunft die Todesdrohung tritt, wo sich ein Traum in einen Alptraum verwandelt. Dass sich diese Verkehrung ereignet, ist Ausdruck der materiellen Prekarität einer Arbeiterfamilie, und dass sie in eine Todesdrohung mündet, ist Ausdruck der Art und Weise, wie sie sich auf die innere Ordnung der Paarbeziehung und das subjektive Selbstverständnis des Ehemannes auswirkt. Das ursprüngliche Vermögen Johann Probsts, ein armes Mädchen zur Braut und Ehefrau zu machen, auf der Grundlage von Erspartem und Fleiss einen Hausstand und eine Familie zu begründen, kommt ihm im Verlauf der Ehejahre zumindest zwischenzeitlich abhanden und darin erfährt er eine symbolische Kastration, eine Erschütterung seines männlichen Selbstverständnisses, das wenn auch nicht – wie im Bürgertum und im gehobenen Mittelstand – in der Alleinernährerschaft, so doch in einer ökonomischen Leistungskraft gründet, die ihn zumindest nicht zum materiell Abhängigen machen würde. Diese Kastration aber nimmt in einem Ohnmachtsgefühl Gestalt an – deswegen muss Johann Probst die Machtproblematik so ausführlich zur Sprache bringen, und deshalb stösst er vielleicht Todesdrohungen aus, die aus dieser Perspektive nichts anderes wären als die Anmassung totaler

Macht oder doch zumindest Ausdruck des Verlangens nach Kontrolle, während sie anders gewendet auch als Ausdruck äusserster Verzweiflung zu lesen sind, die in Destruktivität umschlägt. Johann Probsts Aggressionen lassen sich in diesem Sinn durchaus, wie es in der historischen Forschung zu familialer Gewalt allgemein beobachtet wird, als der Versuch interpretieren, eine gefährdete Autorität durchzusetzen, wenn ein materielles Ressourcengefälle zugunsten der Frau besteht.<sup>104</sup>

Doch ist das Selbstverständnis des Arbeiters Probst gerade nicht derart restriktiv auf die Ernährerschaft angewiesen, wie es im Bürgertum und im gehobenen Mittelstand der Fall ist, umschliesst doch die Sorge für die Familie – die für Johann Probst so zentral ist, dass sein Ringen um Anerkennung seiner Person Gestalt annimmt im Ringen um die Anerkennung seiner Sorge – Materielles und Emotionales gleichermassen. Gerade in der Arbeiterschaft dürfte das in der Sorge kodierte Gefühl einen hohen Stellenwert gehabt haben – für den Zusammenhalt und die Ordnung der Familie, aber durchaus auch für das Selbstverständnis der Familienmänner. In der Ehe von Anna und Johann Probst ist es nicht die idealistische Überhöhung der romantischen Liebe, die als Ressource für die Balancierung innerehelicher Machtverhältnisse funktioniert.<sup>105</sup> Stattdessen vergewissert die Liebe als ganz bodenständiges sich Kümmeren familienväterliches und ehemännliches Selbstverständnis, wenn die ökonomische Leistungsfähigkeit defizitär und die männliche Autorität prekär sind. Dann lässt sich das Fühlen als konvertibles Gut gegen materielle Defizite anbieten, weil in der Liebe als Sorge auch das Wissen um und der Wille zur ökonomischen Verantwortlichkeit zum Ausdruck kommen.

Es ist diese Balance wechselseitiger materieller und emotionaler Leistungen, die einerseits ein labiles Gleichgewicht darstellt, die aber andererseits den Handlungsspielraum der Balancierung überhaupt eröffnet. Macht, Erwerb und Gefühl le strukturieren im Zusammenspiel die Ordnung der Arbeiterfamilie. Sie stehen in wechselseitigen Abhängigkeitsverhältnissen: kommt dem Mann die ökonomische Leistungsfähigkeit abhanden, so kann auch ein Anspruch auf männliche Autorität nicht absolut gesetzt werden, beklagen Ehefrau und Kinder ein Defizit an ökonomischer Leistungsfähigkeit des Familienvaters, so kann sich emotionale Abwendung einstellen. Aber sie sind auch untereinander konvertibel: wenn die ökonomische Leistung defizitär ist, können Gefühle solches theoretisch kompensieren. Diesen Verhandlungsspielraum, der sich aus dem flexiblen Einsatz und der Konvertibilität materieller und emotionaler Güter deshalb ergibt, weil Sorge für die Familie beides in sich beschliesst, macht Johann Probst geltend. Wird jedoch dieses Insistieren des Ehemannes auf seiner Sorge konterkariert von

einer destruktiven Aggressivität und verliert es darin jegliche Glaubwürdigkeit, dann lassen sich nach 18 Ehejahren das ursprüngliche Versprechen und der ursprüngliche Traum nicht erneuern. Die Ordnung der Familie Probst entlang einer Ökonomie des Erwerbs, der Macht und der Gefühle ist hinsichtlich geschlechtsspezifischer Verantwortlichkeiten grundsätzlich flexibel, in solcher Flexibilität ist sie aber auch fragil: Entäussert der Ehemann die empfundene Kastration gewalttätig, und duldet die Ehefrau solches nicht, dann bricht sie zusammen.

Im Fall der Ehe Probst wird zum einen deutlich, wie man sich die Anpassungsschwierigkeiten von Arbeiterfamilien an das liberal-bürgerliche Familienmodell vorstellen muss, wie sich diese Schwierigkeiten in der ehelichen Praxis realisierten und worin sich die Spielräume dieser Anpassung erschöpften. Das bürgerliche Ehemodell ist in der Arbeiterschaft zu Beginn des 20. Jahrhunderts – dem Zeitpunkt für welchen die ideologische Verallgemeinerung dieses Modelles familienhistorisch veranschlagt wird – nur modifiziert zu verwirklichen, indem keine männliche Alleinernährerschaft, sondern allein eine männliche Haupternährerschaft angestrebt werden kann.<sup>106</sup> Diese nur unvollständig vollzogene Entmischung männlicher und weiblicher Zuständigkeiten kollidiert jedoch mit dem Anspruch an eindeutige geschlechtsspezifische Identitäten, wie sie in der weiblichen und männlichen Ehre kodiert sind: Die Frau ist Ehefrau und Mutter, der Mann ist Begründer und Wahrer der ökonomischen Existenz. Die soziale Ehre und damit das Selbstverständnis des Ehemannes definieren sich – bei aller Verteilung der Erwerbsarbeit auf beide Geschlechter – über die Ernährerschaft. Nicht eine Flexibilisierung dieser Identitäten, wohl aber eine Verkehrung überdehnt in einer Gesellschaft, in der die Arbeiterschaft sich auch wegen der Erwerbstätigkeit der Ehefrau deklassiert sieht, die Anpassungsfähigkeit des bürgerlichen Modells an Lebensbedingungen in Arbeiterfamilien.<sup>107</sup>

Es wird aber zum andern auch deutlich, wogegen sich das bürgerliche Modell durchsetzt und durchsetzen muss: gegen eine flexible Ökonomie geschlechtsspezifischer Verantwortlichkeiten.<sup>108</sup> Dass die geschlechtsspezifische Ordnung des bürgerlichen Ehe- und Familienmodells im Sinn weiblichen Mitverdienstes modifiziert werden muss, wird im ganzen Prozess an keiner Stelle als Defizit deutlich oder als etwas, was man lieber vermeiden möchte. Es ist diese Abhängigkeit von der produktiven Arbeitskraft der Ehefrau, die gleichsam solidarergemeinschaftliche Elemente gegenüber liberal-bürgerlich sekundärpatriarchalen Eheverhältnissen verteidigt. Dass die Ehefrau mitverdient, gehört zu einer familialen Ordnung, in der von der Ehefrau nicht nur rekreative und reproduktive, sondern auch produktive Kompetenzen gefordert sind. Gerade das Zusammenfallen von Solidarergemeinschaft und Sekundärpatriarchalismus aber ist konflikträchtig, weil

Solidargemeinschaft und materielle Bedingungen bestimmte Strukturen der sekundärpatriarchalen Ehe nicht nur modifizieren, sondern punktuell kippen können: wenn nur die Ehefrau verdient und wenn sie ihren Willen autonom durchsetzt.

#### *Kapitel 4*

### **L'ENNUI**

#### **Das Wagnis der »modernen Ehe« in der kaufmännischen Mittelschicht**

»Es ist nicht recht von mir –, es ist nicht recht von mir! Ich bin toll, dass ich auf Sie höre!« »Warum? Emma! Emma!« »Ach, Rudolf!« flüsterte die junge Frau, indem sie sich an ihn anschmiegte. Das Tuch ihres Jacketts lag dicht am Samt seines Rockes. Sie bog ihren weissen Hals zurück, den ein Seufzer schwellte. Halb ohnmächtig und tränenüberströmt, die Hände auf ihr Gesicht pressend und am ganzen Leibe zitternd, gab sie sich ihm hin. –

*Gustave Flaubert, Emma Bovary, 1856*

Was fast ein ganzes Jahr für Wronskij der einzige Wunsch seines Lebens gewesen war, was alle anderen Wünsche in ihm verdrängt hatte, was für Anna ein unmöglicher, schrecklicher und deshalb so bezaubernder Traum von Glück gewesen war: dieser Wunsch war befriedigt. Bleich, mit bebendem Unterkiefer, stand er über sie gebeugt und flehte sie an, sich zu beruhigen, ohne selbst zu wissen, warum und wie. »Anna, Anna!« sagte er mit zitternder Stimme. »Anna, um Gottes Willen!«

*Leo N. Tolstoj, Anna Karenina, 1873–1876*

»Effi«, klang es jetzt leis an ihr Ohr, und sie hörte, dass seine Stimme zitterte. Dann nahm er ihre Hand und löste die Finger, die sie noch immer geschlossen hielt, und überdeckte sie mit heissen Küssen. Es war ihr, als wandle sie eine Ohnmacht an. Als sie die Augen wieder öffnete, war man aus dem Walde heraus, und in geringer Entfernung vor sich hörte sie das Geläut der voraufeilenden Schlitten. Immer vernehmlicher klang es, und als man, dicht vor Utapels Mühle, von den Dünen her in die Stadt einbog, lagen rechts die kleinen Häuser mit ihren Schneedächern neben ihnen.

*Theodor Fontane, Effi Briest, 1896*

## Prolog

Clara Dubois-Tobler beging keinen Ehebruch. Sie gab sich keinem andern hin in einem Herbstwald, sie verlor nicht die Fassung auf einem Kanapee und sie schloss nicht die Augen in einer Winternacht auf einem Schlitten im Wald. Anders als in den eleganten Berner Strassen zwischen Vilette und Hirschengraben gemunkelt wurde, hatte sie sich jedenfalls nicht, so lässt das Aktenstudium vermuten, wie eine »gemeine Hure« benommen. Hatte sie aber, wie es ihr Ehemann Henri Dubois behauptete, einen »Treubruch« begangen und »verstohlen« geliebt? Oder hatte sie nur mit dem Feuer gespielt, in »momentanem Uebermut«, wie die Amtsrichter vermuteten?<sup>1</sup> Was war geschehen in Genf, wo Clara Dubois eine Freundin besucht und einen reichen Kaufmann kennen gelernt hatte? Was stand in den Briefen, die entrissen und verbrannt wurden, und wie waren jene zu verstehen, die in Schubladen versteckt lagen oder aber unter Familienmitgliedern zirkulierten wie offene Geheimnisse?

Beinahe könnte man die Geschichte der Clara Dubois-Tobler entlang dessen erzählen, was sie teilt mit den Buchtitel gewordenen Figuren tragischer bis monströser und jedenfalls zweifelhafter weiblicher Individualität, die das Lesepublikum des 19. Jahrhunderts faszinierten und skandalisierten: Wie Effi Briest die Briefe ihres Liebhabers seidenfadenumwickelt im Nähtisch verschliesst, verbirgt Clara Dubois verfängliche Korrespondenz vor den Augen ihres Ehemannes. Depeschen werden losgeschickt wie in Tolstoj's russischem Winter, und Claras Ehemann Henri Dubois hat sich mit dem Duell auseinander zu setzen wie ein von Instetten und ein Karenin vor ihm. Im reichen Genfer Verehrer G. H. Vondrak trifft Clara Dubois auf das Mondäne und lässt sich einnehmen von demjenigen, der solche Welt verkörpert, ganz wie eine Emma Bovary der kühlen Souveränität eines Rodolphe Boulanger de la Huchette, Effi Briest dem Charme eines Major Crampas und Anna Karenina der Weltgewandtheit eines Graf Wronskij erliegt. Und während Anna Karenina sich in Verzweiflung vor die Züge stürzt, Effi Briest lautlos dahinschwindet und Emma Bovary sich in tatkräftiger Entschlossenheit vergiftet, droht Clara Dubois mit dem Morphem. Der Häufung dramatischer Elemente in der Geschichte der Ehe und Scheidung von Henri und Clara Dubois-Tobler konnte sich selbst der professionshalber zu Nüchternheit verpflichtete Anwalt des Ehemannes nicht verschliessen: Er legte dem Gericht eine Klageschrift vor, in welcher die Darstellung der Geschehnisse der sonst üblichen Gliederung in einzelne Artikel nahezu entgleitet, in der Briefe in ihrer ganzen Länge und Dialoge wörtlich zitiert werden.

Doch es gibt in dieser Geschichte der Clara und des Henri Dubois-Tobler keine Toten aus Verzweiflung, es gibt keine Helden der Ehre und keine Heldin-

nen der Liebe, niemand unterwirft sich bei seinem Leben einem Gesetz oder widersetzt sich einem solchen um den Preis seines Lebens, kurz: es liegt augenscheinlich keine Tragik in dem, was die Richter schliesslich als »verhältnismässig harmlose Episode« taxieren, denn alles ist ebenso vermeidlich wie – wenn es denn doch zumindest als Möglichkeit eintritt – handhabbar.<sup>2</sup> Und in dieser *harmlosen Episode* kam es nicht zu dem, was in den zitierten Stellen aus der Literatur unausgesprochen bleibt und doch deutlicher nicht gesagt sein könnte: zum Ehebruch. Doch um genau diesen kreist die Geschichte des Ehepaares Dubois, oder präziser: Diese Geschichte kreist um die Möglichkeit des Treubruchs und das Scheitern dieser Ehe erschliesst sich aus dem, was der literarische Ehebruch des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts an zeitgenössischer Problematik der Geschlechterbeziehung zum Ausdruck bringt.

Die zitierten Schlüsselszenen des literarischen weiblichen Ehebruchs im 19. Jahrhundert aber leisten nichts weniger als die Verdichtung dieser Problematik in einer Szenerie: Im lockenden *Emma! Emma!*, im leisen *Effi*, im stammelnenden *Anna, Anna!* liegt mehr als geflüsterte Verführung und haltlose Verzweiflung: Das »Du«, das mit dem Eigennamen ausgesprochen und angerufen wird, verweist auf die weibliche Individualität, um die es geht. Genauer: Es geht um die Verheissung weiblicher Individuierung durch die Liebe als Passion. Angerufen wird die einzigartige, unverwechselbare Frau – *Emma, Effi, Anna* – und ausgesprochen wird ein Versprechen: im verliebten Blick vermittele der Andere die Frau sich selbst.<sup>3</sup> Dieses Versprechen aber vollzieht sich jenseits der Legitimität, ausserhalb der gesellschaftlichen Welt, im Wald Emma Bovarys, auf dem ortlosen Kanapee Anna Kareninas, hinter den *vorausfeilenden Schlitten* der briest'schen Schlittenpartie, abseits der *kleinen Häuser mit ihren Schneedächern*. Die Kontrolle über ihren Körper und ihren Status verlieren die Frauen dort, wo die Welt nicht hinreicht, wo sie infolge dieses Kontrollverlusts abhanden kommt, wegrückt. Die Verheissung weiblicher Individuierung ereignet sich nicht nur ausserhalb, sondern gegen die Ordnung der Welt. Wenn aber Emma Bovary sich hingibt, indem sie ihr Gesicht – Ausdruck und Symbol der unverwechselbaren Persönlichkeit – verbirgt, »se cachant la figure elle s'abandonna«, heisst es im französischen Original, dann ist schon vorweggenommen, dass der Ehebruch die Verheissung, die ihn trägt, nicht einlösen kann, ja mehr noch: dass er diese pervertiert. Die Geschehnisse in der Ehe Dubois, die das Gericht detailliert und ausführlich wird rekonstruieren wollen, waren tatsächlich *harmlos*, die Problematik hingegen, die in solcher Harmlosigkeit zum Ausdruck kommt, ist es nicht. Darum ging es in der Ehe Dubois, auch wenn es dazu nicht kam: *Se cachant la figure, elle s'abandonna*.

## 1. Die Personen, der Prozess

Als Henri Dubois am 1. Januar 1912 die Scheidungsklage einreichte, hatte seine Ehe mit Clara Tobler gerade vier Jahre bestanden und war kinderlos geblieben. Aus den Akten wird nichts ersichtlich über die Zeit vor der Ehe; darüber, wie sich die erstgeborene Tochter eines »marchand tailleur«, Inhaber eines gehobenen Kleidergeschäfts, und der als Handelsreisende tätige Kaufmann trafen und fanden, kann nur spekuliert werden. Vielleicht lernten sie sich an einem geselligen Anlass kennen, an einer »Abendunterhaltung« des Vereins Schweizerischer Geschäftsreisender oder im Stadttheater, vielleicht in der Bibliothek, wo sich kaufmännische Angestellte gerne moderne Autoren ausliehen, vielleicht im toblerischen Geschäft, wo Clara Tobler sich hätte aufhalten und Henri Dubois sich hätte einkleiden können. Wenig wahrscheinlich ist, dass sich die beiden am Arbeitsplatz kennen gelernt haben. Zwar gab es in den kaufmännischen Berufsfeldern um 1900 Kontaktmöglichkeiten von einer relativen Ungezwungenheit, doch es ist zu vermuten, dass Clara Tobler nicht erwerbstätig war, jedenfalls ist darüber und über eine allfällige Berufsausbildung nichts bekannt und die ökonomische Stellung der Familie Tobler lässt darauf schliessen, dass die drei Töchter nicht oder allenfalls im väterlichen Geschäft tätig waren, und dass sich deren Ambitionen und die familiäre Strategie auf standesgemässe Heiraten konzentrierten.<sup>4</sup> Darin war die Familie durchaus erfolgreich: Alle drei Schwestern Claras heirateten ins bildungs- und finanzbürgerliche Milieu. Eine von ihnen schloss die Ehe mit einem Anwalt, der als Bürgergemeindeschreiber, als Burgerratsschreiber und Stubenschreiber einer Zunftgesellschaft tätig war. Sie sicherte so auch das symbolische Kapital der Familie in ihrer Linie ab: seit 1904 nämlich gehörte die Familie Tobler zur Burgergemeinde Bern und befand sich damit in Kreisen der städtischen Elite. Insgesamt präsentiert sich das Bild einer Familie, die im sozialen Aufstieg vom selbständig-kaufmännischen Mittelstand zum Wirtschaftsbürgertum begriffen war, die sich aktiv um »Bürgerlichkeit« bemühte und ihr ökonomisches Kapital stilbewusst mit symbolischem und sozialem Kapital zu ergänzen wusste.<sup>5</sup>

Henri Dubois stammte als Sohn eines Ingenieurs und Bruder eines Beamten ebenfalls aus einem Milieu, das an der Schnittstelle von Mittelstand und Bürgertum angesiedelt war, weisen doch die Berufe von Vater und Bruder in die »Bourgeoisie des talents«, während der Lebensstil der Familie, soweit er aus den Akten ersichtlich wird, sich eher vorbürgerlich ausnahm.<sup>6</sup> Beheimatet in der Romandie, war die zweisprachige Familie in Bern wohnhaft, wobei die Eltern zur Hälfte des Jahres im Tessin lebten.

Henri Dubois war als Handelsreisender in einem Farbengeschäft mit Aussenhandel tätig und gehörte zur Gruppe der kaufmännischen Angestelltenschaft, die seit 1890 stark anwuchs, während sie sich zugleich intern differenzierte und hierarchisierte.<sup>7</sup> Innerhalb des weiten Spektrums kaufmännischer Tätigkeit zeichneten sich die Handelsreisenden aufgrund ihrer kaum normierbaren Tätigkeit durch eine »geringe Fremdkontrolle«, einen »grossen Dispositionsspielraum« und eine hoch bewertete »innere Motivation« aus, wie in der Angestelltenforschung beobachtet wird. Entsprechend können sie den qualifizierten und spezialisiert tätigen Angestellten zugerechnet werden; sie verfügten denn auch über ein ausgeprägtes berufliches Bewusstsein, das in einer pointierten Verbandspolitik zum Ausdruck kam. Ausgeprägter noch als der »Schweizerische Kaufmännische Verband« orientierte sich der »Verband Reisender Kaufleute« an einer »berufsständischen, quasi-professionalistischen Ideologie, die eine Hebung des beruflichen Standards, die Abgrenzung von konkurrierenden Gruppen mit geringem Prestige (zum Beispiel Hausierer) und damit die Stärkung des eigenen Ansehens in der Öffentlichkeit betrieb.«<sup>8</sup> Solche Verbandspolitik kann als Bewältigung gerade der Statusunsicherheiten der unselbständigen Handelsreisenden verstanden werden: Berufstätigkeit und professionelles Selbstverständnis waren im spannungsreichen Feld zwischen traditionellem und niedrig bewertetem Hausiererwesen einerseits und selbständigem Kaufleutetum andererseits angesiedelt, und der relativ grosse Dispositionsspielraum der Reisenden wurde konterkariert von der hierarchischen Unterordnung im Betrieb.<sup>9</sup> Von einem um die Jahrhundertwende zentralen Faktor der Statusentwertung jedoch blieb die Reisetätigkeit verschont: Während Frauen vornehmlich als Hilfskräfte ab den 1890er Jahren zunächst in Banken, Industrie und Versicherungen zunehmend Einlass in kaufmännische Tätigkeitsfelder fanden, sollte es auf längere Zeit keine weiblichen Reisenden geben; der maskuline Charakter des professionalistisch ausgerichteten Leitbilds »Kaufmann« blieb im Fall der Handelsreisenden unangefochten.<sup>10</sup>

Als Henri Dubois und Clara Tobler, beide protestantischer Konfession, am 18. November 1908 heirateten, war die Ehefrau 20 Jahre, der Ehemann 27 Jahre alt. Clara Tobler brachte in die Ehe das Mobiliar für zwei Zimmer sowie »Lingen, Glas, Porzellan, Küchengeschirr etc.« ein, der Ehemann eine »komplete Schlafzimmereinrichtung«.<sup>11</sup> Zum Zeitpunkt der Scheidung wohnte das Ehepaar im zentrumsnahen Quartier zwischen Stadtbach, Hirschengraben und Monbijou, wo seit 1870 elegante Etagenwohnungen entstanden waren und sich zum bereits ansässigen Bildungsbürgertum vor allem in den 1910er Jahren Familien aus der Beamten- und Angestelltenschaft gesellten. Wer hier wohnte, war finanzkräftig genug, grosszügigen Wohnraum zu beziehen, und gehörte zum oberen und an

repräsentativer bürgerlicher Lebensweise orientierten Mittelstand, während die eigentlichen Oberschichten in demselben Zeitraum ins Kirchenfeldquartier abwanderten.<sup>12</sup> Verschiedentlich ist im Prozess von einer temporären Abwasch- und Putzhilfe im Heim der Dubois-Tobler die Rede; über eigentliches Dienstpersonal aber – Zeichen bürgerlichen Lebensstandards, aber nicht zwingendes und häufig jedenfalls nicht erschwingliches Attribut eines Angestelltenhaushalts – verfügte das Ehepaar nicht. Jedoch war man, soweit bekannt ist, auch nicht auf Zimmermieter oder Schlafgänger angewiesen, mit welchen um 1900 manche Angestelltenfamilie ihr Budget aufbesserte.<sup>13</sup>

Insgesamt lässt sich aufgrund der vorhandenen Angaben das Bild einer Ehe zeichnen, die sicher im Mittelstand situiert ist, und in der sich Elemente des alten gewerblichen Mittelstands, des neuen Mittelstands und Anklänge ans Bürgertum vermischen. Die Ehe bedeutet weder für Henri noch für Clara Dubois einen Aufstieg, nehmen doch beide ihren jeweiligen sozialen Status mit. Sie befinden sich aber gerade als Angehörige des kaufmännischen Mittelstands grundsätzlich in der Zwischenstellung, wie sie für diese soziale Schicht charakteristisch ist: muss sich diese doch »wie eingeschnürt« zwischen oben und unten einerseits der Gefahr sozialen Abstiegs bewusst sein und lebt doch andererseits im Versprechen des sozialen Aufstiegs ins Bürgertum.<sup>14</sup> Der hier wesentliche Zeitraum nach der Jahrhundertwende war geprägt von einem längerfristig stetigen Wirtschaftswachstum, wobei gerade das Jahr der Heirat der Dubois in die kurze internationale Rezession von 1908/09 fällt.<sup>15</sup> Die ambivalente Stellung des neuen Mittelstands zwischen Verlust und Versprechen dürfte in diesen Jahren durchaus als solche spürbar gewesen sein.

Die Scheidung der Ehe Dubois ist die erste, die am Bezirksgericht Bern nach ZGB 1907/12 und damit nach neuem, erschwertem Scheidungsrecht verhandelt wurde. Eingereicht wurde die Klage vom Ehemann, der sowohl auf Ehrenkränkung nach Artikel 138, wie auch auf tiefe Zerrüttung nach Artikel 142 klagte. Ausdrücklich sei er willens gewesen, so steht in der Klageschrift zu lesen, den Scheidungsprozess vor dem 1.1.1912 und das heisst: nicht nach ZGB 1907/12, sondern nach ZEG 1874/76, gestützt auf den Scheidungsgrund des gemeinsamen Begehrens, durchzuführen und damit auf die Feststellung der Schuld und auf eine Entschädigung zu verzichten. Davon habe jedoch der Schwiegervater seiner Tochter abgeraten.<sup>16</sup> Clara Dubois begründet in ihrer Antwortschrift und Widerklage – die ebenfalls auf Ehrenkränkung und tiefe Zerrüttung lautet – ihre Ablehnung einer Konventionalscheidung nach ZEG 1874 mit den »grundlosen Verdächtigungen« ihres Ehemannes. Diesen konnte durch eine Widerklage tatsächlich expliziter widersprochen werden als im Rahmen einer Scheidung auf

gemeinsames Begehren. Es mochte dabei jedoch nicht nur der Anspruch auf moralische Rehabilitierung, sondern auch eine finanzielle Erwägung im Spiel gewesen sein, verlangte doch Clara Dubois ihrerseits eine Entschädigung seitens des Ehemannes, die sie nur dann geltend machen konnte, wenn sich im Prozess die Schuld des Ehemannes erweisen würde. Dafür mag auch die statistische Beobachtung sprechen, dass im hier behandelten Untersuchungszeitraum von 1912 bis 1916 26% der Frauen sich mit den Klagen ihrer Männer einverstanden erklärten und zu 44% Widerklagen einreichten, während die Männer in 39% der Fälle einverstanden waren und in 30% der Fälle widerklagten.<sup>17</sup>

Der Scheidungsprozess der Ehe Dubois zeichnet sich durch ausgesprochen detaillierte richterliche Nachforschungen aus, die sich vorwiegend auf eine präzise Rekonstruktion der Geschehnisse ausrichteten: Ob Clara Dubois sich gegenüber ihrer Schwägerin in vom Ehemann berichtetem Sinn geäußert und ob sie sich mit ihrem Mann »scherzend« oder ernsthaft unterhalten habe, ob der Ehemann tatsächlich früher als beabsichtigt eine Reise getan und der Vater der Ehefrau dieses oder aber jenes gesagt habe, ob ein Brief »entrissen« und »zerrissen« worden und dieser oder jener andere Brief geschrieben worden sei – alles scheint von Belang.<sup>18</sup> Dies mag zum einen zusammenhängen mit dem Willen der Amtsrichter, der neuen Verfahrensregel der *Offizialmaxime* nachzukommen und nur jene Tatbestände als erwiesen zu betrachten, von denen sie sich persönlich überzeugt hatten. Zum andern dürfte auch die Präsentation der ehelichen Zerrüttung seitens der beiden Anwälte ein solches richterliches Vorgehen nahe gelegt haben: Klage- wie Antwortschrift verlegen sich in ausgeprägter Weise auf eine Schilderung von Ereignissen und Abläufen; Daten, Tageszeiten und konkrete Episoden werden minutiös referiert. Zum richterlichen Nachforschen gehört auch die Einvernahme von 15 Zeuginnen und Zeugen aus Verwandtschaft, Nachbarschaft und Freundeskreis, und den Prozessakten liegen als Beweisstücke sechs Briefe, zwei Telegramme, zwei Zuschriften von Zeuginnen und eine Korrespondenz mit der Obertelegrafendirektion über eine behauptete und bestrittene Depesche bei.

Indessen schafft diese pedantische Rekonstruktion wenig Klärung, sie produziert vielmehr zahlreiche Widersprüche, behaupten doch Clara und Henri Dubois wechselseitig je die Schuld des beziehungsweise der andern und stellen insbesondere alles, was mit dem Herrn aus Genf zu tun hat, gegensätzlich dar. Die Uneindeutigkeit ergibt sich aber auch aus dem Rätsel, das diese Angelegenheit den Richtern und den übrigen Beteiligten aufgibt, da keine unvermittelten Äusserungen der Protagonistin vorliegen. Clara Dubois bleibt während des Prozesses weitgehend stumm. Sie lässt andere für sich reden, ihren Anwalt, eine Freundin,

ihren Vater. Im folgenden Kapitel wird zunächst versucht, das Diffuse der Genfer Begebenheit nicht zu vereindeutigen, sondern es gerade als solches zum Thema zu machen. Versucht wird, das aufzuspüren, was die Ambivalenz der Ereignisse begründet, das zu rekonstruieren, was die Geschichte von Clara Dubois und G. H. Vondrak eigenartig in der Schwebe hält und auf die eigentliche Problematik der Ehe Dubois nur hinweist, die dann in den anschliessenden Kapiteln erschlossen werden soll.

Im März 1912 entschied das Gericht, gestützt auf den Grund der tiefen Zerrüttung, auf Scheidung der Ehe Dubois. Die Richter, die sich mit kaum zu bewältigenden Widersprüchlichkeiten konfrontiert sahen, ersparten sich eine eingehende Erörterung der Schuldfrage und kamen zum Schluss, dass beide Seiten am Scheitern der Ehe schuld seien. Entsprechend wurden die Entschädigungs- und Genugtuungsforderungen beider Prozessparteien abgewiesen. Im Verlauf des Prozesses und in einem einigermaßen mühseligen Verfahren – gestritten wurde unter anderem um einen »goldenen Ring mit rotem Stein«, um eine »von der Beklagten selbst gestickte Brise-bise«, um ein »Tabouret z. Klavier, von der Beklagten mit Stickerei versehen« und um einen »grossen roten Tapis«<sup>19</sup> – hatten sich die Eheleute auf eine güterrechtliche Konvention geeinigt, die vom Gericht gutgeheissen wurde; sie liegt den Akten jedoch nicht bei.

## 2. Briefe, Geschehnisse. Verführung und Treubruch

Ein sehr geringes Mass von Hoffnung genügt zur Entstehung der Liebe.  
*Stendhal, Über die Liebe, 1822*

Der kluge Ehemann öffnet niemals die an seine Frau gerichteten Briefe.  
*Louis-Sébastien Mercier, Tableau de Paris, 1781*

### Genf–Bern, Bern–Genf, Genf–Bern. Schreiben in der Aura der Verführung

Verfänglicher hätte nicht sein können, was Aline Baumgartner am 15. Oktober 1911 aus Genf ihrer Freundin Clara Dubois von ihrer Unterhaltung mit dem Genfer Kaufmann G. H. Vondrak nach Bern berichtete: »Er wollte denn auch von mir wissen, ob ich überzeugt, dass Du ihn liebst & ich sagte ihm, dass ich

dich bei Deinem Gewissen gefragt hätte: »Liebst Du ihn eigentlich oder ist es nur Mitleid? & Du mir antwortetest: »Ja, ich liebe ihn; er ist der Mann, wie ich ihn mir gewünscht hatte.« Ja, Clairette, sage Deinem Mann, dass es sehr ernst aufzufassen sei; denn er versicherte mir noch einmal, dass er sich mit einer Kugel ein Ende nehmen würde & er tuts, wenns so weit kommen würde & dann – hätte Dein Mann, hättest Du Ruhe, Frieden nachher? Auch er hat seiner Frau alles gesagt & wollte auch sie noch nicht begreifen; Du siehst dadurch, dass er nicht nur Spiel & Verstecken mit Dir treiben will.«

Kompromittierend war dieser Brief nicht nur in dem, was er über das Wünschen und die Vorlieben von Clara Dubois sagt, sondern auch weil er in seiner Materialität nachhaltiger als alles Gerede objektiviert, als Tatsache behauptet und zur Tatsache macht, was faktisch nicht mehr als eine Möglichkeit und als solche durchaus unentschieden war: dass Clara Dubois mit der ehelichen Treue gebrochen haben könnte, dass ihr »Innenleben« ihrem Ehemann »nicht mehr gehören« und sie die Liebe eines andern erwidern und Henri Dubois verlassen könnte.<sup>20</sup> Wie ein gefährlicher Gegenstand – und tatsächlich ist er es in einem gewissen Sinn – geht der Brief von Hand zu Hand und wird schliesslich zum Beweisstück, das der Ehemann den Richtern vorlegt. Die Ehefrau habe, so steht in der Klageschrift des Ehemannes zu lesen, diesen »Brief ihrer Busenfreundin« sogleich ihrem Vater Walter Tobler »übergeben, da sie ihn dem Gatten nicht hätte vorlegen dürfen«, worauf der Vater ihr zunächst angeraten habe, über die Sache zu schweigen, während er seinerseits den mutmasslichen Verehrer über die Ernsthaftigkeit seiner Absichten befragen wolle. Erst vier Tage nach Erhalt habe Clara Dubois auch ihm, dem Ehemann, von diesem Brief erzählt, worauf er sich vom Schwiegervater das Dokument umgehend habe aushändigen lassen. Später dann, »als sie jenen Brief im Besitze ihres Gatten wusste«, sei Clara Dubois »in dessen Abwesenheit in sein Bureau« gegangen, wo sie den Brief gesucht habe, »und – als sie die Schubladen verschlossen fand – die Deckplatte des Pultes abheben liess und so die Fächer erbrach«.<sup>21</sup> Demgegenüber räumt die Ehefrau in ihrer Klageantwort ein, dass der Brief ihrer Freundin »in der Tat auffallend und geeignet« gewesen sei, ein »Misstrauen« gegen sie aufkommen zu lassen, doch sei dies in keiner Weise gerechtfertigt gewesen: »Sie war über den Brief im höchsten Grade aufgehalten und empfand die Handlungsweise der Schreiberin als eine inkorrekte.« Deshalb und weil ihr Ehemann abwesend gewesen sei, habe sie den Brief sofort ihrem Vater gebracht, nämlich »um Rat zu holen«.<sup>22</sup>

Was die Zuschrift Aline Baumgartners am 15. Oktober in den Möglichkeits-horizont all derer rückt, die den Brief lesen – die *ernste* Liebe eines verheirateten Mannes zu Clara Dubois als Erfüllung dessen, was diese sich *wünschte* – wird in



einem Brief des Verehrers an Clara Dubois zwei Wochen später, am 2. November 1911, zwar zurückgenommen, aber in dieser Rücknahme zugleich bestätigt. G. H. Vondrak schreibt: »An dem ganzen traurigen Drama, muss ich u. gebe ich gerne zu dass ich der allein Schuld tragende Teil bin, für mich ist daher Alles auf der Welt verloren [...]. Wenn Sie dereinst per Zufall armen kleinen Waisen begegnen, so bitte selbe nicht zu verachten, denn ihr Vater verehrte Sie.«<sup>23</sup> Gerade als eigentlicher Abschiedsbrief ruft dieses Schreiben mit der Kompromisslosigkeit der Gefühle noch einmal und eindeutig die Ernsthaftigkeit der Absichten auf: *Alles auf der Welt* ist für den Verehrer aus Genf *verloren*, und das heisst: undenkbar ist jedes Leben jenseits einer gemeinsamen Zukunft mit Clara Dubois; es bleibt der Tod, der seine Kinder zu vaterlosen Waisen machen würde.

Weniger endgültig äussert sich Aline Baumgartner, die im Willen, »Klarheit auf beiden Seiten« zu schaffen, am selben 2. November neuerlich an Clara Dubois schreibt und ein weiteres Mal eine vermittelnde Rolle wahrnimmt: »Du selbst willst abwarten; Du selbst willst ruhig still bleiben & warten bis er Dich nehmen, bekommen kann; ja das ist ja gut; Du selbst kannst nicht anders, aber dann, wenn Du ihn wirklich liebst, wenn Du wirklich an eine derartige Verbindung mit ihm hoffst, warum versperrst Du ihm den Ausweg? Du sollst nicht mit ihm zusammenkommen; Du sollst nicht mit ihm Korrespondenz führen, da hast Du ganz recht, das wäre nicht recht, solange Ihr nicht frei seid, aber warum bezweifelst Du seine Liebe, ihre Stetigkeit für Dich? – Du hast keinen Grund dazu! [...] Liebe Clairette, an ihm brauchst Du nicht zu zweifeln; aber Dich prüfe; prüfe Dich in stiller Stunde, ob Du ihn liebst, ob Du ihn mehr liebst als Deinen Mann, als alles auf der Welt & wenn Deine Seele Dir ein volles Ja zur Antwort giebt, dann gehe ganz ehrlich zu Deinem Mann & sag es ihm & bitt ihn, dass er Dich frei giebt. Glaubst Du aber nicht, dass Du diese Liebe erwidern kannst, wie Du sollst, dann mache fertig & spiele nicht wie die Katze mit der Maus, halt ihn nicht zum Narren, denn er hats nicht verdient!« Nicht ohne der Adressatin derart »ein wenig Moral zu predigen«, ihr »ein wenig Vorwürfe zu machen«, versichert Aline Baumgartner ihre Freundin der Liebe des Verehrers und mahnt sie zugleich an, die Sache so ernst zu nehmen wie sie ist: Er *liebt*, liebt »mit seiner ganzen Seele«, sie aber tut zu wenig, um sich selbst und ihn ihrer *wirklichen* Gefühle und Erwartungen zu versichern, ihre Signale sind zu undeutlich, zu wenig eindeutig.<sup>24</sup> Und sie wenden sich vielleicht gar in etwas Unrechtes, wenn es denn so wäre, dass nicht ehrliche Gefühle empfunden, sondern *mit der Maus gespielt* würde. Aline Baumgartner nimmt mit diesem zweiten Brief Bezug auf ein Schreiben Clara Dubois', von dem es später in der Klageantwort heissen wird, dass es eine »herbe Antwort« auf den Brief der Freundin vom 15. Oktober ent-

halten habe, die Erklärung nämlich, »dass sie nicht Hand biete zu einer Annäherung mit Vondrak und dass sie, Frau Baumgartner, nicht so schreiben sollte, wie sie es getan«. Diese Erklärung kontrastiert scharf mit dem, was die Briefe der Freundin und des Verehrers suggerieren. Es ist denn auch dieser Brief Clara Dubois', von dem der Ehemann behaupten wird, er sei ein »vorsichtiges Manöver« des »prozesserfahrenen« Schwiegervaters gewesen.<sup>25</sup>

Auch die beiden Briefe der Freundin und des Verehrers, die gleichzeitig am 2. November aus Genf abgingen, werden vor Gericht nicht nur inhaltlich zitiert. Als ebenso aufschlussreich gilt das, was mit ihnen geschah und was sie auslösten: Sie seien, so die Darstellung des Ehemannes, an Vater Tobler geschickt worden, der sie drei Tage später in seiner Anwesenheit der Tochter ausgehändigt habe. Die Lektüre von Vondraks Abschiedsbrief habe bei Clara Dubois »einen heftigen Anfall« hervorgerufen, »sie wusste sich kaum noch zu fassen, schluchzte tief bewegt um das Wohl des Geliebten und verlangte – nachdem sie ihre Fassung wieder erlangt hatte – sofort nach Genf zu Vondrak zu reisen«. Dies habe ihm, dem Ehemann, eine definitive Deutung der Ereignisse nahe gelegt: »Wenn der Kläger damals noch zweifelte, ob Vondrak für seine Frau mehr war, als nur der Held eines galanten Abenteuers, so brachte ihm der 5. November die feste Ueberzeugung, dass seine Frau ihn wirklich liebte.«<sup>26</sup> Anders stellt Clara Dubois' Anwalt die Sache dar: »Diese Heftigkeit des Styles und die ernst scheinende Drohung mit Selbstmord erschreckten Frau Dubois aufs höchste und es war ihr schmerzlich zu denken, dass sie ohne jedes Verschulden die Veranlassung einer solchen Katastrophe sein könne. Frau Dubois machte keinen Hehl aus ihrer Unruhe, dagegen hat kein »Anfall« oder dergleichen stattgefunden. Wohl aber fasste der Kläger in diesem Augenblicke die fixe Idee, seine Frau pflege doch eine stille Liebe in ihrem Innern für Vondrak.«<sup>27</sup>

Was diese Briefe bereden und in der Rede hervorrufen, ist eine Szenerie, die sich zwischen der Episode eines *galanten Abenteuers* und der Geschichte eines *traurigen Dramas* ausbreitet, die von der Passion, die Welten und Leben revolutioniert, bis zum flüchtigen Flirt, von dem es sich nachträglich kühl zu distanzieren gilt, alles nahe legt. Dass die Szenerie und ihre Lektüre in dieser Spannung verharren und zugleich angetrieben sind von Vereindeutigungen, von einem Drang nach Gewissheiten, verweist auf das, worum die brieflichen Offenbarungen und Kommentare kreisen und was sie zu bewältigen suchen, das, worin ein Drama ebenso wie ein Abenteuer seinen Ausgangspunkt hat: Es verweist auf den »schwebenden Augenblick«, in dem eine möglicherweise verführerische Begegnung sich ereignet, auf die »ungewisse Zeit« der Verführung, in der nichts entschieden ist, alles fraglich und jedes Zeichen labil. Verführung im hier verwend-

ten Sinn ist mit Cécile Dauphin und Arlette Farge nicht als absichtsvolles Handeln des oder der einen zu verstehen, sondern als »ein gewöhnlicher sozialer Akt, der einen Mann und eine Frau (oder zwei Personen desselben Geschlechts) in einen Prozess der Begegnung verwickelt, in welchen Geist und Körper gleichermassen verstrickt sind«. »Gewöhnlich« ist dieser Akt, weil er sich an jedem Ort, zu jedem Moment ereignen kann. Und gerade vom Überraschungseffekt der »szenischen Transgression« nährt er sich.<sup>28</sup>

Wäre die Verführung im Fall der Clara Dubois und des G. H. Vondrak auch nur eine eingebildete gewesen oder auch nur einseitig als solche empfunden worden, so ruft doch ihre zumindest fantasmatische Präsenz diese Unentschiedenheit des schwebenden Moments auf und leitet eine Suche nach Vergewisserungen ein. Bestätigt wird, dass einer *stetig* liebt, *ernst* liebt und *wirklich* liebt und ob dieser Liebe *alles verlieren* könnte. Zumindest da, wo der Verehrer auf einen Todeswunsch anspielt und die Freundin von dieser Möglichkeit berichtet, wo der Tod als einzige Alternative zur realisierten Liebe auftritt, spielt diese Liebe in die Passion, die den Liebenden von »gesellschaftlicher und moralischer Verantwortung freizeichnet«, wie Niklas Luhmann schreibt: aus Liebe würde Vondrak sterben und seine Kinder als Waisen zurücklassen.<sup>29</sup> Doch kann diese Passion *bezweifelt* werden und wird es von derjenigen, der sie gelten soll. Deren *Seele* ihrerseits muss *geprüft* werden und antworten, ob sie *wirklich* liebt, ob sie *mehr liebt als alles auf der Welt*. Einer kommt zur Überzeugung, dass diese Seele *still* liebt, einer anderen drängt sich die Frage auf, ob sie nicht stattdessen *spielt*. Dieses Reden, das Ungewissheiten benennt und zu Gewissheiten drängt, von denen man nicht weiss, ob sie den Kern der Dinge treffen oder aber Missverständnisse, *fixe Ideen* sind, nährt sich zum einen aus dem unentschiedenen Augenblick der Verführung, zum andern aber drängt sich der Wille zur Vereindeutigung deshalb auf, weil Gefühle Konsequenzen haben: Wenn eine nur spielt mit einem, der sie um den Preis seines Seelenheils liebt, dann soll sie damit aufhören, wenn sie aber wiederliebt als eine, die eigentlich einem andern als Ehefrau angehört, dann stellt sich die Frage nach den Konsequenzen, dann folgt auf die *Antwort der Seele* ein Handlungsproblem.

Im Raum der Ungewissheit, die es auszuräumen gilt, vereindeutigen die Briefe gerade als solche gewissermassen zu viel und zu wenig, und das erklärt, wieso sie doppelt bedeutsam sind: als Inhalt und als Geste. Ihnen mangelt es an Eindeutigkeit, wenn sie unabgeschlossene Versuche sind, die Ambivalenz dessen, was war und vorliegt, zu bewältigen, wenn sie auf der Ebene des Inhaltes Fragen selbst aufwerfen und wenn ihre Aussagen deutungssoffen sind: Lassen sie auf eine verborgene Liebe schliessen oder sind sie *inkorrekt*, wo sie solches suggerieren?

Offenbaren sie *wirkliche* Gefühle oder sind sie *Manöver*? Sie haben umgekehrt einen Überschuss an Eindeutigkeit, indem sie als Schreiben überhaupt vorliegen und das, was vielleicht eine flüchtige Episode war und hätte bleiben können, schriftlich und das heisst: objektiv zugänglich machen, in den Moment möglicher Verführung, der ephemere und fragmentarisch bleiben könnte, eine mögliche Zukunft projizieren und derart die Passion und das *Drama* gleichsam fabrizieren – und sei es nur, indem sie ein Handlungsproblem eröffnen.<sup>30</sup> Deshalb sind all die Briefe, die Clara Dubois erhält, rein als solche nicht harmlos, deshalb bringt sie die Schreiben auf der Suche nach *Rat* dem Vater, deshalb besteht Henri Dubois darauf, die Briefe einzusehen und mehr noch: sie als mögliche Beweisdokumente zu besitzen. Wenn der Brief Ausdrucksmittel des schreibenden Selbst ist und zugleich ein Akt, eine Handlung, eine »epistolare Geste«, dann sind die Briefe der Aline Baumgartner und des G. H. Vondrak doppelt verfänglich: weil sie einen möglichen Treubruch der Clara Dubois bereden und weil ihre blosser Existenz Ausdruck dieser Möglichkeit ist.<sup>31</sup>

Pointiert bringt dies derjenige Brief zum Ausdruck, der in Inhalt und als Geste mit den Regeln der Korrespondenz und der Ordnung sozialer Beziehungen derart unmissverständlich brach, dass er eigentlich nicht geschrieben sein durfte und bezeichnenderweise zum Zeitpunkt der Scheidung auch nicht mehr existierte: der veritable Liebesbrief, »obligatorisches Element der amourösen Szene« (Bernard Bray), der am 17. Oktober in Bern eintraf:<sup>32</sup> »Es war ein Brief von Vondrak an Frau Dubois in den freien Tönen herzlicher Liebe«, steht in der Klageschrift Henri Dubois' zu lesen, »man duzte sich, man nannte sich Herzallerliebste, Engel etc. [...] Auf die Frage des Klägers nach dem Grunde des intimen und herzlichen Tones in diesem Schreiben antwortete die Beklagte nur, es sei dies nicht ihre Schuld.«<sup>33</sup> Clara Dubois' Anwalt bestätigt in der Klageantwort, es habe sich tatsächlich um einen Brief gehandelt, in dem G. H. Vondrak »in überschwänglicher Weise seine Gefühle für die Beklagte schilderte.«<sup>34</sup> In diesem *Schildern der Gefühle* aber sah Henri Dubois mehr als die rein subjektive emotionale Äusserung eines Fremden aus Genf, und tatsächlich stellt dieser Brief auch mehr als eine Offenbarung dar, die sich damit bescheiden würde, eine solche zu sein. Wo ein Mann einer Frau, die nicht – auch: noch nicht – seine Ehefrau ist, einen Brief schreibt, da handelt es sich nicht um eine banale Geste, vielmehr stellt ein solcher Brief, wie Danielle Pouban beobachtet, »die erste Bewegung hin zur andern« dar: »Noch vor der Lektüre heisst ein solcher Brief nach Aufmerksamkeit und verspricht eine stärkere Bindung. Der schlichte Umstand, dass ein solcher Brief sich an jemanden richtet, dass er beantwortet wird, verändert die Beziehung zwischen den Personen und setzt etwas in Gang, das sich abspielt, als Serie

von Gesten, als Abfolge von Gefühlen.« Der Liebesbrief, schreibt auch Roland Barthes, ist »eine Beziehung, die ich zum Anderen aufnehme, keine Korrespondenz«.<sup>35</sup>

Nun hat Clara Dubois mutmasslich auf den *herzlichen* Brief Vondraks nicht geantwortet; sie ist keinen »epistolaren Pakt« eingegangen, sie hat sich auf keine Serie von Gesten eingelassen und Briefe geschrieben, welche »die Verführung in die Dauer eingeschrieben [und] ihr eine Zukunft und Wurzeln erfunden« hätten.<sup>36</sup> Und doch bleibt Clara Dubois in den Augen ihres Gatten schon nur deshalb nicht unschuldig, weil ein solcher Brief sich an sie richtet. *Man duzt sich*, will heissen: einander, er sie und sie ihn – obschon doch im Brief nur G. H. Vondrak spricht. Das Duzen des Verehrers suggeriert ein Einverständnis Clara Dubois' oder doch zumindest eine Verstrickung und stellt jedenfalls die Intimität her, die der Schreibende im Abschiedsbrief mit dem »Sie« wieder zurücknimmt, wo er erkennt, dass der Ton »sich nicht geziemte«, zu dem er sich »hinreissen liess, im Traume meines Glückes«.<sup>37</sup> Und diese suggerierte einverständliche Intimität an sich ist die Überschreitung, die den Treubruch vollzieht, den all die andern Briefe bereden und den eine Verführung in diesem Fall logisch impliziert: Sie schliesst den Ehemann aus, ja mehr noch, sie negiert dessen Existenz, da ein *herzallerliebstes Du* zu einer Frau dort gar nicht sein darf, wo ein Ehemann ist. Ruft das *Du* die Vertrautheit des Schreibenden mit der Person Clara Dubois auf, so ficht der Brief den Status des Ehemannes an. Und auch hier sind schon die Geste des Briefschreibens an sich, der Brief in seiner puren materiellen Existenz verdächtig. Henri Dubois nämlich, so steht es in der Klageschrift geschrieben, brachte den »an seine Frau adressierten Brief aus Genf [...] uneröffnet seiner Gattin in die Wohnung mit dem Verlangen, von seinem Inhalte in ihrer Gegenwart Kenntnis zu nehmen. Es blieb ihr nichts anderes übrig, als den Brief ihrem Manne hinzureichen. [...] Kaum hatte der Kläger den Brief zu Ende gelesen, als ihm seine Frau das Schreiben entriss und sofort im Feuer vernichtete.«<sup>38</sup>

Im Wunsch, *Kenntnis zu nehmen* von diesem Brief, behauptet Henri Dubois nicht nur seinen Anspruch auf die exklusive Intimität unter Gatte und Gattin, sondern auch seine Kontrolle über das, was seine Ehefrau mit anderen teilt. Dieses Verlangen ist nicht unschuldig, nimmt doch das Eherecht die Korrespondenz der Ehefrau eindeutig aus dem Kontroll- und Entscheidungsrecht des Ehemannes aus und bestimmt es als »persönliche Angelegenheit«. Vorbehalten und damit eine Frage der Interpretation allerdings bleibt ein »allfälliges Eindringerecht nach den Grundsätzen über Notwehr, Notstand und Selbsthülfe und ferner nach Artikel 169 ff. [Schutz der ehelichen Gemeinschaft]«, das etwa dann zum Tragen käme, wenn der Ehemann Ehebruch vermutet.<sup>39</sup> Dass Henri Dubois seinen An-

spruch auf Lektüre des Briefs gegen den Willen der Ehefrau durchsetzen musste, *es blieb ihr nichts anderes übrig*, macht diese in seiner Darstellung zur Komplizin ihres Verehrers, die das *Du* des Schreibenden mit vollzieht. So wundert es nicht, dass in Clara Dubois' Klageantwort die gemeinsame Lektüre gerade umgekehrt dargestellt wird: »Beide Ehegatten waren gut aufgeräumt, scherzten über diese neue Episode und zerrissen den Brief.«<sup>40</sup> *Beide* zusammen kommentierten *scherzend* das Ereignis, *beide* zusammen *zerrissen* den Brief: Nicht die in ein *Drama* oder ein *Abenteuer* verstrickte Komplizin ihres Verehrers war Clara Dubois, sondern vielmehr diejenige ihres Ehemannes, mit dem sie sich gemeinsam an einer amüsanten Episode erheiterte. Dass das Verbrennen des Briefs in der Klageantwort nicht auftaucht, unterstreicht gerade als Leerstelle diese Repräsentation ehelicher Komplizenschaft, wäre doch der verbrannte Brief nichts weniger als die höchste Manifestation des Geheimnisses, das Clara Dubois bestreitet.<sup>41</sup>

Die Briefe, die um die Ambivalenz dessen kreisen, was ein möglicher Moment der Verführung war, stellen einerseits auf der inhaltlichen Ebene unabgeschlossene Versuche dar, diese Ambivalenz zu bewältigen, und sie fabrizieren andererseits auf der Ebene der Geste, die sie sind, ein *Drama* oder ein *Abenteuer*, indem sie objektivieren, was der Moment nahe legen mochte, und indem sie die Konsequenzen zum Handlungsproblem machen. Worin aber bestand dieser Moment? Was war es, das es deutend zu bewältigen galt? An welche Gesten schloss der Liebesbrief, schlossen all die andern epistolaren Gesten an? Genaues darüber ist aus den Briefen selbst nicht zu erfahren, setzen diese doch das Wissen um die Begegnung voraus; vor Gericht hingegen wird geschildert, was sich in Genf zugetragen hat, wohin Clara Dubois am 30. September 1911 gereist war, um ihrer Freundin Aline Baumgartner bei deren Umzug behilflich zu sein.

### Der Crèmelöffel. Szenische Transgression und Grenzen des Flirts

Während ihres an die Umzugsarbeiten anschliessenden mehrtätigen Aufenthalts im Haus der Baumgartners lernte Clara Dubois den in Genf wohnhaften, verheirateten und begüterten Kaufmann böhmischen Namens G. H. Vondrak kennen. Gemeinsam verbrachte man einige Stunden beim Tee, es wurde zu einem Nachtessen geladen, man besuchte das Casino. Als Henri Dubois einige Tage später in geschäftlicher Verpflichtung ebenfalls nach Genf reiste und mit seiner Ehefrau zusammenkam, »berichtete sie ihm scherzend«, so steht in der Klageschrift zu lesen, »dieser Herr Vondrak hätte um sie geworben und ihr erklärt, sie sei eine Frau nach seinen Wünschen; und lachend fügte die Beklagte bei, Vondrak

würde ihm jede noch so hohe Summe zahlen, wenn er sie freigäbe«. Henri Dubois habe dies »für einen Scherz« gehalten und »die Unterredung denn auch in diesem neckenden Tone« weitergeführt, »ohne der Sache eine grössere Beachtung zu schenken«. Doch bald schon schien ihm, als finde das *Werben* des G. H. Vondrak Resonanz: Zwei Tage später nämlich habe ihm seine Gattin erzählt, »Vondrak hätte sie am selben Nachmittag in der Wohnung der Frau Baumgartner aufgesucht und ihr wiederholt ernstliche Anträge gemacht. Sie hätte nicht ja gesagt – aber auch nicht nein.« Ihm sei »dieses Abenteuer nun allerdings in einem etwas anderen Lichte« erschienen, »immerhin hoffte er, seine Frau würde es bald vergessen, wenn sie wieder in Bern wäre und er führte sie tags darauf nach Hause zurück.«<sup>42</sup>

Clara Dubois ihrerseits legt in der Klageantwort Rechenschaft ab über die Geschehnisse in Genf: Tatsächlich habe ihr G. H. Vondrak »in Anwesenheit der Frau Baumgartner ganz plötzlich und unvermittelt [erklärt], dass er eine heftige Zuneigung zu ihr habe und dass sie die seine werden müsse. Frau Dubois war zuerst sprachlos, fasste sich dann aber, und suchte in möglichst unbefangener Weise Herrn Vondrak auf das unzulässige und unmögliche seiner Wünsche hinzuweisen«. Nicht nur schlug ihr das Werben des Verehrers *plötzlich und unvermittelt* entgegen, nicht nur hatte sie also keinen Anteil an und schon gar keine Verantwortung für dieses Geschehen, darüber hinaus hat Clara Dubois auch deutlich klar gemacht, dass sie für die *Wünsche* des reichen Kaufmannes nicht empfänglich ist. »Am gleichen Abend traf sie ihren Mann [...] und erzählte ihm [...], was ihr soeben passiert sei. Dabei befand sie sich in einer gewissen Aufregung, da sie dieses Ereignis erschreckt und missgestimmt hatte, trotzdem sie sich ruhig das Zeugnis geben konnte, dass sie diesen Gefühlsausbruch des Herrn Vondrak in keiner Weise provoziert hatte.« Ihrem *Erschrecken* sei nun allerdings der Ehemann nicht mit dem gebotenen Ernst begegnet: »Dubois sagte hierauf lachend »eh bien prends le.« Diese »scherzhafte Behandlung der Sache in diesem Momente« sei ihr »zuwider« gewesen, und sie habe ihren Mann gebeten, »doch etwas ernster zu sein.«<sup>43</sup> Nicht *Neckerei*, sondern mangelnde Sensibilität empfand Clara Dubois im *Eh bien prends le*, im flapsigen *So nimm ihn doch*. Das eigene *Erschrecken* und die eigene *Missstimmung* aber bringen zum Ausdruck, dass sie sich der Situation bewusst war, und das heisst nichts weniger, als dass sie sich auch nicht naiv hat verstricken lassen, dass ihr nachträglich nicht nur keine aktive, sondern sozusagen auch keine passive *Schuld* zufällt, dass das Werben des G. H. Vondrak von ihr unabhängig und die *Ruhe* ihres Gewissens unversehrt war.

Die Suche nach Gewissheiten über Gefühlszustände, wie sie in den Briefen zum Ausdruck kommt, wendet sich in den Darstellungen vor Gericht zur Frage nach der Akteurschaft, denn worauf die Klageschrift anspielt und wogegen die

Klageantwort anredet, das ist die Möglichkeit, dass Clara Dubois durchaus teil-hatte an dem, was *Abenteuer* oder *trauriges Drama* war. Und hier hat Henri Dubois eine starke Karte auszuspielen, nämlich die Schilderung der ersten Begegnung von Clara Dubois und G. H. Vondrak: »Der Kläger hat seit Einreichung der Klage erfahren müssen«, erklärt der Anwalt Henri Dubois' in der Verhandlung vom 3. Februar 1912, »wie sehr sich seine Frau bei ihrem ersten Zusammentreffen mit Vondrak vergab, wie sie ihn flattierte und komplimentierte und wie sie so niedlich dem vordem gänzlich Unbekannten beim Thee ihren eigenen Crémelöffel päppelnd zum Munde führte.«<sup>44</sup>

Das ist eine szenische Transgression wie sie sich prägnanter nicht ereignen könnte, erkennbar für alle, die zusahen, beredt für alle, die sie geschildert bekamen. Geselligkeit ist im sich »modern« gebenden bürgerlichen Mittelstand zwar durchaus der Ort, wo sich Männer und Frauen begegnen und wo diese Begegnungen eine Liebe einleiten können. Doch sie ist konventionsgemäss nicht der Ort, wo das Sinnliche einer solchen Begegnung sozusagen symbolisch aufgeführt wird und noch dazu eine Frau solches veranlasst. Genau das aber geschieht hier: Nicht nur verbal, nämlich *flattierend und komplimentierend*, nähert sich Clara Dubois G. H. Vondrak an, sondern sie tauscht sich sozusagen körperlich mit ihm aus, indem sie ihren *eigenen Löffel*, den sie benutzt, *ihm zum Munde* führt und sich damit auch gleich den Willen des Mannes unterwirft, den sie *päppelnd* zum Kinde macht. Derart präzise geschildert entschlüsselt sich unmittelbar die implizite Sexualisierung oder zumindest Erotisierung dieser Geste als symbolischer Kuss. Die szenische Transgression aber bringt so eigentlich nur die Ambivalenz der geselligen Szenerie selbst zum Ausdruck, die, wie der zeitgenössische Sexualwissenschaftler Iwan Bloch kritisch beobachtet, Männer und Frauen in »Abendessen, Jours, Kränzchen« in Szene setzt und so den »leise prickelnden Reiz aufs Begehren« weckt, zugleich aber dessen Bemeisterung verlangt.<sup>45</sup>

Die szenische Transgression der Clara Dubois ist umso vehementer, als diese im September 1911 kein junges unverheiratetes Mädchen mehr ist, sondern eine Ehefrau. Deshalb *vergibt* sie sich in der Löffelszene; sie überschreitet mit Wort und Leib den ihrem Status und ihrem Geschlecht gesetzten Handlungsspielraum und gibt preis, was sie zu derjenigen macht, die sie ist: Als Ehefrau betritt sie in der Semiöffentlichkeit geselligen Beisammenseins – anwesend waren die Eheleute Baumgartner und Vondrak – den Vorhof des Ehebruchs, als Frau beherrscht sie die Szene und leitet ein, was die Zeitgenossen unmittelbar als Flirt empfunden haben dürften: die Begegnung »mit unterlegten »erotischen Möglichkeiten«, wie es die Sexualreformerin Grete Meisel-Hess 1909 definiert, »irgendeine Betätigung, die geeignet ist, sowohl den eigenen Erotismus zu verraten, als denjeni-

gen des andern oder der andern anzuregen«, wie beim viel gelesenen Hirnanatomen, Ameisenforscher, Psychiater und Sexualaufklärer August Forel nachzulesen ist. Denkt sich Forel zwar den Flirt als etwas, was ganz zu Recht »von beiden Geschlechtern aktiv« betrieben werde, weil es nach dem »heutigen Begriff [...] unbedingt zum direkten Geschlechtstrieb, als formenreiche Stufenleiter seines Ausdrucks beim Manne wie beim Weibe« gehöre, so sei doch der Frau »eine grosse Zurückhaltung« geboten: »Sie darf ihren Erotismus nur erraten lassen. [...] Sie darf aus ihrer passiven Rolle selbst dann nicht sichtbar heraustreten, wenn sie von der grössten erotischen Sehnsucht geplagt wird. [...] Die Frau muss also in ihren Flirt-herausforderungen, im Beginn wenigstens, sehr zart und geschickt sein.«<sup>46</sup>

Gerade *zart* war die Löffelszene nicht, wurde sie doch von den Beteiligten deutlich wahrgenommen, erinnert und kolportiert. Auch die Ehefrau des G. H. Vondrak berichtet vor Gericht: »Frau Dubois führte meinem Mann [...] mit ihrem Löffelchen Kuchen ein; die Gesellschaft lachte dazu.« Was davon zu halten ist, macht sie in der anschliessenden Passage deutlich, die nicht nur die Geste der Clara Dubois als unmissverständlich ungehörliche qualifiziert, sondern auch noch gleich eine Kritik an der Doppelmoral ihres Mannes enthält: »Ich fragte meinen Mann, was er getan haben würde, wenn ICH einem Mann Kuchen in den Mund geführt hätte, wie Frau Dubois ihm. Darauf antwortete er, »geohrfeigt hätte ich dich, aber tüchtig.«<sup>47</sup> Ein grelles Zeichen war die Geste Clara Dubois' so, wie sie geschildert wird, wendet sie doch eine gesellige Szenerie explizit in die erotische Begegnung und dient denn auch Henri Dubois dazu, die Richter von der Verworfenheit seiner Ehefrau zu überzeugen. Das *Lachen* der anwesenden *Gesellschaft* aber – von dem wir nicht wissen, ob es ein betretenes oder ein unbekümmertes war – macht nur noch einmal die Ambivalenz der Situation klar, die sich aus dem verführerischen Moment heraus zwischen *Scherz* und *Ernst*, zwischen *Abenteuer* und *Drama* auftut, und von der zunächst niemand zu wissen scheint, ob und wie viel *Beachtung* sie verdient, ob und in welchem Sinn sie Anlass einer *Neckerei* sein kann oder aber vielmehr *ernst* genommen werden muss.

Mancher Flirt einer Ehefrau dürfte unbeachtet von der Welt vor sich gegangen oder grosszügig verziehen worden sein, doch im Scheidungsprozess wird er zum Zeichen brüchiger Treue und fragiler ehelicher Verhältnisse: Der Buchhändler Gustav Wolff argumentiert 1915 vor Gericht, er behaupte nicht, »dass die Klägerin sich des Ehebruchs schuldig gemacht habe, aber sie habe den Flirt geliebt« und »das habe aber auch genügt, um das Verhältnis unleidlich zu machen«. Namentlich habe seine Ehefrau Louise eheliche Spaziergänge verweigert und »Kopfweg, zu rasches Gehen des Beklagten etc. vorgeschützt«, während sie »mit andern Männern [...] aber ohne weiteres bereit zu einem Spaziergang« ge-

wesen sei: »Vor ca. vier Jahren habe sie ein Verhältnis mit einem Schauspieler gehabt und sei mit diesem spaziert. Dann habe sie mit einem Dr. Vrbizki ein Verhältnis gehabt, und Rendez-vous abgemacht.«<sup>48</sup> Wo der willige Spaziergang mit andern Männern das Flirten der Ehefrau veranschaulichen und, umgekehrt, der dem Ehemann verweigerte Spaziergang das eheliche Zerwürfnis illustrieren soll, da bedient sich Gustav Wolff der Bedeutung, welche der Spaziergang um 1900 hat: Nebst der gemeinsamen Mahlzeit erscheint der Spaziergang vor Gericht als jene Tätigkeit, die intime Verbundenheit gleichsam rituell vollzieht und für das steht, was an der Ehe über funktionale Arbeitsteilung und Sexualität hinausgeht. »Mein Mann kannte in mir nichts als die Besorgerin der Hausgeschäfte, und die Befriedigerin seiner sexuellen Regungen«, klagt Rosa Eichenberger, Frau eines Maler- und Gipsermeisters, »gemeinsame Spaziergänge, wie sie in anderen Familien Brauch sind wurde mir äusserst selten zu teil.«<sup>49</sup> Und die Ehefrau eines Kanzlisten erkennt die mangelnde Liebe ihres Gatten nicht zuletzt in seiner Verweigerung des Spazierganges: »Abends wollte er auch nicht mit mir spazieren. Geh' allein, sagte er.«<sup>50</sup> Auch der Schuhmacher und Handlanger Jakob Linder wollte nicht mit seiner Frau spazieren und war sich bewusst, dass er sich darin von der Ehe lossagte: »Ich zog mich bedr. Ehelichen verpflichtungen immer mehr zurück, das muss ich aufrichtig gestehen, weil ich einfach keine Liebe und Freude hatte zu meiner Frau z. beispiel dass wir zusammen, an Sonntagen odr. Abenden, einen Spaziergang machten, das war ausgeschlossen, denn jedes ging allein odr. mit andern.«<sup>51</sup>

Anders als die Mahlzeit vollzieht sich der Spaziergang gewöhnlich in der Öffentlichkeit und ist entsprechend nicht nur intimes Ritual, sondern rituell veröffentlichte Intimität: er realisiert das Paar im eigenen und im Blick der andern. Die Ehefrau eines Arztes spricht gar vom »Renommier Bummel«, den der Ehemann ihr »um 12 Uhr täglich« abverlangt habe.<sup>52</sup> Genau dieses Vollziehen und Repräsentieren von Intimität macht den Spaziergang mit anderen zum Skandalon und vor Gericht zum eigentlichen Topos im Reden über Untreue: »Ferner wurde sie durch Zeugen auf Spaziergängen zusammen getroffen«, berichtet ein Küfer über seine Frau, und dass sie es »in solchen Momenten mit der ehelichen Treue ernst nahm, wird sie wohl kaum behaupten wollen.«<sup>53</sup> In seiner Analogie zum ehelich-familialen ruft der nicht-eheliche Spaziergang immer ein mögliches Mehr auf, und entsprechend sind die Beschuldigten um präzise Grenzziehungen bemüht. So gibt die Ehefrau des eingangs zitierten Gustav Wolff zu Protokoll: »Richtig ist, dass ich mit andern Herren geflirtet habe und spazieren gegangen bin, ohne jedoch je unerlaubte Beziehungen gehabt zu haben.«<sup>54</sup> Ganz ähnlich eine Fabrikarbeiterin: »Mit dem Bäcker spazierte ich auf der Schütte durch, es ist aber nichts gegangen.«<sup>55</sup> Und noch expliziter ein Dienstmädchen: »Ich bin mit

dem Russen spazieren gegangen, aber Geschlechtsverkehr habe ich nie mit ihm gehabt.«<sup>56</sup> Ein Maurer gesteht differenzierend ein: »Mit der Logisfrau habe ich nicht verkehrt, auch mit Frau Hess nicht. [...] Dagegen ist richtig, dass ich mit Frau Hostettler Arm in Arm spazieren ging«.<sup>57</sup> Wer mit andern spaziert, muss den Bedeutungsüberschuss des Spaziergangs bändigen, und dabei geht es um mehr als eine Verteidigung gegen eine grobschlächlige Reduktion des *Spazierens* auf *Geschlechtsverkehr*. Zu bewältigen ist ein paradoxes Zeichen: Wenn der Spaziergang Bezug nimmt auf das, was an der Ehe über das sexuelle Verhältnis hinausgeht, so verweist er immer auch auf dieses sexuelle Verhältnis als das, was im »Mehr« an der Ehe aufgegangen ist. Mit anderen Worten: Gerade weil im Spaziergang dieses Mehr zum Ausdruck kommt, das die Ehe über die sexuelle Beziehung und die funktionale Arbeitsteilung hinaushebt, verweist er umgekehrt auf das sexuelle Verhältnis als das, was die Ehe begründet und ihr exklusiv ist, was sie definitorisch von allen andern Beziehungsformen unterscheidet und was im Umgang mit *andern* Frauen und Männern *unerlaubt* ist.

Gerade die Anzeichen für Treulosigkeit aber – das Spazieren, der Flirt – werfen Fragen auf, denn wo genau im Zusammensein mit andern die Grenze zum *Un-erlaubten* gezogen ist, bleibt durchaus offen für Interpretationen. Paul von Eschenmatt, Angehöriger eines alteingesessenen und adligen Geschlechts aus dem Berner Patriziat, lässt seinen Anwalt berichten, dass seine Ehefrau »die richtige Schranke im Verkehr mit seinen Freunden nicht immer respektierte, sondern es liebte, mit denselben Flirt zu treiben«.<sup>58</sup> Solchen Vorwürfen entgegnet die Klageantwort der aus dem Westschweizer Grossbürgertum stammenden Fanny von Eschenmatt: »Es soll nicht bestritten werden, dass Frau von Eschenmatt im Vergleich zu unsern in alter, strenger Sitte erzogenen Bernerinnen, vielleicht eine etwas zu ungenierte Art im Verkehr zu den Freunden ihres Mannes zur Schau trug. Dass sie dabei aber die Grenzen des Schicklichen und Erlaubten je überschritten habe, wird verneint.«<sup>59</sup> Nicht mit Mentalität, aber strukturanalog mit individuellem Charakter versucht Clara Dubois' Freundin Aline Baumgartner vor Gericht die Löffelszene zu entschärfen: »Frau Dubois war lustig & fidel wie immer & Hr. Vondrak machte ihr Komplimente«, berichtet sie über besagtes geselliges Zusammensein. Sie habe Clara Dubois »ermahnt, etwas stiller zu sein«, und sie habe Henriette Vondrak, die »ihrem Mann Blicke zuwarf«, erklärt, dass Clara Dubois »von Natur aus lustig sei & dass sie gar nicht an so etwas denke, sie kenne eben Frau Dubois nicht«.<sup>60</sup>

Wer die *Natur* der Clara Dubois kennt, die kann in dem, was an deren Verhalten missverständlich sein mag, leicht den schlichten Ausdruck eines *lustigen* Verhältnisses zur Welt und den Menschen erkennen, eine Leichtigkeit und Unbeschwertheit im Umgang, der nichts Unerlaubtes innewohnt. Doch lässt Aline

Baumgartner auch wissen, dass selbst in ihren Augen einer Frau mit solcher Wesensart Zurückhaltung geboten wäre, gerade weil sie missverstanden werden kann: es kann von ihren Gesten auf einen Charakterzug und auf eine promiskuitive Haltung geschlossen werden, auf *so etwas* nämlich, das deutlicher nicht benannt werden will und genau darin offen legt, worum es geht: um die szenische Transgression eines verführerischen Flirts, einer erotisierten Geste, welche die Ehefrau bewusst und absichtsvoll tut.

### Die Zukunft, das Glück. Beharrungskraft der Ordnung

Während die Löffelszene mindestens semiöffentlich war, gingen die Briefe einen Schritt weiter, indem sie die szenische Transgression aus dem Kontext der Geselligkeit lösten. In diesem konnte das Verhalten der Ehefrau auf diese Situation ungezwungenen Beisammenseins – das mehr oder weniger *genierte* Umgangsformen, mehr oder weniger *lustige* Naturen und damit einen gewissen Handlungsspielraum kannte – bezogen werden und musste noch nicht zwingend auf ihr Verhältnis zu demjenigen, der ihr Verehrer werden sollte, hinweisen. Die Briefe entfalteten im grundsätzlichen Schutz des Briefgeheimnisses und als Zwiegespräch zwischen den Schreibenden und der Adressatin, zwischen dem Du und dem Du, im Mindesten ein Angebot von Intimität. Derart interpretierten die Schreiben nicht nur die Ursprungsszene der Begegnung von Clara Dubois und G. H. Vondrak, sondern sie verlängerten diese als Korrespondenz in die Praxis sozialer Beziehungen hinein. Doch diese Briefe blieben nie Geheimnis, sie schufen nie eine »zweite Welt neben der offenbaren«, wie es Georg Simmel zufolge das Geheime täte, und welcher der Treubruch einer verheirateten Frau angehören würde.<sup>61</sup> Von allem Anfang an zirkulierten die Briefe familienöffentlich: Clara Dubois trägt den ersten Brief ihrer Freundin umgehend zum Vater, Henri Dubois verlangt Einsicht in den Liebesbrief des G. H. Vondrak, und dessen Abschiedsbrief geht zusammen mit dem rügenden Schreiben der Aline Baumgartner direkt an die Adresse des Vaters. Zwar übertreten die Briefe in dem, was sie sind und sagen, die Regeln der Korrespondenz und die Ordnung sozialer Beziehungen; was vorgeht, entzieht sich der Kontrolle – in der »Löffelszene« als eindeutige Andeutung, in den Briefen als handelnder Vollzug. Doch alles, was sich daraus ergibt, wird in eine ordnende Hand gelegt: in die des Vaters.

Und Walter Tobler nahm nicht nur Briefe in Empfang und reichte sie weiter, er »liess Vondrak wirklich nach Bern in seine Privatwohnung kommen«, wie in der Klageschrift des Ehemannes zu lesen ist, er »hatte dort mit ihm eine lange



Unterredung« und riet zum Kontakt »nur durch das väterliche Telefon«. <sup>62</sup> Clara Dubois lässt berichten, ihr Vater habe, als sie ihm den ersten Brief gebracht habe, »in scharfem Tone« gefragt, »ob da irgend etwas unrechtes gegangen sei«, er habe auf ihre Erklärung hin versichert, »er wolle sehen, dass alles wieder in ein normales Geleise komme« und herausfinden, »ob Vondrak ein gewöhnlicher Verführer oder ein seriös handelnder Mensch sei«. <sup>63</sup> Nach eigenen Aussagen vor Gericht hat Walter Tobler im Zusammentreffen mit Vondrak den Eindruck eines »Ehrenmannes« gewonnen, der ihn einer »kolossalen Liebe« zu seiner Tochter versicherte. Er habe diesen zwar angehört, aber auch darauf hingewiesen, dass »das alles ihn nicht berechtige sich in die Ehe meiner Tochter zu mischen«. Der Vater war es auch, der schliesslich eine Aussprache zwischen G. H. Vondrak und Henri Dubois arrangierte. <sup>64</sup> Walter Tobler nahm Briefe in Empfang, gab sie weiter, schrieb selbst, Walter Tobler telefonierte, er verschickte Depeschen und führte Unterredungen. Bei Vater Tobler laufen alle Fäden einer kommunikativen Betriebsamkeit zusammen, die von der Löffelszene ausgeworfen werden, ihm kommt die Bewertung der Geschehnisse und das Ergreifen von Massnahmen zu. Die Freundin Aline Baumgartner weiss um diese Instanz: »Hoffentlich bist Du gut angekommen«, schreibt sie in ihrem Brief vom 15. Oktober an Clara Dubois, »meine Gedanken beschäftigen sich so sehr mit Deiner Zukunft & Deinem Glück, dass ich nicht mehr warten kann, dass ich schon zur Feder greifen muss. Hast Du wohl schon mit Deinem Papa darüber gesprochen & wie hat er es aufgenommen?« <sup>65</sup>

Ob, wie Aline Baumgartner suggeriert, Walter Tobler eine neue *Zukunft*, ein neues *Glück* seiner Tochter mit G. H. Vondrak absegnen sollte und dabei gar, wie es Henri Dubois nahe legt, »Kuppelei« betrieb, oder ob er vielmehr die Ehe von Henri und Clara in *normale Geleise* lenken wollte, wie es seine Tochter vor Gericht darstellt, immer geht es um die Stabilisierung oder Herstellung von Ordnung. <sup>66</sup> Darin kommt nicht nur die Macht – und die Problematik – väterlicher Autorität zum Ausdruck, auf die weiter unten näher eingegangen wird. Es manifestiert sich darin auch die Tatsache, dass die von der Löffelszene in Gang gesetzte Entfaltung eines *Dramas* oder *Abenteuers* von allem Anfang an von der Ordnung eingeholt war, die sie übertrat. Wenn etwas in der Geschichte, die sich zwischen Clara Dubois und G. H. Vondrak entspann, nie zur Diskussion stand, wenn etwas weder vom *Abenteuer*, noch vom *Drama* nahe gelegt wurde, dann war es der eigentliche Ehebruch. Was zur Diskussion stand, am deutlichsten in den Briefen der Aline Baumgartner, war eine Liebe, die überhaupt nur als Verheissung einer neuen Ehe Gestalt annahm. »Wenn Dein Mann Dich lieb hat«, schreibt Aline Baumgartner, »so kann er, wenn er sieht, dass Du mit einem an-

dern Manne glücklicher sein könntest, wenn er sieht, dass Dein ganzes Denken, Fühlen & Sinnen bei einem andern weilt, [Dich] nicht an seiner Seite fesseln wollen; um Dich glücklich zu wissen, sollte er entsagen; es ist ja freilich furchtbar hart, sehr hart für einen Mann & tut es mir furchtbar leid, dass alles so kommt, aber ein Mann tröstet sich auch viel leichter & er würde den Schmerz überwinden, eine andere finden, die vielleicht noch besser zu ihm passen würde, die er noch mehr lieben würde«. <sup>67</sup>

Die Liebe des G. H. Vondrak zu Clara Dubois und ihre allfällige Erwidierung gewinnen Legitimität aus der Logik der romantischen Liebe, die auch eine Logik der Steigerung und der Ordnung im Sinn vorherbestimmter Perfektion ist: Es kann sein, dass der einst gewählte Mann nur unzureichend liebt und geliebt wird, es kann sein, dass der Ehefrau einer begegnet, den sie mehr liebt, der sie mehr liebt, der sie nicht nur glücklich, sondern *glücklicher* macht und der erst der »Richtige« ist. Und in diese Logik fügt sich, dass auch der verstossene Ehemann in einem schicksalhaft prästabilisierten Gang der Dinge eine Frau finden wird, die er seinerseits *noch mehr* lieben kann. Diese Liebe wäre aber im Kern immer schon Ehe und als solche Institution und Ordnung, weil das romantische Liebeskonzept Liebe und Ehe in eins setzt: »Ehe ist Liebe und Liebe ist Ehe«, beschreibt Niklas Luhmann die romantische Idee, und so drängt eine neue Liebe – wo dies rechtlich möglich ist – zwangsläufig zur Auflösung der bestehenden und zur Schliessung einer neuen Ehe. Und ganz in diesem Sinn romantischer Liebe fällt die Liebeserklärung mit der Erklärung von Heiratsabsichten zusammen. <sup>68</sup> Stellvertretend spricht dies Aline Baumgartner als die Mittlerin zwischen G. H. Vondrak und Clara Dubois aus: »Wenn nur alles gut kommt«, schreibt sie, »Du gäbest eine reiche Frau; denn er vertraute uns die Summe an, die er sein Eigen nennt (beinahe ½ Million) liegt im Geschäft, jetzt nimm an.« <sup>69</sup> Wo das *ganze Denken, Fühlen & Sinnen* Clara Dubois' zur Debatte steht, da steht ihre Gattenwahl zur Debatte, und das ganz konkret: sie gäbe eine *reiche Frau*, würde sie G. H. Vondrak heiraten.

Ganz gleichgültig wie und was Clara Dubois und G. H. Vondrak empfunden haben mochten: Was darüber gesagt und geredet und gesprochen wird, bringt zum Ausdruck, inwiefern die romantische Liebe dem erotischen und seelischen Empfinden dem Prinzip nach jeden Spielraum verschliesst, der über das Absolute der einen Liebe zum einen Menschen hinausginge. Und die Geschichte dieser Spielart der Liebe sollte denn auch im Verlauf des 20. Jahrhunderts in die »serielle Monogamie« münden, die einen Kompromiss schliesst mit der Unwägbarkeit und Unbeständigkeit der Gefühle und darin zugleich das Absolute der romantischen Liebe aufbewahrt, bei der es immer ums Ganze geht, und die alles, was Um-



gebung von Liebe sein könnte, negieren muss. Selbst der spielerisch-verführerische Moment unterbricht Konstanz nur, um eine neue Beziehung herzustellen.

Sogar in der Rücknahme des Versprechens einer neuen Liebe, die eine neue Ehe wäre, bestätigt sich die Beharrungskraft der Ordnung: »etwas steht mir noch hoch«, schreibt G. H. Vondrak in seinem Abschiedsbrief vom 2. November, »da ich diese schwere Verantwortung nicht gleichgültig auf mir ruhen lassen kann, so bitte ich Sie inständigst rein u. unversehrt die wenigen Worte die wir gesprochen als nie gehört zu betrachten u. Ihrem Herrn Gemahl die vollste und edelste Liebe wieder zuzuwenden«.<sup>70</sup> Diejenige Liebe, die moralisch Treubruch und Scheidung legitimieren würde, muss recht eigentlich ungeschehen sein, da ihre bloße Existenz im Sinn der höheren moralischen Ordnung romantischer Liebe die Legitimität der bestehenden Ehe unterlaufen und sie, wie die Ehefrau selbst, als solche *versehren* würde. Tatsächlich kam es denn auch nicht zur Einlösung der Verheissung einer neuen Ehe, die nicht nur *glücklicher*, sondern in ihrer konkreten Gestalt auch materiell *reicher* gewesen wäre und die Ambitionen der Clara Dubois, wenn auch in versachlichter Form, durchaus adäquat aufgegriffen hätte: zwar heiratet Clara Dubois einige Jahre nach der Scheidung von Henri Dubois ein zweites Mal, aber nicht G. H. Vondrak. Ungehört indes blieben die zwischen Clara Dubois und G. H. Vondrak *gesprochenen Worte* nicht. Vielmehr trieben gerade die Ungewissheiten beziehungsweise die unterschiedlichen Gewissheiten über das Gedachte, Gefühlte und Empfundene der Ehefrau den ehelichen Konflikt in den Scheidungsprozess.

### 3. Unter Männern.

#### Die Ehre, das Geld, der Körper der Frau

Diese merkwürdige und für jede selbstbewusste Frau so befremdende Art, zu formulieren: wenn »einem Mann seine Frau oder Tochter verführt wird«. Als ob man sagte, »wenn einem seine Katze gestohlen wird«.

*Helene Lange, Duellsitte und Patriarchalismus, 1912*

#### Nichts gesucht, nur ausgewichen. Weibliche Ehre und Koketterie

Ihre Widerklage begründet Clara Dubois nicht nur mit der Zerrüttung der Ehe, sondern, wie ihr Mann, zusätzlich mit schwerer Ehrenkränkung: »Sie fühlt sich in ihrer Frauenehre zu tief gekränkt, und verlangt daher auch ihrerseits die ge-

richtliche Scheidung«, heisst es in der Klageantwort und Widerklage. Worin diese Kränkung bestand, wird in der anschliessenden Passage deutlich: »Dass Vondrak dem Dubois gesagt hätte, sie die Beklagte hätte ihn Vondrak wegen seines Geldes gewünscht, kann nicht angenommen werden, wenn man daran festhält, dass die Beklagte nichts gesucht, sondern nur ausgewichen ist. Zur Ehre der Beklagten muss besonders hervorgehoben werden, dass sie von der ersten Annäherung des Vondrak an, sowohl ihrem Vater, als auch ihrem Mann alles erzählte und nichts verheimlichte, unter steter Betonung, dass sie dem Drängen des Vondrak nicht Folge gebe. Ihr Vater suchte sie in diesem Bestreben zu unterstützen, und statt seiner Frau und seinem Schwiegervater hierfür dankbar zu sein, verdreht Dubois den Sachverhalt, um seinen Schwiegervater einen Kuppler und seine Frau eine leichte, ihre Stellung vergessende Frau zu schelten.« Clara Dubois hat *nichts gesucht*, nicht aus emotionalen und nicht aus pekuniären Gründen, und sie hat *nichts verheimlicht*, weil sie nichts zu verheimlichen hatte: Den »Gefühlsausbruch des Herrn Vondrak« habe sie »in keiner Weise provoziert«, und so konnte sie im Bewusstsein, einem »tragischen Ereignis [...] beharrlich die Stirne geboten und dabei ihrem Manne die Treue bewahrt« zu haben, mit offener Seele ihrem Vater »ruhig ins Auge sehen und ihm sagen, dass sie ganz schuldlos dastehe, das Ganze sei ohne ihr geringstes Zutun unerwartet über sie gekommen«.<sup>71</sup>

In gleicher Weise fasst auch Walter Tobler in einem Brief an G. H. Vondrak Offenheit und Zurückhaltung als Zeichen unversehrter *Frauenehre* zusammen: »Frau D. war gegen ihren Mann von Anfang an offen in jeder Beziehung & auch Ihnen gegenüber hat sie sich in keiner Weise vergeben; ihre Ehre ist da unbefleckt wie die Sonne, denn sie hat sich auch enthalten Ihnen gegenüber zu zeigen, wie es ihr ums Herz ist, eben weil sie eine tugendhafte Frau ist und als solche auch will respektiert werden.«<sup>72</sup> In solcher Schuldlosigkeit an den Avancen des Verehrers und in der Offenheit beweist sich die Treue der Clara Dubois – auf der sie möglicherweise selbst gegen ihr *Herz* beharrte –, und in solcher Treue wiederum beweist sich die Ehre, die sie vor Gericht genau so verteidigt, wie der Ehemann in seiner Klageschrift maliziös vorgreift: »Sie wird das schuldlose Objekt der Anträge des Vondrak sein; ihre Offenheit gegenüber dem Gatten wird in glänzendem Licht erstrahlen. Niemals aber hätte es bei einer Frau, die Takt, Würde und Selbstachtung zu wahren weiss, zu den Anträgen von Vondrak kommen können.«<sup>73</sup> In dem, was Henri Dubois hier ex negativo akzentuiert, nämlich Verantwortlichkeit für das Geschehene und Verheimlichung, erkennt er seinerseits ein unehrenhaftes Verhaltens seiner Gattin, beweisen doch schon nur *Anträge* eines anderen, dass sie eben doch auf der Suche war.

Der Verdacht des Henri Dubois, seine Gattin hätte *gesucht* statt *auszuweichen*, sie hätte *verheimlicht* statt *offen* aufzuklären, wog schwer, umso schwerer noch, als er mit dem Motiv des ökonomischen Kalküls belegt war. Seine Tragweite manifestiert sich in der äussersten Zuspitzung, die er im Gerede der Nachbarschaft erfährt: Am 21. Januar 1912 berichtet Clara Dubois ihrem Anwalt, bei einer zufälligen Begegnung mit ihrer Nachbarin Mathilde Freund habe diese sich folgendermassen geäussert: »Man hat mir mitgeteilt, dass Sie sich während Ihres Aufenthaltes im Oktober in Genf wie eine gemeine »Hure« aufgeführt hätten; und Sie seien in letzter Zeit wieder in Genf gewesen.« Jene, »die solche gemeine, ehrverletzende Beschuldigungen [...] ausstreut«, habe die Nachbarin nicht nennen wollen. Und so ersucht Clara Dubois denn auch ihren Anwalt, unter Androhung rechtlicher Schritte bei Mathilde Freund nach der Verleumderin oder dem Verleumder zu fragen. Auch fordert sie die Nachbarin selbst brieflich dazu auf.<sup>74</sup> Mathilde Freund wird drei Wochen später vor Gericht die Begegnung und den Erhalt des Schreibens bestätigen, nicht aber die Äusserung, die ihr Clara Dubois in den Mund legt: »Auf der Strasse fragte mich einmal Frau Dubois, ob ich etwas über sie gehört hätte, ich sagte ja, ich hätte gehört, dass sie in Genf kokettiert habe. Darauf schrieb mir Frau Dubois einen Brief. [...] Dieser Brief enthält ein Wort, das ich meiner Lebtag noch nie gehört habe.«<sup>75</sup> Zweifellos ist die *Hure* das an dieser Stelle nicht näher bezeichnete Wort, das die distinguierte Mathilde Freund, Ehefrau eines Vizekonsuls, nicht kennen und also auch nicht ausgesprochen haben will, und an dessen Stelle in ihrer Aussage das *Kokettieren* tritt. Und dieses Wort scheint auch dem Anwalt des Ehemannes passend für das, was man sich über Clara Dubois erzählt: Ihr »Auftreten« gegenüber Vondrak, heisst es in der Replik, sei »coquettierend« gewesen.<sup>76</sup>

Was auch immer Mathilde Freund genau kolportiert haben mag: das *Kokettieren* verweist, ebenso wie die *Hure*, auf das, was die Ehre der Clara Dubois bedeutet, in der sie sich durch die Verdächtigungen ihres Ehemannes verletzt fühlt, und die dieser ihr seinerseits schon nur deshalb abspricht, weil sie Adressatin der Avancen eines anderen war: Beide Begriffe zielen auf das, was »bisher den Inhalt der weiblichen Ehre ausmachte« und was »im Grunde ein somatischer Vorzug [war] – die geschlechtliche Intaktheit, bei dem unverheirateten Weibe die Jungfräulichkeit, bei dem verheirateten die Ausschliesslichkeit«, wie die Essayistin und Exponentin der österreichischen Frauenbewegung Rosa Mayreder 1923 schreibt.<sup>77</sup> Der Einschub »im Grunde« ist wichtig, denn Mayreder bezeichnet mit der *geschlechtlichen Intaktheit* den reduzierten Bedeutungskern weiblicher Ehre, der als solcher im hier behandelten Fall die Rede von der *Frauenehre* motiviert, obwohl er eigentlich nicht fraglich ist – denn dass Clara Dubois das Gebot sexu-

eller Ausschliesslichkeit gebrochen hätte, hält ihr nicht einmal der Ehemann vor. Dieser Kern einer so verstandenen femininen Ehre aber wirft über weibliches Handeln und Verhalten gegenüber dem anderen Geschlecht ein Bedeutungsgeflecht, das dann vielerlei Gesten, allerlei Getanes und Unterlassenes als Koketterie erkennen lässt.

Dass die »Ehre« und damit eine Kategorie, deren »hohe Zeit« mit dem Ancien Régime vergangen war, die Grenzen solchen Handelns und Verhaltens markiert, soll nicht erstaunen, denn noch im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert bewahrte Ehre einen »Gutteil ihrer prägenden Kraft« als »Verhaltenscode«, wie Ute Frevert beobachtet.<sup>78</sup> Für die Zeitgenossen war Ehre immerhin eine so selbstverständliche Kategorie, dass Georg Simmel sie 1908, neben dem Recht als der Person rein äusserlichem Zwang und der Moral als der Person rein innerlicher Gewissenspflicht, als dritten Typus der »sozialen Selbsterhaltung«, das heisst der normativen sozialen Integration definiert: »Indem die Gesellschaft die Gebote der Ehre aufstellt und sie mit teils innerlich subjektiven, teils sozialen und äusserlich fühlbaren Konsequenzen gegen Verletzung sichert, schafft sie sich eine eigenartige Garantieförm für das richtige Verhalten ihrer Mitglieder auf denjenigen praktischen Gebieten, die das Recht nicht ergreifen kann und für die die nur gewissensmässigen Garantien der Moral zu unzuverlässig sind.«<sup>79</sup> Die Jahrhundertwende ist mit Ute Frevert nicht einfach als Endzeit der Ehre zu begreifen, sondern als Phase des Übergangs, in der sich der immer an soziale Gruppenzugehörigkeit gebundene Ehrbegriff durch Individualisierung infolge sozialer Differenzierung zwar zersetzt, aber doch »noch nicht völlig erodiert« ist und gar noch »neue, erweiterte Geltungsbefugnisse« hinzugewinnt: Just die Bürgerlichkeit des 19. Jahrhunderts führte nämlich zu einer »Verengung und immer rigideren Zuspitzung des weiblichen Ehrbegriffs auf das Moment sexueller Integrität«, während noch im Ancien Régime die weibliche Ehre zusätzlich auch durch Standesehre bestimmt war. Die traditionelle Norm sexueller Integrität der Ehefrau wurde im bürgerlichen Zeitalter nicht nur reduktiv aus einem herkömmlich breiteren Ehrbegriff herausgelöst, sondern ausserdem »zu einem aggressiven Kult« gesteigert, was sich nach Ute Frevert mit einem gesteigerten Misstrauen der zunehmend in Familie und Haus absenten Männer und mit dem Zusammenfallen von Liebe, Sexualität und Ehe in der modernen Liebessemantik erklärt: Sexuelle Untreue der Ehefrau beschwört in der Logik solcher Liebessemantik nicht nur Ungewissheit über die Paternität herauf, sondern entzieht der bestehenden Ehe insofern moralische Legitimität, als die sexuelle Hingabe der Ehefrau an einen andern Mann immer auch zugleich Liebe bedeuten muss – oder aber die sexuelle Verworfenheit der Frau, die das eheliche Verhältnis ebenfalls

degradieren würde.<sup>80</sup> Das aber heisst umgekehrt, dass eine Ehefrau, die mit einer schon nur momentanen Wendung ihrer Gefühle hin zu einem andern Mann liebäugelt, zugleich auch ihre sexuelle Integrität zur Disposition stellt, und so wäre es vielleicht präziser zu sagen, dass der weibliche Ehrbegriff nicht nur auf den Körper, sondern auch auf das Fühlen der Ehefrau eingeengt wurde, insofern als in der zeitgenössischen Vorstellung weiblicher Liebe eben beides zusammenfällt.

Das Rigide und Aggressive des bürgerlich-neuzeitlichen Begriffs weiblicher Ehre zeigt sich deutlich im Vorwurf des Henri Dubois und erklärt diesen als solchen: Schon nur der Umstand, von einem anderen begehrt zu werden, macht diese Ehre fraglich, da es doch bei einer Frau mit *Takt, Würde und Selbstachtung* so weit gar nicht hätte kommen können. Anders formuliert: schon nur die Avancen eines anderen lassen auf *coquettierendes* Verhalten schliessen, auf das Signalisieren von Empfänglichkeit. Zweifellos ist diese Darstellung motiviert von der prozessstrategischen Notwendigkeit, das Verhalten der Ehefrau in ein schlechtes Licht zu rücken. Gleichwohl kommt in dieser Aussage, die ja ihrer vorausgesetzten Plausibilität wegen vor Gericht getan wird, zum Ausdruck, inwiefern der weibliche Ehrbegriff zwar im Kern bei sexueller Exklusivität ansetzt, aber auf alles ausgreift, was im weiblichen Verhalten gegenüber potenziell begehrliehen Männern nicht eindeutige Zurückweisung ist. Wird ein solches Verständnis weiblicher Ehre aktualisiert, dann ist diese immer schon eine aktive Distanzierungsleistung von einer auch nur passiven Verstrickung. Genau so findet sich dies in Clara Dubois Klageantwort: Sie wahrte ihre Ehre, indem sie *auswich*, das heisst sie war nicht nur als Ehefrau *geschlechtlich intakt*, sondern sie spielte auch nicht in die erotische Verfügbarkeit, indem sie beehrte oder sich begehren liess. Und im Aktiven an diesem Wahren von Ehre spiegelt sich die implizit unterstellte weibliche Akteurschaft auch im Ehrverlust: wird eine begehrt, kann sie daran nicht unschuldig sein.

### Exkurs über die Koketterie

Die Verantwortlichkeit für dieses Begehrtwerden, das rein als solches die weibliche Ehre bereits versehrt und vor dem sich zu schützen die aktive Leistung der ehrhaften Frau darstellt, leitet sich schlüssig von zeitgenössischen Vorstellungen über den weiblichen Sozialcharakter ab und erklärt sich aus diesem Verweilungszusammenhang. Denn gerade die »so hervorragende weibliche Koketterie«, wie sie Auguste Forel nennt, ist die zwiespältige Eigenschaft in jeder Frau, in der sich das ehrenhaft Weibliche realisiert und in der zugleich Verwerfungen von

Weiblichkeit lauern.<sup>81</sup> Die Koketterie ist der schmale, von Abgründen gesäumte Grat, auf dem die Frauen prinzipiell gehen und gehen müssen, wenn sie mit Männern in Beziehung treten. Hermann Klencke, erfolgreicher Popularisator geschlechteranthropologischen Wissens über die Frau, widmet sich in seinem bis 1907 in 17. Auflage erschienenen Werk »Das Weib als Gattin« ausführlich dieser Problematik. In Absicht einer »Analyse des weiblichen Seelenlebens« beschreibt er zunächst das, was er als »gutartige« und »erlaubte« Koketterie bezeichnet, die den Frauen qua Frausein inne ist: »Welches Weib hätte nicht seinen Antheil an der *Koketterie*? Während sie schon im kleinen Mädchen *instinctmässig* und oft in liebenswürdigster Art hervortritt, wird sie, sobald das Mädchen die Pubertätsperiode erreicht und durchlebt hat, eine *bewusste*.« Diese bewusst gewordene *instinktive* Koketterie treibt das Mädchen aus dem Elternhaus hinaus in die Gesellschaft, wo es Frau wird. Und diesen Umweg muss es tun, um schliesslich bestimmungsgemäss im eigenen Haus einzukehren: »Dem fast gereiften Mädchen erscheint die Welt, in die es nach der Erlösung aus dem Schul- und Erziehungszwange einzutreten sich sehnt, frei, lockend und in den angenehmsten Phantasiegestalten des geselligen Verkehrs; die Gesellschaft, nicht das Haus ist der Gegenstand des weiblichen Sehns und Sinnens; es sieht und hört, wie ältere und früher reife Schulgenossinnen sich im langen Damenkleide und der Modetoilette Erwachsener freier in der Gesellschaft bewegen dürfen, Fräulein und Dame heissen und ohne Erröthen und kindliche Blödigkeit die Schmeicheleien und Huldigungen der jungen Männerwelt empfangen [...]; sie horcht auf das Neue und noch Unverständliche, fühlt ein Wohlbehagen und Aufwallen der Empfindungen, eine angenehme Befangenheit in Anwesenheit und Umgang mit dem andern Geschlechte und will demselben *gefallen*.« Dieses *Gefallen-Wollen* leitet die Verwandlung des Mädchen in die Frau ein als Übertritt in eine erst jetzt geschlechtliche, auf den Mann bezogene Existenz: »Die Natur hat ihr die Geschlechtsbestimmung verrathen und es erwacht in der weiblichen Seele die natürliche, unfreiwillige Sehnsucht nach dem anderen Geschlechte [...], und es scheint in ihm die Ahnung zu liegen, dass das Leben des Weibes ohne Mann nur ein halbes, dass das Glück des Weibes nur in der Liebe verwirklicht sein könne.«<sup>82</sup>

Ist es beim durch und durch viktorianischen Klencke eine eigentlich keusche, nämlich *unfreiwillige Sehnsucht*, welche die Koketterie ausbildet und antreibt, so liegen beim Sexualaufklärer Auguste Forel der weiblichen Wendung hin zum Mann durchaus eine bewusst empfundene »erotische Sehnsucht« und eine »sexuelle Werbesucht« zugrunde. Da jedoch das Sexuelle in der Frau zwar existent, aber wesentlich passiv ist, kann es sich »nur mehr oder weniger verschämt«

manifestieren, muss die Frau ihre *Sehnsucht* »wie durch einen Schleier erraten lassen«. Aus dem wohl sexuellen, aber nur passiven Antrieb heraus wird deshalb auch bei Forel die Koketterie notwendig als »dieser instinktive Trieb, sich zu putzen, zu schmücken, zu zieren, den Männern durch ihr Äusseres, durch Blicke, Bewegung, Anmut usw. zu gefallen«.<sup>83</sup>

Solche Koketterie als naturhaftes, weil *instinktives* Gefallenwollen aus *unfreiwilliger* oder bewusst sexueller *Sehnsucht*, welche die Frau den Mann als ihre notwendige Ergänzung und die Liebe als ihre Vollendung empfinden lässt, entspricht ganz der zeitgenössischen geschlechtermetaphysischen Bestimmung weiblichen Seins. Denn was sonst – ist man versucht zu fragen – triebe die Frau aus sich heraus, die, in den Worten Georg Simmels, ganz und geschlossen und einheitlich in sich und ihrem »Weibtum« ruht, und gerade weil sie so sehr ihr Geschlecht »ist«, nicht »auf das andere Geschlecht gerichtet« und eigentlich gleichgültig ist gegenüber der Tatsache, »ob es Männer gibt oder nicht«? Was sonst liesse sie aus dieser »zentripetalen, für sich seienden Geschlechtlichkeit« heraus in Beziehung zum Manne treten, wenn nicht Koketterie als *Instinkt* und *Trieb* sie in den Blick und das Gefallen des zukünftigen Ehemannes und damit in ihre Bestimmung als Gattin, Hausfrau und Mutter als »empirische Realisierung« ihrer Geschlechtlichkeit triebe?<sup>84</sup> Wie gelangte sie hin zum Mann, sie, die doch – um mit der Schriftstellerin, Rilke- und Nietzsche-Freundin Lou-Andreas Salomé eine analoge Stimme im geschlechtermetaphysischen Diskurs zu zitieren – in sich als dem Weiblichen »die sichere Rundung, die in sich ruhende vorläufige Vollendung und Lückenlosigkeit« beschliesst?<sup>85</sup>

Und so ist es ganz analog zu Klencke und Forel auch bei Simmel die »eigentümliche seelische Tatsache des »Gefallens«, auf dem sich das liebende »Habenwollen« dort erhebt, »wo sein Gegenstand eine Frau und sein Subjekt ein Mann ist«. Und es ist die Koketterie, die es leistet, »Gefallen und Begehren zu wecken«, nämlich »durch Abwechslung oder Gleichzeitigkeit von Entgegenkommen und Versagen, durch symbolisches, angedeutetes, »wie aus der Ferne« wirksames Ja- und Neinsagen, durch Geben und Nichtgeben oder, platonisch zu reden, von Haben und Nichthaben, die sie gegeneinander spannt, indem sie sie doch wie mit einem Schlage fühlen lässt«. Konkret nimmt das Gestalt an im »Blick aus dem Augenwinkel heraus, mit halbgewandtem Kopfe [...], ein momentanes Richten der Aufmerksamkeit auf den anderen, dem man sich in demselben Momente durch die andere Richtung von Kopf und Körper symbolisch versagt«, auch im »Wiegen und Drehen der Hüften«, welches »das Zuwenden und Abwenden in der spielenden Rhythmik fortwährender Alternierung versinnlicht«. Solches aber ist »bewusst dualistisches Verhalten« – Ja und Nein, Ent-

gegenkommen und Versagen, Hingabe und Verweigerung –, und daraus mochten sich nicht nur praktisch zahlreiche Missverständnisse ergeben haben, sondern daraus ergibt sich auch eine theoretische Komplikation, steht doch solches »in völligem Widerspruch zu jener »Einheitlichkeit« des weiblichen Wesens«. Wäre die Frau also gar nicht fähig zur *so hervorragend weiblichen* Koketterie? Durchaus nicht, vielmehr synthetisieren sich just in solcher Koketterie die »entscheidenden Momente« der Geschlechterbeziehung, »weil eben das Verhältnis der Frau zum Manne, seinem spezifischen und unvergleichlichen Sinne nach, sich in Gewähren und Versagen erschöpft. [...] Versagen und Gewähren ist das, was die Frauen vollendet können, und was nur sie vollendet können«.<sup>86</sup>

Was bei Simmel noch wie eine lichte Stelle im regelmässigen Gewebe einer beinahe konsistenzsüchtigen Theorie erscheint, die sich in apodiktischer Setzung leichterhand vernähen lässt, das wächst sich zum grobschlächtigen Riss aus, wo die Frau in der Koketterie nicht nur ihr Verhältnis zum Mann und so ihr Frau-sein gewinnen, sondern zugleich Ehre und Weiblichkeit verlieren kann: »Naturgemäss« sei es, schreibt der Anweisungsliterat Hans Wegener, »dass der Mann das Weib zu gewinnen sucht«, und »wo männliches und weibliches Empfinden stark ausgebildet sind, da wird auf beiden Seiten das Kokettieren verabscheut werden. Kokettieren ist immer ein Übergreifen in die Regionen des anderen Geschlechtes.« Um wessen Koketterie es hier geht, wird anschliessend klar: »Wie beim Begattungsakt das MÄNNLICHE Samentierchen das WEIBLICHE EI AUF-SUCHT, um es zu durchdringen und befruchten, wie also rein physiologisch der Weg, der das Männliche mit dem Weiblichen zusammenführt, vorgeschrieben ist, so ist auch gesellschaftlich und geistig das Suchen des Mannes nach dem Weibe und das Sichfindenlassen des Weibes das Normale, Gesunde. Das Weib, das in dieser Rolle bleibt, hat darin einen starken Schutz für seine Ehre«, währenddem – so lässt sich ergänzen – die Frau, die sucht, anstatt sich durch den forelschen *Schleier* finden zu lassen, ihrer Ehre und *gesunden* Weiblichkeit verlustig geht.<sup>87</sup> Und durch und durch zeittypisch kollabiert hier der moralische Ehrbegriff in die naturwissenschaftlichen Kategorien der Biologie, wenn sich nämlich die Gebote der Ehre direkt aus den Vorgängen der Konzeption ableiten und weniger das Gute und Richtige, als vielmehr das *Gesunde* und *Normale* meinen.

Auch Wegener gewinnt seine Theorie der Begegnung von Frau und Mann aus dem Zusammenhang von passivem *Sichfindenlassen* der Frau und aktiv männlich *suchendem* Blick, doch Koketterie ist ihm bereits das Ausbrechen aus diesem Zusammenhang, verstanden als aktives *Übergreifen* der Frau *in die Regionen des anderen Geschlechtes*. Genau das forderten andere ein; so schreibt etwa Ellen Key über die Frau ihrer Zeit: »Sie will nicht mehr erobert werden wie eine

Festung, oder gejagt werden wie ein Wildbret. Sie will auch nicht gleich dem stillen Binnensee des Stromes harren, der den Weg in ihre Arme sucht. Selbst Strom, will sie ihren eigenen Weg gehen, dem anderen Strom entgegen.«<sup>88</sup>

Das dürfte Wegener als Zumutung an Mann und Natur empfunden haben und solche Zumutung zwingt nicht nur ihn zu einer Verwerfung der Koketterie, sondern auch Klencke und Forel zu einer Differenzierung, denn auch sie kennen dieses andere Gesicht der Koketterie. Der »gutartigen Koketterie« setzt Klencke die »Koketteriekunst« entgegen, eine »die Grenze des ERLAUBTEN und SITTLICHEN ÜBERSCHREITENDE Koketterie, die in Gefallsucht, Künstelei, Eroberungssucht und Buhlerei ausartet«. Solche Koketterie schießt in Motiv und Ausdruck über ihre Bestimmung hinaus; l'art pour l'art geworden, dient sie nicht mehr dazu, im Gefallen die Liebe und den Liebenden sich und sich ihm zu entdecken, sondern macht sich die Verallgemeinerung zur Gewohnheit, die jeder Koketterie als ursprünglich nicht auf einen individuellen Mann gerichtetem Instinkt inne ist: die Frau will gefallen, um zu gefallen, nicht um Ehefrau zu werden, und so will sie allen gefallen. Wie die *gutartige* Koketterie nur die naturhafte Bestimmtheit der Geschlechter füreinander befördert, die Geschlechterbeziehung von Beginn weg nach dem Bild männlicher Aktivität und weiblicher Passivität modelliert und darin die Ordnung der Dinge vollzieht, so stellt *Koketteriekunst* genau diese Ordnung auf den Kopf: Sie »vernichtet die Festigkeit des männlichen Charakters, blendet die Sitte, erzwingt Gefühle durch [ihre] zweideutige Kunst, ohne des Mannes Herz zu befriedigen, zerrüttet die Ordnung des Geistes und die Moral im Manne, um tyrannisch über dessen physische Natur herrschen zu können.«<sup>89</sup> Um diesen Zusammenhang von weiblicher Koketteriekunst und Anmassung von Macht wusste auch Rosa Mayreder: »Für die Frauen hat der Genuss an der Ausübung persönlicher Macht nicht weniger Reiz als für den Mann; und das verbreitetste Geschlechtslaster der Weiblichkeit, die Gefallsucht, entspringt diesem Verlangen nach Macht.«<sup>90</sup> Schlägt aber das naturhafte Gefallenwollen als *Sichfindenlassen* in kunstfertige *Gefallsucht* um, dann wird Weiblichkeit Perversion und findet ihre endgültige Figur in der »Kokotte«, die nichts anderes ist als eine mehr oder weniger wählerische Hure, »die niedrigste Stufe bezahlter Weiber, die nicht mehr eigentliche Prostituierte sind«, wie Forel schreibt, jene, die »wenigstens den ›Strich‹ vermeiden und sich nicht ohne weiteres jedem hergelaufenen Manne verkaufen.«<sup>91</sup> In der Verschränkung von finanzieller Abhängigkeit vom Mann und physischer Herrschaft über den Mann reduziert sich die Geschlechterbeziehung auf Geld und Sexualität, und die Figur der Kokotte steht paradigmatisch für die zeitgenössische Thematisierung von Perversion und Pathologie der modernen Geschlechterbeziehung, deren phänomenologische Fluchtpunkte die bürgerliche Geldehe und die Prostitution sind.

In solcher Ambivalenz von natürlicher Ordnung und artifizieller Unordnung der Geschlechter stellt sich die Koketterie den Zeitgenossen dar. Sie ist einerseits nichts weniger als der weibliche Modus der leiblich-affektiven Dimension heterosexueller Vergesellschaftung, in Simmels Worten die »Form, die den Anteil der Frau an dem Verhältnis der Geschlechter gestaltet.«<sup>92</sup> Wenn die Begegnung zwischen den Geschlechtern zustande kommt, indem der eine sieht und die andere gesehen werden soll, dann braucht es die Koketterie, durch die erst die Frau im *Gefallenwollen* den Mann entdeckt als den, dem sie gefallen will und von dem sie sich *finden lässt*. Das ist *natürlich*, das ist *Instinkt* und *Trieb* und als solches in den Verweisungszusammenhängen biologistisch unterlegter Geschlechtermetaphysik richtig und gut und notwendig. Aber das kann andererseits umschlagen, kann sich in sich und durch sich verkehren in denaturierte *Künstelei*; und die Perversion von naturhafter Weiblichkeit und damit von sozialer Ordnung, die sich dann vollzieht, findet ihren schlüssigen Ausdruck in der Machtproblematik: Wo passives *Gefallenwollen* umschlägt in aktive *Tyrannie*, da wird die männliche Position usurpiert. Dass dem Begriff und dem Phänomen der Koketterie solche Ambivalenz innewohnt, zeigt sich just in den Bemühungen der zitierten Autoren, sie differenziert zu fassen: es geht in ihnen um nichts anderes als den Versuch, die Mehrsinnigkeit des Gegenstands zu bewältigen.<sup>93</sup>

Lagert die Koketterie eine Ambivalenz von Passivität und Aktivität, von Naturhaftigkeit und Künstlichkeit, von Ernst und Spiel ursprünglich in den weiblichen Charakter ein, dann ist die weibliche Ehre das, was auf dem Gebotsweg diese Ambivalenz bändigen und das Umschlagen von naturhaft notwendiger in künstlich entgrenzte Koketterie verhindern muss. Wenn Clara Dubois ihre Ehre verteidigt, dann verteidigt sie sich gegen einen Verdacht, unter den sie schon ihre pure Geschlechtszugehörigkeit stellt. Und sie begegnet ihm mit dem Hinweis auf ihre intakte Ehre als Distanzierungsleistung vom konstitutionellen Willen zum Gefallen, von einer moralphysiologischen Veranlagung zum Flirt als Spiel des Gefallens. Doch ist die Frau der aktiven Verantwortlichkeit für ehrhaftes Sein auch wieder enthoben, wenn ihre Geschlechtsehre zugleich die Ehre des Mannes ist, dem sie angehört, nur von ihm verteidigt werden kann und von ihm auch geschützt werden muss – selbst gegen sie selbst.<sup>94</sup>

Das wurde von den Zeitgenossen durchaus so begriffen. Der Buchhändler Gustav Wolff, dessen Frau mit andern spaziert, gibt präzisierend zu Protokoll, er habe »seiner Frau deswegen Vorstellungen gemacht, die aber nichts fruchten.«<sup>95</sup> Auch Paul von Eschenmatt, dessen Frau flirtete, merkt an, dass er solchem »nicht gleichgültig gegenüber stehen konnte«, er habe ihr »seit Jahren Vor-

stellungen und Vorwürfe gemacht«, »wie es die Pflicht mir als Ehemann gebot, aber es fruchtete nichts.«<sup>96</sup> Und hat sich das Unglück ereignet, so wirft der Schauspieler Conrad Blumer seiner Frau Adele vor, sie habe seinen »Namen beschmutzt«, und im gleichen Atemzug droht er dem »Verführer« einen Prozess an, »der mir meine Ehre wieder herstellt.«<sup>97</sup> Die fugenlose Koinzidenz von weiblichem Ehebruch und Verlust ehemännlicher Ehre als Folge davon zeigt sich auch an einem signifikanten Verschreiber eines Anwaltes: »Trotz der physischen und psychischen Unmöglichkeit für den Beklagten mit seiner Frau geschlechtlich zu verkehren, hat diese ein Kind zur Welt gebracht«, konstatiert er, was schlüssig belege, dass die Ehefrau, »die Ehre mehrfach gebrochen« habe. Gebrochen wird eine Ehe, während die Ehre verletzt oder angegriffen wird; tatsächlich fällt aber der Bruch der Ehe mit der Zerstörung der Ehre der Frau und des Mannes zusammen.<sup>98</sup> Diese Ausweitung weiblicher Ehre auf die männliche Ehre veranlasst Rosa Mayreder denn auch zur Feststellung, gerade in der Ehre finde der »Unterschied in der Subjektstellung des Mannes und der Objektstellung des Weibes« seinen prägnantesten Ausdruck: »Besonders drückt sich der Mangel an [weiblicher] Selbständigkeit darin aus, dass für die weibliche Ehre eine männliche Person mitverantwortlich sein oder auch ganz für sie eintreten musste.«<sup>99</sup>

Zwar traf der Verdacht auf sexuelle Promiskuität auch die Männer durchaus in ihrer Ehre. So schreibt der Lokomotivheizer Karl Gerber ans Gericht: »Täglich und zu jeder Zeit hält und hielt Sie mir das HUREN vor, aus dessen Grunde Sie mich auf der Generaldirektion der SBB, so wie beim Depotchef Herrn Rieder schwer an Ehre kränkte.«<sup>100</sup> Der Klageschrift des Malers Hans Zbinden ist zu entnehmen, »dass Frau Zbinden ihren Mann ›Hurenhund‹, der ›alle Huren von Bern kenne‹ zu nennen anfing. Wo ist der Mann von Ehre, der sich solches bieten lässt?«<sup>101</sup> Wenngleich hier möglicherweise vor allem der Gang zur Prostituierten problematisch ist, so scheint doch durchaus eine männliche Sexualehre auf, die auch den Mann in Sachen sexueller Treue als Ehrenmann in die Pflicht nimmt, und die im Diskurs um die männliche Ehre ignoriert scheint, wenn dem Mann eine Geschlechtsehre im Sinn von Familien-, nicht aber von Sexualehre zugeschrieben wird.<sup>102</sup> Dass diese nicht diskurskonsistente männliche Sexualehre hier in Fällen aus der Arbeiterschaft zur Sprache kommt, mag möglicherweise das spezifisch Bürgerliche an der Zuspitzung der weiblichen Ehre auf Sexualehre, der männlichen auf Berufs- und Familienehre illustrieren und damit ein Ehrverständnis, das hauptsächlich die Geschlechterdifferenz akzentuiert. Doch gibt es auch hier keine Verlängerung der männlichen Sexualehre in die Ehre der Frauen hinein, wie es umgekehrt der Fall ist, wo der weibliche Ehrverlust die männliche Ehre beschädigt und ihre Ehre zu einer Angelegenheit des Mannes

wird, dem sie angehört: des Vaters, des Bruders, des Ehemannes. Und genau das fand hin und wieder nicht nur wie bei Gustav Wolff und Paul von Eschenmatt in *Vorstellungen* und *Vorwürfen* Ausdruck, sondern in ganz mannhaft entschlossenen Forderungen auf Blut und Geldbeutel.

### Satisfaktion. Ehre und Krise der Männlichkeit

Im Auftrag des Berner Amtsgerichts wird am 24. Februar 1912 der Anwalt Vincent Perret in Genf einvernommen. Er hat Ungewöhnliches zu berichten: Im vergangenen November oder Dezember habe ihn sein Militärkamerad Henri Dubois in Genf aufgesucht und ihm erzählt, »ein gewisser Vondrak habe ihm seine Frau abspenstig gemacht«, worauf er, Henri Dubois, diesen nicht nur zur Beendigung solchen Treibens, sondern auch zu einer »Satisfaktion« (»satisfaction d'honneur«) aufgefordert habe. G. H. Vondrak sei auf dieses Verlangen eingegangen: »nachdem er ihm ein Duell vorgeschlagen hat, das Herr Dubois nicht zu akzeptieren müssen glaubte, bot genannter Vondrak als Satisfaktion an, eine näher zu bestimmende Summe einem philanthropischen Werk zukommen zu lassen«. Er, Vincent Perret, sei dann von Henri Dubois hinsichtlich der formalen Abwicklung einer solchen Genugtuung konsultiert worden. Vondrak habe ihm dann aber mitgeteilt, Dubois sei in finanziellen Sorgen und habe Geld für sich selbst verlangt. »Unter diesen Umständen, da ich befand, die Angelegenheit laufe nicht korrekt ab, sollten die Vorbringen des Vondrak zutreffen, erklärte ich, dass ich mich nicht mehr um die Angelegenheit kümmern wolle.«<sup>103</sup> Henri Dubois' Gegendarstellung zur Mitteilung Vondraks liegt als Brief an Perret vor: Keinesfalls habe er im Sinn gehabt, für sich finanziellen Nutzen aus der Angelegenheit zu schlagen, stellt Dubois in diesem Schreiben klar, und er verlange von Vondrak eine »schriftliche Erklärung« über folgende Punkte: »1) dass er meiner Frau, Madame C. Dubois, geborene Tobler, Liebeserklärungen gemacht hat, und dass er ihr die Heirat angetragen hat, sobald seine Ehe geschieden sein sollte; 2) dass er meiner Frau einen Brief geschrieben hat, der keinen Zweifel liess an seinen Absichten; 3) dass er damit Unruhe in meinem Heim gestiftet hat; 4) dass er das grosse moralische Unrecht anerkennt, das er mir mit dieser unglückseligen Affäre angetan hat.«<sup>104</sup> Wie Perret in einem Brief an den Anwalt des Henri Dubois vom 29. Dezember 1911 präzisierend zu verstehen gibt – denn auch er hat eine Ehre zu verlieren, nämlich eine professionelle –, habe er an den lauterer Absichten seines Freundes selbstverständlich nicht gezweifelt, als er das Mandat der Abwicklung einer »moralischen Genugtuung« (»satisfaction d'ordre moral«) über-



nommen habe: »Ich muss anfügen, dass ich selbstverständlich im Gespräch mit Hr. D. nicht den Eindruck gewonnen hatte, dieser wolle einen persönlichen Nutzen ziehen aus den Verhältnissen, in denen er Herrn V. glaubte. – Wäre dies der Fall gewesen, so hätte ich Hr. V. nicht zu mir gebeten.« Als Dubois in einem anschliessenden klärenden Gespräch mit ihm die Vermutung geäussert habe, sein Schwiegervater und seine Frau korrespondierten weiterhin mit Vondrak, habe er erkannt, dass er in dieser Sache als Anwalt nichts auszurichten habe: »ich antwortete ihm, dass ein Advokat in einem Fall von dieser Art nichts auszurichten habe und nicht eingreifen könne – dass dies eine Angelegenheit sei, die es unter Männern zu regeln gelte [une affaire à régler d'homme à homme], gemäss den Methoden, die dem Temperament der Beteiligten entsprechen.«<sup>105</sup>

Mag die Abwicklung einer einverständlich vereinbarten Genugtuung in Form einer wohlthätigen Spende durchaus in die Zuständigkeit eines Anwalts fallen, so ist die andauernde, die eigentliche Auseinandersetzung zwischen einem Ehemann und einem Verführer seine Sache nicht. Solches ist keine Frage notarieller Formalitäten, sondern *eine Angelegenheit unter Männern, une affaire à régler d'homme à homme*. Wenn sich die männliche Ehre durch »Wehrhaftigkeit« auszeichnet, dann verlangt die Verletzung der Ehre dessen, dem einer die Frau *abspenstig* macht, nach Aktion, verlangt nach Handeln, verlangt nach Remedur – soll nicht der verletzte Mann seiner Ehre vollständig verlustig gehen.<sup>106</sup> Durchaus sinnhaft blitzt deshalb in der Auseinandersetzung zwischen Vondrak und Dubois kurz das Pathos des Duells auf, schliesslich kennt man aus den Romanen, aus dem Theater, aber auch aus der Presse diese Antwort auf die Verführung einer Ehefrau. Die Herausforderung zum »Ehrenzweikampf« konnte noch in den 1910er Jahren durchaus ausgesprochen werden, schreibt Ute Frevert: »Als Männerkampf um Ehre, als Beweis, dass jemand seine Ehre höher achtete als sein Leben, besass er noch im ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhundert eine Faszination, der sich nur wenige entziehen konnten. Obwohl die öffentliche Kritik immer schärfer wurde, obwohl sich Duellgegner zusammenschlossen, um kollektiv gegen die »Unsitte« vorzugehen, hatte der Ehrenzweikampf seine Aura noch nicht verloren.«<sup>107</sup> Durchaus plausibel aber verwirft Henri Dubois diese Möglichkeit, gehört er doch keinem der soziokulturellen Milieus an, in denen dem Duell um 1900 seine letzten Verfechter geblieben waren. In Deutschland hatte das Duell im Verlauf des 19. Jahrhunderts sein adliges Profil verloren und war zu einer »Veranstaltung des Bürgertums« mit starker Verankerung in akademischen und berufsmilitärischen Milieus geworden.<sup>108</sup> Im republikanischen Selbstverständnis der Schweiz war das Duell historisch zwar kaum verankert, da es keine Adels-tradition und damit auch nicht den Begriff einer »satisfaktionsfähigen Gesell-

schaft« gab; es fand aber auch hier in der für das 19. Jahrhundert spezifischen Bindung ans bürgerlich-akademische Milieu ein gewisses Echo in der universitären Welt der schlagenden Studentenverbindungen. Doch auch innerhalb des akademischen Milieus war das Duell in der Schweiz stets umstritten. So urteilt der Berner Rechtsprofessor Anton Henne bereits 1848 das Duell als »pure, dem Deutschen anklebende, Nachäfferei des französischen studirenden Adels«, die er als ebenso unrepublikanisch wie unschweizerisch empfand. Von nicht allzu vielen anderen aber wurde das Duell als mannhaftes Ritual euphorisch begrüsst und – wenn auch nur in geringem Ausmass – praktiziert.<sup>109</sup>

So ist es denn zwar wohl episodisch, aber auch sinnfällig, dass es dem Patri-zier Paul von Eschenmatt um eine Herausforderung im handfesten Sinn ging, als er am 11. Januar 1917 zwei seiner Freunde zu Alfred Keller, dem Anwalt seiner ehemaligen Ehefrau schickte. Im Protokoll, das die beiden Freunde und prospek-tiven Sekundanten über ihre Unterredung mit Keller verfassten, ist zu lesen: »Wir erinnerten daran, dass Sie [Paul von Eschenmatt] von ihm schon durch Ihren Anwalt Satisfaktion verlangt haben, die Ihnen jedoch verweigert worden sei. Wir luden Herrn Keller nochmals ein, Ihnen die verlangte Genugtuung zu erteilen; für den Fall der Weigerung überbrachten wir ihm gleichzeitig Ihre Forderung auf Pistolen.« Doch das Ansinnen des von Eschenmatt fand kein Gehör: »Die Annahme einer Forderung auf Waffen lehne er ab, da er weder Korpsstudent noch Angehöriger einer andern schlagenden Verbindung gewesen sei.« Das nahmen die Abgesandten des Paul von Eschenmatt nicht hin: »Im übrigen«, so hätten sie dem Herausgeforderten auseinander gesetzt, »würde das Ehrengericht zu entscheiden haben, ob Ihre Forderung gerechtfertigt sei«. Indes hatte dieser auch hier kein Einsehen: »Herr Keller verweigerte auch die Einlassung vor ein Ehrengericht und erklärte, vor dem Richter und vor der Aufsichtsbehörde zu Ihrer Verfügung zu stehen, oder die Sache durch den Vorstand des bernischen Anwaltsverbandes oder durch eine ad hoc einzusetzende Kommission von An-wälten entscheiden zu lassen.« Solches hatte von Eschenmatt nicht vorausgese-hen und die Sache fand einen vorläufigen Abschluss: »Mangels diesbezüglicher Instruktionen von Ihnen lehnten wir die Diskussion dieses Vorschlages ab. Wir stellen fest, dass Herr Keller vor den beidseitigen Zeugen sowohl die verlangte Satisfaktion als auch die Einlassung vor ein Ehrengericht und die Annahme der Forderung verweigert habe. Damit betrachten wir den uns von Ihnen verteilten Auftrag für uns als erledigt.«<sup>110</sup> Über diese Geschehnisse orientiert Paul von Eschenmatt wenige Tage später den Obergerichtspräsidenten. Beweggrund für seine Forderung sei das Verhalten Alfred Kellers gewesen, der es gewagt habe, seine Mutter zu beleidigen, sein »unglückliches Eheleben« zu verhöhnen und



ihm unlautere Interessen zu unterstellen. Er habe diese seine »Ehre aufs tiefste verletzenden Aeusserungen nicht auf sich beruhen lassen« können; zwar wäre eine Strafklage »das Naheliegende« gewesen, räumt von Eschenmatt ein, doch sei er »des Prozedirens müde« und habe deshalb an die Ehre Kellers appelliert. »Da jedoch meine Vertreter kein Gefühl, das diesem Begriffe gleichkäme, beim Gegner vorfanden, so hatte auch dieser Schritt keinen Erfolg.«<sup>111</sup>

Dass es ein Paul von Eschenmatt ist, der entschlossen und in aller Selbstverständlichkeit *auf Pistolen* fordert, erklärt sich aus seinem soziokulturellen Hintergrund: Von Eschenmatt war patrizischer Rentier und Doktor der Rechtswissenschaften; in solcher Konstellation fiel alt-ständisches Ehrbewusstsein, das durchaus eine Affinität zur Tradition des Duells haben konnte, mit einem akademisch-bildungsbürgerlichen Habitus zusammen.<sup>112</sup> Dass aber Keller, ebenfalls Bildungsbürger, ebenfalls Akademiker, die Herausforderung ebenso selbstverständlich zurückweisen konnte, verweist nicht – wie es von Eschenmatt erscheinen muss – auf mangelndes Ehrgefühl, sondern auf die Differenziertheit von Ehrenkodizes in ein und demselben Bildungsmilieu und entsprechend auf die Konkurrenz verschiedener Formen der Bewältigung von Ehrkonflikten. Keller, der gefordert wird, weil er in seiner Rechtsschrift höhnend und spottend »über den erlaubten Prozesszweck« hinausgegangen sein soll, hielt solches weder für eine Angelegenheit von *Pistolen* noch von *Ehrengerichten*.<sup>113</sup> Zuständig waren in seinen Augen der Richter, die Aufsichtsbehörde oder aber der bernische Anwaltverband, nicht aber eine mit professionellen Verbänden nicht deckungsgleiche Gemeinschaft von Ehrenmännern, wie sie die *schlagenden Verbindungen* darstellten. Schliesslich ging es um eine Sache des Rechts, der professionalistischen Ethik und der für deren Einhaltung zuständigen *Kommissionen*, die anhand sachlich-rationaler Kriterien zu urteilen hatten. Ein solcher Umgang mit Ehrverletzungen griff auch in ganz anderen Milieus. Der Schauspieler Conrad Blumer, der seiner Ehefrau allerlei Flirts und handfesten Ehebruch vorzuwerfen hat, droht ihr in einem Brief: »Wie anfangs August alle Zeugen auf dem Platze Bern wieder ansässig sind, reiche ich die Klage ein bis es heraus, ob Du oder Sturm schuldig. Bei meinen grossen Beziehungen in der Theaterwelt wird Sturm wenn er schuldig, seiner Schurkerei nicht schuldlos entgehen, bis ans Genossenschaftspräsidium lasse ich die gemeine Tat festnageln.«<sup>114</sup>

Erklärt sich die Herausforderung des von Eschenmatt aus milieuspezifischem Selbstverständnis und aus einem unterstellten geteilten Ehrverständnis, so mag sich der Duell-Vorschlag des Kaufmanns Vondrak zum einen aus dem national-kulturellen französischen Kontext, wo das Duell weniger an exklusive Milieus gebunden war, und zum andern aus dem Anlass erklären: Die Verführung einer

Ehefrau war der Anlass par excellence, aus welchem das Duell in Literatur und Theater zum Zug kam. Doch wurde mit dem Gedanken nur gerade gespielt und die Umwandlung des Zweikampfs in Pekuniäres, die Reparatur männlicher Ehre durch finanzielle Genugtuung schien den Beteiligten eine passable Alternative zu sein. Durchaus gängige Praxis in England, schien solches den deutschen und französischen Duellfreunden verächtlich, ging es ihnen doch bei der Verteidigung männlicher Ehre gerade darum, einen »an immateriellen Werten orientierten Ehrbegriff« zu wahren, der seine höchste Manifestation im Duell als »Antipode bürgerlich-egoistischen Erwerbssinns« fand, wie Ute Frevert schreibt. Insofern war das Duell nachgerade eine materialismuskritische Protesthandlung. Dies erklärt auch die Affinität zum Duell nicht schlechthin des bürgerlichen, sondern darin vor allem des akademischen Milieus, das sich durch Bildung kulturkritisch vom reinen Erwerbsstreben distanzierte.<sup>115</sup> Henri Dubois aber war ebenso wie G. H. Vondrak Kaufmann und als Kaufleute teilten sie diesen Sinnhorizont nicht: zum Geld hatten sie ein vertrautes Verhältnis, und eine finanzielle Leistung mochte in ihrem Empfinden auch die symbolische Last der Ehre tragen.

Verkehrte sich für Duellanhänger schon darin der eigentliche Sinn der Ehre, so ging auch für Vondrak, für Perret und Dubois jeder Bezug von klingender Münze zu Ehre verloren, sollte der Beleidigte für sich pekuniären Nutzen aus der Affäre schlagen. Ehre hat auch im Fall finanzieller Genugtuung mit Tausch und Ware und Interesse nichts zu tun. Vollständig verkehrt sich das Genugtuungsprinzip, wenn die Satisfaktion Abfindung wird: »Ich erklärte ihm«, berichtet G. H. Vondrak als Zeuge vor Gericht von seinem Zusammentreffen mit Henri Dubois, »ich werde ihm moralische Satisfaktion geben, er sagte, das genüge ihm nicht, er wolle materielle Satisfaktion. Das wies ich aber entschieden zurück, erklärend, ich könne ihm kein Geld geben, ich kaufe keine Frau.«<sup>116</sup> Der Bedeutungsüberschuss einer finanziellen Genugtuung, der in den *Frauenkauf* spielt, liess sich während des ganzen Prozesses nicht stilllegen. Walter Tobler weiss in einer weiteren Verhandlung über eine Unterhaltung der Eheleute Dubois zu berichten: »Vor der Abreise hat er zu ihr gesagt, du weißt, du kannst ihn haben, aber ich habe dich 3 Jahre genährt & gekleidet & dafür will ich eine Entschädigung haben.«<sup>117</sup> Verkehrt sich der Ehrenhandel in einen Tauschhandel, so taucht die Objekt-/Subjektlogik weiblicher Ehre und männlicher Schutz- und Verfügungsmacht in pervertierter Gestalt wieder auf: Nicht die Ehre wird gerächt, sondern die Frau wird gehandelt.

Dass Konflikte um Verletzungen von Berufsethik und um Verführungen einer Ehefrau hier als Ehrenkonflikte thematisiert und ausgetragen werden, macht sichtbar, was mit verletzter Mannesehre prinzipiell auf dem Spiel steht: Männ-

lichkeit. Wenn der Mann als Ehrenmann und der Ehrenmann als Mann begriffen wird, dann behauptet Ehre Männlichkeit in der Verschränkung subjektiven Selbstverständnisses und objektiven Ansehens, und dann wird mit der Ehre immer auch Männlichkeit verteidigt. Dies ist umso mehr der Fall, als der moderne Ehrbegriff sich von ständischen Differenzen gelöst hat, um stattdessen die Geschlechterdifferenz zu akzentuieren. Die Männlichkeit aber, die in der Rede von der Ehre behauptet wird, hat insofern eine spezifische Gestalt, als männliche Ehre agonial geprägt, an Kampf, Konkurrenz, Selbstbehauptung geknüpft ist.<sup>118</sup> Und genau diese Gestalt von Männlichkeit ist um 1900 strukturell krisenhaft.

Die Zeitgenossin Rosa Mayreder beschreibt solche Männlichkeit als eine »primitive Männlichkeit«, die in einem eklatanten Missverhältnis zu den »modernen Lebensbedingungen« stehe.<sup>119</sup> Diese »Inkongruenz zwischen den herrschenden Normen und den tatsächlichen Verhältnissen« männlicher Existenz rekonstruiert sie als ein vom männlichen Individuum empfundener, ihm aber nicht bewusster Zwiespalt. Am Ursprung dieses Missverhältnisses steht die Tatsache der nicht erkannten Historizität von Männlichkeit: »Es widerstrebt dem naiven Geschlechtsdünkel des gewöhnlichen Mannes, einzuräumen, dass zwischen ihm und dem Manne anderer Epochen im Grade der Männlichkeit ein Abstand sein sollte.« Deshalb sei in Praxis und Diskurs genau der »primitive teleologische Geschlechtstypus« allgegenwärtig, der doch historisch überholt wäre: männliche Aktivität versus weibliche Passivität, männliche Aggressivität, Expansion, Willensstärke versus weibliche Friedfertigkeit, Willensschwäche, Unterordnung. *Primitiv* ist dieser Geschlechtstypus deshalb, weil er männliche Qualitäten ableitet von Körperstärke, was zwar Gesellschaften mit ursprünglicher geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung angemessen sein mag, nicht aber einer Gesellschaft, die sich durch »Kultur«, und das heisst: durch »technisch-intellektuellen« und »ästhetisch-kontemplativen« Charakter auszeichnet, eine Gesellschaft also, in der Muskelstärke keine relevante Grösse mehr ist. Die technischen Errungenschaften haben den körperlichen Kampf um Naturbeherrschung, die Maschine hat die körperliche Arbeit, der Rechtsstaat hat die physische Schutzmacht des Mannes und damit die *primitive Männlichkeit* schlechthin überflüssig gemacht, die denn auch in der modernen Welt recht eigentlich zu Grabe getragen wird: »Verträgt sich denn die Lebensweise, welche die Männer der geistigen Berufe führen, überhaupt noch mit irgend einem der Instinkte, durch die sich die primitive Männlichkeit auszeichnet? Das Bureau, das Kontor, die Kanzlei, das Atelier – lauter Särge der Männlichkeit.«<sup>120</sup>

In dieser Kultur der Tische und Pulte, des Schreibwerkzeugs, der Registrierkassen, Akten und Werke vollzieht sich die »Modifikation in den Grundinstink-

ten« männlicher »Geschlechtsnatur«, die nicht als Verlust, sondern als Transformation von Männlichkeit zu begreifen wäre: »Der primitiven Männlichkeit, die in dem Ausleben des physischen Vermögens besteht, tritt eine differenzierte Männlichkeit gegenüber, die auf die Entfaltung und Steigerung des intellektuellen Vermögens gerichtet ist«. Wird das aus »Furcht, unmännlich zu erscheinen«, nicht bewusst, wird Männlichkeit weiterhin einzig in Bezug auf die Qualitäten *primitiver Männlichkeit* begriffen, dann kann dieser Transformationsprozess nur als Bedrohung von Geschlechtsidentität schlechthin empfunden werden, als »Verweiblichung« durch »antivirile« Kultur und Bildung. Jenen, die in Büro und Kontor aus den Domänen der vermeintlich einzig gültigen ursprünglichen Männlichkeit verstossen und in den Bann des Weiblichen geschlagen sind, mag die Idealisierung des Primitiven Remedur sein, sie mag ihnen die Illusion vermitteln, sich »vor den Übelständen der Feminisation« retten zu können. Doch ist es ein Widersinn, *differenzierte Männlichkeit* mit *primitiver Männlichkeit* zu unterlegen, und solcher Widersinn mündet unweigerlich in die Groteske. Was auch die Männer zur Wahrung von solch falsch verstandener Männlichkeit unternehmen mögen: der Krieg, die Jagd, der Sport, studentisches Kommentwesen – allesamt unnütze Unterfangen, alles »Atavismus«, alles »verkehrt und lächerlich«, alles »Karikatur«, und bestenfalls kommt dabei eine »Männlichkeit der Bravourstücke« heraus. Mit viel geschlechtersoziologischem Scharfsinn avant la lettre rekonstruiert Rosa Mayreder die Krise der Männlichkeit als Effekt einer Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen: »Sieg der differenzierten Männlichkeit« in Kultur und Zivilisation, Ideal der »primitiven Männlichkeit« im männlichen Selbstverständnis.<sup>121</sup> Wird das nicht bewusst, so hat man es mit der Problematik falschen Bewusstseins zu tun.

Wenn das Missverhältnis von Männlichkeitsideal und männlichen Lebensbedingungen zwar als Zwiespalt empfunden, aber nicht ins Bewusstsein geholt wird, dann lässt sich das, was den Zeitgenossen Männlichkeit vorstellen und darstellen soll, auch als Abwehr begreifen. Und solches vollzieht sich in der Rede von der Ehre, die gerade das Kämpferische und Wehrhafte am Mannsein betont. Mayredersch instruiert, lässt sich die Bedeutung der männlichen Ehre gerade im bürgerlichen Milieu der in ihren Tätigkeiten so ganz und gar nicht *primitiven* Männer nicht nur als antimaterialistischer Protest erschliessen, sondern auch als Verteidigung von Männlichkeit, deren Dringlichkeit gerade im von Ute Frevert festgestellten »grossen Bedarf an Zeichen« um 1900 zum Ausdruck kommt.<sup>122</sup> Der Begriff der Ehre verteidigt agonale Maskulinität gegen die Moderne der technisch-ästhetisch-intellektuellen Kultur, gegen die Feminisierung durch die Frauenbewegung, gegen eine stilisierte Kultur der urbanen Dandys und gegen

die Transformationen von Männlichkeit. Diese Verteidigung findet im Pathos des Duells und, einige Jahre später, in der Kriegsbegeisterung der europäischen Länder ihr grellstes Zeichen. Dass just ein von Eschenmatt die *Pistolen* dem *Prozessieren*, die Waffe den Akten, die Tat dem Argument vorzieht, lässt sich aus dieser Perspektive weiter erklären, war er doch nicht nur Patrizier und Akademiker, sondern ausserdem Kavalleriemajor und Mitbegründer der schweizerischen Pfadfinderbewegung. Und das heisst: er bewegte sich in einer Institution und in einer Bewegung, die beide im Schaffen und Überwinden realer und fiktiver Gefahren zu den hervorragendsten Produzenten von *Bravourstücken* als Zeichen der Männlichkeit um 1900 gehörten.

Die agonale Gestalt der Mannesehre war um 1900 nicht ohne Konkurrenz, doch auch in alternativen Fassungen ging es darum, die Krise der Männlichkeit zu bewältigen. Dem bereits zitierten Anweisungsliterat Hans Wegener etwa gilt ebenfalls die »Ehre« als hervorragende Ausdrucksgestalt von Männlichkeit: In seiner Schrift »Das sexuelle Problem des gebildeten jungen Mannes vor der Ehe« hebt er, noch bevor er zu diesem eigentlichen Problem kommt, an mit einem Kapitel zur »Ehre des Mannes in unserer Zeit« als Grundlage für alles, was auf den anschliessenden Seiten folgt. Durchaus zeittypisch versteht Wegener seine Gegenwart als eine »Übergangszeit«: In die »Öde« des Materialismus rufe von weit her »das Evangelium vom ›Ich‹« hinein, die »Kultur der Sache« – zuvorderst die des Geldes – werde abgelöst von der »Kultur des ›Ich‹, der Persönlichkeit«. Dieser Wandlung aber könne nur ein gewandelter Ehrbegriff gerecht werden, einer, der sich absetze vom bisher Gültigen einer Ehre, die dem Menschen »von der Gesellschaft her angetan wird, wie man ihm wohl einen Orden anhängt«, die sich bestimme aus einer »Stellung«, einer »Rolle«. Die Ehre habe der Mann vielmehr in sich selbst, als Bemeisterung der »unbewussten, impulsiven Regungen unserer Seele«, als »Harmonie zwischen Motiven und Impulsen«. Je vollständiger diese Harmonie sei, »um so geschlossener der Charakter, um so stärker der Wille, um so unantastbarer die Ehre«, die so »von innen gleichsam aus dem Menschen« herauswachse.<sup>123</sup>

Paradigmatisch führt Wegener vor, was in der Forschung als »Spiritualisierung« der Ehre beschrieben wird.<sup>124</sup> Um 1900 verbindet sich diese Spiritualisierung der Ehre mit zeitgenössischer Materialismus- und Kulturkritik. Für solche Kritik war, wie bereits gezeigt wurde, nach wie vor auch das Duell durchaus anschlussfähig als äusserster Ausdruck nicht interesse-, sondern wertgeleiteten Handelns. Exemplarisch distanziert sich Wegener aber auch davon: Wenn Ehre der Person nicht äusserlich ist, nicht abhängig von dem, was Theodor Fontane – mit mehr soziologischer Klarsicht für die Verkoppelung von Fremd- und Selbst-

achtung – den von Instetten so treffend als das »uns tyrannisierende Gesellschafts-Etwas« erfassen lässt, so kann sie nicht äusserlich verteidigt werden, wie sie durch Äusserliches auch nicht wirklich angefochten werden kann.<sup>125</sup> Wegeners männliche Ehre ist ein ganz und gar verinnerlichtes Ding, sie gründet auf dem Streben nach Persönlichkeit, und ihr Kriterium ist der Einklang von Handlungsmotiven und -impulsen. Diese Ehre ist vollständig individualisiert, aber sie löst den Ehrbegriff insofern nicht aus dem Kriterienkatalog *primitiver Männlichkeit*, als Persönlichkeitswerdung und Individualität mit agonalen Eigenschaften wie Willen und Bemeisterung konnotiert sind. Und in solcher Individualisierung oder Personalisierung männlicher Ehre behauptet sich nur noch einmal, was mit der Moderne in die Welt kommt: die Gleichsetzung von Männlichkeit und Individualität, die sich um 1900 zu einem eigentlichen Persönlichkeitskult steigert. Noch bevor die Ehre als Kategorie des Selbst- und Weltverhältnisses erodiert, macht sie als kategoriale Traditionsbrücke herkömmliche gruppen- und kodizesgebundene Subjektivierungsweisen von Männlichkeit für individualisierende anschlussfähig und wahrt zunächst ihre Geltung als Chiffre für männliches Sein und Dasein. Und so markiert vielleicht nicht der Verinnerlichungsgrad der Ehre die Differenz zwischen einem vormodernen und einem modernen Ehrbegriff, sondern die gewandelte Form subjektiven Selbstbezugs. Gerade in solcher Individualisierung verallgemeinert die Ehre Männlichkeit in der expliziten Überwindung von Klassenunterschieden und bestätigt Geschlecht als eine der zentralen Differenzierungskategorien der Moderne: Die Ehre, die er meine, argumentiert Wegener denn auch explizit, kenne keine Klassen, sie sei dem »ungelehrtesten Arbeiter« so zugänglich wie dem »höchst Gebildeten«.<sup>126</sup> Die spezifisch schweizerische, auf Republikanismus akzentuierte Kritik am ständischen Ehrbegriff, wie sie in der Duellkritik zum Ausdruck kommt, lässt sich dann möglicherweise auch als Hinweis auf eine – bedingt durch die konstitutive Vergeschlechtlichung des Republikanismus – frühere Verankerung von Geschlecht als einer zentralen Differenzkategorie der Moderne begreifen.

Die Ehre aber, deren Anerkennung und Wiederherstellung Paul von Eschenmatt auf *Pistolen* und Henri Dubois mit einer *schriftlichen Erklärung* und einer finanziellen Leistung einfordert, hat nichts mit dem harmonischen Einklang von Motiven und Impulsen zu schaffen. In ihr ist die innere Selbstachtung durchaus von äusserlichem Respekt abhängig, von dem des ›Gegners‹ und von dem der vorgestellten Öffentlichkeit respektive der imaginierten Gemeinschaft ehrenhafter Männer. Wo sich männliche Ehre noch nicht im Innern der Persönlichkeit vollständig niedergelassen und schliesslich ihren Begriff als solche verloren hat, da stellt die explizite Rede von der Ehre eine adäquate und vor allem expressive

Antwort auf bedrohte Männlichkeit dar. In der, gemessen am Gesamt der untersuchten Scheidungsprozesse, ungewöhnlich expliziten Thematisierung von Ehre in den hier vorgestellten Fällen erscheint die Ehre als Antwort auf genau diese Problematik: An von Eschenmatt lassen sich exemplarisch die Bemühungen zeigen, eine in der Gemengelage von männlicher Standesehre und bürgerlicher Mannesehre gestiftete Männlichkeit angesichts einer als antiviril empfundenen Gegenwart zu vergewissern – Bemühungen, die in nicht nur harmlose maskulinistische Kapriolen münden. Im Fall Henri Dubois' gibt die Rede von der Ehre Antwort auf eine biographische Krise männlichen Seins, die von der Ehekrise angetrieben wird, von der Präsenz eines Konkurrenten im Kampf um das Herz der Gattin, aber auch von der Konkurrenz des Schwiegervaters.

### Superiorität. Die Macht des Vaters

Geht die Ehre einer Frau durch Heirat aus der Schutzmacht des Vaters in die des Ehemannes über, dann bestimmt sich das ehemännliche Selbstverständnis auch durch diese Funktion. Genau dieses Selbstverständnis indes ist im Fall des Henri Dubois angefochten, wenn nicht er, sondern sein Schwiegervater im Krisenfall das Zentrum der hektischen Betriebsamkeit darstellt, die sich um die Avancen aus Genf entfaltet: »Wie die Beklagte nur auf den Gedanken kommen konnte, die ›Lösung‹ dieser Angelegenheit hinter dem Rücken des Gatten ihrem Vater zu übertragen, bleibt schlechterdings unverständlich«, heisst es in der Replik des Ehemannes.<sup>127</sup> Dass sie genau das tat, betont Henri Dubois wiederholt, und dass sein Anwalt das Problem weder in der Klageschrift noch in der Replik argumentativ entfaltet, sondern an sehr konkretem Handeln illustriert, manifestiert nur noch einmal die Selbstverständlichkeit der Ordnung, mit der Clara Dubois bricht: Sie habe, so steht in der Klageschrift zu lesen, den ersten Brief ihrer Freundin umgehend zum Vater getragen, »obschon sie sehr genau wusste, dass ihr der Gatte an jenem Tag auf dem Bureau nahe war.«<sup>128</sup> Walter Tobler erwidert in seiner Zeugenaussage: »Ich bin überzeugt, dass meine Tochter zuerst mit dem Brief zu ihrem Manne wäre, wenn er näher gewesen wäre als ich.«<sup>129</sup> Indem er stellvertretend für seine Tochter dem Vorwurf mit dem Hinweis auf die räumliche Entfernung entgegnet, bestätigt auch er diese Selbstverständlichkeit: Nur räumliche Distanz vermöchte allenfalls das Ratsuchen der Tochter beim Vater zu rechtfertigen, wo doch der Ehemann für solches zuständig wäre – nicht nur, weil seine Interessen direkt tangiert sind, sondern weil er nach geläufigem Eheverständnis die erste und zentrale Ansprechinstanz der Rat suchenden

Gattin sein sollte. Und so meint denn auch die Entfernung zum Büro des Gatten beziehungsweise die Nähe zum Geschäft des Vaters – die Differenz dürfte angesichts der zentralen Wohnlage der Dubois unwesentlich gewesen sein – etwas anderes als räumliche Entfernung und Nähe: dass es nämlich dem Ehemann nicht gelungen ist, den Vater im Leben der Ehefrau zu entmachten, erkennt diese ihn doch nicht als Instanz an – als emotionale Instanz, wenn sie ratlos ist, als ordnungsstiftende Instanz, wenn es darum geht, einer Gefährdung von Ehre und Ehe zu begegnen.

Wiederholt kommt dieser Umstand im Umgang mit den Briefen aus Genf, anlässlich der Treffen, der Telefonate und der Korrespondenz zwischen Walter Tobler und G. H. Vondrak zum Ausdruck. Und es ist eigentlich unwesentlich, welche Rolle Vater Tobler in der Sache innehatte, ob er bemüht war, Vondrak und »die andere Partei vor Unvorsichtigkeiten zu bewahren«, ob damit »dank« seines »Handelns« seine Tochter »nach wie vor unbefleckt in jeder Beziehung« dastand, wie er selbst es darstellt, oder ob seiner »gesamten Tätigkeit« vielmehr der »missliche Schein der Kuppelei« anhaftete, wie es der Ehemann suggeriert.<sup>130</sup> Wesentlich ist, dass Henri Dubois im Verlauf der ganzen Geschichte immer wieder konfrontiert war mit dem Wirken des Schwiegervaters in Belangen, die zu bewältigen eigentlich ihm zugestanden hätte.

Dass Herkunftsfamilien sich in Ehekrisen einmischen und in sie einbezogen werden, ist nichts Aussergewöhnliches. Die bereits mehrfach erwähnte Emilie Ziegler, Ehefrau eines Sekundarlehrers und promovierten Philologen, schreibt an ihren Bruder, ihr Ehemann sei nach einem heftigen Ehestreit zu seiner Verwandtschaft ins Welschland gefahren, »um ihnen dort eine schlechte Meinung über mich und Euch beizubringen. Sie kamen und fielen über uns her.« Wie idealiter in einer Ehe zwei Personen und zwei Herkunftsfamilien als erweiterte Verwandtschaft zusammenfinden, so können im Falle des Konflikts eheliche und herkunftsfamiliale Solidaritäten und damit auch die personalen Bindungen wieder auseinander fallen. Die Parteinahme der jeweiligen Herkunftsfamilie für Gatten und Gattinnen in der Ehekrise stellt durchaus einen Wert dar und Emilie Ziegler anerkennt solches mit Respekt: »und das muss man sagen, sie halten zusammen, da steht einer für den Andern!« Entsprechend sucht sie ihrerseits Solidarität, die zugleich Selbstvergewisserung ist, bei ihrer eigenen Herkunftsfamilie: »Aber wir wollen zusammen halten, mein lieber Bruder«, so Emilie Ziegler weiter, »und das werdet Ihr auch nicht dulden, dass Eure Schwester sich wie ein Hund schlagen lassen muss von einem zeitweilig halb Verrückten.«<sup>131</sup>

Zwar folgt die Parteinahme nicht immer der Linie des Blutes, sie kann selbst in der Ehekrise auch übers Kreuz funktionieren, etwa im bereits geschilderten

Fall Madeleine Freys, die vom Onkel ihres Ehemannes unterstützt wird. Gleiches illustriert auch der Fall des Bundesbeamten August Witschi, der sich in wiederholten Briefen nicht nur an seinen Bruder, sondern auch an die Schwiegermutter über das launische Wesen seiner Ehefrau beklagt, worauf diese scharfe Rügen an ihre Tochter adressiert: »Dein Mann tut mir wirklich leid, dass Du ihm solche Auftritte machst, blamiere ihn und uns doch nicht so.«<sup>132</sup> Solche Solidarität übers Kreuz ist dann aber der Gewährleistung des ehelichen Zusammenhalts verpflichtet.

Weit häufiger und regelmässiger taucht das Handeln von Herkunftsfamilien, insbesondere in Gestalt der Schwiegermütter, in der Form von »Einmischungen« auf. So quittiert der Milchhändler und frühere Käsereiknecht Otto Born die Anschuldigungen seiner Ehefrau mit der Feststellung: »doch es ist zu begreifen, wenn [...] einen solche Schwiegermutter davon stösst bis sie einem Frau und Kinder Endrissen hat. Denn es ist Himmeltraurig wie ihr es mir gemacht.«<sup>133</sup> Hier sind die Solidaritäten vollständig auseinander getreten, die Schwiegermutter ist dem Ehemann nicht mehr nur Konkurrenz, sondern eigentliche Widersacherin – wie es Henri Dubois empfunden haben mochte, als er in seinem Schwiegervater einen *Kuppler* erkannte, der seiner Frau goldene Brücken zu einem andern Mann baut.

Als solidarische Netzwerke, in welche das ganze Ehepaar idealiter eingebunden ist und die im Konfliktfall mit der ehelichen Solidarität konkurrieren können, sind die Herkunftsfamilien in Ehen aus allen Milieus präsent. Als »Herkunft«, als der soziale Ort, von dem man kommt und der zu gewissen Ansprüchen und jedenfalls zu einem Selbstbewusstsein berechtigt, werden sie vornehmlich dann aktualisiert, wenn es um soziale Position und Status geht, wenn eine Heirat – wie in der Ehe zwischen Emilie Ziegler, der Tochter eines bankrotten Brotfabrikanten, und Franz Ziegler, dem akademisch wenig erfolgreichen, aber einigermassen vermöglichen Philologen – auch mit Statusgewinn oder zumindest mit Statuswahrung zu tun hat, und das heisst: vor allem im Bürgertum und im bürgerlichen Mittelstand.<sup>134</sup> »Wir wären ja nur Bäckersleute«, habe ihre Schwiegerfamilie ihr vorgehalten, schreibt Emilie Ziegler, »wir brauchten uns nichts einzubilden, es wäre ja nichts los mit uns. Dr. Borkmann [Verwandter oder Bekannter des Ehemannes] hätte, EHE ER MICH KANNT, zur Tante gesagt, das wäre keine Familie für Franz, er könne andere Partien machen etc.«<sup>135</sup> Wer heiratet, verbindet sich nicht nur mit einer individuellen Person, sondern auch mit deren Herkunftsfamilie. Dies gilt auf der Ebene der sozialen Beziehungen durchaus in Richtung der Herkunftsfamilien beider Eheleute, auch wenn auf rechtlicher und symbolischer Ebene einseitig die Ehefrau in die Genealogie des Mannes eingeht. Franz

Ziegler hat bei seiner Gattinnenwahl auch deren familiären Hintergrund zu bedenken, da ihre Familie auch zu einer *für* ihn wird.

Genau solches war in der Ehe Dubois thematisch. Denn die Konkurrenz zwischen Schwiegervater und Ehemann kommt nicht nur in der Affäre Vondrak zum Tragen, sie wirkt bereits in Fragen der Gestaltung des Ehelebens der Dubois – und begründet wird die Dominanz des Vaters nicht mit charakterlichen Vorzügen des Walter Tobler: »Die gemessenen, wohlgemeinten Ratschläge und Wünsche ihres Gatten schlug sie [Clara Dubois] mit herablassend lächelnder Verachtung in den Wind, sie kannte in allen Lagen nur noch einen Beschützer und Berater: ihren Vater Walter Tobler, Marchand Tailleur, Spitalgasse in Bern.« Diese Aussage bettet den Streit um Handlungsmacht in der Angelegenheit Vondrak in eine grundsätzliche Statuskonkurrenz zwischen Schwiegervater und Ehemann ein. Diese kommt in den Darstellungen Henri Dubois' und in Zeugenaussagen wiederholt zum Ausdruck: Im Verlauf der Ehe, so steht in der Klageschrift des Ehemannes zu lesen, habe Clara Dubois immer häufiger versucht, »mit dem Hinweis auf ihre reiche Bernburgerfamilie gegenüber der einfachen Beamtenfamilie des Klägers eine selbstbewusste Superiorität zur Schau zu tragen«.<sup>136</sup> Ihre Schwester, so lässt sich aus der Replik des Ehemannes in Erfahrung bringen, habe sich »moquiert« über den »Haushalt ohne Dienstboten«, und »eine Schwester des W. Tobler machte ihrer Nichte Frau Dubois wiederholt bittere Vorwürfe über diese *Mésalliance*, die der Familie Tobler nicht würdig sei«.<sup>137</sup> Eine *bitter* empfundene *Mésalliance*: prägnanter lässt sich die von der Herkunftsfamilie geltend gemachte Statusdifferenz zwischen den sich selbstbewusst als bürgerlich gerierenden Toblers und dem dienstbotenlosen Angestelltenhaushalt der Dubois nicht ausdrücken. So weiss denn auch der Bruder des Ehemannes zu berichten, Clara Dubois habe ihren Gatten »Superiorität« fühlen lassen, »bzw. die ihres Vaters«: »Sie betonte, ihr Vater sei reich & könne sich jeden Moment zurückziehen«. Und die Mutter des Henri Dubois zitiert: »Meine Schwiegertochter betonte stets, »wir sind reich, mein Papa ist reich«. [...] Sie erklärte auch, ihr Mann könne sich glücklich schätzen, dass er in ihre Familie habe eintreten können.« Gleiches erzählt die Schwägerin bruderseits des Henri Dubois: »Ich habe nur wenig mit der Beklagten verkehrt, sie gab uns deutlich zu verstehen, dass wir ihr zu wenig seien. Sie hätte andere Partien machen können, sagte sie, & einmal auf dem Markt sagte sie mir, Henri wisse sie nicht zu schätzen, ihr Vater habe erklärt, es könne sich einer die Finger »schlecken«, wenn er eine Tochter Tobler bekäme.«<sup>138</sup>

Was das Gericht in der Urteilerwägung als »Familienstolz« der Clara Dubois bezeichnen wird, erscheint in diesen Aussagen als eine fortgesetzte Weigerung

der Ehefrau, die Familie des Ehemannes als respektabel anzuerkennen und, direkt damit verknüpft, die *Ratschläge* und *Wünsche* ihres Gatten und damit dessen Persönlichkeit gelten zu lassen.<sup>139</sup> In der Figur des Vaters fällt Henri Dubois' Ohnmacht in der Affäre Vondrak mit einem Statusdefizit zusammen. Diese gedoppelte Unterlegenheit artikuliert sich schlüssig, wenn die Ehefrau seinem Urteilsvermögen mit *herablassend lächelnder Verachtung* begegnet, wenn sie als *Beschützer und Berater* nur ihren Vater kennt, und wenn mit dem Annex *Marchand Tailleur, Spitalgasse in Bern* in meisterlich verknappter Form auch gleich die Begründung für solch mangelnden Respekt der Gattin nachgeliefert wird. Sei auch der Begriff *Mésalliance* für die Heirat von Clara Tobler und Henri Dubois etwas zu hoch gegriffen, so ermöglicht doch die Statusdifferenz zwischen den beiden Herkunftsfamilien eine Problematisierung, die in der Konkurrenz zwischen dem Ehemann und dem Vater Gestalt annimmt.

Diese Konkurrenz setzt sich bruchlos in der Rivalität zwischen Ehemann und Verehrer fort. In kaum zu überbietender Prägnanz kommt das vor Gericht zur Sprache, als Aline Baumgartner sich daran erinnert, wie Clara Dubois ihre Sympathie für Vondrak begründet habe: »er erinnere sie an ihren Vater«, habe sie gesagt.<sup>140</sup> Was Clara Dubois tatsächlich geäußert haben mag, wissen wir nicht, offensichtlich aber ist die dominante Stellung des Vaters im Leben der Tochter. Und dass diese im Verlauf des ganzen Prozesses nicht in Bezug auf persönlich-charakterliche Qualitäten thematisiert wird, die den Vater gegenüber dem Ehemann auszeichnen würden, sondern in Bezug auf *Reichtum* und *Bernburgerlichkeit*, auf ökonomisches und symbolisches Kapital, erklärt denn auch die Analogie zu G. H. Vondrak: Auch dieser war als Inhaber eines Schuhgeschäfts wie der Vater ein reicher und selbständiger, und nicht wie Henri Dubois ein angestellter Kaufmann mit eingeschränktem finanziellen Spielraum, dessen sozioökonomische Position leicht als defizitär thematisiert werden konnte. Identifizierten sich die kaufmännischen Angestellten bis zum Ersten Weltkrieg mit dem unabhängigen Kaufmann als »Pionier« und »Kulturfaktor«, so mochte dieses romantische Kaufmannsbewusstsein zwar am ehesten noch just im Fall der Handelsreisenden eine gewisse Kongruenz zur Arbeitserfahrung aufgewiesen haben.<sup>141</sup> Und jedenfalls verband es sich symbolisch treffend mit der Figur des Reisenden, der immerhin zeitweilig aus den *Särge der Männlichkeit* in Büro und Kontor auszubrechen vermochte. Doch kontrastierte dieses Selbstbild mit der eingangs geschilderten lediglich relativen Autonomie der Handelsreisenden und mit dem grundsätzlich labilen Status des neuen Mittelstands. Anders als Walter Tobler, der durch erfolgreiche wirtschaftliche Selbständigkeit und Reichtum eine relative Bürgerlichkeit gewonnen hatte und sie in der Bernburgerschaft auch symbolisch absichern

konnte, war die Position des Henri Dubois durch die soziale Ortlosigkeit oder doch zumindest durch die ambivalente Position des neuen Mittelstands charakterisiert. Gegen die von der Familie Tobler geltend gemachte Statusdifferenz konnte Henri Dubois wenig ausrichten: Bürgerlichkeit war von den angestellten Kaufleuten nur begrenzt realisierbar, und ihr Lebensstil wurde das Moment sozialer Imitation kaum los.<sup>142</sup>

So verdichtet sich in den Figuren des Vaters und des Verehrers eine ganze Konstellation an Defiziten, die den ehemännlichen Status des Henri Dubois unterläuft: weder wird er von seiner Gattin als Urteils- und Entscheidungsinstanz anerkannt, noch gehört ihm ihr Herz mit letzter Gewissheit, noch kann er ihr den Vater ersetzen als Garanten von Wohlstand und Sozialprestige. Damit aber sind die Funktionen, die mit der Heirat vom Vater an den Ehemann übergehen, bezeichnet. Sie machen die spezifisch männliche Position in der Ehe aus. Insofern als sich darin Männlichkeit behauptet, ist ebendiese Männlichkeit im Fall des Henri Dubois in Frage gestellt. Dass er diese Bedrohung seines Status und seines Ansehens als eine Erschütterung seines Selbstverständnisses empfand, macht die Rede von der Ehre deutlich, funktioniert doch diese grundsätzlich als Zusammenhang zwischen Selbstachtung und sozialer Achtung: Die Einforderung einer *Satisfaktion* manifestiert gleichermassen ein Bewusstsein männlichen Seins und eine Verunsicherung ebendieser Männlichkeit, die es in der Anerkennung zu versichern gilt.

#### 4. Modern denken. Eheleiche Sexualität, Lebensstil und weibliche Individuierung

Doch nun würde die holde Wirklichkeit der ersten Tage zur Alltagswirklichkeit werden. Das unbegrenzte Hoffen, das süsse Bangen um das Unbekannte war zu Ende. Ja, es war zu Ende mit dem Warten. Also gab es nichts mehr zu tun für sie – weder heute noch morgen, noch jemals mehr. All das wurde ihr dumpf bewusst, sie fühlte etwas wie Enttäuschung und ein Zusammensinken ihrer Träume. – Sie stand auf und drückte die Stirn an die kalten Fensterscheiben. Eine Zeitlang schaute sie in den Himmel, an dem düstere Wolken trieben. Dann entschloss sie sich, ins Freie zu gehen.

*Guy de Maupassant, Ein Leben, 1883*



## Un ménage moderne. Die Kinderfrage

Die Ehe, die Clara und Henri Dubois im Sinn hatten, trug einen Namen: »Ich hörte beide Parteien sagen: nous sommes une famille moderne«, berichtet Walter Tobler an der Amtsgerichtsverhandlung vom 28. Februar 1912.<sup>143</sup> Von dieser Deklaration einer *modernen Familie* weiss auch der Vater des Ehemannes zu berichten und er macht überdies klar, worin die Modernität dieser Ehe bestand: »Ich hörte meine Schwiegertochter einmal im Gespräch sagen, j'ai un ménage moderne, je n'ai pas le temps de m'occuper des enfants. Es war dies am 15. Okt. nach dem Mittagessen, ich hatte dazu meine Söhne mit ihren Frauen eingeladen. Das Gespräch drehte sich um Verwandte im Waadtland, bei denen alle Jahre ein Kind anrückt. Ich sagte, zur andern Schwiegertochter, die Lehrerin ist, sie könnte mit diesen Kindern eine Schule gründen, worauf die Beklagte dann die erwähnte Bemerkung tat. Ich erwiderte ihr nichts.«<sup>144</sup> Solche Modernität einer Ehe, in der man auf Kinder ganz oder jedenfalls auf eine grosse Kinderzahl verzichtete, war ein Thema der Zeit. Ellen Key verweist 1904 auf die »Menge Schriften und Gegenschriften«, die seit einigen Jahren über die »zunehmende Anzahl der zur Mutterschaft untauglichen oder unwilligen Frauen« entstanden sei, Rosa Mayreder hält die »willkürliche Beschränkung der Kinderzahl« für »eine Erscheinung, die mit Notwendigkeit um sich zu greifen beginnt, sobald die Bevölkerungsdichte bei sehr gesteigerten Kulturmitteln eine bestimmte Höhe erreicht hat«, und Auguste Forel erläutert pragmatisch – und in der für ihn charakteristischen Verknüpfung von ehe- und rassenhygienischen Absichten – ausführlich die »Mittel zur Regulierung, eventuell Verhinderung der Zeugungen«.<sup>145</sup>

Aus der Klageschrift des Henri Dubois lässt sich vernehmen, dass es die Ehefrau gewesen sei, die eine »kapriziöse Ansicht [...] in der Frage der Kinder« gehabt habe, während er ihr wiederholt zu verstehen gegeben habe, »wie sehr er die Geburt eines Kindes begrüssen würde. Er fand mit diesem Wunsche kein Verständnis. Immer lehnte die Beklagte ein solches Verlangen mit aller Bestimmtheit ab; sie hätte keine Lust dazu, Kinder würden viel Geld kosten und ihre Bewegungsfreiheit beeinträchtigen.«<sup>146</sup> Zur Bestätigung dieser Behauptung lässt Henri Dubois verschiedene Zeugen und Zeuginnen aussagen: Die Nachbarin Mathilde Freund erinnert sich: »Frau Dubois sagte immer, sie möchte lieber kein Kind.« Ein Freund des Ehemannes zitiert: »Frau Dubois äusserte sich wiederholt & zwar sowohl mir wie meiner Frau gegenüber, sie wolle keine Kinder.« Auch der Bruder des Henri Dubois hatte gehört, »dass sich Frau Dubois dahin aussprach, sie wolle keine Kinder«. Und seine Gattin Ida Dubois weiss etwas ausführlicher zu erzählen: »Als ich ihr sagte, ich hätte gerne ein Kind, erwiderte sie,

ich solle doch nicht so dumme Ideen haben, da könne man abends nicht mehr ausgehen, man sei angebunden.«<sup>147</sup>

Durchaus *kapriziös*, nämlich launenhaft und unberechenbar und unverständlich dürfte den Verwandten und den Freunden eine Ehefrau erschienen sein, die dem Kinderwunsch ihres Mannes nicht nachkam, umso mehr, wenn solches aus dem Bedürfnis nach uneingeschränkter materieller und persönlicher *Bewegungsfreiheit* geschah. Die Richter anerkennen zwar durchaus das Bedürfnis einer Ehefrau nach Einschränkung der Kinderzahl: »Wenn die Klägerin in dieser Beziehung etwas zurückhaltend war, weil sie keine Kinder mehr wollte, so ist das begreiflich und kann ihr nicht zum Vorwurf gemacht werden«, befinden sie etwa im Fall einer Fabrikarbeiterin, die bereits drei Kinder geboren hatte.<sup>148</sup> Dieses Verständnis entspricht durchaus einem sozialpolitischen Gebot der Zeit, demzufolge es als »sträflicher und unverantwortlicher Leichtsinne« galt, infolge mangelnder Rücksichten auf Gesundheit und Vermögensverhältnisse »mehr Kinder auf die Welt zu bringen, als man füglich erziehen kann«, wie die estische, in der Schweiz ausgebildete und praktizierende Ärztin Marie von Thilo schreibt.<sup>149</sup> Den bernischen Richtern scheint es aber auch gut begründet, wenn, wie in einem anderen Fall einer Fabrikarbeiterin, ein »Abscheugefühl vor jedem geschlechtl. Verkehr« infolge einer »veränderten Eigenschaft, die in ihrer Natur begründet sein wird«, dem Kinderkriegen entgegensteht.<sup>150</sup>

Diese Möglichkeit zog auch Henri Dubois in Betracht. Er habe schliesslich, so ist weiter in der Klageschrift zu lesen, »allerdings Veranlassung« gehabt, »an eine physische Anomalie seiner Frau zu glauben und legte ihr daher wiederholt mit Takt und Feingefühl nahe, einen Arzt zu konsultieren. Lange genug verweigerte die Beklagte diese Unterredung. Erst am 6. Juni 1911 entschloss sie sich, Herrn Dr. v. Mutach zu konsultieren. Dieser konstatierte in der Tat ein physisches Leiden, das er jedoch als sehr leicht heilbar erklärte.« Doch auch danach konnte Henri Dubois nicht auf die Kooperation seiner Gattin zählen: Deren Laune wurde zum wohl verhüllten, aber nichtsdestotrotz als solchen erkannten Widerstand, als sie sich der medizinischen Remedur verweigerte: »Die ihr von Herrn Dr. von Mutach verordnete Behandlungsweise befolgte Frau Dubois während 3 Monaten nur sehr unregelmässig und dann gar nicht mehr. Zum Arzte zurückzukehren weigerte sie sich trotz der Bitten des Klägers beharrlich. Der Grund dieser Renitenz blieb dem Kläger nicht verborgen, da die Beklagte sehr wohl wusste, dass die ärztliche Behandlung zur Möglichkeit eines Kindersegens führen würde.«<sup>151</sup> Das bestätigt als Zeugin die Mutter des Henri Dubois: »Die Beklagte erklärte mir einmal »le docteur a dit que je suis bien faite, mais je n'en veux pas.«<sup>152</sup> Entliesse das Vorhandensein einiger Kinder oder eine somatisch-



seelische Indisponibilität die Ehefrau aus ihrer Mutterpflicht, so kann eine Frau, die geradeheraus verkündet, dass sie keine Kinder *will*, obschon der Doktor sie dazu für geeignet hält, kaum mit Verständnis rechnen. Dann handelt es sich um das, was August Egger in seinem Familienrechtskommentar als »Verhütung der Konzeption gegen den Willen des andern Ehegatten« bezeichnet. Dann verschlossen sich Frauen der Erwartung, die jeder Ehemann grundsätzlich an eine Ehe knüpfen durfte.<sup>153</sup>

Man sprach um 1900 über diese Frauen, die aus anderen als ökonomischen oder anatomisch-somatischen Gründen keine Kinder wollten und sich dem »Beruf Mutterschaft« verweigerten.<sup>154</sup> Gerne machten, wie Rosa Mayreder schreibt, die »Rigoristen, die gegenüber den verheirateten Frauen die Rechte der Gattung auf unbeschränkte Ausnützung der weiblichen Fruchtbarkeit vertreten«, dafür die »Frauenbewegung« verantwortlich, welche die Frauen angeblich ihrem »natürlichen Beruf entfremde« und sie zu intellektueller Betätigung als Selbstverwirklichung jenseits von Mutterschaft verleite.<sup>155</sup> Als offene Frage nimmt denn auch der evangelische Zürcher Theologe und Sozialethiker Conrad Wilhelm Kampli in Referenz auf Ellen Key das Verhältnis von »Entwicklung der Frauenfrage« und »Einschränkung der Kinderzahl« auf.<sup>156</sup> Auch wird in dieser Diskussion gerne – kritisch oder wohlwollend – auf das »Zweikindersystem« französischer Provenienz verwiesen, das sich auch andernorts in »ganzen Gesellschaftsschichten« zunehmend ausbreite.<sup>157</sup> Und in zeitgenössischer Literatur und Kulturkritik schraubt sich dieser Diskurs hoch zur Figur des wahlweise prostituierten oder emanzipierten und vermännlichten Frauenkörpers als Emblem weiblicher »Unfruchtbarkeit« und als Metapher der Dekadenz.<sup>158</sup>

Etwas von solcher Dekadenz mochte in den Ohren derer angeklungen haben, die hörten, wie Clara Dubois das *Ausgehen*, die persönliche *Bewegungsfreiheit* und die *Ungebundenheit* dem Kinderkriegen vorzog – und etwas davon wollten sie als Zeugen des klagenden Ehemannes wohl auch vor Gericht antönen lassen. Doch Clara Dubois war keine Anhängerin der Frauenbewegung und sie war keine ästhetizistisch-individualistisch gelangweilte Hedda Gabler, die der Schweizer Staatsrechtler Carl Hilty – nicht eben ein Freund des modisch Modernen – in diesem Zusammenhang als eine der »widerlichen Kreaturen« der zeitgenössischen literarischen Phantasie erwähnt.<sup>159</sup> Dass es in der vierjährigen Ehe mit Henri Dubois nicht zur Mutterschaft kam, entsprach durchaus einem milieuadäquaten Verhalten. Viel stärker als in Familien selbständig Erwerbender und in Arbeiterhaushalten verringerte man in Angestelltenhaushalten um 1900 zunehmend die Kinderzahl, waren doch Standesgemässheit oder gar eine gewisse Bürgerlichkeit immer stärker nur noch im wohl kalkulierten Einsatz der gegebenen

Mittel zu verwirklichen. So reduzierte sich die Kinderzahl in Angestelltenhaushalten von 1900 bis 1920 auf durchschnittlich zwei Kinder. Via ökonomische Ratio und Sehnsucht nach Bürgerlichkeit wurden die Angestellten gleichsam zu »Vorreitern der kleinen Familie«.<sup>160</sup> Unter anderem diese Praxis rationaler Familienplanung hat ihnen bei den Sozialhistorikern denn auch den Ruf von veritablen »Modernisierungsagenten« eingebracht, die in Reaktion auf eine fragile soziale Position die reproduktiven Bereiche des Alltagslebens rigide zweckrational zu handhaben verstanden.<sup>161</sup>

Die Art und Weise aber, in welcher der Begriff der *modernen Familie* in Bezug auf die Ehe Dubois fällt, lässt darauf schliessen, dass die rationale Familienplanung um 1900 nicht nur ökonomisches Kalkül war, sondern auch Medium der Distinktion, eine Möglichkeit, Modernität als Lebensstil zu kultivieren, sich im ehelichen Selbstverständnis über Modernität zu definieren und mit solcher Modernität das kulturell-mentale Vakuum der sozial ortlosen und ökonomisch instabilen neuen Mittelklassen aufzufüllen. So kann verstanden werden, dass sich die Eheleute Dubois gegenüber ihren Verwandten und Bekannten bewusst als *famille moderne* oder *ménage moderne* inszenierten – was sich wiederum an deren Weltanschauungen rieb. Henri Dubois' Vater bringt dies in seiner Aussage deutlich zum Ausdruck, wenn er in der Schilderung des besagten sonntäglichen Mittagessens auf die Deklaration seiner Schwiegertochter, sie habe keine Zeit für Kinder, sein beredtes Schweigen folgen lässt.

Tatsächlich war der »generative Vorbehalt« ursprünglich von Henri und Clara Dubois geteilt oder ging sogar vom Ehemann aus, wie der Gegendarstellung Clara Dubois', aber auch den Klärungen des Ehemannes zu entnehmen ist. Der Vorwurf einer *kapriziösen* Haltung hinsichtlich der Kinderfrage sei »hässlich« hält die Klageantwort entgegen: »Der Kläger selbst war es, der im Anfang der Ehe von Kindern verschont zu bleiben wünschte, und als dann später der Wunsch nach Kindersegen sich regte, die Ehe aber kinderlos blieb, machte er seiner Frau die hässlichsten Vorwürfe, sodass sie in grösste Erregung geriet.«<sup>162</sup> Henri Dubois seinerseits bestätigt in der Replik, dass er sich »nicht gleich im Anfang der Ehe ein Kind wünschte«. Später indes habe sich »der lebhafte Wunsch nach einem Kinde« in ihm geregt.<sup>163</sup>

Doch bei der anfänglich restriktiven generativen Strategie des Ehemannes haken sowohl die Verteidigung der Clara Dubois als auch die Richter ein. Letztere wollen genau wissen, wie es sich zum einen mit der körperlichen Indisponibilität der Ehefrau und zum andern mit dem Kinderwunsch des Ehemannes verhalten hat. Dazu gibt der Arzt der Ehefrau vor Gericht Auskunft: »Die Beklagte erschien am 6. Juni 1911 zum ersten Mal in meiner Konsultationsstunde. Sie

klagte über Beschwerden, die mit der sexuellen Sphäre in Zusammenhang stünden. Ich taxierte sie als nervöse Natur & gab entsprechende Mittel. Am 9. Jan. 1912 erschien sie wieder & erklärte, sie sei mit ihrem Manne im Scheidungsprozesse. Er beklagte sich u. a. über Kinderlosigkeit & er habe anfangs der Ehe Condoms gebraucht, also die Konzeption verhindert.«<sup>164</sup> Damit war ein Stichwort gefallen, das die Zeitgenossen um 1900 umtrieb: Aktive Empfängnisverhütung, welche die eheliche Sexualität aus Fortpflanzungszwecken herauslöste, war keine unschuldige und selbstverständliche Angelegenheit – nicht nur dem evangelischen Theologen Conrad Wilhelm Kambli wurden etwa die volksaufklärerischen Bemühungen in Sachen Antikonzeption eines August Forel »zum Stein des schwersten Anstosses«.<sup>165</sup>

### Unheilvoll. Das eheliche Sexualleben

Als am 16. März 1912 die Richter über die Scheidung der Ehe Dubois befinden, da greifen sie unter anderem die Kinderfrage ausführlich auf, und sie verknüpfen sie explizit mit der ehelichen Sexualität: »Dass das Ausbleiben des Kindersegens, sobald der Wunsch danach bei beiden Teilen einmal rege geworden war, das schon etwas aus dem Gleichgewicht geworfene eheliche Verhältnis noch erheblich stärker ins Wanken bringen konnte, liegt auf der Hand. Aber mehr als das: es fragt sich sehr, ob nicht überhaupt die Anwendung der genannten Mittel, auch sonst unheilvoll auf die Ehe eingewirkt hat. [...] Der Gedanke liegt sehr nahe, dass hier von den Parteien, wenn auch unwissentlich, ein wichtiger Grund zu der in der Folge eingetretenen Entfremdung, wenn nicht Abneigung gelegt wurde. Gewisse Äusserungen über das Sexualleben, wie sie die als Zeugen einvernommenen Eheleute Mathilde und Viktor Freund von der Beklagten gehört haben wollen, verleihen dieser Vermutung einige Berechtigung.«<sup>166</sup> Welches waren diese Äusserungen, die die Richter aufhorchen liessen? »Frau Dubois sagte auch im letzten Jahr«, so Mathilde Freund, »der sexuelle Verkehr sei ihr zuwider«. »Im Frühling 1911«, erinnert sich der Vizekonsul Viktor Freund, »erzählte mir Frau Dubois auf einem Spaziergang, der geschlechtliche Verkehr mit ihrem Manne sei ihr abscheulich, sie wolle keine Kinder von ihm. Ich riet ihr zu einem Frauenarzte zu gehen. [...] Aus Gesprächen mit H. Dubois musste ich schliessen, dass er anfangs der Ehe Mittel zur Verhinderung der Konzeption gebraucht habe.«<sup>167</sup>

Der Unwille der Clara Dubois, ihrem Ehemann ein Kind zu gebären, erscheint hier in einem nochmals neuen Licht: Nicht etwas *Kapriziöses*, nicht *phy-*

*sische Anomalie* könnte möglicherweise den Richtern die *Renitenz* der Gattin erklären, sondern veritable *Abscheu* vor dem Geschlechtsverkehr mit ihrem Gatten. Und die Richter bringen in ihren Fragen an den Zeugen Freund und in ihrer Urteilsabwägung diese Abscheu mit der Verwendung antikonzeptioneller Mittel in Zusammenhang. Brachte die Kinderlosigkeit das Eheleben vollends aus dem Lot, so mochte möglicherweise der Grund für diese Kinderlosigkeit mit einem eigentlichen Grund ehelichen Scheiterns zusammenfallen: wenn nämlich eine Entzweiung im *Sexualleben* die *Entfremdung* oder gar *Abneigung* zwischen den Ehegatten zur Folge hatte und sich beides als eine eigentliche Spätfolge der anfangs der Ehe praktizierten Empfängnisverhütung enthüllen würde. Was da genau wie wirkt, bleibt indes diffus: War es die vom Ehemann im Kondom manifestierte ursprüngliche Zeugungsunwilligkeit, welche die Ehefrau absties und sie sozusagen in Trotz einen analogen Empfängnisunwillen entwickeln liess? War das Kondom der Ehefrau abscheulich und als Folge davon der Geschlechtsverkehr? Trieb das Kondom gleichsam psychosomatisch die Seelen der Ehegatten auseinander, wie es ein sexualwissenschaftlicher Diskurs postuliert, welcher die Praxis der Geburtenkontrolle als krankheitserregend begriff?<sup>168</sup> Dass die *Abscheu* der Clara Dubois die Richter aufhorchen lässt, verweist auf die hohe Bedeutung, die dem *Sexualleben* in der Erklärung ehelichen Glücks und Unglücks zukommt und die vor Gericht ein Reden über Sexuelles hervorbringt. Worin diese Bedeutung genau besteht und was die Vermutung der Richter so diffus macht, erschliesst sich nicht aus den Unterlagen, die zum Fall Dubois vorliegen. Aus einer um andere Fälle erweiterten Betrachtung des Redens über Sexualität aber wird es plausibler.<sup>169</sup>

Angehörige aller sozialen Milieus reden vor Gericht über Sexuelles. Die Gattin eines Installateurs mag diesem nicht mehr zu Willen sein, weil »er mir geschlechtlich zu viel verlangte«, die Ehefrau eines Strassenreinigers wirft ihrem Gatten vor, er verlange »übermässig viel geschlechtl. Verkehr« und »ruiniere« sie damit, eine Dienstinne beklagt sich über ihren Ehemann, einen Schlosser, der an sie »Anforderungen« stellte, »die ihr eckelhaft waren und ihr widerstrebten«, namentlich habe sie nie »ihre Kleider wechseln [können], ohne dass ihr Mann sofort über sie herfiel«.<sup>170</sup> Babette Wenger, Schneiderin und Ehefrau des bereits zitierten Milchhändlers Otto Wenger, schreibt an ihren Anwalt: »Am zweiten Tg. nach d. Geburt verlangte m. traurig grober Mann mir Frauenpflichten ab trotz meines elenden Zustandes & als ich mich sträubte fing er an zu schäumen gleich tierisch, u. musste aufstehen, ihn zurückhalten eines Sprunges vom Fenster Sims.«<sup>171</sup> Eine Möbelhändlerin betont, sie habe ihrem Ehemann, einem Schreiner, den »normalen Geschlechtsverkehr« nicht verweigert, doch dieser habe

»Ungebührliches« und »widernatürlichen Geschlechtsverkehr« von ihr verlangt, insbesondere »mutete [er] ihr zu u. a. auch während der Periode geschlechtlich zu verkehren, und verlangte von ihr öfters, dass sie ihm in einer Nacht 2–3 Mal zu Willen sei.«<sup>172</sup> Eine Wäscherin würde sich, so sagt sie vor Gericht aus, »in der Küche [...] schon gar nie hingegeben haben.«<sup>173</sup> Männer beklagen seltener zwar, aber hin und wieder doch auch übertriebene oder unangemessene Ansprüche ihrer Ehefrauen, so ein Bundesbahnangestellter: »Meine Frau ist hysterisch. Ich sollte sie alle Tage mehrmals geschlechtlich befriedigen, sonst wirft sie mir vor, ich habe mit anderen Umgang.«<sup>174</sup>

Vieles und Verschiedenes wird im Moment der Krise in ein Bild des Unzulässigen gebannt: mangelnde Rücksicht auf somatische Unverfügbarkeit im Falle von Krankheit oder Kindbett, Zeitpunkte und Räume, der nächtlich oder täglich mehrmalige Akt. Und was sich in moralischen Kategorien nicht *gebührt*, das wird zugleich als das begriffen, was *wider die Natur* ist. Dass im Begriff des *Ungebührlichen* die Grenzen angemessenen Sexualverkehrs als solche der Sitte und als solche der Natur zusammenfallen, ist charakteristisch für eine säkularisierte Moderne, die nicht mehr von Sünde spricht, sondern von Pathologie, wo solche Grenzen überschritten werden. Und es ist charakteristisch für einen historischen Zeitpunkt, in dem eine noch junge Sexualwissenschaft die Frage nach der Sexualität als eine nach der Norm stellt und zugleich diese Norm als das Natürliche behauptet.<sup>175</sup> Während das Natürliche auch in der direkten Rede der Eheleute ganz selbstverständlich Referenz für das Gebührliche ist, wird von den Anwälten die zeitgenössische Sexualwissenschaft explizit zitiert: Dem Anwalt einer Näherin ist mindestens deren Schlüsselbegriff bekannt, stellt er doch dem Gericht den Ehemann als einen »sexuell vollständig anormalen Menschen« vor, dessen »daherigen Defekte« derart seien, »dass man unbedingt von einem Fall Psychopathia sexualis sprechen muss. [...] Er will den Geschlechtsverkehr per os vollziehen und begreift nicht, dass seine Frau sich zu solchen Exzessen nicht hergeben will.«<sup>176</sup> 1886 war die »Psychopathia sexualis« von Richard Krafft-Ebing erschienen, die gemeinhin als ein Auftakt der deutschen Sexualwissenschaft gilt.<sup>177</sup> Namentlich erwähnt wird der populäre Auguste Forel: So tritt die Ehefrau eines Steinbrechers in dessen Klageschrift als »römische Messaline« in Erscheinung, als eine »sexuell Anormale«, eine, »wie Forel diese Weiber bezeichnet, [...] Nymphomane, eine trotz ihres Alters mit unersättlichem Geschlechtstrieb behaftete Person.«<sup>178</sup> Und ein weiterer Anwalt verweist nach sorgfältiger Konsultation der entsprechenden Seiten auf »die auf unsern Fall passenden Ausführungen in Prof. Forel, die sexuelle Frage, S. 250 unten und 251«. Der Ehemann sei »sexuell total entgleist«, er sei »Onanist« und »seine geschlechtliche Liebe sucht zudem ihre Be-

friedigung bei Mannspersonen und nicht bei Frauen«, kurz: »Wir erkennen im Beklagten genau diejenige Spezies homosexueller Männer, die Forel in dem bereits citierten Buche als Urninge benennt.«<sup>179</sup>

Exzessive und pathologische Ansprüche und Eigenschaften des anderen, seltener der anderen, werden beklagt und kritisiert, aber auch der Mangel an sexueller Bereitschaft gilt als Ursache von Ehekrisen: Ein Strassenbahnführer schildert in seinem 30-seitigen Lebens- und Ehebericht: »Auch das Geschlechtsleben war von jeher ein sehr gespanntes. Sie machte mir immer Schwierigkeiten. Beim 2. Kind sagte sie mir oft ich sei ein Löhl ich hätte sie angeschwindelt. Wenn die Periode nicht auf den Tag eintraf machte sie mir Trohungen. Zum Beispiel ich solle mich heilig in Acht nehmen dass sie Schwanger sei sie würde beim Donnerwetter etwas trinken dagegen oder trote mir ich würde eine strube Zeit düre mache.«<sup>180</sup> Der Sekundarlehrer und Philologe Franz Ziegler lässt seinen Anwalt berichten, immer er sei es gewesen, »der seine Frau in ihrem Bett aufsuchte«, und diese habe den Geschlechtsverkehr »vielfach als so grosses Opfer« hingestellt, »dass Ziegler lieber verzichtete und sie in Ruhe liess.«<sup>181</sup> Auch Frauen konfrontieren – wenngleich seltener – ihre Männer mit unerfüllten Ansprüchen. Eine Wäscherin erklärt dem Gericht, dass es nie zum ehelichen Zerwürfnis gekommen wäre, wenn sie mit ihrem Manne »freundliche Unterhaltung u. ein Vergnügen« hätte teilen können: »ich fühlte wie jeder normale Mensch hin u. wieder das Bedürfnis nach Liebe u. einem EHELICHEN Privatvergnügen u. da ich das mit meinem Manne nicht haben konnte, so erlaubte ich mir bei unserem Zusammenleben, als Privatvergnügen ein Pfeiffchen zu rauchen.«<sup>182</sup> Und aus der Klageschrift Lisette Wolffs, Ehefrau des Buchhändlers Gustav Wolff, lässt sich ein Leiden an der Abwendung vernehmen: »Im Juli 1913 hat sich die Frau gelegentlich dem Manne in begehrender Liebe genähert, der letztere hat sie in furchtbar schroffer Form zurückgewiesen.«<sup>183</sup>

Auch die Qualität der sexuellen Praxis kann Missstimmungen verursachen. Die bereits zitierte Dienstbotin erläutert den Richtern, ihr Mann sei »etwas grob, es ist dies seine Art«, sie hingegen sei »empfindlich«: »Er berührte mich unfein und er wurde mir mit der Zeit einfach widerlich.«<sup>184</sup> Ein Gipsermeister moniert, seine Frau sei »im geschlechtlichen Verkehr von einer betrübenden Nachlässigkeit, Laxheit und Schläfrigkeit« gewesen, während der ganzen Ehe sei seine Frau »nicht ein einziges Mal »tonangebend« gewesen.«<sup>185</sup> In der Ehe eines Buchbinders und einer Dienstbotin war es ein ebensolcher »kapitaler Unterschied im Lebewesen dieser Leute«, der »störend & zerstörend an die Oberfläche des Bewusstsein« trat, nämlich »die totale Verschiedenheit der sexuellen Auffassung der Ehe. Der Beklagte hätte eine von jenen Frauen haben müssen, die (nicht wie der Grossteil

der Uebrigen) das Sexualleben in der Ehe als Hauptsache betrachten. Er hätte, um es mit einem Wort zu sagen, eine rassigere Frau haben sollen.«<sup>186</sup> Wünschten sich diese beiden Ehemänner ein lebhafteres weibliches Begehren, so verursachte ein solches anderen Männern Unbehagen. Ein Kaufmann erklärt die »getrennten Schlafzimmer« in seinem Haus damit, dass die Ehefrau »in geschlechtlicher Beziehung der tonangebende Teil« gewesen sei und dass ihn dies »abgestossen« habe: »Meine Frau stellte in geschlechtlicher Hinsicht Anforderungen an mich, die ich nicht befriedigen konnte. Sie wurde mir direkt widerlich.«<sup>187</sup>

Zu viel, zu wenig, wider die Natur, zu grob, zu schläfrig: Dieses Reden über Sexuelles kreist um den Exzess und den Mangel und die Pathologie und um Sensibilitäten, um das Wieviel und das Wann und das Wie von ehelicher Sexualität. Es klagt in Referenz auf das Natürliche und Gebührende normative Grenzen ein, und es macht in Referenz auf Empfundenes persönliche Wünsche und Empfindlichkeiten geltend. Den Spielraum für solches Reden über Sexualität entfaltet in grundsätzlichem Sinn das Gesetz. Nach familienrechtlichem Kommentar hat die Ehe als »sittlich-geistige Gemeinschaft« auch »ihren physisch-natürlichen Gehalt«, und dieser Gehalt statuiert eine »eheliche Pflicht« für beide Geschlechter: das so genannte Debitum conjugale als Verpflichtung zu ehelicher Sexualität. Die »hartnäckige und unbegründete Verweigerung der ehelichen Pflichten« verletzt entsprechend die eheliche Gemeinschaft und kann – subsumiert unter die tiefe Zerrüttung – als Scheidungsgrund geltend gemacht werden. Verweigerung ist hingegen ebenfalls nach familienrechtlichem Kommentar dann gut begründet, »wenn das Verlangen des andern Ehegatten nach Erfüllung der Pflicht sich als ein Missbrauch [...] erweist«, wenn die »widernatürliche Unzucht und [...] derartige Ansinnen an den Ehegatten« ihrerseits als »Verletzungen der ehelichen Pflicht« gelten.<sup>188</sup> Das wurde zumindest von denen, die solches Recht wahrnahmen, geltend gemacht. Häufig, wenn auch nicht immer, sind es die Frauen, die sich gegen das Drängen ihrer Gatten verwehren, denen sie mangelnde Rücksicht auf Sitte und Somatisches – Krankheit, Kindbett, Nervosität – vorzuwerfen haben, und ebenso häufig, aber auch nicht durchgängig, sind es die Männer, die Verweigerungen ihrer Gattinnen beklagen und als unbegründet zurückweisen.

Leicht könnten im Reden über Sexuelles vor dem Berner Amtsgericht das männliche Drängen, die weibliche Zurückhaltung wieder erkannt werden, wie sie der sexualwissenschaftliche Diskurs, aber auch feministische Schriften um 1900 postulieren. Und durchaus dürfte in einem diesen Stereotypen entsprechenden Reden vor Gericht auch die faktische Belastung zum Ausdruck kommen, welche viele Frauen in Schwangerschaft und Krankheiten erfuhren und die im Reden vor Gericht häufig angeführt wird. Um 1900 tendiert diese Rede von

der weiblichen sexuellen Passivität, die in die Indifferenz spielt, und der männlichen sexuellen Aktivität, die in eine Übermacht des Triebes spielt, nicht zur Negierung weiblicher Sexualität, sondern ganz so, wie es Forel formuliert, zur qualitativen Differenzierung weiblicher und männlicher Sexualität: »Einige haben behauptet, die Weiber seien im Durchschnitt sinnlicher als die Männer, andere, sie seien es weniger. Beides ist unrichtig; sie sind es auf andere Weise.« Und die Differenz liege im Wesentlichen darin, dass der männliche »Sexualtrieb« sich unabhängig von der Liebe realisieren könne, während bei der Frau Liebe und Trieb zusammenfielen.<sup>189</sup> Über männlich aktive und weiblich passive Sexualität lässt sich auch bei der feministischen Sexualreformerin Grete Meisel-Hess einiges nachlesen: Die Frau sei mehr »Feld« / der Gattung hingegebenes Land / das, seiner Natur nach, harrt und aufnimmt«, während der Mann ein »Wollender, ein Ichlicher, ein trotzig seiner selbst sich Bewusster und trotzig Fordernder sei.«<sup>190</sup> Man sollte sich aber hüten, im Reden vor Gericht eine schlichte Bestätigung dieser wissenschaftlichen und pseudowissenschaftlichen Diskurse zu sehen. Mit dem hier untersuchten Material der Scheidungsprozesse liessen sich nahezu sämtliche diskursiven Stereotypisierungen männlicher und weiblicher Sexualität sowohl bestätigen als auch verwerfen.<sup>191</sup> Der Schuhmacher und Handlanger Jakob Linder etwa will wenig wissen von einem *Sexualtrieb*, der mit Liebe nichts zu schaffen hat; er hält in seiner vierseitigen Eheerzählung fest, dass er sich von »ehelichen Verpflichtungen« zurückzog, weil er »einfach keine Liebe u Freude« empfand für seine Frau.<sup>192</sup> Mangelnde Liebe scheint Jakob Linder ein selbstverständlicher Grund dafür, sich dem Debitum conjugale, der ehelichen Pflicht zum Geschlechtsverkehr zu entziehen.

Wenn ausgehend von den Äusserungen in den Prozessdokumenten über das weibliche und männliche Begehren in Bern um 1900 etwas ausgesagt werden soll, dann erschliesst vielleicht eine Vermutung am meisten: dass nämlich hier Gesagtes und Getanes und Empfundenes besonders eklatant auseinander fallen und dass gerade das Empfundene von Ambivalenzen und kognitiven Dissonanzen geprägt sein dürfte. Wenn der Körper die »primäre Materie des Symbolischen« (Françoise Héritier) und insbesondere die symbolische Materie dualistischer und hierarchischer Klassifikationen ist, dann ist der sexuelle Akt als Verbindung des männlichen und des weiblichen Körpers eine der am breitesten verfügbaren Ressourcen zur symbolischen Repräsentation von Geschlechterordnung und männlicher Herrschaft. Er kann als ein eigentliches Ritual angesehen werden, das symbolische Ordnung praktisch zu vollziehen hat. Dann aber, so der Soziologe Michel Bozon, gibt es kein harmloses Sprechen über diese Praxis: im Reden über das Erlebte nämlich werden diese »kulturellen und unpersönlichen Szenarien der

Sexualität« zwangsläufig mit dem konfrontiert, was an der praktisch-persönlichen Realisierung von Sexualität unvorhersehbar und unwägbar ist, »mit der Fragilität von Männlichkeit, mit der Unberechenbarkeit der Körper, der Vielfalt des Modus operandi von Liebesdingen, mit den Manifestationen weiblicher Lust und dem Verlust von Selbstkontrolle«. <sup>193</sup> Ausgehend von dieser Überlegung käme den Verhältnissen und Erfahrungen vielleicht die Vermutung am nächsten, dass eheliche Sexualität jedenfalls vielfältiger war, vielfältiger wahrgenommen, gedeutet und praktiziert wurde, mehr Verheissungen trug, aber auch mehr Pragmatismus ertrug, als es wissenschaftliche und pseudowissenschaftliche Diskurse dulden mochten, die als solche zu Vereindeutigungen drängen müssen. <sup>194</sup>

Etwas davon klingt an, wenn es im Reden über Sexualität vor Gericht nicht um Mangel oder Exzess, um zuviel oder zuwenig oder falsche Sexualität geht, sondern um *Grobes* und *Feines*. Hier wird der Spielraum von Recht auf Sexualität und Recht auf Verweigerung, wie ihn das Argument der Juristen und der Common sense der Eheleute eröffnen, auch wahrgenommen als Spielraum des Redens über Sexualität als Ausdrucksgestalt ehelicher Intimität. Hier steht Sexualität für ein Zusammensein, in welchem Zusammengehörigkeit erfahrbar sein müsste und in welchem Krisen der Zweisamkeit am eigenen Leib empfunden werden. Was hier isoliert zitiert wurde, was auch vor Gericht in Verhandlungssituationen isoliert wird, das Reden über Sexuelles, ist nicht isoliert. Schon nur, wenn das Drängen des anderen als Rücksichtslosigkeit, seine Verweigerung als persönliche Kränkung empfunden wird, spricht der »sexuelle Körper« die Sprache der gefühlten Entzweiung.

Welchen Sinn Sexualität für eheliche Intimität haben kann, wird im Fall der Ehe von Ida und Heinrich Brunner deutlicher. Hier fällt das Regelwerk dieser Intimität entlang der Körper auseinander; hier erscheint Sexualität nicht als etwas Gebührlisches, das verweigert und etwas Ungebührlisches, das verlangt wird, sondern sie wird explizit thematisch in ihren sinnhaften Bezügen zur Liebe, zur Ehe und zum Selbstverständnis der Eheleute. Ida und Heinrich Brunner hatten 1899 aus Liebe geheiratet und auch in finanziellen Belangen war alles in bester Ordnung: Der Ehemann, ein Dr. phil., führte eine Druckerei, die er mit der finanziellen Hilfe des kleinen ehedraulichen Vermögens erworben hatte. Unglücklicherweise, so steht es in der Scheidungsklage Ida Brunners zu lesen, »stellte sich aber heraus, dass die Ehefrau in sexueller Beziehung indifferent war, so dass die Erfüllung ihrer ehelichen Pflichten ihr eine Last und ein Opfer wurden. Gleichwohl unterzog sie sich derselben gelegentlich.« In den ersten vier Jahren der Ehe gebar Ida Brunner zwei Töchter. »Als jedoch die Geburt des zweiten Kindes mehrfache schwere Operationen und eine bedeutende Schwächung ihres Organismus

zur Folge hatte, wurde ihr der geschlechtliche Verkehr geradezu ein Abscheu und der Arzt erklärte auch, dass ihr derselbe nicht ohne weitere Schädigung ihrer Gesundheit zugemutet werden könne; er unterblieb denn auch völlig in der Folge.« Die Eheleute blieben zwar »gute Lebenskameraden«, doch das Unheil nahm seinen Lauf: »Allerdings wusste die Klägerin nicht, dass, gewiss nach langen Kämpfen, die Natur des im besten Mannesalter stehenden Gatten eben schliesslich doch ihr Recht gefordert hatte.« Im Jahr 1907 gestand Heinrich Brunner seiner Gattin »das Vorhandensein intimer Beziehungen mit einer Tochter, welche die Klägerin kannte und achtete«. Diese duldete das Verhältnis, wissend um »ihre eigene Insuffizienz« und entwarf ihren Ort in der Ehe neu »als Mutter der gemeinsamen Kinder und Gefährtin ihres Gatten«. Doch war es nicht zu vermeiden, dass Ida Brunner »seelisch schwer litt, nicht, weil sie ihrem Gatten einen Vorwurf machte, sondern weil sie moralisch ihre Stellung im Hause nicht glaubte vor sich verantworten zu dürfen«. Hinzu kam eine zusätzliche Problematik: »Auch die in den meisten Ehen gelegentlich vorkommenden Differenzen lösten sich weniger leicht als sonst, weil die Verständigungsbrücke ehelicher Zärtlichkeiten infolge der Veranlagung der Ehefrau fehlte.« <sup>195</sup> Wie es für eine Angehörige des bürgerlichen Mittelstands nicht unüblich ist, leitet Ida Brunner die Scheidung in Absprache mit ihrem Arzt ein. Und dieser Arzt wird denn auch vor Gericht als einziger Zeuge beigezogen. Er schildert ausführlich die körperlichen Unverfügbarkeiten Ida Brunners und die Konsequenzen, die sich aus dem sexuellen Malaise ergaben: »Der Gedanke, dass sich eine dritte Person in ihr Eheleben hineinmischte, dass sie ihrem Manne nicht genügen könne, war ihr mehr & mehr unerträglich.« <sup>196</sup> Die Richter zeigen sich von der Sachlage überzeugt und scheiden die Ehe in einem kurzen, unkomplizierten Prozess auf tiefe Zerrüttung.

Was tun in einer Ehe, der Zuneigung als *innige Anteilnahme* am *Schicksal* der oder des anderen noch eigen, die *Zärtlichkeit* aber verloren ist? Die Essayistin Hedwig Dohm formuliert das Problem 1909 – und weiss es nicht zu bewältigen: »Und wenn der Mann der Entsinnlichung abhold ist, muss die Frau die Konsequenzen ihrer Entlastung tragen und dem Gatten etwaige Eheirrunge gestatten? Ich gestehe, hier ist ein Konflikt gegeben, den ich nicht zu lösen weiss. Ich tröste mich damit, dass nicht jede Frage jederzeit beantwortet werden kann.« <sup>197</sup> Auch Auguste Forel treibt diese »im ganzen sehr heikle Frage« um: »Soll unsere monogamische Ehe weder unnatürlich sein, noch zur Scheinehe werden, so muss der sexuelle Verkehr ein inniger und beständiger bleiben«. Doch trotz aller derart grundsätzlichen Gewissheit lässt sich das problematische Verhältnis zwischen einer Ehefrau, die dem Sexuellen abgeneigt ist, und einem Ehemann, der

auf Sexuelles nicht verzichten mag, nicht prinzipiell, sondern nur pragmatisch bewältigen: »Wenn irgendwo im menschlichen Leben, so ist hier der goldene Mittelweg am Platz«, empfiehlt Forel. Den zu beschreiten, würde heissen, sich sowohl »vor asketischen Übertreibungen und verschrobenem Idealismus« zu hüten, als auch davor, »feige und schwächlich allen seinen Trieben und Leidenschaften nachzugehen«. Und auf diesem *Mittelweg* kann sich durchaus und gerade so, wie es die Brunners versuchten, eine »zweite Frau oder Konkubine« zu den Eheleuten gesellen.<sup>198</sup> Sigmund Freud war es, der in Umkehrung der Rollenbesetzung auch an das Los der unbefriedigten Frau dachte: Wo sie an den Enttäuschungen der Ehe neurotisch erkrankte, da müsste man ihr eigentlich die »eheliche Untreue« als »Heilmittel« anempfehlen, schlug er vor.<sup>199</sup>

Die *heikle Frage* stellt sich zwangsläufig, da die Ehe sinnhaft nach einem eigentlichen Vollständigkeitsprinzip verfasst ist: Nach familienrechtlichem Kommentar hat sie als »umfassende Lebensgemeinschaft« einen »innern, geistigen, sittlichen« und einen »natürlich-leiblichen« Gehalt. Schon das Bemühen um sorgfältige Differenzierung und ebenso sorgfältiges Verknüpfen des Unterschiedenen zeigt an, was es zu realisieren gilt: eine Vorstellung von der ehelichen Liebe, die exklusive psychisch-emotionale und physisch-erotische Intimität ist. Ob Liebe mit Nietzsche als sublimierte und kultivierte Sinnlichkeit verstanden wird, oder mit Freud als Synthese von Begehren und Gefühl, oder ob mit Forel gar erst die »sexuelle Liebe« als »höhere, wahre Liebe« gelten kann, jedenfalls ist die Liebe zwischen Frau und Mann nur vollständig, wenn sie auch sinnlich ist, und die Sinnlichkeit nur vollendet, wenn sie auch Liebe ist.<sup>200</sup>

Was aber ist darin die spezifische Bedeutung und Funktion des *Natürlich-Leiblichen* als – wie es Forel nennt – »ein Teil des Liebeskittes«?<sup>201</sup> Ehe und Sexualität sind grundlegend in der Fortpflanzung verschränkt, wenn die Ehe Allianz und Filiation, Paarbindung und Zeugung von Nachkommen institutionell verknüpft. Eheliche Sexualität hat in diesem Arrangement ihren Sinn in der biologischen Reproduktion – die in verschiedenen Deutungstraditionen durchaus auch spiritualisiert wird, etwa als Vollendung und Höhepunkt der Liebe zwischen Frau und Mann.<sup>202</sup> Darf man annehmen, dass Deutungen ehelicher sexueller Erfahrungen in diskursiven Nischen und im Alltag auch früher schon noch weiter über den Fortpflanzungssinn hinausschossen, so setzt jedenfalls seit dem 18. Jahrhundert eine Aufwertung ehelicher Sexualität jenseits generativer Zwecke ein: die Ehe übernimmt es nun, sexuelle Glückseligkeit, Lust zu verheissen.<sup>203</sup> Das bedeutet aber auch eine Territorialisierung von Sexualität: Eheliche Sexualität und nur sie vollzieht das natürlich Geschlechtliche im institutionellen Rahmen, nimmt die forel'sche *sexuelle Sehnsucht* von Frauen und Männern in eine ordnen-

de und stabilisierende Zucht. Darin liegt umgekehrt die Vorstellung, dass das Natürliche die Institution nicht kennt, dass es sich vom Willen des Subjekts und vom Exklusivitätsimperativ der Ehe unabhängig machen kann. So kann das Naturhafte im Fall Heinrich Brunners gegen die Ehe und gegen die *inneren Kämpfe* des Ehemannes *sein Recht* einfordern und auch durchsetzen – als der freud'sche »Sexualtrieb«, der sich stets »eigenwillig und ungefügiig benimmt«.<sup>204</sup>

Dass jede einzelne Ehe tatsächlich die sinnlichen Neigungen von Ehefrau und Ehemann für sich zu gewinnen vermöge – und zwar nicht im repressiven Sinne, sondern in Absicht einer konkurrenzlosen Perfektion ehelicher Sexualität –, wird denn auch zu einem Anliegen der Sexualwissenschaft und ihrer Zweige von Havelock Ellis bis zu den vielen Instruktionen ehelich-sexueller Harmoniegymnastik, die das 20. Jahrhundert kennen lernen sollte.<sup>205</sup> Aber nicht nur als Erfahrung sexueller Erfüllung geht der Sinn ehelicher Sexualität über den Reproduktionszweck hinaus. Motiviert von und begründet in der *Natur* hat nämlich das Körperlich-Sinnliche eine ausgesprochen soziale Funktion: *Zärtlichkeiten*, so argumentiert der Anwalt Ida Brunners, und die Richter vollziehen dieses Verständnis mit, sind eine *Verständigungsbrücke* bei ehelichen Konflikten. Das Leibliche an der Ehe ist nicht nur Verkehr der Körper, sondern auch Kommunikation zwischen Personen und Vollzug dessen, was sie miteinander teilen. Auch und insbesondere im Konflikt kann über die sexuell-körperliche Intimität die Ehe als seelische Zweisamkeit wiederhergestellt werden, und genau das kommt Ida und Heinrich Brunner abhanden. Prägnant artikuliert ist diese Idee auch im Eherecht, wo der nach einem Ehebruch – um den die betrogene Person weiss – vollzogene eheliche Beischlaf als endgültiges »Verzeihen« gilt, das stärker als verbales Verzeihen Versöhnungswillen manifestiert.<sup>206</sup> Hier soll sich im Konfliktfall das Vermögen bewähren, das Forel der Sexualität als der »*ursprünglichsten* direkten oder indirekten Quelle fast aller späteren Sympathie- und Pflichtgefühle« grundsätzlich zuschreibt: sie hat die Macht, soziale Bande zu stiften.<sup>207</sup>

Die *geistigen* und *natürlich-leiblichen* Gehalte der Ehe erscheinen so in einem Gleichgewicht verschränkt und in dieser Verschränkung als konstitutiv für die Ehe. Doch wird mit dieser Balance in der Praxis pragmatisch umgegangen. Dann etwa, wenn Ehemänner wie Heinrich Brunner aus Unpässlichkeiten und Unwillen ihrer Ehefrauen ein praktisches Recht auf Ehebruch ableiten. Ein Wagner erläutert: »Ich musste der Frau anhalten wenn ich mit ihr verkehren wollte, deshalb verkehrte ich dann mit der Holzer.« Auch ein Gipsermeister erklärt seinen Ehebruch mit »innerer Notwendigkeit«; und das Gericht verurteilt zwar einen ehebrüchigen Installateur, formuliert aber auch Verständnis für ihn, der als »geschlechtlich ausserordentlich anspruchsvoller Mensch [...] fast angewiesen« ge-



wesen sei, »mit einer anderen Person geschlechtlich zu verkehren«, da er mit seiner Gattin im Unfrieden lebte.<sup>208</sup> Aber auch da wird letztlich pragmatisch gehandelt, wo ein Zärtlichkeitsdefizit nicht durch Einbezug einer Dritten kompensiert wird, sondern durch eine Verlagerung der Schwerpunkte ehelicher Gemeinschaft. Ida Brunner, die nicht mehr sinnlich Geliebte ist, kann sich theoretisch noch als *Lebenskameradin* und *Gefährtin* verstehen, indem im gemeinsamen Beschluss das nicht Sinnliche an der Ehe stärker gewichtet wird; dazu mag beitragen, dass die Kinder die einmal da gewesene sexuelle Bindung gleichsam symbolisch in die Gegenwart hinein verlängern. Ein Schauspieler, dessen Frau ein »sehr mageres, schwächliches Persönchen war« und den Sexualakt »sehr schlecht ertrug«, wusste sich »mehr als ihm vielleicht lieb war, zurückzuhalten«, und stattdessen »den Verkehr mit seiner Gattin mehr auf das ideale Gebiet zu lenken«.<sup>209</sup> Im Fall einer Ehe, in der sich der Ehemann – der bereits erwähnte *Urning* – dem ehelichen Sexualverkehr vollständig verweigert, halten die Richter prinzipiell fest, eine Ehe solle »auch auf ethischen Grundsätzen beruhen« und es vermöchten diese »eine Ehe so zu idealisieren, dass das geschlechtliche Moment in den Hintergrund tritt«. Indes: »Allein wo dies nicht der Fall ist, muss eine Ehe, bei der jeglicher geschlechtlicher Trieb fehlt, unmöglich werden. Diese Ehe ist eine Pein.«<sup>210</sup> Wird weder sexueller noch geistiger Verkehr gepflegt, dann kommen einer Ehe alle Inhalte abhanden, die sie ausmachen, während der Verlust des einen Elements sich durchaus noch ausgleichen lässt durch eine stärkere Betonung des anderen Moments, in diesem Fall der *Idealisierung* der Ehe als Betonung ihrer geistigen Inhalte. Und folgerichtig kommt auch das Umgekehrte vor, wissen doch die Richter von Ehen zu berichten, »wo die Ehegatten trotz grösster Abneigung den Geschlechtsverkehr aufrecht erhielten«.<sup>211</sup>

Sexuelle und seelisch-intellektuelle Momente der Ehe sind in diesem Sinn bis zu einem gewissen Grad konvertibel, doch solche Pragmatik kann auch scheitern. Und sie scheitert dann nicht nur im Sexuellen selbst, wenn das Begehren unbefriedigt bleibt, sondern wenn das unbefriedigte Begehren Gestalt annimmt als entzweite Intimität und die Erfahrung solcher Entzweiung das subjektive Selbstverständnis von Ehefrauen und Ehemännern verletzt. Ida Brunner gewinnt ihr Selbstverständnis als Ehefrau grundsätzlich aus einer vollständigen Wahrnehmung der physischen und psychischen Inhalte der Ehe und sie ist entsprechend darin verletzt, wenn ihr das nicht gelingt, wenn sie ihrem Gatten *nicht genügt*. Deshalb kommt sie – in einer *moralischen* Überlegung – zum Schluss, dass sie *ihre Stellung im Hause* und das heisst: ihren sozialen Status als Hausfrau und Gattin mit all ihren Zuständigkeiten *vor sich* nicht mehr verantworten könne, wenn sie dem Ehemann *Zärtlichkeiten* nicht mehr entgegenbringen kann. In-

sofern als Krisen der ehelichen Sexualität vitale Elemente ehelicher Intimität in Mitleidenschaft ziehen, nämlich das somatische Erfahren ehelicher Zusammengehörigkeit sowie ein nur schwer kompensierbares Mittel der Verständigung, und insofern als Ehefrauen und Ehemänner ihren Status aus der umfassenden Realisierung geteilter Gefährtenschaft und geteilter Sinnlichkeit ableiten, greifen Krisen der sexuellen Intimität auf das subjektive Selbstverständnis der Eheleute aus. Deshalb kommen die Zumutungen von zu viel oder zu wenig Sexuellem nicht nur als solche zur Sprache, sondern auch in ihrer Bedeutung für die Person und deren Selbstverständnis: In Lisette Wolffs Klageschrift wird die *Zurückweisung* ihrer *begehrenden Liebe* durch den Mann kommentiert als »eine der schwersten Beleidigungen [...], die [einer Frau] widerfahren können«. In der Klageantwort der Möbelhändlerin, die sich über geschlechtliche Überbeanspruchung beklagt, steht zu lesen: »Eine Ehefrau, die etwas auf sich hält, wird solche Dinge nie dulden.« Und der Ehemann der *unersättlichen Nymphomanin* sieht sich von dieser reduziert: »Für das Sexuelle sollte der Mann stets zur Verfügung sein. [...] Aber daneben sollte sie sich nicht für ihn bemühen müssen.«<sup>212</sup>

Es gibt im Reden vor Gericht nicht die Sexualität, die Subjekte »haben«, die sie individuell auszeichnet und die im foucault'schen Sinn die Wahrheit über sie spricht.<sup>213</sup> Sexuelles ist etwas, was man tut oder lässt, was verweigert wird oder gefordert, auch wozu man getrieben wird und was einem unmöglich ist. Immer aber geht es dabei um eine Beziehung, es geht nicht um individuelle Sexualität, sondern um intimen »Verkehr«. In der Bedeutung aber, die dieser Verkehr für eheliche Intimität hat und die er von da aus im Selbstverständnis von Ehemännern und Ehefrauen entfaltet, könnte ein Erfahrungsanschluss für die »Individualisierung und Psychologisierung« von Sexualität als Subjektivierungsweise gesehen werden, die Foucault als Effekt der »scientia sexualis« ausgemacht hat.<sup>214</sup>

Deutlich wird in den Fällen Ida Brunners und Clara Dubois' ausserdem der Stellenwert der Ärzte, die nicht nur den Körper vornehmlich von Ehefrauen, sondern auch deren Ehekrisen behandeln. Ist die Medizin Trägerin eines autoritativen und definitionsmächtigen Wissens über Sexuelles, so sind die Ärzte die Vertrauten und Ratgeber der mittelständischen und bürgerlichen Ehefrauen in Belangen der ehelichen Intimität – jedenfalls dann, wenn der Pfarrer für solches nicht zu Rate gezogen wird, was sich in den meisten hier untersuchten Fällen mit der Dominanz eines säkularisierten Protestantismus erklären lassen dürfte. Das zeigt sich auch in der Geschichte Emilie Zieglers, die ihre ehelichen Probleme kontinuierlich mit ihrem Arzt bespricht und diese Gespräche in vielen Briefen an ihre Mutter und ihren Bruder reflektiert. Wenn die eheliche Sexualität auch und wesentlich als Problem der ehelichen Liebe begriffen wird, dann befin-



den die Ärzte nicht nur über die Angelegenheiten des kranken und sexuellen Körpers, sondern auch über psychische Befindlichkeiten und über Gestaltungen der ehelichen Beziehung. Sie ersetzen in dieser Funktion die Pfarrer, bevor sich die Eheproblematik dann im Verlauf des 20. Jahrhunderts aus religiösen und auch aus naturwissenschaftlichen Deutungsmustern herauschälen und von der Psychologie in Regie genommen werden sollte. Nicht zuletzt in der Arztpraxis aber kristallisiert sich die eheliche Sexualität als Gegenstand disziplinären Wissens und Sexualität als Subjektivierungsweise heraus – was umgekehrt nicht heisst, dass sie einziger Ort des Redens über eheliche Intimität ist: Immerhin erzählt Clara Dubois ihrem Nachbarn auf einem Spaziergang von ihrer *Abscheu* vor dem *Verkehr mit ihrem Manne*.

Das »unheilvolle« Sexualleben von Clara und Henri Dubois, wie es die Richter nennen, lässt sich vor dem Hintergrund dieser Erläuterungen deutlicher konturieren.<sup>215</sup> Wenn, wie im Fall von Ida und Heinrich Brunner deutlich wird, die eheliche Intimität sowohl im Modus von geteilter Alltagspraxis – in welcher die Ehefrau Gefährtin des Ehemannes und Mutter der Kinder, der Ehemann Gefährte der Ehefrau und Ernährer der Familie ist – als auch im Modus körperlicher Sinnlichkeit und entsprechender leiblicher Erfahrung von Zweisamkeit gedacht ist, dann gilt es in der konkreten Ehe diese beiden Gewichte in der Balance zu halten. Das Gleichgewicht kann kippen und es kann mit verlagerten Schwerpunkten mehr oder weniger erfolgreich neu justiert werden. Und im Moment der Krise stellt ein Ungleichgewicht plausible Erklärungen für eheliches Scheitern bereit. Dass sich Leib und Seele aber nicht so leicht scheiden lassen, wie es dieser pragmatische Umgang erzwingt, zeigt sich in dem, was die Richter diffus zum Ausdruck bringen: dass die mutwillige Abspaltung des generativen Sinnes von ehelicher Sexualität durch Antikonzeption das Sexuelle und, davon ausgehend, die Ehe überhaupt irritiere. Geht in dieser Vorstellung vieles durcheinander, was wir Heutigen in Kategorien von Körper und Psyche fein säuberlich zu scheiden gewohnt sind, so verweist sie gerade darin auf die Problematik der modernen Ehe, die auch eine der Verheissung sexueller Glückseligkeit jenseits von Fortpflanzung ist. Ist nämlich eheliche Sexualität nur noch oder jedenfalls primär als Erfüllung sinnfällig, so bleibt ihr nichts mehr, wenn solche Erfüllung sich nicht einstellt.

### Jour fixe. Liebe, Reichtum und weibliche Individuierung

Als Clara Dubois am 1. November 1911 ihre Schwägerin Ida Dubois im Breitenrainquartier besuchte, kam es zu einem Gespräch über die Männer und die Lie-

be. Ida Dubois erzählt: »Als ich ihr sagte, ob ihr Henri nicht leid tue, er sei doch ihre erste Liebe, antwortete sie, sie sei damals noch jung gewesen & habe geglaubt, es sei die richtige Liebe, wenn man aber in die Welt herauskomme, so sehe man vieles anders an.« Im Winter 1911 wusste man in der Verwandtschaft, was Clara Dubois' um Jahre und Welt gereiften Blick auf ihre Gefühle klärte oder aber trübte, je nachdem, wie man die Ereignisse ansehen und welche Bedeutung man ihnen zuschreiben mochte: Schon an einem Sonntag im Herbst 1911, berichtet Ida Dubois weiter, »sagte mir die Beklagte, ein Herr in Genf habe ihr gesagt, er sei reich & habe sie gern«.<sup>216</sup> *Reichtum* und *Gernhaben*: wie ein Leitmotiv zieht sich das Begriffspaar durch die Aussagen der Zeuginnen und Zeugen, die von Clara Dubois und G. H. Vondrak zu berichten wissen. Und beides lässt nicht nur die Versuchungen einer neuen Liebe ahnen, sondern auch das, was Clara Dubois' Unbehagen an der Ehe mit Henri Dubois ausgemacht haben dürfte. *Reichtum* und *Gernhaben*: beides zusammen ist ein einziges nicht erfülltes und von den Ereignissen erneuertes Versprechen, das auf die Problematik weiblicher Individualität in einer *modernen Ehe* des an Bürgerlichkeit orientierten Mittelstands weist.

Clara Dubois wäre, so steht in ihrer Klageschrift zu lesen, »mit ihrem Loos ganz zufrieden gewesen, wenn ihr Mann ihr etwas mehr Liebe und Interesse gezeigt hätte. Allein von Anfang an war Herr Dubois gegen seine Frau missgestimmt, übelgelaunt und häufig jähzornig. Häusliche Szenen kamen vor und fragte Frau Dubois ihren Mann, wenn er von einer längeren Reise zurückkehrte, wie es gegangen sei und was er immer gemacht habe, so gab er ihr mürrisch zur Antwort: »Cela ne te regarde pas«. »Er kümmere sich auch nicht darum, was sie in seiner Abwesenheit gemacht habe«. So entstand nach und nach die innere Entfremdung, an der der Ehemann ausschliesslich die Schuld trug.«<sup>217</sup> Während sich Clara Dubois interessiert für die Tätigkeit ihres reisenden Ehemannes, will dieser ihr nichts erzählen, ein brüskes *Das geht Dich nichts an* schlägt ihr entgegen, und von ihrem Alltag will der Gatte seinerseits nichts wissen. Genau das jedoch erwartet Clara Dubois, dass man gemeinsam die jeweiligen Alltage Revue passieren liesse, dass ihr Ehemann den seinen mit ihr teilen würde, dass er sich für ihr tägliches Allerlei und damit für ihre Person interessierte.<sup>218</sup> Das wäre ein Zeichen von Liebe, und alles andere führt zu *Entfremdung*. Die emotionale Abwesenheit des Ehemannes ist umso gravierender, als sie dessen räumlich-körperliche Abwesenheit verdoppelt: »Da der Kläger als Reisender eines Farbengeschäftes den grössten Teil des Jahres auf Reisen ist, war die Beklagte sehr oft und während längerer Perioden sich selbst überlassen, was für ihre gesunde und heitere Gemütsanlage sehr nachteilig gewirkt hat.« Das Erzählen darüber, *wie es gegangen* und *was er immer gemacht*, hätte diese Abwesenheit zu kompensieren vermocht,

doch wenn dies die Ehefrau nicht kümmern darf, dann bleibt ihr keine Teilhabe an den Dingen und Angelegenheiten, die den Ehemann tagaus tagein beschäftigen. Diese Verweigerung eines kommunikativ geteilten Alltags dementiert das Vorhandensein echter Gefühle: »Dubois hat seine Frau in auffälliger Weise vernachlässigt und ihr keine wahre Zuneigung erwiesen.« Wie häufig in der Rede der Anwälte und der Eheleute findet auch diese Darstellung ihren narrativen Höhepunkt in der Schilderung eines an Expressivität kaum zu überbietenden symbolischen Akts: »Wie liebevoll der Kläger zu seiner Frau war, geht auch daraus hervor, dass er nach seiner Rückkehr aus einem Militärdienst [...] seinen Ehering fortlegte und erklärte, ihn nicht mehr tragen zu wollen. ›Ce n'est plus la mode‹ sagte er auf Befragen seiner Frau. Auch dies ist eine schwere Verletzung der ehelichen Gefühle.«<sup>219</sup> Diese Kränkung durch das symbolische Aufkünden von Zusammengehörigkeit zugunsten einer eitlen *Mode* bekommt das Gericht in seiner ganzen Materialität vorgeführt: Der Ehering wird der Antwortschrift der Ehefrau als Beweisstück beigelegt.

Es ist das beobachtende Auge der Freundin, dem sich die Haltung des Ehemannes nicht nur als ein falsches Verständnis ehelicher Liebe, sondern auch als Missachtung der Persönlichkeit Clara Dubois' enthüllt. Aline Baumgartner schreibt: »Denn, liebe Clairette, sei nicht böse, wenn ich meine Meinung aufrichtig sage, aber ich hatte die Ueberzeugung, dass Dich dein Mann nicht liebt, wie ein Mann sein Weib lieben sollte, denn wenn man liebt, ist man nicht fähig, immer nur die Fehler zu sehen & zollt man vor Dritten seiner Frau mehr Achtung & Ehrerbietung. [...] Liebe Clairette, ich schreibe dies alles nicht um Dich gegen Deinen Mann aufzureisen, dass mich Gott davor bewahre, aber es kam mir immer so vor, als würdest Du nicht geliebt, wie es Dir zukommen sollte, als gehörte Dir mehr Wärme, mehr Gefühl & Liebe; denn Du bist eine Natur die nur in Liebe & Wärme & Sonnenschein blühen & gedeihen kann.«<sup>220</sup>

Zeichnet sich die Liebe eines Mannes zu seiner Frau allgemein durch Nachsicht und Respekt aus, so gehört dazu auch eine Individualisierung des Gefühls, es gehört dazu, dass das Gefühl Sensibilität zeigt für das Wesen der Ehefrau, ihre Person nicht nur anerkennt, sondern sie auch erkennt und die spezifische Form der Liebe, die ihr gerecht wird. Clara Dubois gebührt eine sonnenscheinheitere und nachgiebige Liebe, stattdessen schlägt ihr Kälte entgegen und hält ihr der Ehemann ihre Mängel vor – und das in aller Öffentlichkeit: Bei einem gemeinsamen Nachtessen mit den Eheleuten Dubois sei ihr aufgefallen, erinnert sich Aline Baumgartner vor Gericht, »dass er seiner Frau in unserer Gegenwart fortwährend ›Träfe‹ gab«. Als sie mit Clara darüber gesprochen habe, habe sich diese beklagt, »das gehe zu Hause gleich« und ihr Gatte »sei kühl gegen sie«.<sup>221</sup>

In der Klageantwort Clara Dubois' wird die mangelhafte Liebe ihres Ehemannes als Höhepunkt dessen angeführt, was ihr die Ehe unerträglich gemacht hat. Wäre die Liebe da gewesen, sie hätte sich mit ihrem *Los* beschieden, sie wäre *ganz zufrieden* gewesen, indes die Liebe fehlte und da wurde auch das *Los* unerträglich. Doch worin bestanden die Defizite der Ehe, die liebevolle Aufmerksamkeit hätte kompensieren können, wäre sie vorhanden gewesen? »Der galante Ehemann«, so steht dazu in der Klageantwort zu lesen, »hat seine Frau während der 3jährigen Ehe kein einziges Mal ins Theater geführt, indem er sagte, das hiesige Theater sei ›null‹. ER besuche lieber die Theater in Genf und Zürich. [...] In Bezug auf das gesellschaftliche Leben war Frau Dubois auch nicht verwöhnt. Die Eheleute Dubois besuchten im ersten Jahre ihrer Verheiratung den Ball der Société-Romande und damit war Schluss. [...] Hie und da wurde sie und ihr Mann von Vater Tobler zum Besuch eines Pferderennens eingeladen. Weitere Vergnügungen kannte Frau Dubois nicht und suchte sie auch nicht.« Clara Dubois' »Lebenshaltung« nämlich sei »einfach und anspruchslos« gewesen.<sup>222</sup> Das aber heisst nichts anderes, als dass der regelmässige Theaterbesuch und die regelmässige festliche Geselligkeit durchaus dem entsprochen hätten, was sich Clara Dubois von der Ehe mit einem Handelsreisenden hatte versprechen dürfen, ohne in eine übermässige Anspruchshaltung zu verfallen.

Genau solches Übermass aber macht Henri Dubois seiner Gattin in der Klageschrift zum Vorwurf: »Sie verschmähte eine Lebensstellung, die mit dem Einkommen ihres Mannes vereinbar gewesen wäre und verlangte mehr Annehmlichkeit, mehr Gesellschaften, Theater und Konzerte, einen gesteigerten Luxus. Wie sie sich am besten amüsieren konnte, war ihre einzige Sorge.« Und anstatt sich den gegebenen materiellen Restriktionen anzupassen, liess sich die Ehefrau in ihren Ansprüchen regelrecht gehen: »Die gesellschaftlichen Alluren der Beklagten steigerten sich nun zur verständnislosen Begehrlichkeit«, in welcher der Ehemann schliesslich eine »Verirrung und Verblendung« seiner Gattin zu erkennen glaubte, »einen übertriebenen Hang zu Tand und Lustbarkeit«, der ihm zusammen mit deren *kapriziösen Haltung* in der Kinderfrage zum Beweis dafür wurden, dass es Clara Dubois »vor allem an einer richtigen Konzeption ihrer Stellung und Aufgabe als Gattin und Hausfrau« gemangelt habe.<sup>223</sup> Auf diese Ausführungen folgt später in der Replik des Ehemannes eine detaillierte Aufstellung gemeinsamer Unternehmungen: »Die Eheleute Dubois waren vielmehr öfters zusammen im Stadttheater und in Konzerten, sehr häufig sogar auf dem Schänzli, im Apollotheater und in andern Etablissements. Und wenn der Kläger zum Theaterbesuch keine Zeit oder keine Lust hatte, so war es der Beklagten stets unbenommen, dennoch hinzugehen. Sie hat von diesem Anerbieten des

Klägers selten Gebrauch gemacht, da sie selber am Berner Theater eine scharfe Kritik übte.« Und sollten die Ansprüche Clara Dubois' in Sachen Geselligkeit unbefriedigt geblieben sein, so war daran jedenfalls der Ehemann nicht schuld: »Auch in gesellschaftlicher Beziehung war die Beklagte keineswegs das Aschenbrödel der Antwort. Sie empfand besonders das Bedürfnis, eine gesellschaftliche Rolle zu spielen und gab nach Art gewisser Damen der Aristokratie und Diplomatie ihren ›jour fixe‹, zu dem sie vornehme Damen anzuziehen versuchte. Wenn sich die geladene Damenwelt bei diesen Theenachmittagen dann langweilte und allmählich ausblieb, der ›jour‹ somit aufgegeben werden musste, so ist dies für die Beklagte gewiss bedauerlich, kann aber jedenfalls dem Kläger nicht zum Verschulden angerechnet werden.«<sup>224</sup> Deutlicher lässt sich das Unangemessene und Übersteigerte an den Ansprüchen Clara Dubois' nicht darstellen als in der Charakterisierung ihres *jour fixe* als eine Einrichtung *nach Art der Aristokratie und Diplomatie*. Denn Clara Dubois war nicht Aristokratin und sie war keine Diplomategattin, was jenen selbstverständlich zu konzedieren wäre, ja mithin zu deren Pflichten gehörte, wird bei ihr zu einem *Luxus*.

Durchaus angemessen scheint aber auch Henri Dubois das Bedürfnis nach Vergnügen und gemeinsamen Unternehmungen. Nur haben diese, sollen sie nicht übersteigert sein, eine ganz andere Gestalt: »Brachte der Kläger der sog. Gesellschaft mit ihren Bällen und Soireen auch keine grosse Sympathie entgegen, so suchte er dafür seiner Frau andere und gesündere Vergnügen und Freuden zu bereiten«, namentlich habe er »mit seiner Frau im Sommer sozusagen jeden Sonntag die schönsten Ausflüge unternommen und in ihr die Freude an den Schönheiten der Natur zu wecken versucht«. Man ging »auf den Niesen, zu den Beatushöhlen, ins Schlegwegbad, per Automobil nach Lauterbrunnen und an viele andere Orte mehr«. Henri Dubois wollte seiner Gattin »soviel als möglich Gelegenheit [...] geben, unser Land kennen zu lernen«, man besuchte gemeinsam »Freiburg, Lausanne, Montreux, den Genfersee, Genf, Neuenburg, Chaux-de-Fonds etc«. Im Winter betrieb man gemeinsam »den Skisport«, verbrachte zehn Tage in Saanenmöser, »ging später auf den Jaunpass und auf den Mont Soleil«, und im vergangenen Frühling schliesslich hatte Henri Dubois seine Gattin »zu einer Geschäftsreise in den Kanton Tessin« mitgenommen und »besuchte mit ihr von dort aus Mailand um über den Simplon zurückzukehren«.<sup>225</sup>

»Standesgemässheit« ist der zeitgenössische Begriff, der Spielräume und Grenzen mittelständisch-bürgerlicher Lebensweise um 1900 reguliert; er fällt hier nicht und ist doch eigentlicher Gegenstand der erbitterten und detailreich vorgeführten Uneinigkeit der Eheleute über die Gestaltung von Freizeit, kulturellem Konsum und Geselligkeit.<sup>226</sup> Beide, Henri und Clara Dubois sind bemüht, Vernünftigkeit

zu demonstrieren. Henri Dubois tut es in der Abgrenzung von der sog. *Gesellschaft mit ihren Bällen und Soireen*, der er das *Gesunde* und *Schöne* einer kontemplativ oder sportlich in der Natur verbrachten Freizeit entgegenhält, aber auch das Kultivierte in der Kenntnis des Landes und seiner Städte. Clara Dubois tut es, indem sie ihre Ansprüche auf kulturellen Konsum und Geselligkeit explizit als angemessene benennt. Und beide werfen einander vor, die Ansprüche des anderen gingen über das Standesgemässe hinaus: Henri Dubois kritisiert, seine Ehefrau habe Anspruch erhoben auf eine *vornehme* und *luxuriöse* Lebenshaltung; und er wird darin unterstützt von seinem Vater, der »beobachtet« hat, dass seine Schwiebertochter »vergnügungssüchtig ist, sich gern zeigt & Toiletten macht«. Auch die Nachbarin Mathilde Freund befindet: »Frau Dubois hatte genug Gesellschaft, ihr Mann schien mir ein sehr rühriger Herr zu sein.«<sup>227</sup> Und ein Freund des Henri Dubois, ein Instruktionsoffizier, sah nicht ohne Neid auf das befreundete Ehepaar: »Die Eheleute Dubois gingen viel aus, ich hätte meiner Frau nicht das bieten können was er seiner Frau bot.«<sup>228</sup> Clara Dubois ihrerseits wendet in der Klageantwort ein, es sei ihr Mann gewesen, der von ihr verlangt habe, dass sie sich »chic« kleide, da er fand, »dass eine Frau, die dies nicht verstehe, ihrem Mann bald überdrüssig werde«.<sup>229</sup> Auch sie wird bestätigt von ihrem Vater, der das Gericht wissen lässt, seine Tochter sei »einfach erzogen« und könne sich »mit wenig herausputzen«, während Henri Dubois »konstant« gefunden habe, »seine Frau sei zu wenig elegant, ER wollte, dass sie sich wie ein Pfau herausputze & kaufte ihr die verrücktesten Hüte, trotzdem er wusste, dass wir dagegen waren.«<sup>230</sup> Auch die Gattin eines Freundes des Ehemannes weiss zu berichten, dass Clara Dubois »gesellschaftlichen Verkehr [liebte] & suchte solchen auch auf aber sie übertrieb es hierin nicht & benahm sich nach meiner Beobachtung durchaus anständig.«<sup>231</sup> Und selbst die Schwiegermutter gesteht Clara Dubois zu, sie hätte »Toiletten« zwar gemacht, »aber nicht übertrieben«.<sup>232</sup>

Dass Ehemänner ihren Ehefrauen einen Hang zum *Luxus*, eine bis zur *Vergnügungssucht* gesteigerte Neigung zum *Amusement* vorwerfen, kommt in verschiedenen sozialen Milieus vor und greift einen Topos weiblicher Verwerfung auf, der mindestens seit der frühneuzeitlichen Luxusdebatte virulent ist und in Werner Sombarts Abhandlung von 1913 über die Stimulation von Luxus durch die nasch süchtigen Frauen eine originelle kapitalismushistorische und geschlechtermetaphysische Behandlung erfahren hat. Als charakteristisch für die Erscheinungsweise der »Vergnügungssucht« im Arbeitermilieu kann eine Stelle aus einem Bericht der Amtsvormundschaft zitiert werden, den das Gericht im Scheidungsprozess einer Fabrikarbeiterin bezieht: »Die erst 22-jährige Ehefrau ist eine ganz leichtfertige, vergnügungssüchtige, arbeitsscheue und zur Führung eines Haus-

halts unfähige Person«, heisst es da, »während sie ihre Kinder andern Hausbewohnern oder sich selber überliess, ging sie halbe Tage lang und bis spät in die Nacht dem Vergnügen nach (Kinos & Schützenmatt).«<sup>233</sup> Die Klageantwort eines Schlossers gibt zu bedenken: »Von Berufskollegen wurde dem Beklagten mitgeteilt, man habe seine Frau in Begleitung im Kino Monbijou gesehen. Wie schon erwähnt, ist die Klägerin vergnügungssüchtig und geht den Tanzanlässen, Kinos etc. nach, um, wie sie sich ausdrückt, ihr Leben zu geniessen, sie hätte in ihrer Jugend nichts vom Leben gehabt.«<sup>234</sup> Tanzen, nächtliches Unterwegssein, mangelnde Zurückhaltung im Umgang mit Männern kennzeichnen die *Vergnügungssucht* von proletarischen Frauen; und diese weibliche Zügellosigkeit in verschiedener Hinsicht ist eigentliche Gegenfigur zur »Liederlichkeit« der proletarischen Männer, meint sie doch wie diese das Vernachlässigen familiärer und ehelicher Pflichten in umfassendem Sinn.

Mit dieser proletarischen Sucht am Vergnüglichen teilt die der Clara Dubois vorgeworfene das Unangemessene als Code eines falschen Verständnisses ehelicher Pflichten. Doch kam dem Vergnügen im an Bürgerlichkeit orientierten Mittelstand, ebenso wie im Bürgertum selbst, eine Bedeutung zu, die es im Arbeitermilieu so nicht hatte. Mochte man auch im hochkulturellen *Amusement* und in der gepflegten *Soirée* das Leben geniessen, so ging der Sinn solcher Vergnügungen über den reinen Genuss hinaus. Dem Konsum von Kultur und der Pflege von Geselligkeit kamen in Bürgertum und gehobenem Mittelstand repräsentative und distinktive Funktionen zu, sie dienten der Selbststilisierung, der Demonstration soziokultureller Zugehörigkeiten und Grenzziehungen, sie stifteten soziale Identität. Der ostentative Kulturgenuss – Theater, Oper, Konzerte – wurde denn auch im Bürgertum bis Ende des 19. Jahrhunderts zur eigentlichen Pflicht.<sup>235</sup> Zwar gehörte der Kulturkonsum nicht nur in Familien des Bürgertums und des neuen Mittelstands zum Familienleben: Für Rosa Eichenberger, als Frau eines Maler- und Gipsermeisters Angehörige des alten Mittelstands, standen »Theater, Konzerte oder sonstige Anlässe« zusammen mit den Spaziergängen und »traulichen Stunden des Beisammenseins« ebenfalls im Katalog familiärer Tätigkeiten.<sup>236</sup> Für den neuen Mittelstand aber waren Kulturgenuss und ritualisierte Geselligkeit in Vereinen und Kränzchen überdies Medien der Realisierung von Bürgerlichkeit; demonstrativer Kulturkonsum, verschränkt mit sozialen Kontakten in der Aura der Kultur, wurde besonders Angestellten aus bildungsnahen Gruppen abverlangt.<sup>237</sup>

Diesen Sinn hatten nicht nur das Theater und der *jour fixe* Clara Dubois', sondern durchaus auch die allgemeinbildenden Ausflüge und die Sportlichkeit ihres Gatten: Reisen war um 1900 ein Privileg des Bürgertums, aber auch der

kleineren Beamten und kaufmännischen Angestellten, das Skifahren fand um die Jahrhundertwende seine begeisterten Anhänger unter der bürgerlichen Jugend, und der Ausflug im Automobil war als Statussymbol und Distinktionsmittel deutlich sicht- und hörbar.<sup>238</sup> Solche Unternehmungen waren – auch und gerade im Sinn der zeitgenössisch populären kulturkritischen Absetzung von sinnentleerter Geselligkeit – ebenso geeignet wie die *Soirée* und das *Konzert*, mittelständische Bürgerlichkeit zu demonstrieren. Und dass sich das Ehepaar Dubois tatsächlich gemeinsam an Bürgerlichkeit orientierte, wird in der Wohnlage manifest: Immerhin wohnte man im eleganten Monbijouquartier neben einem Vizekonsul, mit dem man freundschaftlichen Kontakt pflegte. Für die Ehe eines angestellten Handelsreisenden dürfte diese Wohnlage nicht selbstverständlich gewesen sein.<sup>239</sup> Im Bewusstsein um diese gemeinsame Orientierung an einem bürgerlichen Lebensstil kann denn auch Clara Dubois ihrem Ehemann indirekt Geiz vorwerfen und damit dessen Vernachlässigung seiner Verpflichtung zu standesgemässer Lebensweise meinen.

Das sich Ergeben in Luxus einerseits und Geiz andererseits sind die beiden negativen Fluchtpunkte, in die sich standesgemässe Lebensführung als Zuviel oder Zuwenig verirren kann. Diese Spannung ist im Begriff der Standesgemässheit angelegt: Für die kulturellen und geselligen Praktiken war im eigentlichen Bürgertum das Zusammenspiel von Zurückhaltung und Luxus charakteristisch als eine Spannung von zelebrierter republikanisch-demokratischer Einfachheit einerseits und aufwändigem Kultur- und Geselligkeitsbrimborium als Distinktionsmittel andererseits. Um 1900 akzentuierte sich dieser Zwiespalt: während der Hang zum Pompösen und Glanzvollen zunahm, erschlossen zugleich Kulturkritik und Naturbegeisterung alternative Formen von »einfacher« Freizeitgestaltung und Geselligkeit, die aber nicht minder von Distinktionsbedürfnissen in Regie genommen waren.<sup>240</sup>

Doch verhält sich die Sache im Fall des Ehepaares Dubois noch komplizierter, sind doch hier – nicht zuletzt wohl als Folge eines kleinbürgerlichen Hysteresiseffekts – zwei weitere dem Begriff inhärente Verkehungen standesgemässen Lebensstils virulent: Geschmacklosigkeit und Hybris. Wenn Walter Tobler die Fähigkeit seiner Tochter, mit wenig viel aus sich zu machen, als Kennzeichen einer *einfachen* und gerade darin qualitativ hoch stehenden Erziehung darstellt und die *verrückten* Hutgeschenke des Henri Dubois kritisiert, wenn Clara Dubois Wert darauf legt, dass ihr Gatte das *Chice* von ihr verlangt habe, dann bringen diese Äusserungen nicht nur Bescheidenheit und Rücksicht auf finanzielle Restriktionen zum Ausdruck. Sie demonstrieren vielmehr auch die selbstbewusste Stilsicherheit der Toblers, denn wer so argumentiert, weiss, dass Eleganz schnell

in *Verrücktheit* umschlägt, dass das Modische die Frau rasch frivol kleidet. Wenn Henri Dubois seinerseits die gesellige Anstrengung seiner Gattin mit Hohn kommentiert, dann weist er sie als Anmassung aus: Clara Dubois will zu den *vornehmen Damen* gehören, die sie um sich schart; mit ihrem *jour fixe* lädt sie sich in den Kreis der *Aristokratinnen* und *Diplomatinnen* ein, zu dem sie doch nicht gehört.

Die Frage der standesgemässen Lebensführung ist nun aber auch in besonderer Weise mit der Gestalt weiblicher Existenz im bürgerlich orientierten Mittelstand verknüpft, und daraus klärt sich die Tragweite der Auseinandersetzung um Vergnügungen und Kleidung und Geselligkeit. Verweigert nämlich der Ehemann Geselligkeit und kulturellen Konsum, dann verweigert er seiner Gattin genau die Tätigkeits- und Erlebenswelten, in denen sich die Existenz einer kinderlosen und nicht berufstätigen Frau des bürgerlich orientierten Mittelstands um 1900 realisieren kann.<sup>241</sup> Denn dass die Frauen im Verlauf des 19. Jahrhunderts zuständig wurden für die Pflege von Geselligkeit und für repräsentativen Kulturkonsum, und dass sich diese weibliche Zuständigkeit gleichzeitig herausbildete mit der Stilisierung der Lebensweise, das bedeutet umgekehrt, dass sich daraus ein weiblicher Lebensentwurf ergab. Diesen mochte sich manche Frau subjektiv angeeignet haben, indem sie ihr Streben nach Individualität, nach einem erkennbaren und realisierten Selbst auf solches richtete. Gleichsam paradigmatisch lässt sich dieser Zusammenhang von Repräsentanz und weiblicher Individuierung an der Bedeutung darstellen, die der modischen Kleidung zukam als einem der wichtigsten sozialen Distinktionsmittel einerseits und als Medium der Realisierung weiblicher Individualität andererseits.

Georg Simmel hat diesen Zusammenhang in seiner Philosophie und Soziologie der Mode theoretisiert. Mode ist einerseits »Nachahmung eines gegebenen Musters und genügt damit dem Bedürfnis nach sozialer Anlehnung, sie führt den Einzelnen auf die Bahn, die Alle gehen, sie gibt ein Allgemeines, das das Verhalten jedes Einzelnen zu einem blossen Beispiel macht«. Andererseits ermöglicht Mode Individuierung: »Nicht weniger aber befriedigt sie das Unterschiedsbedürfnis, die Tendenz auf Differenzierung, Abwechslung, Sich-abheben.« Entsprechend fällt in der Mode »die Tendenz nach sozialer Egalisierung« mit der Tendenz »nach individueller Unterschiedenheit und Abwechslung in einem einheitlichen Tun« zusammen.<sup>242</sup> Zu beidem, zur *Egalisierung* als sozialer *Anlehnung* und zum *Sich Abheben* hätten die Frauen ein spezifisches Verhältnis, führt Simmel weiter aus: Historisch und sozial in einer untergeordneten sozialen Position gefangen, entwickeln sie einen ausgeprägten Hang zum »Durchschnittlichen«, da ihnen als den »Schwachen« im Gesellschaftsgefüge »gerade nur die typische Lebensform«

Schutz gewährt. Innerhalb dieser Selbst- und Fremdbeschränkung aber streben auch die Frauen »stark zu der noch so möglichen relativen Individualisierung und Auszeichnung der Einzelpersönlichkeit«. Die Mode nun, die eben Egalisierung als Anpassung an das Allgemeine und Individualisierung als Ausbildung des Unverwechselbaren zusammenschliesst, bietet »diese Kombination aufs glücklichste«. Die Mode wird so zu nichts weniger als dem »Ventil« weiblichen Individualisierungsdrangs, wo den Frauen solches auf anderen Gebieten – etwa der Berufsarbeit – verwehrt ist. Und ganz folgerichtig verhält sich umgekehrt die »emanzipierte Frau der Gegenwart, die sich dem männlichen Wesen, seiner Differenziertheit, Personalität, Bewegtheit anzunähern sucht«, ostentativ gleichgültig zur Mode.<sup>243</sup>

Die Analyse ist – wie immer, wenn Simmel Männliches und Weibliches orchestriert – nicht frei von geschlechtermetaphysischen Untertönen.<sup>244</sup> Gleichwohl erschliesst sie einen soziologischen Zugriff auf das Phänomen der Mode, wenn sie dieses mit den sozialen und kulturellen Begrenztheiten weiblicher Individuierungschancen in Zusammenhang setzt und auf den möglichen Erfahrungsmodus stilsicherer Toilette hinweist: Von der Mode konnte sich die mittelständische und bürgerliche Frau Individuierung versprechen, ohne wie die *emanzipierte Frau* in professioneller und politischer Tätigkeit über die Schranken der Weiblichkeit hinausgehen zu müssen, ohne sich mit der Mutterschaft als Beruf bescheiden zu müssen oder sich die so genannte »soziale Mütterlichkeit« der Wohltätigkeit zum Anliegen zu machen. Das dürfte sich auf die Stilisierung und Ästhetisierung von Lebensweise allgemein übertragen lassen, mit der die Frauen im bürgertumsnahen Mittelstand betraut waren, und die sich ausserdem eng verschlang mit der Stilisierung des liebenden Ehepaares, das seinerseits ein Individuierungsversprechen in sich beschloss.

Enthebt die *moderne Ehe*, wie sie das Ehepaar Dubois im Sinn hatte, die Ehefrau einer Reduktion auf Mutterschaft als Beruf, so verspricht sie damit eine weibliche Existenz jenseits ausschliesslichen Gattungsdaseins. Es sind *Liebe* und *Reichtum*, kultivierte Intimität und eine stilisierte Lebensweise, worin die Ehefrau sich vollständig verwirklichen, sich als Selbst erfahren können sollte. Das wäre nicht wenig, immerhin verheisst die Liebe um 1900 den Frauen Erfüllung des Daseins, und gerade »die Frauenliebe der Gegenwart«, befindet Ellen Key 1904, unterscheide sich »von der älteren Zeiten unter anderm durch die Unermesslichkeit ihrer Ansprüche an ihre eigene Fülle und Vollkommenheit und an eine entsprechende Fülle und Vollkommenheit im Gefühl des Mannes«.<sup>245</sup> Der Roman des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts als Ort der imaginären Konstruktion weiblicher Identität par excellence inszeniert dieses Versprechen denn auch in

überbordender Manier.<sup>246</sup> Wenn aber die Liebe fehl geht, wenn sich der Ehemann seiner Gattin gegenüber *missgestimmt* und *übelgelaunt* zeigt und ausserdem häufig abwesend ist, wenn sich auch die Kultivierung des Lebensstils in der Natur, fern der Stadt, wo man sähe und gesehen werden würde, verliert und ausserdem von finanziellen Restriktionen und ehemännlichen Geschmacklosigkeiten bedrängt wird, dann bleibt nichts übrig von dem, was die Ehe der jungen Clara Tobler versprochen hatte. Hatte die *erste Liebe* zum Handelsreisenden Henri Dubois ein erfülltes Dasein in die Zukunft entworfen, so mochte Clara Dubois in der Gegenwart die Leere eines Wohnzimmers entgegengeschlagen haben, die auch eine gestrickte *brise-bise* und ein roter *Tapis* und ein Klavier nicht auszufüllen vermochten.

Auch *Liebe* und *Reichtum* indessen hätten Clara Dubois' Selbstverständnis und die Realisierung ihrer selbst nur in Relation zum Mann, in Abhängigkeit von dessen Zuneigung und dessen ökonomischen Möglichkeiten vollzogen. Darin liegt gewissermassen die Perversion der *modernen Ehe*, von welcher die Geschichte der Ehe Dubois handelt: Stärker als die solidargemeinschaftliche Ehe in der Arbeiterschaft und im gewerblichen Mittelstand, stärker als die bürgerliche Ehe mit ihren zu erziehenden Kindern und zu befehligen grossen Haushaltungen und zu bemeisternden Dienstboten wirft sie die Frau zurück auf den Mann. Individuieren kann sie sich nur in Relation zu ihm und zur Ehe, und diese Relation wird umso fester gezurrt, als alternative Tätigkeitsbereiche – Mutterschaft, Berufstätigkeit, Wohltätigkeit – nicht in Betracht gezogen werden und sich ein eigentlicher Weltverlust vollzieht.<sup>247</sup> Dem Roman des 19. und 20. Jahrhunderts enthüllt sich denn auch die eheliche Liebe als Passion nicht erst dann als Illusion, wenn solche Liebe gar nicht vorhanden ist, sondern bereits dann, wenn ihre Realität das Imaginäre nicht vollständig trägt, wenn die erlebte Liebe um so viel blasser ist als die geträumte Liebe.

Doch eine andere als die Individuierung in Relation zum Mann und zur Ehe hatte Clara Dubois nach allem, was sich aus den Akten schliessen lässt, gar nicht angestrebt – alles andere anzunehmen wäre Projektion. Und so lässt sich die Episode mit dem Herrn aus Genf als eine Erneuerung von Clara Dubois' Wünschen begreifen. In der Figur des G. H. Vondrak wiederholt sich ein Versprechen, das in der Ehe mit Henri Dubois unerfüllt geblieben war. Deutlich wird das im Reden über das *Drama* oder die *Episode*, wenn die Schwägerin erzählt, dass Clara Dubois »Oh!« gesagt habe und »glückstrahlend« gewesen sei, als sie diese fragte, ob sie Vondrak »wirklich gern habe«, aber auch, dass es »auf der Hand liege«, dass »sie Vondrak nicht nehmen würde, wenn er ein armer Teufel wäre«. Wenn Ida Dubois auch von einem gemeinsamen Spaziergang ins Dähl-

hölzli zu erzählen weiss, bei dem ihr Clara Dubois von der »Villa« erzählt habe, »von der Dienerschaft, die sie haben werde, von den Anlagen & vom Automobil, das schon gekauft sei, es sei ein gelbes. Wenn ein solches vorbeifuhr, so sagte sie, ungefähr so eines habe sie. Wenn es nicht wegen den Leuten wäre, so wäre es schon in Bern.« In ein deutliches Bild gebannt wird die erneuerte Verheissung auch dann, wenn G. H. Vondrak vor Gericht bestätigt, es sei möglich, »dass ich der Frau Dubois sagte, ich würde alles für sie tun, wenn ich sie als Frau haben könnte«. Auch wenn Ida Dubois vom »Morphium« berichtet, das Clara Dubois zu nehmen gedroht habe, sollte sich G. H. Vondrak um sein Leben bringen.<sup>248</sup> Und wenn Frau Vondrak erzählt, ihr Gatte habe ihr gesagt, Clara Dubois habe sich wegen ihm »vergiftet«, man sei »in grosser Aufregung« gewesen und habe »nach Ärzten geschickt«, ihr »Gegengift gegeben«.<sup>249</sup>

Was sich aus diesem Reden gewinnen lässt, ist nicht ein Wissen über das Fühlen und Denken und Empfinden der Clara Dubois. Was sich daraus gewinnen lässt, ist ein Wissen über den imaginären Raum, in dem sie sich bewegte und der dem, was ihr Dasein ausmachte, spezifische Konturen verlieh: vor der Dramatisierung der Worte und Gesten des Verehrers zu einer Passion hob sich das empfundene Desinteresses des Ehemannes scharf ab, und vor der Dramatisierung einer möglichen neuen Existenz, mit *gelbem Automobil* und *Villa* und in einem Genf nicht der puritanischen Askese, sondern der Casinos und der grossen *Toiletten* gewann ihr Dasein einer Angestelltengattin seine enttäuschende Gestalt.<sup>250</sup> Als Figur konturiert der Verehrer in aller Deutlichkeit, was die Ehe mit Henri Dubois der jungen Clara Tobler versprochen hatte und was an ihr unerfüllt geblieben war: die *Liebe* als Passion und der *Reichtum* als Grundlage eines repräsentativen Lebensstils.

## 5. Verheissung und Platitude

Oh du traurige, viereckige alkoholfreie moderne Zeit, du schön-  
des Zeitalter der Fliegerei und der Weltreisen, du siehst es jetzt,  
wie sehr unter dir die abenteuerlechzenden Liebespaare zu lei-  
den haben.

Robert Walser, *Sehnsucht nach einem Dolch*, vermutlich 1917

Am 16. März 1912 befinden die Richter, dass die Ehe Dubois mit Gewissheit »im Anfang eine durchaus geordnete und normale« gewesen sei, dass sie aber



mit eben solcher Gewissheit »heute völlig zerstört« sei. Da »beide über die Ehe modern denken«, falle es dem Gericht schwer, »primäre Verschuldenskeime« bei Clara oder Henri Dubois festzustellen. Liessen sich zwar mit dem ehefraulichen Hang zu »Luxus und zur Gesellschaft und zu einer immer mehr hervortretenden Selbstüberhebung aus Grund ihrer Abstammung«, mit der »Lieblosigkeit und Gleichgültigkeit« des Ehemannes, mit der ungelösten Kinderfrage, dem »unheilvollen« Sexualleben und der Affäre Vondrak als ein ehefrauliches »Spielen mit dem Feuer« nicht aus treubruchigen Motiven, sondern aus »momentanem Übermut« Gründe für die eheliche Entfremdung anführen, so entzögen sich doch deren »feinere Wurzeln [...] dem Blick des Gerichts«. Es bleibt die Disharmonie der »ganzen Charakteranlage« beider Ehegatten, welche den Richtern die Entzweiung annähernd zu erklären vermag.<sup>251</sup>

Mit dem gemeinsamen und geteilten *modernen* Eheentwurf war in den Augen der Richter eine vorläufige Sicherheit für eheliche Einigkeit gegeben, die aber an den unwägbaren und nicht vorhersehbaren Ausprägungen charakterlicher Eigenheiten dann doch zerbrach. Indes war es gerade dieser Entwurf, der in sich die Problematik beschloss, die das Ehepaar Dubois nicht zu bewältigen vermochte: Indem in ihm alles auf die Karte der intimen Paarbeziehung gesetzt wurde, kam diesem Entwurf jeder Spielraum abhanden, der eine Krisenbewältigung ermöglicht hätte, als sich an der Realisierung der »modernen Ehe« Konflikte entzündeten.

Was Clara Dubois für ihren Verehrer empfunden haben mochte, das verschliesst sich – auch aufgrund der Quellenlage – dem historiographischen Zugriff. Aber gerade insofern, als sich die Affäre Vondrak als ein Versprechen an Clara Dubois interpretieren lässt, kann der Raum rekonstruiert werden, in dem sich ihr Fühlen und Denken bewegte, wo die Ambitionen entstanden, die dieses Denken und Fühlen nährten und die Enttäuschungen, die es erfuhr. Dass diese Affäre in Begriffen einer möglichen neuen Zukunft thematisiert wird, die sich durch Liebe als Passion und Reichtum auszeichnet, das verweist auf das Unerfüllte am Versprechen der Ehe mit Henri Dubois. Clara Dubois war eine Liebeshehe eingegangen und sie hatte diese Ehe zusammen mit ihrem Gatten als eine *moderne* entworfen, als eine, welche die eheliche Intimität und die »Ehe als Lebensstil« zum Inhalt hat und deren ursprünglicher Sinn allenfalls prospektiv auch von der Gründung einer Familie mitgestiftet wird. In diesem Entwurf der Ehe war ein Selbstentwurf Clara Dubois' beschlossen, ein Selbstentwurf, der sich einerseits von einer »nicht-modernen« Reduktion auf ein Hausfrauen- und Mutterdasein absetzt, indem er weibliche Existenz stattdessen in der Paarbeziehung und in der Kultivierung des Lebensstils realisiert, und ein Selbstentwurf, der sie andererseits

auf ihren Mann verweist als den, der die Kultivierung des Lebensstiles mitträgt und es ihr ermöglichen soll, sich in der Liebe als eine Persönlichkeit zu erfahren. Radikaler als jeder andere Eheentwurf verweist diese moderne Ehe die Frau auf den Mann, verspricht ihr eine Individuierung durch die und in der Liebeshehe, und das heisst: in Relation zum Mann – *se cachant la figure, elle s'abandonna*.

Ein solcher Entwurf der Ehe und weiblicher Existenz aber setzt eine ständige Erneuerung der Liebe, eine gleichsam angehaltene Spannung des ursprünglichen Moments voraus, denn es wohnt ihm nichts Anderes existenziell Sinnstiftendes inne. Beklagt Clara Dubois das Desinteresse ihres Mannes, so kommt darin auch die Enttäuschung zum Ausdruck, die sich notwendigerweise einstellt, wenn die Liebe Alltag wird. In der Romanliteratur wird diese Enttäuschung als Platitude der Ehe thematisiert, als weibliche Erfahrung eines existenziellen »ennui«, einer treibsandigen Langeweile, die den Blick der Frauen aus dem Fenster in die Welt und die Arme wechselnder Liebhaber treibt, wo sie sich erneut verlieren. Georg Simmel schreibt darüber als Gefahr der »Entfärbung«, die in jeder Zweierbeziehung lauere. Liege in einer Beziehung – wie in der Liebeshehe oder der Freundschaft – »der Anspruch an eine Individualität der Erscheinung oder Leistung« vor, so schaffe deren Ausbleiben »das Gefühl der Trivialität«. Dieses Ausbleiben aber stelle sich notwendigerweise dort ein, wo »ein gewisses Mass von Häufigkeit, von Bewusstsein der Wiederholtheit eines Lebensinhaltes, dessen Wert gerade durch ein Mass an Seltenheit bedingt ist« sich vollziehe – also im Alltag.<sup>252</sup> Kann sich der Selbstentwurf einer Frau nur und ausschliesslich in der Liebe zum Mann realisieren, so läuft er ins Leere, wenn der Alltag Einkehr hält. Die Erneuerung des Lebensentwurfs lässt sich dann letztlich nur in einer Erneuerung der Liebe als Passion vollziehen – die, wie es Flauberts Emma Bovary vorweggenommen hat, sich nur wieder in einer neuen Trivialität verfangen wird.

Verschärfend kommt im Fall der Ehe Dubois hinzu, dass Henri Dubois die Vorstellungen seiner Frau über den gemeinsamen Lebensstil zum einen nicht teilt, und dass er zum andern nicht über die materiellen Mittel verfügt, die Clara Dubois einen sozialen Aufstieg und damit eine Weiterführung der Aufstiegsdynamik, die sie in ihrer Herkunftsfamilie erfahren hatte, erlauben würden. Den Grenzen, die der Bürgerlichkeit ihres Haushalts gesetzt waren, stand von Anfang an eine Ambition der Clara Dubois gegenüber, die sie mit der Heirat verknüpft hatte. Darin, in diesem Aufeinandertreffen von Materiellem und Imaginärem, war diese Ehe tatsächlich eine *Mésalliance*. Zum Ausdruck kommt dies in der eigentümlichen Verknüpfung von Liebe und Geld, die sich durch den ganzen Prozess zieht, die nicht nur Henri Dubois' Anspruch auf moralische Genugtuung in einen *Frauenverkauf* verkehrt, sondern auch das mögliche *Drama* einer verbo-



tenen Liebe in eine Aspiration auf das Dasein einer *reichen Frau*. Die nicht realisierten Ambitionen seiner Frau aber werden Henri Dubois zu einer ständigen Bedrohung, weisen sie doch seinen sozialen Status, seine professionellen Leistungen und damit letztlich auch ihn als den Mann, der er ihr sein sollte, als defizitär aus.

## Kapitel 5

### DIE FREUNDIN, DER PARTEIGENOSSE

#### Keine Revolution im sozialistischen Paar

Der beste Freund wird wahrscheinlich die beste Gattin bekommen, weil die gute Ehe auf dem Talent zur Freundschaft beruht.

*Friedrich Nietzsche, Menschliches, Allzumenschliches, 1878*

#### Prolog

»JEDER MENSCH – falls er der Reflexion fähig ist, falls er imstande ist, seine menschlichen Beziehungen zum Gegenstand seines Denkens zu machen – »dichtet« in gewissem Sinne sein Verhältnis zum ANDEREN und dichtet es immer wieder NEU.«<sup>1</sup> Als Dichtung und Neudichtung, wie Agnes Heller Georg Lukács »Bearbeitung« seiner unglücklichen Liebesbeziehung mit der Malerin Irma Seidler in Tagebuch, Briefen und kulturphilosophischen Essays beschreibt, lassen sich auch andere Geschichten gescheiterter Liebender begreifen. Die Beziehung *neu gedichtet* hat in den 1910er Jahren auch das Ehepaar Rosa und Robert Grimm, sie eine revolutionäre russische Sozialistin und Intellektuelle, er ehemaliger Typograph, Zeitungsredakteur und führende Persönlichkeit der schweizerischen Arbeiterbewegung und Sozialdemokratie. Unmittelbarer Anlass zum Nachdenken über ihre achtjährige Ehe war die Scheidungsklage, die Robert Grimm im Jahre 1916 einreichte. Beide, Rosa und Robert Grimm, zeigen sich reserviert, wenn es um die detaillierte Erläuterung der Entzweiung geht. Robert Grimm hat innerlich abgeschlossen mit der Ehe, ihn »widert es [...] an, alles nochmals zu durchgehen und Wunden aufzureissen, die das innere Leid neu aufleben lassen. Wäre die Notwendigkeit nicht stärker als die innere Abneigung, ich würde die Feder von mir werfen«, schreibt er. Rosa Grimm mag an Intimes nicht rühren, sie hält es für »ungerecht, ja hässlich« von sich, wollte sie »von seiner Liebe zu mir sprechen«. Und vor Gericht wird sie die Frage der Richter nach den Ursachen des ehelichen Scheiterns ebenso barsch zurückweisen, wie sie selbstbewusst ihr Recht auf eine Scheidung reklamiert: »Herr Präsident, die Gründe muss man irgendwo suchen. Die Gründe sucht man aber wo man Anhaltspunkte hat dazu. Ob es nun gerade die Gründe sind die mein Mann angibt, oder Andere ist ja gleichgültig.

Die Hauptsache ist doch, DASS Gründe vorhanden sind. [...] Die Ehe beruht auf Empfindungen. Es ist daher unnütz nach Gründen zu suchen; es genügt zu sagen, dass Gründe vorhanden sind; sie sind da und man muss scheiden.«<sup>2</sup>

Zwar können sich Rosa und Robert Grimm der juristisch-prozeduralen Notwendigkeit nicht entziehen, doch das Pochen auf eine relative Autonomie gegenüber der moralpolitischen Verfasstheit des Scheidungsrechts kommt in der Art und Weise, in der sie diesem Zwang nachkommen, deutlich zum Ausdruck: Beide schreiben sie die Geschichte ihrer Ehe zu Händen ihrer Anwälte nieder, und beide lassen sie diese Briefe vor Gericht nur knapp kommentiert als Klage-respektive Antwortschrift vortragen. Und in diesen Erzählungen gerät ihnen das für einen Scheidungsprozess zwangsläufige Darstellen und Gegendarstellen, Reden und Widerreden zur *Neudichtung*, in welcher sie sich ihrer Erwartungen an die Ehe und ihres Verständnisses des Scheiterns dieser Ehe vergewissern. Robert Grimm schreibt die Geschichte der Ehe im Lichte seiner Biographie, er schreibt sie als die Bildungsbiographie eines zum verantwortlichen sozialistischen Führer aufgestiegenen Proletariers und kommenden Staatsmannes, er schreibt sie im Lichte seines ›Werks‹, seiner ›Formung‹ des Lebens, so wie Lukács sein Verhältnis zu Irma Seidler »durch sein philosophisches Ich gedichtet« hat. Rosa Grimm hingegen – die doch nicht *von seiner Liebe zu mir sprechen* will – konzentriert sich fast ausschliesslich auf die Binnenseite der Beziehung: Sie erzählt die Geschichte einer Ehe, die, einst vom Gefühl gestiftet, am zugleich überschüssenden und defizitären Gefühl des Ehemannes zerbricht. Irma Seidler hat sich 1911 mit ihrem Selbstmord »das Recht erkaufte, AN DER GESCHICHTE TEILZUHABEN«, in der Erinnerung der Nachwelt »Subjekt« ihrer Beziehung mit dem wortmächtigen Georg Lukács zu werden.<sup>3</sup> In weniger drastischer Form setzt auch Rosa Grimm der *Neudichtung* ihres Ehemannes Grenzen; mit einer eigentlichen Gegenerzählung durchkreuzt sie Robert Grimms Gedichtetes radikal. Und darin wahrt sie ihre Teilhabe am Geschehenen und Erzählten: Ihre Geschichte der Ehe bekräftigt ihren Anspruch auf eine Beziehungsform, die weibliche Subjektwerdung in der Liebesbeziehung wahren könnte und müsste.

Wo aber die Versionen Robert und Rosa Grimms in ihrer Gestalt derart auseinander klaffen, da ereignet sich die Problematik dieser Ehe auf narrativer Ebene gleichsam ein zweites Mal. Und diese Problematik war nicht nur die zweier individueller Menschen, die an ihrer individuellen Beziehung gescheitert waren, sondern es war auch die Problematik einer Beziehung zwischen zwei Menschen, die ihr privates Verhältnis in Bezug auf gesellschaftliche Verhältnisse dachten, die sich auch, wo sie über ihr persönliches Verhältnis nachdachten, mit dem Entwurf einer besseren Gesellschaft im Dialog befanden. Es war das Scheitern

einer Beziehung, die in den Konturen eines ›revolutionären‹ Geschlechterverhältnisses entworfen worden war, und die fast paradigmatisch an den Ambivalenzen der Geschlechterbeziehung der Moderne zerbrach. Und so gilt für ihr neu Gedichtetes noch einmal, was Agnes Heller für Georg Lukács feststellt: »Die Neudichtung der Beziehung ist nichts anderes als die Aufdeckung der MÖGLICHKEITEN der Beziehung.«<sup>4</sup> Wo es Robert und Rosa Grimm darum ging, ihre zerbrochene Zweisamkeit in eine rechtliche Lösung des Verhältnisses zu überführen, da treten die *Möglichkeiten der Beziehung* gerade in ihrer Unmöglichkeit zu Tage – und die Unmöglichkeit verweist umgekehrt ihrerseits zurück auf die Möglichkeiten.

## 1. Die Personen, der Prozess

Im Umfeld der russischen Emigrantinnen war Robert Grimm in Bern der »kleinen, anmutigen, witzigen, intelligenten, belesenen, gut informierten« Rosa Reichesberg-Schlain begegnet, berichtet der Grimm-Biograph Adolf McCarthy. Sie war »voll revolutionären Feuers«, er war »fasziniert«; am 28. März 1908 heirateten die beiden in London. Sie bezogen eine Wohnung im arbeiterschaftlich und mittelständisch geprägten Berner Breitenrainquartier; am 7. Oktober desselben Jahres kam der Sohn Bruno Angelo, zwei Jahre später die Tochter Jenny zur Welt. Zwei »stürmische Charaktere« und »leidenschaftliche Naturen« hätten in dieser Ehe zusammengefunden, erinnert McCarthy diese erste Ehe seines späteren Schwiegervaters.<sup>5</sup> Es waren dies auch zwei Menschen unterschiedlichster sozialer und kultureller Herkunft.

1875 im zaristischen Russland in Odessa als Tochter einer begüterten Kaufmannsfamilie aus dem jüdischen Bürgertum geboren, verliess Rosa Schlain früh ihre Heimat, um 1891 an der philosophischen Fakultät in Bern ein Studium aufzunehmen, das sie nie abschliessen sollte.<sup>6</sup> Bereits nach ein, zwei Jahren verliess sie Bern und besuchte vorübergehend in Wien eine Schauspielschule; 1894 kehrte sie nach Bern zurück, unterdessen verheiratet mit dem promovierten Geisteswissenschaftler Jovel Reichesberg, Zwillingbruder des in Bern lehrenden Nationalökonomen Naum Reichesberg. Mit einem Sohn lebte das Paar in vermutlich bescheidenen Verhältnissen in Bern; 1906 kam es zur Scheidung. Während der Zeit ihrer Ehe mit Robert Grimm war Rosa Grimm in der Arbeiterinnenbewegung tätig und pflegte Beziehungen zu revolutionären marxistischen Kreisen in ganz Europa, namentlich zu Clara Zetkin, Rosa Luxemburg, Lenin und Alexandra Kollontai; nach der Scheidung von Robert Grimm im Jahre 1916 trat sie ver-

mehrt auch öffentlich in Erscheinung. 1917 zog Rosa Grimm nach Zürich, wo sie in der Genossenschaftsbuchhandlung der sozialistischen Jugendorganisation arbeitete. Sie engagierte sich dort im militanten Flügel der Arbeiterbewegung und war – obschon nicht mit öffentlichen Funktionen betraut – in der Öffentlichkeit ausserordentlich präsent. Zwei Jahre später siedelte sie nach Basel über, wo sie als Redaktorin der sozialistischen Tageszeitung »Vorwärts« tätig war, für deren Beilage »Der Weggefährte« sie mit Unterbrüchen verantwortlich zeichnete. Energisch setzte sich Rosa Grimm für einen Beitritt der Sozialdemokratischen Partei zur Dritten Internationalen ein – in expliziter Opposition zu Robert Grimm, dessen »Opportunismus« sie öffentlich scharf kritisierte. 1921 war Rosa Grimm wesentlich an der Gründung der Kommunistischen Partei der Schweiz beteiligt; direkt und indirekt nahm sie in den folgenden Jahren Einfluss auf die führenden Parteiorgane. In den 1920er Jahren unternahm sie verschiedene Reisen nach Russland, die sie insbesondere nach 1930/31 auch zu Kritik an Sowjetrußland veranlassten.<sup>7</sup> In den 1930er Jahren bewegte sich Rosa Grimm im Kreis um den Schriftsteller Rudolf Jakob Humm und die Künstlerin Lili Humm Crawford, deren Wohnung im »Rabenhaus« am Zürcher Hechtplatz legendärer Treffpunkt linker Intellektueller und Künstlerinnen war.<sup>8</sup> Rosa Grimm galt ihren Zeitgenossen als eigenwillige, aggressive Rednerin. Ein ihrer Sache nicht eben wohl gesonnener Beobachter titulierte die »rote Rosa Nr. 1« etwa als in »unheimlichem Bourgeoisenhass« unvergleichlich begabte »Hyäne des Bolschewismus« – wobei diesem Journalisten eines bürgerlichen Blattes Abscheu und Faszination gleichermaßen die Feder führten: »Man begriff«, rapportiert er weiter, »dass Grimm als Ehegatte dieses Weibes scharf war und – dass er sie zum Teufel jagte.«<sup>9</sup> Rosa Grimm hatte ausserdem den Ruf einer im bürgerlichen Bildungskanon und im theoretischen Marxismus gleichermaßen belesenen Intellektuellen: »In guten Stunden«, schreibt Max Wullschleger in einem Nachruf auf sie, »konnte man [...] aus dem Munde von Rosa Grimm ein fast unerschöpfliches Wissen vernehmen, das sich nicht etwa nur auf die politischen und sozialen Probleme der Arbeiterbewegung erstreckte, sondern alle Gebiete umfasste, vor allem jene der Kultur- und Literaturgeschichte. Uns junge Sozialisten konnte sie in solchen Stunden, sozusagen aus dem Stegreif, vertraut machen mit den grössten russischen Dichtern und ebenso mit Shakespeare oder einem deutschen Klassiker. Sie konnte auch eine Oper oder ein Gemälde analysieren und ihre kritischen Ansichten in prägnanten Worten ausdrücken.«<sup>10</sup> Rosa Grimms Leben nach der Scheidung von Robert Grimm war von Rastlosigkeit gezeichnet, von materiell und sozial prekären Lebensbedingungen; aus den dreissiger Jahren etwa wissen wir, dass sie, die gewandte und hoch gebildete Feuilletonistin, »wirklich verzwei-

felt« bei Lili Humm um die Vermittlung einer Stelle als Haushälterin nachgeschaut hatte.<sup>11</sup> 1955 starb sie in Zürich – »politisch heimatlos« geworden und »persönlich vereinsamt«, wie im bereits zitierten Nachruf nachzulesen ist.<sup>12</sup>

Gleichsam gegenläufig verlief Robert Grimms Leben. 1881 in Wald im Zürcher Oberland als Sohn eines Arbeiterpaares geboren, schien ihm eine Zukunft in der Fabrik beschieden.<sup>13</sup> Doch Robert Grimm stellte sich nicht ans Fliessband, sondern machte eine Buchdruckerlehre. Nach ausgedehnter Wanderschaft durch verschiedene europäische Länder liess er sich 1902 in Porrentruy, 1904 in Bern nieder. Bereits als Lehrling war Grimm mit sozialistischem Gedankengut bekannt und vertraut geworden; nach anfänglicher Beschäftigung mit den utopischen Sozialisten bildete er eine marxistische Grundüberzeugung aus. Aus politischen Gründen musste Robert Grimm Porrentruy verlassen und ebenfalls aus politischen Gründen wurde er in Bern entlassen und auf die schwarze Liste gesetzt. Seitdem widmete sich Robert Grimm fast vollständig der schweizerischen Arbeiterbewegung. 1906 wurde er Sekretär des Arbeiterbundes Basel, drei Jahre später übernahm er die Redaktion der »Berner Tagwacht«, die er 1905 bereits vorübergehend redigiert hatte, und verwandelte das eher bescheidene Blatt in Kürze in eine wichtige sozialdemokratische Tageszeitung.<sup>14</sup> Als brillanter Redner, Publizist und Organisator der internationalen sozialistischen Konferenzen von Zimmerwald 1915 und Kienthal 1916 sowie als Entscheidungsträger im Schweizerischen Landesstreik 1918 wurde Robert Grimm in den folgenden Jahren zu einer der bedeutendsten Persönlichkeiten der schweizerischen Arbeiterbewegung und Sozialdemokratie. Ebenso entschlossen wie er vor und während der Kriegsjahre die Radikalisierung von Arbeiterbewegung und Sozialdemokratie vorantrieb, plädierte Robert Grimm seit den 1920er Jahren für deren Integration ins politische System: Auch unter seinem Einfluss entschied die Partei 1920 gegen einen Beitritt zur Kommunistischen Internationale und richtete sich 1935 neu als staatstragende Partei aus. Diese Integration einer Bewegung vollzog Robert Grimm analog in seiner persönlichen Biographie, führte ihn doch seine politische Karriere auf dem Weg durch verschiedene legislative und exekutive Ämter ins politische Establishment: 1909 wurde er ins Berner Stadtparlament, 1910 ins Berner Kantonsparlament, 1911 in den Nationalrat, 1918 in die stadtbernische Regierung, 1938 in die kantonbernische Regierung und 1945 zum Nationalratspräsidenten gewählt. Mit dieser Integration ins politische System korrespondierte eine soziale Integration Robert Grimms ins Bürgertum, vollzog er doch einen Aufstieg vom »Fabriklersohn« und Arbeiter zum Bürger und Staatsmann.<sup>15</sup> Nach 1945 zog sich Grimm aus der Politik zurück, 1958 starb er, als »Revolutionär und Staatsmann« von Genossen wie politischen Feinden erinnert und ge-

würdigt. Anders als Rosa Grimm hatte Robert Grimm ein zweites Mal geheiratet: Drei Jahre nach der Scheidung von Rosa Grimm war er 1919 mit der um 15 Jahre jüngeren Arztochter und Krankenschwester Jenny Kuhn eine zweite Ehe eingegangen, der 1921 ein Sohn, 1922 eine Tochter geboren werden sollten.<sup>16</sup>

Die Scheidung zwischen Robert und Rosa Grimm verlief einvernehmlich. Robert Grimm reichte am 11. Oktober 1916 die Klage auf tiefe Zerrüttung nach ZGB 1907/12 Artikel 142 ein, Rosa Grimm war mit der Scheidung einverstanden und verlangte sie selbst. Das Ehepaar beantragte damit die Scheidung genau so, wie es vom Gesetzgeber für den Scheidungsgrund der tiefen Zerrüttung empfohlen wurde: Eine Person tritt als Klägerin auf, die andere zeigt sich mit der Scheidung einverstanden; das gegenseitige Einverständnis wird dann als Beweismoment gewürdigt. Weder Roland Brüstlein, Anwalt von Robert Grimm und Sohn des in der Öffentlichkeit als »bürgerlicher Überläufer« bekannten Alfred Brüstlein, noch Boris Lifschitz, Anwalt von Rosa Grimm und wie sie russischer Emigrant, schrieben eine eigentliche Klage beziehungsweise Antwort. Stattdessen zitierten sie in Klage- und Antwortschrift vollumfänglich die bereits erwähnten Briefe, die sie von ihrem Mandanten beziehungsweise ihrer Mandantin erhalten hatten. Ausserdem legten die Grimms dem Gericht eine Übereinkunft vor, die der Ehefrau die Kinder zusprach und den Ehemann zur Ausrichtung von Alimente verpflichtete; diese Konvention regelte die Folgen der Scheidung in der für Rosa Grimm innerhalb der rechtlichen Möglichkeiten günstigsten Weise – wenn wir auch aus späteren Dokumenten wissen, dass sie die Alimente für unzureichend hielt.<sup>17</sup> Die Übereinkunft wurde vom Gericht an der einzigen Verhandlung vom 22. November 1916 bestätigt, und die Ehe Grimm wurde geschieden, ohne Zuweisung hauptsächlicher Schuld an den einen oder die andere; Zeugen oder Zeuginnen wurden keine einvernommen.

Diese Form der Scheidung war nicht ungewöhnlich, sie vollzieht aber in fast idealtypischer Prägnanz genau das, was der Gesetzgeber eigentlich vermeiden wollte: eine Scheidung, die sich hauptsächlich aus dem beidseitigen Unwillen zur Fortführung der Ehe ableitet. Zum Zeitpunkt der gerichtlichen Verhandlung war es ein erklärtes gemeinsames Anliegen der Grimms, die Scheidung zu erhalten, und bei Vorliegen einer Konvention war dies nach stadtbernischer Scheidungspraxis im Regelfall zu erwarten. Dass das genau so antizipiert wurde, belegt ein Brief Robert Grimms an Rosa Grimm vom August 1916, in welchem er sie darauf hinweist, dass gemäss der Information seines Anwalts bei Vorliegen einer »freien Vereinbarung« der Scheidungsprozess »nur noch Formsache« sei.<sup>18</sup> Damit lässt sich auch die in Kapitel 1 dieses Buches formulierte Beobachtung bestätigen, dass über den Scheidungsgrund der tiefen Zerrüttung in Kombination mit

einer vorgelegten Scheidungskonvention faktisch eine Art einvernehmlicher Scheidung beziehungsweise die Scheidung auf gemeinsames Begehren praktiziert wurde.

*Neu gedichtet* wird die Ehe Grimm auch von Biographen und Historikerinnen, die der Erklärung der Scheidung einige Zeilen bis einige Seiten widmen. Brigitte Studer schreibt, die politischen Gegensätze zwischen der revolutionären Rosa Grimm und dem zwischen Reformismus und Revolution schwankenden Robert Grimm seien konfliktträchtig gewesen, aber auch der Bildungsvorsprung der theoretisch und literarisch bewanderten Rosa Grimm und die Verschiedenheit der Charaktere. Weiter habe das politische Engagement beider »Hetze« in die Beziehung gebracht und das »Beisammensein« selten gemacht – »Zerreissproben für die Beziehung«. Schliesslich hätten auch traditionelle Rollenvorstellungen die Ehe belastet: Rosa Grimm als Ehefrau, die das Privatleben der Politik und der Karriere nachgestellt habe, die »weder Hausfrau, noch Mutter und Erzieherin« gewesen sei, habe provoziert.<sup>19</sup> Annette Frei argumentiert, Robert Grimm habe die Ehe mit der »allzu selbständigen«, ihm bildungsmässig überlegenen und politisch engagierten Frau nicht »ausgehalten« – kurzum: Bei Robert Grimm sei »Emanzipation unerwünscht« gewesen.<sup>20</sup> Adolf McCarthy beobachtet, die »Auseinandersetzungen über die Politik« hätten sich in dem Masse gesteigert, als Robert Grimm sich zunehmend in Richtung eines »praktischen Realismus« orientiert hätte; Rosa Grimm habe ihn mit »endlosen Diskussionen« und »bitteren Vorwürfen« festhalten wollen, was er schliesslich nicht mehr »ausgehalten« habe.<sup>21</sup> Heidi Witzig schliesst an alle diese Erklärungen an und weist darauf hin, dass die Beziehung umso schwieriger gewesen sei, als Robert und Rosa Grimm sich auf derselben Bühne des öffentlichen politischen Engagements bewegt und entsprechend notwendigerweise zueinander in Konkurrenz getreten seien – das sei es gewesen, was Robert Grimm nicht »ausgehalten« habe. Weiter sei Rosa Grimms Verweigerung eines ausschliesslichen Gattinnen-, Mutter- und Hausfrauendasein umso konfliktträchtiger gewesen, als Robert Grimm wie andere nicht akademisch gebildete Arbeiterführer Prestigedefizite just durch die geschlechtsspezifische Rollenteilung im Paar zu kompensieren versucht habe.<sup>22</sup> Auch Zeitgenossinnen wollten die Scheidung der Ehe Grimm verstehen; Anny Klaw-Morf, Fabrikarbeiterin und Gründerin der ersten sozialistischen Mädchengruppe der Schweiz, erinnert sich: »Eine Weile hatte ich viel Kontakt mit Rosa Grimm. Sie war eine sehr intelligente Frau, und Robert Grimm lernte sehr viel von ihr, aber sie war keine Hausfrau, sondern eine Politikerin, und das führte zur Scheidung. Sie führte ein paar Monate die Buchhandlung der Sozialistischen Jugend. Wir hatten eine Dreizimmerwohnung, vorne waren der Laden und das Sekretariat und hinten

war noch ein Abstellzimmer. Die Kinder waren oft im Sekretariat, und ich kümmerte mich um sie, gab ihnen Bleistifte und Papier und lehrte sie Schiffchen machen. [...] Rosa liess die Kinder viel allein, sie waren auf der Strasse, und die Nachbarn reklamierten. Ich begriff deshalb die Scheidung von Robert und Rosa.«<sup>23</sup>

Dieses Bündel an Erklärungen bannt die Geschichte der Ehe Grimm ins Bild einer angesichts der sozial und kulturell verschiedenen Herkunftsmilieus, der politisch divergenten Haltungen und der Konfrontation von männlichem Patriarchalismus und weiblicher Emanzipation unmöglichen Beziehung. Aufgrund der hier vorgenommenen Rekonstruktion lassen sich diese Beobachtungen bestätigen, doch soll hier noch feinmaschiger nach der Problematik dieser Ehe gefragt werden. Zum einen stellt sich die Frage, was genau Rosa Grimm und die Beziehung Robert Grimm abverlangten: Was geht vor sich, wenn einer die Ehe nicht *aushält*? Zum andern interessiert, was Rosa Grimms Lebensentwurf einer »emanzipierten Frau« mit der Beziehung zu tun hat. Beide Fragen zielen auf eine Erklärung, die nicht die Unvereinbarkeit zweier *Charaktere* voraussetzt. Stattdessen gilt es zu fragen, wieso und worin denn eigentlich die Charaktere in dieser Ehe unvereinbar waren, und das heisst: wo das Scheitern dieser Ehe seine strukturellen Bedingungen in den subjektiven Selbst- und Weltverhältnissen hat, und wie dies in Beziehung steht zur grundsätzlichen Problematik einer auf Geschlechtergleichheit angelegten Ehe.

## 2. Gescheiterte Gefährtschaft, vermeintliche Freundschaft. Erzählungen und Ursprünge

»Wie war der Himmel blau«

BEGEGNUNG: Die Figur bezieht sich auf die glückliche Zeit unmittelbar nach der ersten Verückung, bevor sich noch die Komplikationen der Liebesbeziehung bemerkbar machen.

Obwohl der Diskurs der Liebe lediglich ein Schwarm von Figuren ist, die sich in unvorhersehbarer Reihenfolge, nach Art der Zickzackflüge einer Fliege im Zimmer jagen, kann ich der Liebe doch, wenigstens retrospektiv, imaginär, ein geregeltes Werden und Entstehen bezeugen: durch eben diese historische Phantasie mache ich daraus manchmal: ein Abenteuer.

*Roland Barthes, Fragmente einer Sprache der Liebe, 1977*

»Ist es richtig«, fragen die Richter Robert Grimm in der Verhandlung vom 22. November 1916, »dass sie aus Liebe geheiratet haben?« Der Angesprochene antwortet mit einem bestimmten »Gewiss«. Auch Rosa Grimm zögert nicht, wenn es um die Frage nach der Liebe geht und verliert noch einige Worte mehr als ihr Mann: »Ja, ich habe ihn nur aus Liebe geheiratet. Bei mir war sehr grosse Liebe.«<sup>24</sup> Die Geschichte ihrer Ehe, die Rosa und Robert Grimm in ihren Briefen an die Anwälte schreiben, ist eine Liebesgeschichte, die davon handelt, was sich aus einer Begegnung entspannt, die in eine Ehe mündete. Doch wie in dieser Begegnung einst Blick und Geste zweier Menschen zusammengefunden haben müssen, so fallen die Begegnung und das, was Begegnung heisst, in der Erinnerung beider auseinander. Retrospektiv schreibt die »historische Phantasie« beider zwei verschiedene Liebesgeschichten, deren eine Gemeinsamkeit ist, dass die Liebe von allem Anfang an nicht war, wie es auch ihnen der »blaue Himmel« der ersten verückten Tage versprochen haben mochte.<sup>25</sup> Mit anderen Worten: In beiden Erzählungen ist die Logik des Scheiterns eine Logik des Ursprungs.

### Das Mitleid, die Frau. Robert Grimm erzählt ...

Als er sie kennen gelernt habe, sei Rosa Reichesberg verzweifelt gewesen, mitgenommen vom Fiasko ihrer »zerrütteten und tief unglücklichen« ersten Ehe, schreibt Robert Grimm in seinem Brief an Roland Brüstlein.<sup>26</sup> Ihr Unglück liess ihn nicht unberührt, und er wusste eine Antwort, die Rosa Grimms spezifischen Qualitäten Rechnung trug, und die er ihr aufgrund seiner spezifischen Qualitäten geben konnte: »In dieser Not verwies ich die Frau auf die Arbeit als heilender Faktor. Die Intelligenz und Fähigkeiten der Frau Dr. Reichesberg schätzte ich ausserordentlich hoch und schlug ihr deswegen vor, das bisherige Verhältnis zu lösen, nach Basel zu ziehen, dort in der Arbeiterbewegung zu wirken, wozu ich ihr dank meiner damaligen Stellung als Arbeitersekretär leicht behilflich sein konnte.« In der Begegnung wuchs auch ein Gefühl, das nicht ohne Widerhall blieb: »Im Verlauf der wiederholten Besprechungen und Besuche fasste ich eine tiefere Zuneigung zu der unglücklichen Frau. Ich war beglückt, diese Gefühle erwidert zu sehen, nicht allein als Mensch, auch als junger Parteigenosse. Eine andere als die Volksschulbildung war mir versagt gewesen. Meine Stellung in der Arbeiterbewegung heischte aber mehr als den Idealismus, der mich beseelte und die Bildung, die ich mitbrachte.« Es ist nicht nur der *Mensch* Robert Grimm, der *tiefere Zuneigung* empfindet und in deren Erwidung *Glück* erfährt, sondern auch der *junge Parteigenosse*; von allem Anfang an ist das Gefühl eingebunden in die

*Arbeiterbewegung*, die dem Schreibenden etwas abverlangt, was er ihr noch nicht zu geben vermag. Und es ist nicht nur der Mensch Rosa Grimm, dem Robert Grimm sich zuneigt, sondern es ist die *intelligente* und *fähige*, oder, wie es an anderer Stelle in der Erzählung heisst, die »Intellektuelle« Rosa Grimm, von der er, der »kaum aus der Werkstatt entflohenen Arbeiter«, sich nichts weniger verspricht als die Aneignung des »erweiterten Gesichtskreis[es], vor allem ein reiches Mass von Wissen, das für die Erfüllung meiner Arbeit Voraussetzung war«.

In diesen Worten schildert Robert Grimm die Bekanntschaft mit Rosa Reichesberg als die Geschichte einer Begegnung, in der einst zwei wechselseitig aufeinander verwiesene Menschen zusammenfanden: Rosa Reichesberg war eine *unglückliche Frau* in seelischer *Not*, er selbst war handfest praktisch engagiert, sie war *intelligent*, er war ein noch mangelhaft gebildeter, eben *der Werkstatt entfloher Arbeiter*. Die Zuneigung wuchs zwischen einer unglücklichen Rosa Reichesberg und einem lebensstüchtigen Robert Grimm, zwischen einer theoretisch bewanderten Intellektuellen und einem bildungshungrigen Arbeiter – zwischen zwei Menschen mit je eigenen Erfahrungen, Kompetenzen und entsprechenden Defiziten, die einander zu jenem Zeitpunkt wechselseitig brauchten und sich symmetrisch ergänzten. Und das, was sie einander zu bieten hatten, das verband sich in der Ehe zu einem harmonischen Ganzen im Dienst an der Sache: »Was hätte ich unter diesen Umständen mehr wünschen können, als eine Lebensgefährtin, von der ich nicht nur die Erwidern der Gefühle menschlicher Zuneigung, sondern darüber hinaus ein Leben gemeinsamer geistiger Beziehungen und praktischer Arbeit zu erwarten hatte, einer Arbeit, in der wir beide aufgehen, innere Befriedigung finden konnten und die zugleich die feste Hoffnung gab, mit ganzer Seele und mit voller Kraft der Bewegung dienen zu können, der wir beide angehörten.« Wie er war sie bereit, sich und die Ehe der Sache der Arbeiterinnen und Arbeiter zu verschreiben, und hatte er seine Aufgabe in der Praxis bereits gefunden, so bot sie ihm die Aussicht auf eine Beziehung, in welcher er sich die Bildung aneignen konnte, die ihm fehlte, während umgekehrt er ihr theoretisches Wissen in konkrete Arbeit zu lenken vermochte. Auf persönlicher Ebene, in der Zuneigung zweier individueller Menschen vollzieht sich hier gleichsam das politische Bündnis von Intellektuellen und Arbeitern, von marxistischer Theorie und proletarischen Lebenserfahrungen. Und als *Lebensgefährtenschaft* setzt dieser Entwurf an die Stelle der geschlechtsspezifisch komplementären und machtasymmetrischen Vergemeinschaftung von männlichem, produktiv tätigem Individuum und weiblichem, reproduktiv tätigem Gattungswesen die von gemeinsamer intellektueller und politischer Tätigkeit getragene Beziehung zweier gleichrangig und gleichermassen aufeinander angewiesener Individuen.

Nun hat allerdings diese narrativ sorgfältig konstruierte wechselseitige Verwiesenheit, die noch vor dem Wachsen der Gefühle Zusammengehörigkeit begründet, eine entscheidende Schlagseite. Robert Grimm leitet nämlich die bisher referierte Schilderung mit dem Satz ein: »Wenn ich meine damaligen Beziehungen zu Frau Dr. Reichesberg analysiere, so war es wohl in erster Linie ein Gefühl des Mitleids für die Frau, die keinen Ausweg wusste, das mich erfüllte, ein menschliches Empfinden für eine unglückliche Person, deren verzweifelte Lage zu den schlimmsten Befürchtungen Anlass bot.« Die *Analyse* bringt es ans taghelle Licht des reflektierenden, des alle Umstände und die eigenen emotionalen Verstrickungen bedenkenden Erinnerns: Das ursprüngliche Gefühl, das Robert Grimm für Rosa Reichesberg empfand, war nicht Verzückung, war nicht Bezauberung, war nicht Verliebtheit, sondern es war *Mitleid*, und ganz folgerichtig wuchs aus diesem Ursprung nicht etwa Liebe, sondern eine *tiefer Zuneigung*. Robert Grimms Analyse seiner subjektiven Bindung ist eine Analyse der emotionalen Ursprünge der Ehe, welche die symmetrische Verwiesenheit kippt: Indem er seine affektive Verstrickung als Mitleid begreift, banalisiert er diese emotionalen Ursprünge der Ehe, schmälert seine empfundene Verbundenheit mit seiner Frau und verweist sie emotional stärker auf ihn als umgekehrt – im Gefühl fällt die Konstruktion wechselseitigen aufeinander Angewiesenseins sozusagen aus der Balance, bevor sie überhaupt erzählt wird. Dass Robert Grimm Rosa Reichesberg im selben Satz nahezu durchgehend als *Frau* und *Person*, sein Gefühl als *menschliches Empfinden* charakterisiert, trägt zu dieser Verschiebung der Gleichgewichte bei – und geht noch weiter: Sein Gefühl war eines, das er als Mensch für jeden Menschen in dieser Lage empfunden hätte; es hat wenig zu tun mit dem Individuum Rosa Grimm, mit deren persönlicher Einzigartigkeit, die in ihm mehr als ein unpersönliches Mitleid hätte begründen können. Und so stellen sich die emotionalen Ursprünge der Ehe nicht nur als banal und einseitig heraus, sondern auch als losgelöst von der Individualität Rosa Grimms. Das »geregelte Werden und Entstehen« des Verhältnisses, wie es Robert Grimm ganz im Sinn des Liebesdiskurses nach Barthes in seiner Erzählung »retrospektiv, imaginär« erzeugt,<sup>27</sup> das verkehrt die Liebesgeschichte in ihrem Ursprung zu einer Nicht-Liebesgeschichte: Am Anfang war nicht ein verzücktes Gefühl für eine unverwechselbare andere, am Anfang war *Mitleid* für eine *Frau*.

Auf diese Schilderung der Begegnung folgt die Erzählung eines Niedergangs. Wie Robert Grimm sein ursprünglichstes Gefühl in nachträglicher Introspektion als eines erkennt, das einen defizitären Einschlag hat, so enthüllt sich ihm nachträglich das Ehebündnis insgesamt als wenig tragfähig. Das »Glück freilich, das wir uns gegenseitig vorgestellt hatten«, schreibt er weiter, »trug leider nur allzu-

bald ein garstiges Gesicht«. Schon früh sei es zu »Auseinandersetzungen« gekommen, deren »Tragik« sich kontinuierlich gesteigert habe, bis Rosa Grimm schliesslich »mit Selbstmordgedanken drohte und scheinbar wenigstens sie auszuführen vorgab, wenn sie etwa mitten in der Nacht auf den Estrich stieg, um sich auf die Strasse zu stürzen«. Weitere derartige »Scenen« möge er nicht beschreiben, hält Robert Grimm inne, lieber versuche er sich in einer »Erklärung«: »Frau Grimm ist ein im Grunde guter, vornehmer Charakter, aber furchtbar nervös, ohne Selbstdisziplin und Selbstbeherrschung. Sie besitzt einen festen, ausgesprochenen Eigenwillen, der dominieren will. Schon das erschwerte das Leben und gestaltete es mitunter zu einer Marter. Und die Kraft dieses Eigenwillens reichte anderseits weder in Basel noch in Bern [...] aus, jene Vorbedingung zu schaffen, die allein imstande gewesen wäre, ihr die nötige Ablenkung, mir die innere Befriedigung zu geben und beiden das Verhältnis erträglich zu machen: die ernste geistige und praktische Arbeit, sei es die, die irgendein Beruf verschafft, sei es die praktische Mitarbeit in unserer Bewegung.« An der Persönlichkeit Rosa Grimms gäbe es nichts auszusetzen, wäre da nicht dieser *Eigenwille*, der zwar andere – mithin den Schreibenden – dominieren will, es hingegen nicht vermag, das eigene Flattern der Nerven in *Selbstdisziplin und Selbstbeherrschung* zu bemeistern und es auf ein Tätigsein – sei es eine Berufstätigkeit, sei es politisches Engagement – hin zu bündeln. Dass Rosa Grimm nicht zu *arbeiten* vermag, wird dieser Ehe zum Problem: Sie ist nicht *abgelenkt*, all ihr Wollen und all ihre Nervosität richten sich ins Paar, er bleibt innerlich unbefriedigt, hatte er sich doch etwas anderes von der Ehe versprochen, kurz: die Beziehung wird *unerträglich*.

Beschliesst der Schreibende diese Problematik in die Person Rosa Grimms, so situiert er weitere Komplikationen in der spezifischen Konstellation zweier Persönlichkeiten: »Zu der Verschiedenheit des Charakters kam die Verschiedenheit der Abstammung und des Milieus. Sie Intellektuelle, ich Arbeiter, sie Russin, ich Schweizer, sie herangereift, ich Suchender und Lernender, sie mit abgeschlossener Bildung, ich erst auf dem Wege mir durch Erweiterung der Kenntnisse eine selbständige Orientierung zu sichern – diese Gegensätze bildeten eine ständige Quelle von Missverständnissen und Reibungen, die einem das Leben verleiden.« Wieso aber in frappierender Weise just das, was Rosa Grimm ihrem Mann an Erfahrung und Bildung voraus hatte und was sich gerade als solcher Vorsprung mit seinem Wissensbedarf ursprünglich in bündnispolitischer Harmonie symmetrisch zusammengefügt hatte, im Alltag zum schmerzlichen *Gegensatz* wird, der sich in der nationalkulturellen Differenz zwischen der *Russin* und dem *Schweizer* gleichsam verdoppelt, das präzisiert der Schreiber so: »Inzwischen ward ich selbständiger im Denken wie im Urteil. Ich war nicht mehr der junge,

naive Arbeiter, dem schon die Tatsache der höheren Bildung zu imponieren vermag. Es kam auch darauf an, wie man mit seinem Pfund wucherte und in dem Masse als ich ein eigen Urteil mir gewann, mehrten sich die Differenzen.« Robert Grimm wird *selbständiger* und *eigenständiger* im *Denken* und *Urteilen*, er gewinnt einen autonomen intellektuellen Zugang zur Welt und wird seiner Frau auf diesem Gebiet zum ebenbürtigen Partner. Damit verliert Rosa Grimms Bildungsgut für Robert Grimm ganz folgerichtig subjektiv an Wert – und noch weiter gehend: auch objektiv. Jetzt, da er sich nicht mehr leicht beeindrucken lässt, erkennt er, dass ihr *Pfund* so viel Wert gar nicht hat, wie er einst dachte, als er noch *jung* und *naiv* und *Arbeiter* war. Wenn sie aus ihrem Bildungsgut Kapital zu schlagen versucht, so vermag Robert Grimm darin nur noch ein *Wuchern* zu erkennen, das letztlich Ausbeutung heisst: Sie schlägt viel, ja unanständig viel Kapital aus ihrem Gut und nützt ihren ursprünglichen Bildungsvorsprung zu seinen Ungunsten aus.

Zu diesen Komplikationen innerhalb der Paarbeziehung kommt ein Weiteres hinzu: »Dann aber drückten auch die materiellen Verhältnisse auf das Ganze, indem meine Frau gezwungen war, den Haushalt allein zu besorgen, dessen Mühen wuchsen als die Kinder kamen und aufblühten. Die trockene Besorgung des Haushalts liess ihr nicht die Möglichkeit des geistigen Auslebens und die Intellektuelle musste diesen Mangel doppelt empfinden, weil sie sich grössere Freiheit gewohnt war.« Aus finanziellen Gründen konnte man sich keine Dienstboten leisten und das bedeutete für Rosa Grimm, dass sie sich alleine um Haushalt und Kinder kümmern musste. Nicht jeder Frau würde solches schwer fallen, für eine *Intellektuelle* aber bedeutet die *Trockenheit* der Hausarbeit eine Einschränkung der *Freiheit des Geistes*. Robert Grimm erkannte das und verstand es: Man habe, schreibt er, seine Schwester in den Haushalt aufgenommen, um die Ehefrau von der Hausarbeit zu entlasten, doch habe dies keine Besserung gebracht, sondern vielmehr »noch grössere Zerwürfnisse, die ihre Ursache wohl in der Stellung der Frau als Mutter hatten, die sich jetzt in ihren legitimen Funktionen bedroht und benachteiligt sah«. Nach »verhältnismässig kurzer Zeit« musste die Schwester gebeten werden, »das Bündel zu schnüren«. Das Problem ist nicht ein Zeitproblem, als was man es auch ansehen könnte, sondern im Kern eines der Unvereinbarkeit von intellektuellen Bedürfnissen und weiblicher Identität: Unterminiert die wahrgenommene Verantwortlichkeit für Haushalt und Kinder die Geistesfreiheit einer Intellektuellen, so unterläuft umgekehrt die Abgabe dieser häuslichen Verantwortlichkeit die *legitimen Funktionen*, die sich aus dem Mutterdasein ergeben. Er selbst, dies macht Robert Grimm deutlich, hat hier kein Problem, er ist durchaus bereit, Rosa Grimm, die er zur Mutter gemacht hat, auch als Intel-



lektuelle anzuerkennen, findet er doch ihre »Klagen über die Schwere der Haushaltungsarbeit an sich begreiflich«.

So blieb man wieder unter sich, doch »Streit und Zank«, »Auseinandersetzungen« und »Klagen« nagten nicht nur am intimen Verhältnis, sondern auch an Robert Grimms Schaffenskraft. Man habe sich schliesslich zu »zwei Entschlüssen« durchgerungen: »Anstellung eines Dienstmädchens und Verzicht auf ein geistiges Verhältnis, wie es mir nicht nur vager Wunsch, sondern in meiner Stellung direkt zum dringenden Bedürfnis ward.« Die zwei Beschlüsse sind zwei Befreiungsschläge: Rosa Grimm wird aus der Hausarbeit befreit und kommt zur »nötigen geistigen Bewegungsfreiheit«, Robert Grimm wird aus einem *geistigen Verhältnis* befreit, das nicht im Sinn der intendierten Gefährtschaft ein Gewinn ist, sondern stattdessen die Energien abzieht, die er für seine Arbeit braucht – umso mehr, als Rosa Grimm trotz aller Freiheit in Bewegung und Denken nicht zur »konzentrierten Arbeit« findet. Und nicht nur aus der Paarbeziehung nimmt sich Robert Grimm heraus, sondern auch aus dem alltagsweltlichen familialen Lebenszusammenhang: »So gewöhnte ich mir an, sie gewähren zu lassen, mich möglichst wenig in den Haushalt einzumischen, Diskussionen und Auseinandersetzungen aus dem Wege zu gehen.« Ganz bewusst im Sinn einer Strategie der Konfliktvermeidung im Dienst ungebrochener Schaffenskraft löst Robert Grimm Gemeinsamkeit dort auf, wo sie krisenhaft ist: im intellektuellen Gespräch und in der Haushaltung.

Was mit ein Grund war für diese Entflechtung, das wird in dieser Situation auch eine Zuflucht: »Ich selbst, zu Hause nicht findend, was ich suchte, konnte nur noch in vermehrter Arbeit und Tätigkeit das Überwinden und Vergessen dessen zu finden hoffen, was mir fehlte.« Woran Robert Grimm nun mangelte, das war schon nicht mehr das gefährtschaftliche *Leben gemeinsamer geistiger Beziehungen und praktischer Arbeit*, das war ein ungleich weniger revolutionäres Glück: »Das freilich bedeutete ein Verzicht darauf, was Andere Familienleben nennen, Verzicht auf ein häuslich Glück, das Frieden und Erholung und Lust zu neuer Arbeit in sich birgt, Verzicht vor allem auch auf das Zusammensein mit den zwei prächtigen Kindern, an deren Entwicklung ich so gerne ganzen Anteil genommen hätte.« Das *häuslich Glück* malt sich Robert Grimm kaum anders aus als es sich der Bildungsbürger Emil Frey denkt: als Rekreation und Regeneration, als emotionale und körperliche Reproduktion männlicher Arbeitskraft im friedlichen familialen Beisammensein. Wenn solches aber nicht zustande kommt, dann verflüchtigt sich die in der Vermeidung von Reibungsflächen gewonnene Arbeitsenergie wiederum ins Nichts – und hier langt die Erzählung in der Gegenwart an: »Die intensive Tätigkeit, die mir selten einen freien Abend, noch weni-

ger einen freien Sonntag gewährt, hat meine physischen Kräfte geschwächt. Nur mit Besorgnis vermag ich daran zu denken, wie sich meine künftige Arbeit gestalten wird. Im besten Alter Müdigkeit in sich zu spüren, wirkt wie ein Fluch auf das Gemüt und die psychischen Folgen dieser Müdigkeit lähmen vielleicht noch mehr als diese selbst.« Die *intensive Tätigkeit*, die Bedürfnis und Zuflucht ist, hat einen regenerativen Rückhalt nötig, sonst zehrt sie auf, physisch und psychisch. Wenn Robert Grimm aus der Familie gleichsam flüchten muss, weil es hier nur »Zwistigkeiten« gibt, die »einem das Leben vergällen«, dann schwächt nicht die viele Arbeit Robert Grimm an Leib und Seele, sondern das Fehlen des Ausruhens, das den Energieverlust in der tätigen Arbeit kompensieren müsste. »Ich kann«, schreibt Robert Grimm, »auf die Dauer [...] nicht so weiter arbeiten«, weil »Erholung und Frische, auch eine gewisse Behaglichkeit, wenn man will, nötig sind. Zu Hause finde ich das infolge der geschilderten Verhältnisse, nicht. Was bleibt mir dann? Ins Wirtshaus sitzen? [...] Schweigen, gehen und geschehen lassen, mit dem brennenden Verlangen in der Brust, sich auszugeben und Kraft zu neuer Arbeit zu schöpfen? Diese Perspektive ist zu drückend, zu unerträglich, als dass ich eine Gemeinschaft fortsetzen könnte, die mir nur die Alternative stellt: entweder unter der Last der Arbeit vorzeitig zusammenzubrechen oder in Gesellschaft zu gehen, um dort zu suchen, was sie mir nicht geben kann und so den geistigen Tod zu finden.« Wenn auch die Arbeit als *Verlangen in der Brust brennt*, so macht sie allein doch nicht glücklich, oder präziser: gerade solche Arbeit, die nach Hingabe und Aufgabe verlangt, erneuert die Kraft nicht in sich selbst, ist kein Perpetuum mobile, braucht das Zusammensein mit andern Menschen, das nicht Arbeit ist, sondern Erholung. Da wäre noch die *Gesellschaft im Wirtshaus*, die auch nicht Arbeit ist und nicht Einsamkeit – aber die *Behaglichkeit* der Familie ist dort nicht zu finden. Wer im Wirtshaus sucht, was dort nicht sein kann, verfällt einer in letzter Konsequenz tödlichen Illusion.

Schildert Robert Grimm das Schwinden seiner Schaffenskraft in dramatischen Worten, pathetischen Wendungen und ausdrucksstarken Bildern, so spricht er nur knapp an, was von den *Zwistigkeiten* und dem von ihnen erzwungenen *Verzicht* auf Gefährtschaft und Familienleben auch in Mitleidenschaft gezogen wurde: die Gefühle. Dass auch sie nicht unberührt blieben, das erwähnt er an einer Stelle: »Indes all der Verzicht auf tiefe Wünsche, das Unterdrücken innerer Bedürfnisse drückten auf die Gefühle zu der Mutter meiner Kinder und machten einem Erkalten Platz.« Und dieses *Erkalten* des Gefühls nicht zu einer einst Geliebten, sondern zur *Mutter der Kinder* spiegelt Robert Grimms Reden über Emotionales zu Beginn der Erzählung: Wenn das Fühlen kalt geworden ist, lässt die historische Phantasie retrospektiv vielleicht noch die abstrakte Wärme eines

*menschlichen Empfindens* zu, kann aber gerade in solcher Abstraktheit nur noch als *Mitleid* begreifen, was einst die emotionale Hinwendung zu Rosa Reichesberg begründet hatte. Brennen tut in Robert Grimm im Oktober 1916 nur noch etwas, wenn es um seine Frau geht: das »heisse Verlangen, endlich ein Verhältnis zu lösen, das längst zur Qual mir ward«.

### ... Rosa Grimm antwortet. Nicht Liebe, nur Leidenschaft

Rosa Grimm antwortet in ihrem Brief an den Anwalt Boris Lifschitz direkt auf diese retrospektive Ausdehnung des Bruchs in die Vergangenheit. Wo Robert Grimm nur *längst Qual* erkennen kann, da sieht sie Tage und Jahre, in denen sich das Versprechen der Ehe erfüllt hatte: »Schon sein erster Satz – das Verhältnis, das ihm längst zur Qual wurde. Wo liegt das Kriterium einer solchen Behauptung. Bis zum Augenblick, wo der Riss unerwartet entstand, waren wir die intimsten Freunde. Er hatte keinen Gedanken von Belang, den er mir nicht mitgeteilt hätte, er hat keinen Eindruck empfangen, den er mir nicht wiedergegeben hätte, er hat keine Zeile geschrieben, die er mir nicht vorgelesen hätte, er ist nie fort und nie gekommen, ohne mich aufs zärtlichste zu grüssen. Was die Bewegung anbetrifft, die, wie ich glaube, auch für ihn ernstlich, als Lebensinhalt, zu bezeichnen ist, so hatten wir immer, jedenfalls für alle WICHTIGEN Erscheinungen, denselben EINEN Standpunkt, EINE Meinung.«<sup>28</sup> Jeder wichtige Gedanke, jede Wahrnehmung der Welt, jede geschriebene Zeile war geteilt, war Gegenstand des zweisamen Gesprächs, jedes Fortgehen, Wiederkommen, jede Begegnung war eingefasst von Zärtlichkeit, und wo es um das Wichtigste ging, um die Sache der Arbeiterinnen und Arbeiter, da herrschte Einigkeit. Mit Rosa Grimms Augen betrachtet, war der Entwurf der Ehe als emotionale, intellektuelle und politische Gefährtschaft bis zum *unerwarteten Riss* die gelebte Wirklichkeit einer *intimen Freundschaft*.

Nicht nur bestand eine solche Beziehung wirklich, darüber hinaus war deren emotionaler Ursprung alles andere denn banal: »Nun beginnt er in seiner Klage [...] zu grübeln, und kommt so quasi zur Überzeugung, dass sein ursprüngliches Gefühl nur wahrscheinlich Mitleid mit mir war.« Robert Grimm analysiert nicht, wie er es nennt, vielmehr *grübelt* er, bis er findet, was ihm zupass kommt, bis er ausgeklügelt hat, was sich in seine Geschichte fügt: »Behaupten kann man alles, allein die Tatsachen reden eine andre Sprache. Seine Zuneigung war von rasender Leidenschaft. Keine Zärtlichkeit war zärtlich genug, keine Worte reichten aus, um seine Gefühle mitzuteilen. Aber auch seine Briefe sind in diesem Ton

gehalten, auch noch die spätern Datums.« Nicht Mitleid, sondern *Leidenschaft* band ihn an sie, und das Verhältnis war nicht seit langem zur Qual erkaltet, sondern die Leidenschaft dauerte an. Und Rosa Grimm präzisiert, was darunter zu verstehen ist: Ein Unmass, ein Übermass an Gefühl und Sinnlichkeit, das die Möglichkeiten der Sprache sprengt, eine mass- und sprach-, eine kulturlose Raserie. Wie damals, als er ihr kurz nach der Heirat »buchstäblich [...] zu Füssen« lag: »er beteuerte fortwährend, dass seine kühnsten Träume ihm nicht so viel Glück verhiesse, wie ich ihm gebracht habe«. Und wie damals in Stuttgart, am internationalen sozialistischen Kongress, als es zu einer nichtigen Meinungsverschiedenheit kam und kurz darauf zur Versöhnung: »Allerdings hat er abends nach den Verhandlungen auf der Strasse die ganze Welt vergessen und mit ihr auch die konventionellen Sitten und umarmte mich, und sprach mir zu, dass ich nicht an seinen Blödsinn mehr denken soll u. s. w.« Eine Wirklichkeit *kühner* als alle *Träume* war sie ihm, sie machte ihn die *Welt vergessen* und was sich in dieser Welt gehörte. In solchem kam nicht Mitleid zum Ausdruck, sondern, wie es an anderer Stelle heisst, »glühende Leidenschaft«, ein Gefühl, das auf eine Erfüllung jenseits gar des Geträumten ausgeht und die Gesetze der Menschen nicht kennt.

Nicht ein retrospektiv als distanziertes Mitleid erkanntes Fühlen, sondern dieses überschüssende Gefühl birgt in Rosa Grimms Erzählung das Scheitern der Beziehung in sich, in dieses schreibt sie ihrerseits den Ursprung und damit die Logik des ehelichen Scheiterns ein. Ausführlich geht sie auf ein Ereignis ein, dessen Schilderung ihre Deutung der Entzweiung auf den Punkt bringt. Silvester sei das einzige der »proklamierten Feste«, das ihr als »vollständig und konsequente Atheistin« etwas bedeute, erzählt sie, es stimme zuversichtlich, und deshalb möchte man »mit seinen allernächsten die Stunden verbringen, um die Ankündigung des neuen Jahres zu hören und zu erleben«. Anders ihr Ehemann: »Grimm war zu Hause, er half mir beim Putzen des Schlafzimmers. Das Telephon ging. Und nun höre ich, wie er sagt – ja ich werde zu Dir nicht kommen können, sie wird ja jammern, wenn sie allein bleiben muss. Unsere Kinder waren damals noch ganz klein. Auf einmal tat sich mir ein schrecklicher Abgrund auf, »ich werde jammern, sonst wäre er bereit, fortzugehen« und ich sah und spürte, wie er mich verschlingt. Und nun wurde mir klar, dass seine angeblich rasende Liebe nur Leidenschaft war.« Da habe sie »selbstverständlich« ihre »Selbstbeherrschung verloren« und sei – wie es Robert Grimm schildert – auf den Estrich gelaufen.

Was Rosa Grimm an diesem Abend erschüttert, ist weniger die Tatsache, dass ihr Ehemann in Betracht zieht, wegzugehen; was sie erschüttert, ist seine Begründung dafür, nicht weggehen zu können: weil er eine Sanktion – ihr *Jam-*

mern – fürchtet, nicht, weil er wie sie den Anbruch des neuen Jahres mit denen verbringen will, denen er sich liebend als seinen *Allernächsten* verbunden fühlt. In diesem Ereignis erkennt Rosa Grimm die Gestalt des Verhältnisses: Robert Grimm fühlt sich nicht mit ihr verbunden, sondern an sie gebunden, und diese Vorstellung bindet wiederum sie in unerträglicher Weise: Ein Abgrund tut sich auf, sie wird absorbiert, *verschlungen*. Und hier weiss Rosa Grimm, dass die Liebe ihres Ehemannes nur vermeintlich ist, dass sie *nur Leidenschaft*, nämlich auf sich selbst bezogenes, wechselhaftes, unkultiviertes Gefühl ist und immer war: »Grimm ist ein Mensch«, fährt sie fort, »der von seinen Trieben, auch im höchsten Sinne des Wortes beherrscht wird. Er kennt wohl Leidenschaften, aber keine Liebe, d.h. kein Gefühl, das immer auf das gleiche Individuum, auf denselben Menschen in gleicher Weise zum Ausdruck kommen soll.« Die Liebe, wie sie Rosa Grimm versteht und vom anderen erwartet, ist stetig in ihrer Qualität und in ihrer Objektwahl, sie unterscheidet ein Individuum von allen anderen, und sie ist begründet im Gefühl für die Einzigartigkeit dieses anderen und nicht in einem Verhältnis von Regel und Sanktion, in dem die andere eine Verpflichtung statt ihrer selbst repräsentiert. Leidenschaft aber ist als überschüssendes Gefühl zugleich defizitär, denn sie leistet genau das nicht.

Mit ihren Ausführungen setzt Rosa Grimm Liebe, Freundschaft und Leidenschaft in ein explikatives Verhältnis zueinander: Vor dem *Riss* konnte die Ehe eine *intime Freundschaft* sein, nämlich eine emotionale, intellektuelle und politische Zweisamkeit aus geteilten *Gedanken, Eindrücken und Zeilen*. Die Leidenschaft, das ungestüme und flatterhafte Gefühl, hat hier durchaus seinen Platz, solange die Beziehung in *Liebe* begründet scheint. Wenn aber die Liebe vermeintlich und *nur Leidenschaft* ist, dann vermag sie die Ehe als *intime Freundschaft* nicht zu tragen. Während Robert Grimm in seiner Erzählung auch Konflikte um die Kindererziehung und die Organisation der häuslichen Arbeit ausbreitet, verlegt sich Rosa Grimm mit seltener Beharrlichkeit auf eine Analyse ihrer Ehe, deren Dreh- und Angelpunkt Gestalt und Gestaltung der Gefühle und die daraus generierte Beziehung sind. Was sie gedanklich abschreitet, ist der Raum der Intimität, der Raum, der nur im Gefühl begründet ist und vom falschen Gefühl verschlossen werden kann. Hier – weniger in den Angelegenheiten des Haushalts, kaum in der Organisation des alltäglichen Lebens – liegt sowohl das, was die Beziehung begründet, als auch das, was sie zerstören kann. Hier wird über Gestalt und Verlauf der Beziehung entschieden.

Dass aber Robert Grimms Gefühl *nur Leidenschaft* blieb und nicht Liebe wurde, das lässt sich nicht der Willkür Amors zurechnen, das ist vielmehr eine Frage des Verhältnisses, das der Mensch zu sich und seinen Gefühlen unterhält. Was

sie voneinander »trenne«, argumentiert Rosa Grimm, das sei »bloss der Unterschied der Auslegung der Pflicht, die der Mensch sich gegenüber besitzt. Hier trennt uns wirklich ein Abgrund, der nicht zu überwinden ist.« *Bloss* – nicht, dass diese Differenz gering zu schätzen wäre, sie ist vielmehr so wesentlich, dass auch Rosa Grimm »den Tod dem Leben vorziehen« würde, wäre sie »gezwungen«, weiter mit Grimm »zusammenzuleben«. Aber es ist nur dieses unterschiedliche Verhältnis zur Pflicht, das zur Entzweiung geführt hat, nichts anderes, keine Konflikte um den Haushalt und das Arbeiten und die Bildung. Pflicht aber meint nichts anderes als Bemeisterung von Leidenschaft: Nicht weil sie »für Tugendhelden begeistert wäre«, könne sie sich ein weiteres Leben mit ihrem Mann nicht vorstellen, hält Rosa Grimm fest. »Im Gegenteil, ich stimme Rousseau ganz zu, wo er sagt – alle Leidenschaften sind schön und gut, wenn wir sie beherrschen, alle sind schlecht und hässlich, wenn sie uns beherrschen. Voilà tout!«

Nicht dass Robert Grimm leidenschaftlich ist, aber dass er sich so ganz und gar seinen Leidenschaften ausliefert, macht ihn zu einem, dessen »objektive Forderungen in der Öffentlichkeit mit den subjektiven Handlungen nicht ganz harmonierten«. Sie sei dem mit Nachsicht begegnet, schreibt Rosa Grimm, besitze doch ihr Mann »als Glied der Gesellschaft, als Vorkämpfer einer Sache, die für mich das Heiligste und Höchste meines Lebens bildet, so viel Eigenschaften, dass man wohl oder übel ihn als Menschen mit weniger Strenge beurteilen muss«. Aus dieser Nachsicht habe sie denn auch versucht, sich die »betäubende Tatsache« der Kluft zwischen *objektiven Forderungen* und *subjektiven Handlungen* »zu seiner Entschuldigung zu erklären«: »Er hat immer mehr geleistet, als ein Mensch mit veranlagt sehr gereizten Nerven Arbeit leisten kann und deshalb hat er nie Gelegenheit gehabt, bei sich Einkehr zu halten, sich selber Rechenschaft abzulegen über sein Tun und Lassen. Er lebt in den Tag hinein, bildlich genommen, d.h., seelisch und moralisch, aber nicht im ordinären Sinne.« Selbstreflexion, auch Selbstkritik vermöchten eine leidenschaftliche Natur zu bändigen, doch Robert Grimm vermag dies infolge ständiger Selbstüberforderung nicht zu leisten. »Deshalb wundere mich auch nicht«, schreibt Rosa Grimm weiter, »dass er zur Erlangung des momentan gestellten Zieles keine psychologischen Farben scheut, die lediglich Produkt seiner Phantasie sind.« So ist die Leidenschaft: sie verschreibt die Person ganz einem *momentanen Ziel* und kennt keine Tatsachen und lässt sie nicht gelten.

In diesem Gestus der Widerlegung ist Rosa Grimms ganze Erzählung gehalten, so hebt ihr Brief an: »Ihre Forderung, Ihnen unbedingt mitzuteilen, ob die Ausführungen Grimm's auf Wahrheit beruhen, ist für mich furchtbar, denn es ist mir ein leichtes, Wort für Wort von ihm nicht durch psychologisches Empfin-

den, nein, durch Tatsachen zu widerlegen, sein ganzes Gebäude über den Haufen zu schmeissen.« Den *psychologischen Farben* und dem *psychologischen Empfinden* ihres Mannes, seiner rein subjektiven Sicht der Dinge hält Rosa Grimm nichts weniger als *Tatsachen* entgegen, objektive Wahrheiten, die seine ganze Erklärung des ehelichen Scheiterns als rein und nur subjektive Wahrheit erscheinen lassen. *Wort für Wort* allerdings führt sie den »Gegenbeweis« nicht, »nur folgendes« wolle sie sagen, leitet sie die Passage über die Dissonanz zwischen den Forderungen und den Handlungen des Robert Grimm ein. Hierin, in der Tatsache, dass Robert Grimm sich nicht durch das Pflichtbewusstsein und die Selbstverantwortlichkeit auszeichnet, die einen *Vorkämpfer* für eine bessere, gerechtere Welt doch auszeichnen sollten, liegt beschlossen, was Rosa Grimm *den Tod dem Leben vorziehen* liesse, würden die Richter in eine Scheidung nicht einwilligen. Kann ein solcher Mensch gleichwohl für den sozialen und politischen Kampf *Eigenschaften* haben, die Milde und Nachsicht im Urteil rechtfertigen, so ist er in der persönlichen Sache bar all dessen, was eine *intime Freundschaft* ihm abverlangt hätte: Die Verwandlung von Leidenschaft in Liebe. Über diese Liebe, deklariert Rosa Grimm, wolle sie nicht sprechen: »Es wäre ungerecht, ja hässlich von mir, wollte ich nun von seiner Liebe zu mir sprechen. Es war für mich der Inbegriff all dessen, was mir lieb war.« Weil seine Liebe oder präziser: das, was sie für Liebe hielt, bevor sie darin die nackte Leidenschaft erkannte, ihr viel bedeutete, ihr alles bedeutete, will sie davon nicht sprechen, und das heisst: darüber, was ihr die vermeintliche Liebe bedeutete, will sie nicht sprechen, weil es zu sehr schmerzt. Wohl aber spricht Rosa Grimm über das zugleich defizitäre und überschüssende Gefühl des Mannes, in dem sie den ausschliesslichen Grund für das Scheitern der Ehe erkennt. Eigentlich über nichts anderes als dieses Gefühl und was ihm fehlt, spricht sie. Und in dieser Konzentration auf das Gefühl holt sie in der Geste des Widerlegens am weitesten aus, gegen die Rede von Robert Grimm, der seinerseits sein Gefühl banalisiert und es regelrecht aus der Erzählung herausschreibt. Während Rosa Grimm letztlich nur von der Liebe spricht, nimmt Robert Grimm das Wort Liebe an keiner Stelle in die schreibende Hand, nicht, wenn es um das ursprüngliche Wünschen geht und nicht, wenn es um all das geht, was im Verlauf der Ehejahre verloren ging.

### 3. Die Binnenseite der Ehe. Liebe, Freundschaft und weibliche Subjektwerdung

Das Wagnis eines Liebesdiskurses, eines Diskurses der Liebe, entspringt doch wohl vor allem der Unbestimmtheit des Objekts. Worüber wird eigentlich gesprochen?

*Julia Kristeva, Geschichten von der Liebe, 1983*

#### Sympathie, Zuneigung, Gefühl. Reden über die Liebe

Die Ehe sei, so schreibt Georg Simmel 1908, »immer und überall mehr als der sexuelle Verkehr; so divergent die Richtungen sein mögen, nach denen die Ehe über diesen hinausgeht – dass sie über ihn hinausgeht, macht die Ehe erst zur Ehe«. <sup>29</sup> Die Frage nach diesem *Mehr*, das die Ehe zur Ehe macht, trieb um die Jahrhundertwende nicht nur die Sozialreformerinnen und Feministinnen, die Sozialtheoretiker und -theoretikerinnen um, die in Kapitel 1 dieses Buches zur Sprache kamen. Dieser Frage hatten sich vor allen anderen auch die Protagonisten und Protagonistinnen des Ehelebens zu stellen, wenn es darum ging, dem Scheidungsgericht das Scheitern einer Ehe einsichtig und erklärlich zu machen. Und da tritt das Viele in Erscheinung, das in den bisher dargestellten Fällen referiert wurde, das Viele, das sich im Alltag verkehrt und verdreht, bis die Ehe keine mehr sein kann: Konflikte um die rechte Haushaltsführung, um den Erwerb, um die Kindererziehung, Streitigkeiten um ehemännliche oder ehedrauliche Fehlbarkeiten, um Exzesse an Gewalt, Alkohol oder Vergnügen, um Arbeitsscheu und Liebäugeleien mit anderen. Über das aber, was jenseits solch manifester Konflikte und Streitigkeiten um Getanes oder Unterlassenes zwischen den Eheleuten – und nur zwischen ihnen – vorgegangen ist, was das intime Verhältnis in seinem Zuviel oder Zuwenig untergraben und zerstört hat, spricht vor Gericht nicht nur Rosa Grimm in Begriffen des Gefühls: Es ist die fehlende, die vorgetäuschte oder asymmetrische »Liebe«, die vor den Augen der Amtsrichter, der Zeugen, aber auch im brieflichen Zwiegespräch oder in der autobiographischen Reflexion zu Händen von Anwälten und Richtern das Scheitern der Gattenbeziehung glaubhaft machen soll. Und über das Liebesgefühl wird nuanciert nachgedacht: Es gibt die »Zuneigung«, die »Sympathie«, die »zarten Gefühle«, das »Vertrauen«. Häufig werden diese Begriffe synonym verwendet, sie dienen aber auch der Differenzierung: *Sympathie* kann eine Grundlage sein, auf welcher *Liebe* wächst; *Zuneigung* kann eine schwächere Ausprägung von *Liebe* bedeuten. Immer aber ist

die *Liebe* Referenz und Fluchtpunkt dieses Gefühlsdiskurses, und so fragen denn die Scheidungsrichter die Eheleute auch stereotyp nach dem Vorhandensein »der Liebe« beim Eingehen der Ehe.

Wenn aber die Liebe die Chiffre ist, die den Sinn dessen kodiert, was das *Mehr* der Ehe jenseits des sexuellen Verkehrs und des ehelich-familialen Alltags ausmacht, dann stellt sich die Frage, wie sie zu entziffern ist. Und das heisst: wie in der sozialen Praxis die intime, personalisierte Gattenbeziehung verfasst wurde, die der Forschungsliteratur zufolge die Familie der Moderne zunehmend bestimmen und – der Idee nach – soziale, ökonomische und konventionelle Motive von Partnerwahl, Eheschliessung und Ehepraxis weiter verdrängen sollte. Dass es dabei nicht um die historische »Entdeckung« und allmähliche Freilegung einer erst in der Moderne zu ihrer Authentizität gelangten Liebe geht, sondern um eine, wie die Soziologin Irène Théry schreibt, neue und »andere Weise des Denkens der Liebe und der Suche nach Glück«, das ist als mittlerweile vielfach anerkannte Korrektur und Präzisierung dieser familienhistorischen These anzufügen.<sup>30</sup>

Dass die *Liebe* für Klage oder Verteidigung im Kontext einer Scheidung ins Feld geführt wird, ist kein klassenspezifisches und auch kein geschlechterspezifisches Phänomen. Der Bankdirektor und spätere Spekulant Anton Hoffmann erzählt von der »merkwürdigen Kälte«, mit der ihm seine Braut begegnet sei; sein Vater habe ihm denn auch von der Heirat abgeraten, weil »die Beklagte dem Kläger offensichtlich nicht die Gefühle bezeugte, die das eheliche Leben zu einem glücklichen hätten gestalten können«. Er aber habe gehofft, »dass seine Frau sich während der Ehe an ihn gewöhnen und ihn verstehen lernen werde und dass nach und nach die Zuneigung, die er noch vermisste, entstehen werde«. <sup>31</sup> Stellt sich ein warmes Gefühl nicht spontan ein, so kann es doch in Gewöhnung und Verständnis wachsen. Und wenn auch nicht die bereits empfundene Liebe, so ist doch mindestens die Hoffnung darauf Voraussetzung für eine Heirat; Anton Hoffmann schreibt an seine Braut: »Dann solltest Du nichts anderes vor Augen haben, als mich zu lieben – mich glücklich zu machen«, und: »Ich kann den schweren Schritt nicht wagen, Dich zu heiraten, eh' + bevor Du mir gezeigt hast, dass wir Aussicht auf ein friedliches, einzig nur der Liebe gewidmetes Leben vor uns haben.« <sup>32</sup> Und von dieser Liebe, die ihn *glücklich* zu machen vermöchte, hat Anton Hoffmann klare Vorstellungen: »IN ERSTER LINIE MUSS DIE FRAU SUCHEN, SORGEN, DIE DER MANN HAT MIT ihm zu tragen dies ist aber nur mit grosser Liebe möglich. [...] Dass eine solche Handlungsweise möglich ist, hat immer seinen Ursprung + so auch bei Dir. – Hier muss das »alter ego« zurücktreten + nur das gemeinsame Interesse oder sogar [nachträglich eingefügt: nur] das Interesse der andern Partei in den Vordergrund kommen.« <sup>33</sup>

Die Liebe, und namentlich die Liebe der Frau zeichnet sich aus durch Selbstaufgabe, durch eine Verpflichtung der Eigeninteressen an das gemeinschaftliche und in letzter Konsequenz an das Interesse des Mannes. Hinter sein *Ego* hat das *Ego* der Frau zurückzutreten und der Verschreiber ist signifikant: Dieses weibliche *Ego* kann Anton Hoffmann nur als sein *alter ego*, nur in Relation zu sich begreifen, wie er auch das Interesse der Frau letztlich nur – befindet es sich in Übereinstimmung mit der Ordnung der Dinge – als seines verstehen kann.

Magdalena Hoffmann ihrerseits räumt in ihrer Klageantwort ein, dass sie tatsächlich »nie die vollen nötigen Sympathien für die Ehe« gehabt habe, dass aber der Ehemann es »durch ein ernsthaftes imponierendes Vorwärtstreben in der Hand gehabt hätte, ihre Sympathie völlig zu gewinnen« – der »fertige Mann« hätte das »schönste Geschenk« Anton Hoffmanns an sie sein können. *Fertig* aber wurde dieser Mann nie, stattdessen studierte er lange, konnte sich nicht zu einer Dissertation entschliessen, und kaum hatte er eine sichere Stellung als Bankdirektor, gab er diese auf, um sich dem Spekulieren zu widmen. So sei es schliesslich zur »totalen Entfremdung« gekommen.<sup>34</sup> Wie ihr Mann geht auch Magdalena Hoffmann davon aus, dass die Liebe in der Ehe entstehen und wachsen kann, allerdings nicht einfach durch *Gewöhnung*, wie dieser es sich denkt, als vielmehr unter bestimmten Bedingungen: Sie schenkt ihre Liebe nur einem psychosozial reifen – und erst darin veritabel männlichen – Mann, der ihr durch eine solide Berufskarriere Sicherheit und soziales Prestige bietet.

Dass die gegenseitige Liebe Voraussetzung für eine glückliche Ehe ist, davon gingen auch Arbeiter und Arbeiterinnen aus. Der Hilfsarbeiter Ulrich Hauser wirft seiner Ehefrau vor, sie habe ihn vor der Ehe »durch alle möglichen Mittel glauben lassen, dass sie seine Liebe erwidere«, er habe sie dann auch geheiratet, doch ihr Gefühl sei nur vorgetäuscht gewesen. Die Schneiderin Marie Hauser widerspricht: »Solange er mir Liebe entgegenbrachte, hatte er meine Liebe auch.« Sie habe indes diese Liebe verloren, weil ihr Mann ihr nie »ein gutes Wort« gegeben habe.<sup>35</sup> Auch Marie Hauser liebt nicht bedingungslos, was sie aber erwartet, ist weniger psychosoziale Reife ihres Mannes, als vielmehr schlichte aber gewichtige *gute Worte*, eine freundliche und respektvolle Behandlung.

Frauen und Männer verschiedener Klassenzugehörigkeit legen auf die Liebe Wert, auf die eigene und auf die des anderen. Vor dem bernischen Scheidungsgericht ist die Liebesee als Anspruch um 1900 eine Selbstverständlichkeit; man kann, ja, man muss sich auf sie berufen, wenn es die Krise der ehelichen Beziehung vor Gericht zu objektivieren gilt. Milieu- und geschlechterspezifisch sind hingegen die Bedingungen, an welche die Entwicklung eines Liebesgefühls geknüpft wird, und die Äusserungsformen des Liebesgefühls, mithin die Codes, de-

rer die Gefühle bedürfen, um Beziehungen definieren zu können.<sup>36</sup> Im Fall der Ehe Hoffmann entsprechen diese Codes dem sattsam bekannten bürgerlichen Liebes- und Eheideal: Die Ehefrau liebt einen Mann, der ihr eine statuserhaltende und sichere Existenz bietet; der Ehemann liebt eine Frau, die ihm bedingungslos und hingebungsvoll emotionaler Rückhalt ist. Im Fall der Arbeiter Ehe Hauser leiten sich die Codes der Liebe weniger von einem geschlechterpolarisierten Modell als vielmehr von demjenigen der Ehe als Solidargemeinschaft her: Ehemann und Ehefrau erwarten voneinander eine Behandlung, welche die eigenen Leistungen für die familiäre Existenz mit Respekt und Anstand lohnt, beide erwarten voneinander *gute Worte*. Doch auch hier gibt es die männliche und die weibliche Liebe: Auch Ulrich Hauser sieht in der Reproduktion seiner Arbeitskraft einen Liebesbeweis und kann seiner Frau auch als Ausdruck mangelnder Liebe vorwerfen, dass sie zu wenig »besorgt« war, von ihrer Arbeit »nach Hause zu gelangen und ihrem ([handschriftlich eingefügt:] ebenfalls von der Arbeit heimkommenden) Manne das Essen bereit zu halten«.<sup>37</sup> Die soziokulturell und symbolisch hegemoniale Geschlechterordnung ist als gestaltende Macht in der ehelichen Intimität nicht nur über die rechtlich-institutionelle Verfassung der Ehe, sondern auch über das Verständnis von Liebe anwesend.

### Das kultivierte Gefühl. Verheissung der Liebe als Freundschaft

Wenn mit einem bestimmten Verständnis von »Liebe« eine bestimmte Ordnung der Geschlechterbeziehung in die eheliche Intimität eingeht, dann heisst das umgekehrt, dass die Deutung des Liebesgefühls eine Möglichkeit ist, die Beziehung zu gestalten – in durchaus vielfältiger und auch abweichender Aneignung von hegemonialen Deutungsmustern. Das geschieht nicht nur in der Ehe Grimm, aber dieser Fall macht zugespitzt deutlich, wie über Deutungen Beziehungspraxis gestaltet wird. Was ihn gegenüber den meisten anderen untersuchten Scheidungsfällen vor dem bernischen Amtsgericht auszeichnet, ist die Konzeption einer Beziehung, die dem Anspruch nach explizit ohne ein auf Komplementarität angelegtes Geschlechterverhältnis und die entsprechende Ordnung der Liebe auskommen will, die darin mithin den Sinn der Beziehung ansiedelt: Die *intime Freundschaft* Rosa Grimms, die einer politischen Bewegung verschriebene *Lebensgefährtschaft* Robert Grimms kennt kein Geschlecht und keine weibliche und männliche Liebe.

Dieser grundsätzlich auf Geschlechtergleichheit und ein gemeinsames politisches Engagement angelegte Beziehungsentwurf der Grimms ist zunächst vor

dem Hintergrund der sozialistischen und der feministischen Kritik an Institution und Praxis der bürgerlichen Ehe zu begreifen. Robert Grimm teilte diese Kritik zumindest in jungen Jahren; er führte sie sich in ihrer wohl radikalsten und fantasievollsten Gestalt zu Gemüte, als er das Werk des Frühsozialisten Charles Fourier las – und dort alles über die Abgründe bürgerlicher Ehemoral.<sup>38</sup> Von Rosa Grimms Lektüre vor 1916 wissen wir wenig; aus ihrem politischen Engagement während der Ehe mit Robert Grimm und aus ihren Artikeln im Feuilleton des »Vorwärts« in den 1920er Jahren lässt sich aber auf eine sehr feste Haltung in dieser Frage schliessen. Wenn sie etwa 1928 konstatiert, die Ehe sei »von Staates wegen eine geschützte Prostitution [...], im günstigsten Falle ein Geschäft und nur im allerseltensten ein eheliches Zusammenleben«, so findet sich hier unter anderem August Bebels 1879 erstmals erschienene und in den folgenden Jahrzehnten viel gelesene Kritik am Geschäfts- und Zwangscharakter der Ehe in der kapitalistisch-bürgerlichen Gesellschaft, an der bürgerlichen Doppelmoral und an der Unterdrückung der Frauen durch eine und in einer solchen Ehe.<sup>39</sup> Genau davon setzte sich der grimmsche Beziehungsentwurf ab.

Für Rosa Grimm war ihre Ehe – als sie das Vermeintliche daran noch nicht erkannt hatte – eine *intime Freundschaft*, und diese beschreibt sie als eine Beziehung, in der *Gedanken, Eindrücke, Zeilen und Zärtlichkeit* geteilt und gezeigt werden – mithin als eine Beziehung, die nicht nur keine geschlechtsspezifische Arbeitsteilung kennt, sondern auch als eine, die alles einschliesst, was das individuelle Selbst- und Weltverhältnis des anderen ausmacht. Und das heisst: eine Beziehung, die auf der unverwechselbaren Einzigartigkeit des jeweils andern gründet. Diese Gestalt einer Ehe zielt auf das, was Georg Simmel die »IDEE der modernen Ehe« genannt hat: »die Gemeinsamkeit aller Lebensinhalte, insoweit sie unmittelbar und durch ihre Wirkungen den Wert und das Schicksal der Persönlichkeit bestimmen«.<sup>40</sup> Fundament und eigentlicher »Mechanismus« einer solchen Ehe als Freundschaft aber war für Rosa Grimm die Liebe, bekräftigt sie doch ihren Anspruch auf eine derartige Beziehung, indem sie deren Scheitern mit dem emotionalen Unvermögen des Ehemannes und nur mit ihm erklärt. Hier, im Gefühl, liegt das, was eine Ehe als Freundschaft begründen und wahren, aber auch zerstören kann.

Rosa Grimms Verständnis davon, wie und weshalb die *intime Freundschaft* an ihres Mannes persönlichkeitsstrukturellem Defizit zerbrach, erschliesst ex negativo, was die Liebe wäre, die sie meint: *Leidenschaft* war das emotionale Motiv ihres Ehemannes, und so verstanden ist der passionierte Ehemann zwar emotional und körperlich auf das begehrte Objekt, auf dessen Existenz, verwiesen, doch hat dies mit Rosa Grimms Persönlichkeit, mit ihrer individuellen Einzigartigkeit, tat-

sächlich ebenso wenig zu tun wie das Mitleid, das dieser geltend macht. Leidenschaft ist unkultivierter Trieb und bezieht sich als solcher nur auf die eigene bare Existenz; sie lässt das Teilen von *Gedanken, Eindrücken, Zeilen* nicht zu, sie hat eine Richtung und ein Ziel: ihre selbstreferenzielle Befriedigung. Leidenschaft als derart überschüssendes Gefühl ist zugleich defizitär: Sie kann keine *intime Freundschaft* als Verhältnis zweier Persönlichkeiten realisieren. Wenn Rosa Grimm schreibt, ihr Mann kenne *wohl Leidenschaft, aber keine Liebe*, da belegt sie diese Behauptung mit folgender Beobachtung: »Als Beweis, er habe keinen intimen Freund.«<sup>41</sup> Wer nur Leidenschaften nährt, aber nicht lieben kann, hat keine Freunde, kann keine Freundschaft stiften und unterhalten. Entsprechend beweist sich die Liebesfähigkeit hier, im Vermögen zur Freundschaft, und die kennt kein Geschlecht. Rosa Grimm lässt Freundschaft zwischen Frau und Mann in der Ehe mit Freundschaft unter Gleichen in einem gleich gearteten Gefühl zusammenfallen: Beides setzt die Liebe als Gefühl für den anderen in seiner Einzigartigkeit voraus, und hier liegt gleichsam das Wesen der Liebe und der Freundschaft, deswegen ist Liebe immer schon Freundschaft und Freundschaft immer schon Liebe. Sie habe ihren Mann *nur aus Liebe*, aus *sehr grosser Liebe* geheiratet, legt Rosa Grimm den Richtern mündlich dar, und wie um zu bekräftigen, was das heisst, fügt sie an: »Was hätte ich sonst für Gründe gehabt, ihn zu heiraten. Er war weder besonders anziehend, noch berühmt, noch bekannt. Ich habe ihn nur aus Liebe, [eingeschoben: zweifellos] nur wegen seiner Persönlichkeit geheiratet.«<sup>42</sup>

Dieser Zusammenhang von Liebe und Persönlichkeit des anderen wird in Rosa Grimms Erzählung in der Verkehrung nochmals deutlich: Die Erkenntnis, dass ihres Ehemannes Liebe *nur Leidenschaft* war und also die *intime Freundschaft* nur vermeintlich, wird zum *Abgrund*, der das Ich *verschlingt*. Und dieser Abgrund wird so buchstäblich und existenziell empfunden, dass nur die Flucht auf den Estrich bleibt – und vielleicht darin tatsächlich auch nur noch der Todeswunsch als perverser Nachvollzug verweigerter Anerkennung von persönlicher Existenz *und* als letztgültiger Akt der Behauptung von Subjektivität, der Behauptung einer Teilhabe an der Geschichte.

In einer so verstandenen »eigentlichen« Liebe liegen Kennzeichen und Möglichkeit der *intimen Freundschaft*, unter Männern ebenso wie zwischen Mann und Frau. Damit radikalisiert Rosa Grimm die simmelsche *Idee der modernen Ehe*. Zwar setzt auch Simmel Freundschaft unter Gleichen und die Ehe zwischen Mann und Frau dort analog, wo beide »auf der ganzen Breite der Persönlichkeit« aufbauen, ja, »Freundschaft und Ehe« seien die »hauptsächlichen Typen« einer Beziehung, die derart die ganze Persönlichkeit einschliesse. Doch sei der Ehe

anders als der Freundschaft »die einseitige Zuspitzung auf *ein Element*«, nämlich die »Sinnlichkeit« inne, welche die »praktisch-sittlichen wie geistigen Berührungen, das Sich-Öffnen der jenseits des Erotischen liegenden Reservoirs der Persönlichkeit unterdrücken« könne. Was die Ehe begründet – die heterosexuelle Liebe – das macht sie als Freundschaft immer schon defizitär, weil die Geschlechtsliebe die Ausbildung und Anerkennung von Individualität in der Beziehung gleichsam verhindert, weil »die Frau« und »der Mann« gesucht und gefunden werden und nicht die unverwechselbare Persönlichkeit. Verschärft wird die Problematik zusätzlich dadurch, dass Frauen und Männer mit ungleichen Voraussetzungen in das Verhältnis eintreten: Seien die Frauen »tatsächlich« – und Simmel glaubt daran – »das unindividuellere Geschlecht«, entferne sich also jede einzelne Frau »weniger vom Gattungstypus [...], als es durchschnittlich bei Männern der Fall ist«, dann sei die »sehr verbreitete Meinung« durchaus verständlich, dass Frauen der Freundschaft, die »ein ganz und gar auf die Individualitäten der Elemente gestelltes Verhältnis ist«, weniger fähig seien als Männer. Dies aber erkläre auch – Simmels Beobachtungen sind keine zeitlos sich gerierenden Lehrsätze –, dass »die moderne, hoch differenzierte Frau eine auffallend gesteigerte Fähigkeit und Neigung zu Freundschaftsverhältnissen zeigt und zwar ebenso mit Männern wie mit Frauen.«<sup>43</sup> Das von solcher Relativierung unbeleckte Diktum von der Unfähigkeit der Frauen zur Freundschaft indes war tatsächlich verbreitet und seine Tradition ist stattlich; was bei Simmel im zeitgenössischen Begriff der Individualisierung daherkommt, das findet sich beispielsweise im 16. Jahrhundert bei Michel de Montaigne prägnant formuliert in Begriffen der Konstitution oder Veranlagung: »Hinzu kommt, dass in Wahrheit das geistige Vermögen der Frauen gewöhnlich den Anforderungen des engen Gedankenaustauschs und Umgangs nicht gewachsen ist, aus denen der heilige Bund der Freundschaft hervorgeht; auch scheint ihre Seele nicht stark genug, den Druck eines so fest geknüpften und dauerhaften Bandes zu ertragen.«<sup>44</sup>

In ihrer radikalen Gleichsetzung von Freundschaft unter Gleichen und Liebesbeziehung zwischen Frau und Mann denkt Rosa Grimm implizit gegen solche behauptete weibliche Unfähigkeit zur Freundschaft an. Wohl hätten gegenwärtig die Frauen – wie sie in einem Artikel über Henrik Ibsens Theaterstücke schreibt – eher »zufällig eine starke Individualität«, doch liege das in der bürgerlichen Gesellschaftsverfassung und den entsprechenden Zurichtungen weiblicher Individuen und nicht in einer irgendwie gearteten Geschlechterontologie beschlossen und begründe insofern immer schon Kritik an einer solchen Gesellschaft, die es den Frauen gleichsam systematisch nicht erlaube, eine individuelle Persönlichkeit auszubilden und dadurch »vollgültiges Glied der Gesellschaft« zu



werden.<sup>45</sup> So kann Rosa Grimm Liebe als Freundschaft und Freundschaft als Liebe begreifen, unbekümmert darum, ob es sich um Beziehungen zwischen Mann und Frau oder um Beziehungen unter Gleichen handelt, und so erhält die Ehe als Freundschaft eine eigentlich revolutionäre Gestalt.<sup>46</sup> Eine so verstandene Liebe, die in der *intimen Freundschaft* Gestalt annimmt, wird für die Einzelne zur Möglichkeit, Geschlechtstypisierung zu überwinden und als Individuum jenseits der Geschlechtszugehörigkeit Anerkennung zu finden. Für die Frauen um 1900 heisst das dann eben: Solche Liebe wird zur Möglichkeit der Entfaltung und Wahrung weiblicher Individualität und entsprechender Vergesellschaftung, wie sie ihnen die bürgerliche Geschlechterordnung der Idee nach versagt. Die Persönlichkeiten, die in der Ehe als Freundschaft ganz zusammenfinden, tun dies jenseits der Geschlechterdifferenz – und das im grimmschen Fall umso mehr, als diese Freundschaft zugleich ein politisches Arbeitsbündnis ist, das im gemeinsamen politischen Engagement die Reduktion der Frau auf Geschlechtlichkeit im Sinn von ›Gattungsdasein‹ und ›Gattungsaufgaben‹ gleich nochmals verwirft.

Rosa Grimms Verständnis der Liebe zwischen Frau und Mann als unhintergebar auf die individuelle Persönlichkeit und nicht auf ›Gattungsdasein‹ angelegt, lässt sich historisch im Kampf um die Behauptung und Anerkennung weiblicher Individualität und Subjektwerdung ansiedeln. Der Liebe kommt in diesem historischen Prozess und in den vielen Behauptungen, entlang derer der Streit geführt wird, eine ambivalente Schlüsselstellung zu: Sie ist Fallstrick und Versprechen. Wenn die russische Revolutionärin und Volkskommissarin für soziale Fürsorge Alexandra Kollontai schreibt, die Frau habe sich nicht als »Dienerin des Mannes« zu begreifen, nicht als »unpersönliches Hausgeschöpf, das mit passiven, weiblichen Tugenden ausgestattet ist«, sondern als »aktives, bewusstes, gleichberechtigtes Mitglied der Gemeinschaft, der Klasse«, dann setzt sie diesen gegen die bürgerliche Geschlechterordnung gerichteten Entwurf weiblicher Existenz in direkten Entsprechungszusammenhang zur Liebe: Denn ein solches Verständnis setze voraus, dass sich das Leben der Frauen nicht – worauf ihre Erziehung bisher ausgerichtet gewesen sei – »in Liebesempfindungen« erschöpfe, setze voraus, dass sie »Selbstdisziplin statt Gefühlsüberschwang« übe, und das heisst: dass sie in der Beziehung die »Fähigkeit« kultiviere, »die eigene Freiheit und Unabhängigkeit zu schätzen, statt der unpersönlichen Ergebenheit; die Behauptung der eigenen Individualität statt der naiven Bemühung, das fremde Bild des ›Geliebten‹ in sich aufzunehmen und zu reflektieren.«<sup>47</sup> Das, wogegen Kollontai anspricht, lässt sich etwa bei einem Johann Gottlieb Fichte nachlesen, der sich die Liebe der Frau als wesenhaften Hang zu Unterordnung und als intrinsischen Verzicht auf Individualität dachte: In der Liebe und aus Liebe werde die Frau

»zum Mittel der Befriedigung des Mannes«, schreibt Fichte, in der Liebe gebe sie ihre »Persönlichkeit« auf, und die Bestimmung zu solcher Liebe sei der Frau »naturhaft« inne.<sup>48</sup> Noch bevor das Recht die Ehefrau der ehemännlichen Herrschaft unterwirft, ist diese in genau dem Gefühl, das idealiter die Ehe stiftet, immer schon wesentlich unterworfen.

Fichtes Liebeskonzeption aber war nichts weniger als ein Versuch, die emanzipativen Potenziale einzudämmen, die der Geschlechterbeziehung historisch inne sind. Mit Dagmar Reese lässt sich die Geschichte der Geschlechterbeziehung seit dem Protestantismus als die einer ambivalenten Gleichzeitigkeit von sich entfaltenden und zugleich zurückgebundenen Individualisierungs- und Egalisierungspotenzialen begreifen.<sup>49</sup> Schon der Protestantismus hatte den innerehelichen Patriarchalismus befestigt, indem er an die Stelle eines kirchlich-institutionellen Herrschaftsverhältnisses ein persönliches Gewaltverhältnis setzte, während zugleich die luthersche Ehereform »im Kern [...] die stärkere Verwiesenheit der Ehepartner aufeinander und einen Zuwachs an Mündigkeit« bewirkte. Diese in sich widersprüchliche Dynamik intensivierte sich an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, als in den hegemonialen Verweisungszusammenhängen naturrechtlicher, sozialphilosophischer und anthropologischer Diskurse Geschlechtergleichheit ebenso negiert wurde wie weibliche Individualität, während gleichzeitig die Romantik die Geschlechter »im Medium der Liebe in einem zuvor nicht gekannten Ausmass existenziell aufeinander verwies« und darin die für eine bürgerliche Gesellschaftsordnung dysfunktionalen Egalisierungs- und Individualisierungspotentiale für Frauen freisetzte. »Im historischen Verlauf«, schreibt Reese, »wurde dieser Prozess einer zunehmenden Reflexivität von Ehe und Familie durch die Verteilung geschlechtsspezifischer Macht- und Einflussphären begrenzt und damit seiner emanzipativen Bedeutung beraubt. Auf einer neuen Ebene wurde die Herrschaft des Mannes befestigt und stabilisiert. Dennoch blieb der progressive Entwurf eine Option, auf die historisch immer wieder zurückgegriffen werden konnte.«<sup>50</sup>

Auf die praktischen ›Erfolge‹ der Liebeskonstruktion à la Fichte sollte sich im 20. Jahrhundert viel feministische Kritik richten – namentlich Simone de Beauvoir widmete der Problematik unter dem Titel »Die Liebende« bissige Zeilen –, vergessen gingen dabei allerdings die Versuche feministischer Denkerinnen der Jahrhundertwende, sich gerade auch die Liebe als Medium weiblicher Emanzipation denkend und fühlend anzueignen und darin den Strang aufzugreifen, den Aufklärung und Romantik in komplizierten Verwicklungen und Gegenläufigkeiten ausgeworfen hatten.<sup>51</sup> Tatsächlich musste den Verfechterinnen weiblicher Emanzipation die ›liebende Frau‹ suspekt sein, doch zogen sie daraus nicht den

Schluss, dass es von der Liebe Abschied zu nehmen gelte, vielmehr wendeten sie die Liebe zum Medium der Befreiung aus Herrschaft und Zwang zum Gattungsdasein – als logisches Korrelat zur Forderung nach Emanzipation durch Bildung, Erwerbstätigkeit und Rechtsgleichheit. Rosa Mayreder beobachtet 1904, dass es »gewiss nicht so selten« Frauen gebe, »denen die Liebe durchaus keine Aufhebung der persönlichen Freiheit bedeutet«. Nicht, »weil sie keiner innigen persönlichen Hingabe fähig sind«, wirke »die Vorstellung der starken Faust [...] auf sie ebenso abschreckend, als sie auf andere verlockend wirkt«. Liebe nicht als persönliche Unterwerfung, die Geschlechterbeziehung nicht als persönliches Herrschaftsverhältnis zu begreifen, heisst nicht, sich von liebender Hingabefähigkeit zu verabschieden, sondern es heisst Liebe anders verstehen: »Nicht der Grad, sondern die Art der Hingabe ist das Bezeichnende. Man pflegt den Unterschied zwischen der männlichen und der weiblichen Art zu lieben darin zu suchen, dass das Weib unter völliger Selbstaufgebung, der Mann unter Selbstbehauptung liebt. Diese Unterscheidung fällt hier in nichts zusammen. An die Stelle der Unterordnung tritt die Gemeinsamkeit auf Grundlage einer Wesensergänzung, in der das Gattungsmässige von rein individuellen Momenten überwogen wird. Das subjektive Ideal, in dem sich die individuelle erotische Anlage jedes Menschen spiegelt, nimmt bei diesen Frauen die Gestalt der Freiheit an; die lustbetonte Vorstellung ist nicht mehr diejenige des Dienens auf der einen Seite und des Herrschens auf der anderen, sondern die Vorstellung der Gleichheit.«<sup>52</sup>

Die Liebe, wie sie Rosa Mayreder und mit ihr Rosa Grimm sich denken, gewinnt ihren Sinn – ja mithin ihre *Lust* – nicht aus Unterwerfung, sondern aus Freiheit der Frauen und Gleichheit der Geschlechter. Und sie transzendiert just im Liebesgefühl die absolut gesetzte Geschlechtstypisierung, indem sie im anderen, in der anderen nicht primär das *Gattungsmässige* »der Frau« und »des Mannes« sucht, sondern zur Liebe erst wird, wo sie Individualität erkennt und anerkennt und darin die simmelsche Vorstellung vom Primat der Geschlechtlichkeit in der Liebesbeziehung verwirft – und alles, so würde es Rosa Grimm sagen, was die bürgerliche Gesellschaft ausgeklügelt hat, um die Frauen in ein »Brimborium der Behaglichkeit« zu verwandeln.<sup>53</sup> Liebe meint dann in den Worten Helene Stöckers die »Ergänzung und Verbindung ebenbürtiger Persönlichkeiten« und heisst in den Worten von Grete Meisel-Hess nichts weniger als »restlose Bejahung, Bestätigung des eigenen Ich«. Darin kann Liebe den Frauen tatsächlich zur »Waffe für [...] persönliche Subjektwerdung« werden, und deshalb erfährt Rosa Grimm die defizitäre Liebe ihres Mannes direkt als verweigerte Anerkennung von Individualität, die ihr buchstäblich den Boden unter den Füßen wegzieht.<sup>54</sup> Die einer an Persönlichkeit orientierten Liebe entsprechende Beziehungsform aber ist – wie

es auch Simmel sieht – die Freundschaft. Sie ist das historische Modell einer Beziehung unter Freien und Gleichen, die schon den aufgeklärten Seelen des 18. Jahrhunderts Individuation und wahlverwandtschaftliche Vergesellschaftung zugleich versprochen hatte, die schon damals als den Männern vorbehalten gedacht und von Frauen reklamiert worden war.<sup>55</sup> Und so wundert es nicht, dass Rosa Grimm in ihrer Reflexion über die Ehe einen Diskurs führt, der Liebe und Freundschaft eng miteinander verkoppelt, ja, der in der Liebe die Gestalt des Verhältnisses als Freundschaft gleichsam präformiert.<sup>56</sup>

Weibliche Individualität statt Gemütlichkeitsbrimborium, weibliche Unabhängigkeit statt Hingabe bis zur Selbstaufgabe – das war politisches Postulat und individueller Lebensentwurf und unhintergebar Anspruch einer zwischen einem Marxisten und einer revolutionären Sozialistin und Feministin geschlossenen Ehe. Und die Liebe, in der Rosa Grimm solches gewährleistet sieht, die setzt sich nicht nur vom für die Frauen nicht harmlosen Gefühlsüberschwang im Nachgang der trivialisierten Romantik und der in ihrem Modisch-Sein zu »klebriger Redundanz versickerten« Empfindsamkeit ab – um eine Wendung Claudia Honeggers aufzugreifen.<sup>57</sup> Ebenso wenig redet Rosa Grimm umgekehrt einer jeglichen Erotik baren, gleichsam sklerotischen »Partnerschaft« das Wort. Denn Ehe als Freundschaft heisst in ihren Begriffen nicht, dass Liebe zwischen Frau und Mann als Freundschaft nur unter Verzicht auf das Leidenschaftliche am Liebesgefühl zu haben wäre. Leidenschaft – und mit ihr auch die immer nur vorübergehende Zuspitzung des Liebesgefühls auf erotische Anziehung – ist nicht zwangsläufig ausgeschlossen, Rosa Grimm ist *nicht begeistert* für *Tugendhelden*, die das Überfließen und den Übermut des Fühlens in Liebes- und anderen Dingen nicht kennen. Als unvermittelter und unmittelbarer Affekt hat die Leidenschaft ihr Recht, aber sie ist von der Liebe in die Pflicht zu nehmen, und insofern ist die Liebe selbst nicht spontaner Affekt, sondern eine emotionale Kultur und als solche genau die Verpflichtung, die dem zu leidenschaftlichen Ehemann abging.

Wenn Liebe so als Kultur und Pflicht verstanden wird, richtet sie die unstete und wankelmütige Leidenschaft auf eine Person als Persönlichkeit und sie richtet sie auf Dauer. Anders als die frühen Kritiker an der passioniert romantischen Liebe, aber ganz ähnlich wie die in Kapitel 1 dieses Buches besprochenen Vertreterinnen einer neuen Liebesethik, die wie Rosa Grimm das Leidenschaftliche am Liebesgefühl zu verstetigen suchten, macht sie die Stabilisierung der Geschlechterbeziehung nicht der Institution Ehe zur Aufgabe.<sup>58</sup> Vielmehr verlegt sie die Verstetigung in die Liebe selbst, in die emotionale Kultur als bindende Macht – *die Ehe beruht auf Empfindungen*, erklärt Rosa Grimm dem Gericht, sind die nicht mehr so, dass sie eine Freundschaft tragen können, so wird auch die Ehe hinfäl-

lig. Nicht das unwägbare Gefühl destabilisiert die Beziehung, sondern die mangelnde Kultivierung des Gefühls, und so ist umgekehrt Stabilität allein über die Kultur des Gefühls in der und durch die Liebe als Respekt gegenüber und Anerkennung der Persönlichkeit des anderen herzustellen. Wenn die Ehe so eigentlich überflüssig wird, dann ist damit umgekehrt nicht das erotische Wildern gemeint. Aus Clara Zetkins »Erinnerungen an Lenin« sollte Rosa Grimm Jahre später insbesondere eine Stelle zur Lektüre empfehlen: die Passage nämlich, in der sich Lenin vehement gegen die »Glas-Wasser-Theorie« verwahrt, der zufolge in der kommunistischen Gesellschaft sexuelle Bedürfnisse so schlicht und unkompliziert befriedigt würden, wie ein Glas Wasser getrunken wird.<sup>59</sup> Worum es Rosa Grimm bei der Liebe ging, das war eine mit einer eigentlichen Pflichtethik verbundene und selbstreflexive Kultur des Gefühls. Wo Robert Grimm sie nicht liebte, sondern nur Leidenschaft empfand, da fehlte ihm die rechte Gefühlskultur, und darin offenbarte sich ganz logisch nicht nur schlichter Wankelmut, sondern in Verkehrung von Nietzsches Diktum: eine eklatante *Talentlosigkeit zur Freundschaft*.

In Rosa Grimms Schilderung ihrer Ehe wird deutlich, inwiefern der Deutungsspielraum in Bezug auf das, was Liebe heissen soll, zugleich ein Handlungsspielraum in Bezug auf die Gestaltung der Geschlechterbeziehung ist. Das Scheitern der *intimen Freundschaft* der Grimms macht aber zugleich die Grenzen dieses Spielraumes offensichtlich, denn die hegemoniale symbolische Geschlechterordnung ist auch in dieser gegen die »bürgerliche« machtasymmetrische und komplementär arbeitsteilige Geschlechterbeziehung entworfenen Ehe als Freundschaft präsent und unter bestimmten Bedingungen entfaltet sie auch hier ihre Wirksamkeit.

Wollte man pingelig sein und auf der Vorliebe für ein einzelnes Wort beharren, so liesse sich die Problematik der Ehe Grimm bereits darin erkennen, dass Robert Grimm von *Gefährtschaft* spricht und Rosa Grimm von *Freundschaft*. Steht am Anfang der Freundschaft ein Gefühl, so ist die Gefährtschaft ähnlich der Kameradschaft – die als Begriff die Gefährtschaft allmählich ablösen sollte, um ihrerseits später der Partnerschaft Platz zu machen – Effekt eines »prinzipiellen Entschlusses«, wie Dagmar Reese beobachtet: Sie ist »eine Angelegenheit des Willens«. Und anders als die Liebe gilt die Gefährtschaft nicht der unverwechselbaren Persönlichkeit des anderen, sondern ist »ein Arrangement, das einen ausserhalb ihrer selbst liegenden Inhalt hat, in dessen Dienst sich beide Geschlechter stellen«. Das heisst nicht, dass die Gefährtschaft bar des Gefühls wäre, vielmehr leistet es die Gefährtschaft unter Liebenden im Bezug auf ein Drittes – sei es die familiale Subsistenz in der solidargemeinschaftlichen Gefährtschaft,

sei es die politische Bewegung in der grimmschen Gefährtschaft –, »die Beziehung sowohl zu festigen wie zu versachlichen, Bindung herzustellen, die nicht unmittelbar aus dem Gefühl fliesst, sowie eine Unabhängigkeit der Partner zueinander zu gewährleisten, die das Gefühl immer wieder zu torpedieren droht«.<sup>60</sup> Das aber heisst umgekehrt auch, dass die Bezugnahme auf Gefährtschaft statt auf Freundschaft eine emotionale Distanzierung von der Beziehung ermöglicht: Während Rosa Grimms Reflexion im Nachdenken über das Gefühl verharret, das am Anfang der vermeintlichen Freundschaft stand, geht es Robert Grimm um genau diese Distanzierung, wenn er erzählend vom *Mitleid* ausgeht, kurz Gefühle *tieferer Zuneigung* streift, um das Verhältnis anschliessend direkt in den Dienst an der *Bewegung* – in das Dritte ausserhalb der intimen Paarbeziehung – münden und darin aufgehen zu lassen.

#### 4. Das »häuslich Glück«. Die Befreiung des Mannes aus dem Paar

On n'hésitera plus à reconnaître en principe que la femme est faite pour être le contrepoids et non le valet de l'homme; qu'on doit créer au sexe masculin une rivalité ou concurrence émulative. Où retrouver cette rivalité, sinon chez le sexe féminin?

Charles Fourier, um 1830

#### Gesellschaft zu zweien. Männliche Identität, männliche Biographie

Grenzt sich Rosa Grimm explizit von allen juristisch-prozeduralen Begründungszwängen ab, und ist ihre Darstellung doch motiviert und getragen vom Bemühen, das Zerbrechen der intimen Freundschaft zu verstehen, so geht der Sinn von Robert Grimms Erzählung nicht in einer Erklärung des ehelichen Scheiterns auf. Schmerzt Rosa Grimm die illusionäre Gestalt dessen, was sie für eine Freundschaft hielt, so ist für Robert Grimm etwas anderes problematisch, nämlich die Art und Weise, in die er in die Beziehung verstrickt war als der, der er sein wollte. In der Geschichte seiner Ehe schildert er nicht nur den Niedergang einer *Lebensgefährtschaft*, vielmehr wird die Schilderung des Beziehungsentwurfs und seiner gescheiterten Realisierung überlagert und – zugespitzt und präziser gesagt – strukturiert von einer autobiographischen Erzählung: Wo Robert Grimm die Ehe erzählt, da erzählt er sich.

Mit Pierre Bourdieu lässt sich das autobiographische Unterfangen verstehen als »immer – jedenfalls teilweise – inspiriert von der Sorge um Sinngebung und Plausibilität, um das Aufdecken einer zugleich retrospektiven wie prospektiven Logik, um Konsistenz und Konstanz«, und die Erzählung entspricht dieser Sorge, indem sie »intelligible Zusammenhänge – etwa in der Form von Kausalitätsbeziehungen – zwischen sukzessiven Zuständen etabliert und diese derart als ETAPPEN einer notwendigen Entwicklung ausweist.«<sup>61</sup> Genau das tut Robert Grimm: Er wählt Ereignisse und Entwicklungen aus, er gewichtet, er ordnet chronologisch und logisch, er schafft signifikante und relevante Zusammenhänge. Und die spezifische Gestalt, in der seine Erzählung all das etabliert, in der sie Sinn gibt und macht, erschliesst sich dann, wenn sie verstanden wird als eine Interpretation des Erlebten und Erfahrenen, die sinnhaft auf das erzählende Selbst, auf dessen Gegenwart und Selbstverständnis bezogen ist.

Als autobiographische Erzählung aber ist Robert Grimms Geschichte seiner Ehe nichts weniger als die Geschichte einer eigentlichen »Emanzipation« aus der Paarbeziehung. Um diesen Sinn zu erschliessen, wird im Folgenden zunächst die spezifische Identitätsproblematik rekonstruiert, die eine solche »Emanzipation« in Robert Grimms Fall biographisch notwendig und nichts weniger als dringlich macht. Zu rekonstruieren ist das, was Bourdieu die »surface social« nennt, verstanden als den diachronen und synchronen Zustand des »sozialen Feldes«, in welchem der Erzählende situiert ist. Und dabei geht es gerade nicht nur um das »private« Feld der Beziehung, vielmehr erklärt erst die gleichzeitige Situietheit Robert Grimms in verschiedenen sozialen Feldern die Problematik, mit der er ringt.<sup>62</sup>

Die soziale Gebundenheit in einer Beziehung, die über Emotionen grundsätzlich auch gegenseitige Abhängigkeit stiftet, lässt sich mit der männlichen Identität, die seit Ende des 18. Jahrhunderts vom »Mythos des autarken Individuums« geprägt ist, grundsätzlich schwer vereinbaren.<sup>63</sup> Im Kontext eines historischen Prozesses, der zu Beginn der Moderne nicht nur die gesellschaftlichen und politischen Karten neu gemischt, sondern auch die Geschlechterungleichheit neu begründet hatte, war Individualität im 19. Jahrhundert als genuin männlich verfasst worden – auch wenn sie schon von Beginn an von Frauen eingefordert worden war.<sup>64</sup> Dieses »ideologische Erbe« verleiht jeder Beziehung, in welcher Autarkie unmöglich ist, den Charakter eines »notwendigen Übels«, beobachtet Eve Rosenhaft, und zwar grundsätzlich für beide Geschlechter, »wenn wir annehmen, dass beide, Männer und Frauen, nach Individualität streben, wie sie durch unsere Kultur definiert wird«, nämlich durch Autarkie.<sup>65</sup> Für die Männer aber stellt sich das Problem in aller Schärfe, müssen sie doch ihre Identität als

Männer mit Abhängigkeit vereinbaren, während der männliche Identitätsentwurf Abhängigkeit gerade ausschliesst. Wird die latente Abhängigkeit des männlichen Individuums in der Liebesbeziehung zur Frau in der bürgerlichen Gesellschaftsordnung symbolisch und institutionell in einem sekundärpatriarchalen Geschlechterverhältnis aufgehoben, das die Frau in Relation und also Abhängigkeit zum Mann setzt, und wird sie in der Bestimmung weiblicher Liebe als Selbstunterwerfung entschärft, so ist diese Lösung mit der von Robert Grimm intendierten Ehe als Gefährtenschaft von Gleichen, die gerade ohne diese Ordnung auskommen will, unvereinbar. Mit solcher Gefährtenschaft gerät die männliche Autarkie unweigerlich in Konflikt und die darauf angelegte männliche Identität – ausgezeichnet durch Unabhängigkeit und verantwortungsbewusstes Kämpfertum in staatlichen und militärischen Angelegenheiten – in Gefahr. Die Gefährtenschaft würde als ein zur hegemonialen Ordnung der Dinge alternatives Verständnis der Paarbeziehung auch ein alternatives Verständnis von Männlichkeit voraussetzen.

Nun wurde zwar gerade auch in Kreisen der schweizerischen Arbeiterbewegung um die Jahrhundertwende aus linker gesellschaftskritischer Perspektive Ehekritik geübt und über eine alternative Ordnung des Ehe- und Liebeslebens nachgedacht und geschrieben. Von Johanna Elberskirchen, die – anlässlich der von der Mehrheit der Schweizer Sozialisten als Kavaliersdelikt gehandelten Vergewaltigung einer Arbeiterin durch den Berner Arbeitersekretär Karl Moor – 1897 die Kluft zwischen sozialdemokratischer Programmatik und faktischer sexueller, moralischer und ökonomischer Ausbeutung der Frauen anprangert, bis hin zum Arbeiterarzt und Anarchist Fritz Brupbacher, der 1930 für die ökonomische Unabhängigkeit der Ehefrau und für eine egalitäre Ordnung der Ehe als Einheit von Freundschaft, Kameradschaft und Liebesbeziehung plädiert, zieht sich ein Diskurs über eine Neugestaltung der persönlichen Beziehungen zwischen Frau und Mann durch die linke Gesellschaftskritik.<sup>66</sup> Allein, diesem Diskurs geht der Entwurf einer zum bürgerlichen Geschlechtscharakter alternativen Männlichkeit ab.<sup>67</sup> So bleibt auch Fritz Brupbacher, der eine egalitäre Gefährtenschaft nicht nur entwarf, sondern auch praktizierte, dort nur eine Verzichtserklärung, wo er sich folgerichtig kritisch mit der hegemonialen männlichen Identität auseinander setzt: »Ich war eigentlich sehr früh ein gefühlsmässiger Gegner dessen, was man Männlichkeit nannte, und das doch irgendwie mit Alkohol, Sport oder Kriegshandwerk zu tun hat«, schreibt er in seinen Memoiren, »und ich hätte mich gar nicht beleidigt gefühlt, wenn der »liebe Gott« mich zum Mädchen gemacht hätte.«<sup>68</sup>

Brupbachers rhetorischer Verzicht auf Männlichkeit und Kampfestum konnte indes keine kollektive Option sein für eine politische Bewegung, die genau diese

enge Koppelung eingeschrieben trug. Was für das Politische an sich gilt, nämlich dass es, abgeleitet vom *Kriegshandwerk*, dem kampflustigen und aggressiven männlichen Geschlechtscharakter zugeschrieben ist, gilt auch und vielleicht noch in verstärktem Ausmass für die Arbeiterbewegung als klassenkämpferische Bewegung: »Nicht obwohl, sondern WEIL sich [...] die frühen Sozialdemokraten ausdrücklich als ›Männer‹ verstanden«, beobachtet Thomas Welskopp, »konnten sie sich als Mitglieder einer kämpferischen und ehrenvollen Klassenbewegung ausgeben.«<sup>69</sup> Und das bestätigt sich in der Umkehrung, wenn sich Frauen mit dem Politischen nur um den Preis des selbstverständlichen Frau-Seins liieren konnten, wie eine Korrespondentin der Zeitung »Die arbeitende Frau« 1929 schildert: »Muss eine Kommunistin unweiblich sein?«, fragt sie im Titel und erzählt von einem befreundeten Genossen, der sie in einer ihm ungewohnten Situation getroffen habe: »Er ›entdeckte‹ mich nämlich – bekleidet mit einer Hausschürze beim Abwaschen in der Küche! Und dabei ›entdeckte‹ er auch plötzlich an mir eine ›gewisse Weiblichkeit‹, die er scheinbar, wenn auch ganz unbewusst, bis jetzt an mir entbehrt hatte. Sein Ausspruch: ›Ach, Genossin, ich hätte dies nie bei Dir vermutet – so bist Du also doch mehr Frau, als ich geglaubt habe‹ – dann, indem er mich prüfend anschaute: ›Ja, Du bist wirklich verändert, weicher, weiblicher!‹«<sup>70</sup> In ihren anschliessenden Reflexionen über diese Begebenheit versichert sich die Autorin ihres doppelten Selbstverständnisses als Frau und politische Aktivistin – eine Vergewisserung, die ihr das geschilderte Erlebnis gleichsam exemplarisch abverlangt, eine Vergewisserung aber auch, für die sie auf einen feministischen Diskurs zurückgreifen kann, der alternative Entwürfe weiblicher Existenz verfügbar macht.<sup>71</sup>

Gelingt es der Kommunistin zumindest in ihrem Selbstverständnis, die Gegensätze Weiblichkeit und Politik zu vereinbaren, so gestaltet sich das, was Robert Grimm leisten müsste – die Vereinigung von Abhängigkeit in der Beziehung und männlicher Identität –, umso problematischer, als die Erfahrung dieser Spannung zeitlich mit der Ausbildung seiner politischen Identität in einem spezifischen historischen Kontext zusammenfällt:<sup>72</sup> Die Jahre zwischen 1908 und 1916 sind nicht nur die Jahre der grimmschen Ehe, sondern auch eine Phase intensiver politischer Konflikte in der Schweiz. Als sich vor und vor allem während der Kriegsjahre die Klassenspannungen verschärfen und die Auseinandersetzungen zwischen den politischen Gruppierungen sich zuspitzen, ist es Robert Grimm, auf dessen Initiative und unter dessen Einfluss die Arbeiterbewegung sich radikalisiert und die Sozialdemokratie sich internationalistisch und revolutionär ausrichtet: Er treibt mit der Konferenz von Zimmerwald 1915 die Aufkündigung des Burgfriedens voran, und er nimmt nach der Scheidung von Rosa Grimm seine

beiden wohl spektakulärsten Aktionen in diesen Jahren in Angriff: die missglückte Anbahnung eines Separatfriedens zwischen Russland und Deutschland 1917 – deren desaströse Wirkung auf seine politische Laufbahn nur von kurzer Dauer sein sollte – und die Bündelung von Gewerkschaft und Partei im Oltener Aktionskomitee. Dieses sollte im November 1918 die klassenkämpferische Ausrichtung der Arbeiterbewegung auf ihren Höhepunkt bringen und den Landesstreik – ein »Schwellenereignis der allgemeinen Schweizergeschichte«<sup>73</sup> – ausrufen. Es sind diese Jahre, in denen Robert Grimm zum »grossen sozialistischen Kämpfer« wird, mit dem ihn zeitgenössische Öffentlichkeit und Nachwelt identifizieren.<sup>74</sup>

Dieser Aufstieg an die Spitze der nationalen und internationalen Arbeiterbewegung setzt umso mehr eine eindeutige und als solche identifizierbare männliche Identität voraus, als er nicht nur eine politische Karriere darstellt, sondern sich überdies in einem Klima vollzieht, dessen kämpferische Aufladung die männliche Konnotation des Politischen zusätzlich akzentuiert. Als Karriere eines politischen Kämpfers oder eines kämpferischen Politikers verlangt die politische Identität Robert Grimms gleichsam verdoppelt nach Männlichkeit. Dass diese Männlichkeit aber im Privaten der ehelichen Beziehung im Mindesten labil war, und dass Robert Grimm genau diese Labilität empfand, das motiviert seine Erzählung, die vor dem Hintergrund der geschilderten Problematik als eine veritable ›Emanzipationsgeschichte‹ rekonstruiert werden kann.

Robert Grimm antwortet auf das Problem der Vereinbarkeit von Individualität und Gebundenheit, indem er zunächst seiner intellektuellen Abhängigkeit von Rosa Grimm deren emotionale Abhängigkeit gegenüberstellt und so ein Gleichgewicht an gegenseitigem Verwiesensein erreicht, das überdies in ein politisches Bündnis eingeht und darin das je persönlich Defizitäre eigentlich transzendiert. An die Stelle der Aushandlung von Macht innerhalb der Ehe – wie sie das sekundärpatriarchal gewendete bürgerliche Ehe- und Liebesmodell gleichsam vorwegnimmt, indem es die Vormachtstellung des Ehemannes etabliert – tritt in seiner Erzählung die Konstruktion wechselseitiger Anerkennung von Gleichrangigkeit beziehungsweise eines gleichartigen, nicht aber identischen Aufeinander-Verwiesenseins. Doch dabei bleibt es nicht. Robert Grimm definiert seine Position nicht nur jenseits eines möglicherweise einseitigen Abhängigkeitsverhältnisses, sondern er nimmt sich auch aus dem beidseitigen Interdependenzverhältnis heraus, und zwar tut er das genau dort, wo in einer intimen Beziehung der Kern von Abhängigkeit beschlossen liegt: im Gefühl. Diesen Sinn hat das *Mitleid*: Indem er seine originären Gefühle nicht als Liebe zu, sondern als Mitleid mit seiner Ehefrau erinnert, befreit sich Robert Grimm aus der emotionalen Abhängigkeit, die eine Liebesbeziehung implizieren würde, und stellt stattdessen

und im selben Atemzug Rosa Grimms einseitige Abhängigkeit von ihm zur Schau. Insofern als er darüber hinaus seinem Gefühl das Gerichtetsein auf eine einzigartige Persönlichkeit nimmt, enthebt er das Verhältnis der individualisierenden Dimension, die der Liebe als Freundschaft zukäme, wie sie Rosa Grimm einfordert. Indem Robert Grimm sein Gefühl aus der Ehe heraus erzählt, erzählt er sich aus der Ehe heraus.

Diese narrative Befreiung aus emotionaler Abhängigkeit und persönlicher Verstrickung korrespondiert mit der Befreiung aus intellektueller Abhängigkeit, die Robert Grimm realiter mittels seiner Bildungsanstrengungen vollzieht. Genau diese intellektuelle Emanzipation präsentiert er indes nicht als Erreichen einer intellektuellen Gleichrangigkeit, sondern er lässt sie erzählend direkt überschies- sen in die Überlegenheit dessen, der erkennt, dass die andere *mit ihrem Pfund zuchert*. Wo er das so sieht, da hat er sich aus dem ursprünglichen Abhängigkeitsverhältnis des *Arbeiter*s von der *Intellektuellen* vollständig emanzipiert, und eine solche Emanzipation mündet nicht in ein Verhältnis von Ebenbürtigen, sondern in eine Verkehrung der Verhältnisse: Nicht mehr sie hat ihm gegenüber einen Vorsprung, sondern er gegenüber ihr, sieht er doch deutlicher als sie, welchen Wert ihr kulturelles Kapital tatsächlich hat: einen geringeren, als sie vorgibt.

Antwortet das Mitleid auf die Problematik von emotionaler Abhängigkeit und männlicher Identität, so antwortet diese Entwertung von Rosa Grimms Bildungsgut auf die Problematik von Konkurrenz und männlicher Identität, die sich als Folgeproblem aus Robert Grimms intellektueller Emanzipation ergibt. Unabhängig geworden vom Bildungskapital seiner Frau, tritt er mit der Gefährtin zwangsläufig in ein Konkurrenzverhältnis ein. Genau davon, dass nämlich der Mann in der Frau ein ebenbürtiges Gegengewicht habe, hatte ein utopistischer Charles Fourier im frühen 19. Jahrhundert geträumt, genau darin hatte manch einer seiner Zeitgenossen ein monströses, am Horizont der Zukunft lauerndes Resultat weiblicher Emanzipation erkannt, und so vibriert diese Thematik denn auch durch die Geschichte der Geschlechterbeziehung im 19. und 20. Jahrhundert. Problematisch ist Konkurrenz zwischen Frau und Mann deshalb, weil männliche Individualität sich nicht nur über Unabhängigkeit definiert, sondern auch über die substanzielle Differenz zum ›Anderen‹ der Frau.<sup>75</sup> Die latente Konkurrenz nun wehrt Robert Grimm ab, indem er sie narrativ überspringt: er stellt seinen Bildungsgewinn als einen dar, der ihn vom intellektuell Unterlegenen nicht etwa zum Gleichrangigen, sondern direkt zum Überlegenen macht.

Von der symmetrischen Konstruktion wechselseitiger Verwiesenheit über die emotionale Befreiung bis zur Entwertung von Rosa Grimms Bildungskapital

vollzieht Robert Grimms Erzählung eine einzige Geste der Steigerung, die nicht nur Befreiung aus ursprünglicher Abhängigkeit vollführt, sondern in eine radikale Vereinseitigung von Abhängigkeitsverhältnissen mündet: An die Stelle seiner emotionalen Bindung an die andere und an die Stelle anfänglicher intellektueller Abhängigkeit von der Frau tritt deren alleinige ursprüngliche emotionale Abhängigkeit und die Entwertung dessen, was sie als *Intellektuelle* dem *Arbeiter* einst zu bieten gehabt hatte.

Robert Grimm stellt in seiner Erzählung zum einen eine Logik der Geschehnisse her, die das Scheitern der Ehe plausibel macht: Eine Beziehung, die mindestens auch im Sinn *erwideter Gefühle tieferer Zuneigung* entworfen ist, deren emotionales Fundament aber retrospektiv als unpersönliches Mitleid erkannt wird, kann nicht gelingen. Und eine Gefährtenschaft, die als intellektuelles und politisches Bündnis entworfen wird, kann nicht gelingen, wenn einer erkennt, dass die andere seine intellektuelle Leistung nicht würdigt. Zum andern ist aber die Erzählung selbst ein narrativer Befreiungsschlag aus der Abhängigkeit in der Beziehung, wenn sie in die Ursprünge Distanz einschreibt: Durch die Erzählung vollführt Robert Grimm diese Befreiung, indem er die Geschichte *so neu dichtet*, dass er letztlich – weil ursprünglich – schon immer nicht in die Beziehung verstrickt war. In einer solchen Erzählung schreibt sich Robert Grimm aus allem heraus, was ihn verstricken könnte – und dies ist umso dringlicher, als Rosa Grimms Deutung des ehelichen Scheiterns ihn über die Leidenschaft stärker als alles andere in die Beziehung zurückwirft, ja ihn ihr als dem Objekt seiner Leidenschaft recht eigentlich ausliefert.

Robert Grimms Erzählung lässt sich begreifen als Bewältigung einer erfahrenen Krise männlicher Identität. Wenn Robert Grimm diese Krise erzählend bewältigt, dann vergewissert er sich dieser Identität und geht noch darüber hinaus: Die Erzählung als Befreiungsschlag ist ein eigentlicher Akt der Identitätsstiftung, wenn Identität mit Jürgen Straub als Formung von Subjektivität verstanden wird, als Gestaltung des sinnhaft orientierten und orientierenden »Selbst- und Weltverhältnisses«. Solche Identität ist der Person nicht gegeben, sondern sie muss geschaffen und gewahrt werden durch »symbolisch und soziokulturell vermittelte, bedeutungsstrukturierte und Bedeutungen schaffende« Praktiken, sie ist »ein immer nur vorläufiges Resultat kreativer, konstruktiver Akte«.<sup>76</sup> Wenn auch dieses »starke Programm« eines konstruktivistisch ausgerichteten Identitätsbegriffs Gefahr laufen kann, Verfestigungen von Identität durch biographische Aufschichtung und Sedimentierung sowie durch institutionelle Sicherungen – wie zum Beispiel die Ehe als Institutierung von Geschlechterdifferenz – zu vernachlässigen, so erschliesst es umgekehrt ein Verständnis von Identität als eines flüs-



sigen Prozesses sowie die Frage nach möglichen Akten und Arenen der Identitätskonstruktion.<sup>77</sup> Autobiographische Erzählungen aber sind ein privilegierter Akt solcher Identitätsstiftung in einer historischen Epoche, in welcher »Selbst- und Weltversicherung« sich »seit der Aufklärung zunehmend als lebenslanger Prozess biographischer Arbeit« gestaltet, wie Gabriele Rosenthal und Wolfram Fischer-Rosenthal schreiben.<sup>78</sup> Was Robert Grimm sich in seiner Bearbeitung der Ehekrise als einer Krise seiner selbst erwirbt, das ist die biographische Kontinuität und Kohärenz, die seine männliche Identität als solche stabilisiert, etwas, was von moderner Identität wesentlich gefordert ist.<sup>79</sup> Er ist und war – so geht die Geschichte – immer schon der Mann, der zum sozialistischen Kämpfer werden kann und wird. Wo Robert Grimm die Ehekrise erklärt, da erklärt er sich.

Der Preis für eine gewisse und sozial anerkenbare männliche Identität aber ist die Preisgabe des wechselseitigen Aufeinander-Verwiesenseins und damit das, was in Robert Grimms Erzählung gleichsam das Gerüst der Ehe als Lebensgefährtschaft ist. So ist es denn auch nur folgerichtig, dass am Schluss seiner Erzählung an die Stelle der Enttäuschung über ein gescheitertes *Leben gemeinsamer geistiger Beziehungen und praktischer Arbeit* die Enttäuschung über das Scheitern des ungleich konventionelleren *häuslichen Glücks* tritt. Robert Grimm definiert die gescheiterte intellektuell-politische Gefährtschaft zur Familie als Hort von Regeneration und Rekreation um und macht so die Beziehung und die Rolle der Ehefrau auf einem Terrain neu berechenbar, das sich mit der hegemonialen männlichen Identität vereinbaren lässt. In dieser Deutung des ehelichen Konflikts hebt Robert Grimm den Anspruch auf eine *intime Freundschaft*, wie sie Rosa Grimm versteht, auf. Damit erübrigt sich nicht nur die Idee einer emotionalen, intellektuellen und politischen Gefährtschaft, sondern auch das Versprechen einer Beziehung, die als solche Freund- oder Gefährtschaft zwangsläufig in der unverwechselbaren Persönlichkeit der anderen wurzeln würde. In seiner Interpretation der Dinge misst Robert Grimm seine Gefährtin schliesslich an einer typisierten Ehefrau. Und diese Abkehr vom ursprünglichen Beziehungsentwurf findet dort ihre konsequente Entsprechung, wo Robert Grimm auch sich selbst als Person mit unverwechselbaren Interessen an Menschen und Dingen aus der Beziehung herausnimmt: Wenn Rosa Grimm eine *Frau* war, die als Unglückliche *Mitleid* in ihm weckte, dann ist sein eigenes ursprüngliches Motiv für die Beziehung unpersönlich, und wie *alle anderen* kann er auf ein überindividuell gültiges, typisiertes *häusliches Glück* Anspruch erheben.

Diese Deutung der Dinge ist für die Scheidungsrichter anschlussfähig. Zwar halten sie fest, es sei wohl die »Entfremdung im Wesentlichen auf die Tatsache zurückzuführen, dass die Parteien, sei es in Bezug auf Rasse, Bildung, Bildungs-

gang, Lebensauffassung allzu verschieden waren«. Doch wissen sie diesen Fall nicht wirklich guten Gewissens zu beurteilen, weil »die Vorgänge die zur Zerrüttung der ehelichen Verhältnisse führten wesentlich innerer Natur sind und daher schwerlich zu »beweisen« sind«. Und so greifen sie geradezu erleichtert und wie im Echo Robert Grimms Erklärungsangebot auf: »Es mag auch ferner die Tatsache mitgewirkt haben«, rasonieren die Richter, dass Rosa Grimm »dem durch übermässige Arbeit abgespannten und überreizten Ehemann nicht die nötige Ruhe und das nötige Entgegenkommen in der Familie zeigte, wie es tausend andere Frauen in ihrer Lage getan hätten und täglich tun«. <sup>80</sup> Die Richter finden hier, im Fehlen dieser selbstverständlichen ehefraulichen Leistung, eine plausible Erklärung für das Scheitern der Ehe. Wenn sie schliesslich, drittens, anfügen, es habe beiden »die Kunst des richtigen und gesunden Nachgebens und des gegenseitigen Vergebens« gefehlt, sie seien »einander gegenüber zu hart und zu individualisiert« gewesen, kurz: beiden habe »die eheliche Liebe« gefehlt, so verweist diese Begründung zumindest fragmentarisch auf Rosa Grimms Thematik der mangelhaften Liebe. Doch engen die Richter ihren Liebesbegriff auf die Konsensbereitschaft ein und erkennen im Mangel an solchem eine Liebesunfähigkeit beider Eheleute, als deren manifestester Ausdruck sie dann aber wiederum nur Rosa Grimms verweigertes *Entgegenkommen* und ihren Unwillen, ihrem Mann *Ruhe* und damit Erholung von den Strapazen der Arbeit zu schaffen, anführen. Damit zeichnen die Richter vor allem Rosa Grimm als *zu individualisiert*, als unfähig zu einer ehelichen Liebe, die in fichteschem Echo dem Mann »unbegrenzten Grossmuth«, der Frau »unbegrenzte Liebe« und Hingabe an die Bedürfnisse des Mannes abverlangt, während sie Robert Grimms Sicht und Empfinden der Dinge bestätigen.<sup>81</sup> Wenn Erzählungen immer auch als Elemente sozialer Transaktionen begriffen werden, und die Stiftung von Identität als etwas, was sich erst im intersubjektiven Nachvollzug etabliert, dann war Robert Grimms narrativer Befreiungsschlag ausgesprochen »erfolgreich«.<sup>82</sup>

Die Geschlechterbeziehung als nicht geschlechtstypisierte Freundschaft kann dann nicht gelingen, wenn ihr die Erfordernisse einer eindeutigen, sozial erkennbaren und anerkannten Geschlechtsidentität ihren Imperativ aufzwingen. Liess sich ein nichtbürgerlicher Beziehungsentwurf für Rosa Grimm durchaus mit einer weiblichen Identität vereinbaren, die vor dem Hintergrund feministisch-sozialistischer Kritik an einer verhäuslichten Weiblichkeit die Verengungen bürgerlicher »Geschlechtscharaktere« hinter sich lassen konnte, so stellt sich das Problem für Robert Grimm anders dar: Er, der sein Leben als das eines mannhaften politischen Kämpfers entwarf und als solcher in einer allgemeinen Öffentlichkeit wie im »privaten Leben« anerkannt sein wollte, war auf die hegemoniale



männliche Identität verwiesen, nach der ein solcher Lebensentwurf im Sinn der symbolischen Geschlechterordnung verlangte. Diese Geschlechterordnung, die sich nicht nur in den Institutionen, sondern auch in den Identitäten realisiert, setzt der Gestaltung intimer Beziehungen unweigerlich Grenzen. Die Ehe als »Gesellschaft zu zweien«, tatsächlich und im doppelten Wortsinn: wohl – wie Georg Simmel es meint – als »jene feineren, flüchtigeren, aber in tausend Verwebungen unser Leben bestimmenden Beziehungen [...] zwischen Person und Person«,<sup>83</sup> aber auch als Verhältnis zwischen Frau und Mann, das den symbolischen Strukturierungen der Gesellschaft nicht enthoben ist, und in das sich die Ordnung der Gesellschaft als Anspruch auch auf die Ordnung der Intimität hinein-zwingt.

### Wie tausend andere Frauen. Angekündigte Bürgerlichkeit im sozialistischen Haushalt

Robert Grimm sollte indes nicht nur als kämpferischer Held, sondern auch als Angehöriger des politischen Establishments in die Geschichte der Schweiz eingehen – als »Revolutionär und Staatsmann« wird er in einer Sammlung von Nachrufen in seinem Todesjahr 1958 erinnert. Eine solche Biographie, in der sich der soziale Aufstieg eines Arbeitersohns zugleich als die politische Karriere eines Sozialisten und umgekehrt vollzieht, verlangt allerdings mehr noch als die Selbstgewissheit kämpferischen Mannseins. Es verlangt nach nichts weniger als einer von den *tausend Frauen*, von denen die Richter wissen, dass sie täglich ihren von der Arbeit *abgespannten und überreizten* Männern ein von *Ruhe und Entgegenkommen* erfülltes Zuhause schaffen, nach einer Frau also, die dazu geeignet ist, an der Seite des kampflustigen Heroen zu stehen, der zum Staatsmann werden wird.

Dass Rosa Grimm sich unter diesem Tausend nicht befand, dass sie eine *Intellektuelle* war, die mit der *trockenen Hausarbeit* wenig anfangen konnte, das hatte sie einst zu der gemacht, die Robert Grimm zu seiner Gefährtin gewählt hatte. Damit allerdings hatte er sich nicht nur latente Rivalität eingehandelt, sondern mit dem Entwurf der Ehe als politische Gefährtschaft auch das eklatante Defizit, das dieser mit einem sozialistisch-revolutionären Weltentwurf korrespondierenden Beziehungskonzeption anhaftet: Sie weiss mit der Organisation der Haus- und Erziehungsarbeit nicht umzugehen, entwirft wohl die politische, intellektuelle, emotionale Gefährtschaft, kümmert sich aber nicht weiter um die Auf- und Verteilung von Reproduktionsarbeit. Das wurde Rosa und Robert Grimm zum Problem, hatte sich doch die Gefährtschaft fast unmittelbar mit

der Heirat zur Familie erweitert, ja die Ankunft des ersten Kindes war vor der Heirat bereits Tatsache.

In einer grosszügigen Interpretation lässt sich in Rosa Grimms Erzählung eine Anspielung auf die Problematik der häuslichen Arbeitsteilung dort erkennen, wo sich der *Riss* in der *intimen Freundschaft* nicht nur an einem bedeutungsvollen Sylvesterabend, sondern auch im Kontext gemeinsamer häuslicher Arbeit – man putzte gemeinsam das Schlafzimmer – ereignet. Wenn davon ausgegangen wird, dass diese Zusatzinformation keine zufällige ist, dann lässt sich immerhin mutmassen, dass sich in Rosa Grimms Augen die Frage der häuslichen Arbeitsteilung von ihrem Liebes- und Pflichtverständnis ableitet: Die Anwesenheit, die sie von ihrem Mann am Sylvesterabend erwartet, wäre nicht nur Ausdruck einer geteilten Erwartung an diesen Abend gewesen, sondern auch Ausdruck davon, dass dieser sich von sich aus der gemeinsamen Reproduktionsarbeit verpflichtet gefühlt hätte. Stattdessen stahl er sich aus dieser Verpflichtung nur aus Respekt vor einer Sanktion nicht davon. Hätte Robert Grimm verpflichtende Liebe statt nur Leidenschaft für sie empfunden, so hätte sich das Problem der häuslichen Organisation nicht gestellt.

Ausführlicher bringt Robert Grimm die Problematik zur Sprache. Er benennt die Hausarbeit explizit als Problem und in seiner Schilderung leitet das Scheitern der politischen Gefährtschaft direkt eine Entmischung der Sphären ein, entlang derer er sich aus der häuslichen Verantwortung herausnimmt, sie ausschliesslich seiner Ehefrau zuweist und anschliessend das Fehlen einer regenerativen und kreativen Häuslichkeit beklagt. Dass Robert Grimm den Höhepunkt ehelichen und familialen Scheiterns auf die von seiner Ehefrau nicht geschaffene Behaglichkeit zuspitzt, ist prozessstrategisch durchaus sinnvoll. Er macht damit das Geschlechtermodell geltend, das im ZGB 1907/12 vorlag – wie viele andere Ehemänner anderer sozialer und kultureller Zugehörigkeit. Wie der Sozialdemokrat Robert Grimm klagt der Handwerker Ulrich Hauser vor Gericht über das fehlende *Heim*: »Kam der Mann, der fleissig seiner Tätigkeit nachging, abends nach Hause, fand er kein trauliches Heim.«<sup>84</sup> Auch von Männern aus dem Mittelstand wird die häusliche Inkompetenz der Ehefrau zu deren Disqualifizierung vor Gericht beigezogen, wobei hier zusätzlich der berufliche Ehrgeiz der qualifizierten tätigen Ehefrau mit ins Spiel kommen kann. Der Kaufmann Franz Ernst beschuldigt seine Frau, die Buchhalterin Verena Ernst: »Eine richtige Harmonie in der zwischen den Parteien bestehenden Ehe kam nie zustande. Die Beklagte hatte offenbar mehr Interesse an der Erfüllung ihrer Pflichten als Angestellte, als an der Führung einer richtigen Haushaltung. Sie zeigte durchaus keinen Ordnungssinn und wusste daher den Kläger auch nicht ans Haus zu fesseln.«<sup>85</sup>

Der Vorwurf mangelnder häuslicher Kompetenz der Ehefrau war ein mächtiges Argument. So greifen denn auch die Richter aus Robert Grimms Darlegung die Inkompetenz Rosa Grimms in häuslich-behaglichen Belangen heraus, und zwar als einen wesentlichen Grund für die Zerrüttung. Indes: Im Prozessstrategischen geht der Sinn des von Robert Grimm vermissten *häuslichen Glücks* nicht auf, vielmehr verleiht er in dieser Deutung der ehelichen Dinge der Beziehung, die ihren Sinn als Gefährtschaft verloren hat, auf einer neuen Ebene Sinn. Nunmehr erhofft sich Robert Grimm von seiner Frau keine intellektuelle Kommunikation und keine gemeinsame politische Tätigkeit mehr, hingegen erwartet er von ihr das *Heim*, wo er Rekreation und Regeneration finden könnte. Er tut es darin dem Arzt Ferdinand Zahnd gleich, der die fehlenden »geistigen Beziehungen« zwischen ihm und seiner Frau beklagt und versucht, dies »zu verwinden, was ihm aber im Hinblick darauf, dass der Beklagten auch die gemütlichen Eigenschaften, um eine Ehe glücklich zu machen, fehlten, nicht gelang. In den letzten Monaten haben alle Beziehungen zwischen den Parteien aufgehört, die noch an ein Familienleben erinnern könnten.«<sup>86</sup> Das *Heim*, das Robert Grimm sich nun erhofft, ist ein bürgerliches Heim; es ist im Rekurs auf die Separierung von männlicher Öffentlichkeit und weiblicher Privatheit beziehungsweise männlicher Produktionsarbeit und weiblicher Reproduktionsarbeit gedacht als Refugium des von Öffentlichkeit und Erwerbsleben geplagten Mannes.

Selbstverständlich kann eine solche Wendung der in die Ehe gesetzten Hoffnungen für einen belesenen Sozialisten nicht sein, zu sehr schmiegen sie sich an die bourgeoise Ehebehaglichkeit an, zu sehr atmen sie die Atmosphäre privatischer bürgerlicher Gemütlichkeit, von welcher der Sozialist gut wusste, dass sie auf Kosten der Frauen ging. Bei Engels liess sich nachlesen, dass es auch die bürgerliche Familienorganisation ist, die bürgerlich-kapitalistische Produktionsverhältnisse trägt, und bei August Bebel liess sich die Kritik an einer bourgeoisien Ordnung der ehelichen Dinge nachschlagen: »Stein [der Nationalökonom Lorenz von Stein] schreibt: ›Der Mann will ein Wesen, das ihn nicht bloss liebt, das ihn auch versteht. Er will jemanden, dem nicht bloss das Herz für ihn schlägt, sondern dessen Hand ihm auch die Stirne glättet, das in seiner Erscheinung den Frieden, die Ruhe, die Ordnung, die stille Herrschaft über sich selbst und die tausend Dinge ausstrahlt, zu denen er täglich zurückkehrt; er will jemanden, der um alle diese Dinge jenen unaussprechlichen Duft der Weiblichkeit verbreitet, der die belebende Wärme für das Leben des Hauses ist.‹ In diesem anscheinenden Lobgesang auf die Frau verbirgt sich ihre Erniedrigung und der Egoismus des Mannes. Der Herr Professor malt die Frau als ein duftiges Wesen, das aber, mit der nötigen praktischen Rechenkunst ausgestattet, das Soll und Haben der Wirt-

schaft im Gleichgewicht zu erhalten versteht und im übrigen zephirartig, wie holder Frühling, um den Herrn des Hauses, den gebietenden Löwen, schwebt, um ihm jeden seiner Wünsche an den Augen abzusehen und ihm mit der weichen Hand die Stirn zu glätten, die er, der ›Herr des Hauses‹, vielleicht im Brüten über seine eigenen Dummheiten runzelt.«<sup>87</sup>

Robert Grimm hätte sich mit dem steinschen *Löwen* und *Herrn des Hauses* wohl schon nur deshalb nicht identifizieren können, weil er – und dabei konnte er Bebels Zustimmung sicher sein – nicht bourgeoise Sottisen ausheckte. Robert Grimm hätte aber auch die Verantwortung für die *Erniedrigung* seiner Frau zum *stirnglättenden duftigen Wesen* von sich gewiesen, versteht er doch ihre Klagen über die Beschwerlichkeit des Haushalts und hat er sich doch auch um den Haushalt gekümmert, bevor er sich entschliessen musste, sich nicht mehr einzumischen und sich ganz der politischen Arbeit zu verschreiben. Die Entmischung der Sphären in seiner Ehe präsentiert Robert Grimm denn auch nicht als freie Entscheidung und freimütiges Bekenntnis zur steinschen Ehwelt, sondern als unausweichlichen Ausgang des gescheiterten Gefährtenkonzepts, als letztlich einzig möglichen Rettungsversuch.

Gleichwohl kann Robert Grimm an diesen Rettungsversuch eine neue Erwartung knüpfen, während sich für Rosa Grimm daraus die Anschlussproblematik des Nebeneinanders von anspruchsvoller intellektueller Arbeit und den zeitintensiven Erfordernissen einer familialen Haushaltung ergibt. Der Entscheid zur Aufteilung der Verantwortlichkeiten ist nicht nur Rettungsversuch. In diesem Entscheid nimmt sich Robert Grimm auch aus der Problematik heraus und erschliesst sich die Möglichkeit, diese als einen Identitätskonflikt seiner Frau zu begreifen, der Rosa Grimm gleichsam zwischen der männlichen Kultur der Intellektualität und der weiblichen Natur der *Frau als Mutter* hin und her reisst, als persönliches Dilemma einer Frau, die zwei Identitäten – Mutter und Intellektuelle – nicht zu vereinbaren vermag, die aber auch nicht die eine zugunsten der andern aufgeben will. Dazu standen auch in der sozialistischen Gedankenwelt durchaus Deutungsressourcen bereit: Zwar kritisiert August Bebel die »natürliche« Bestimmung der Frauen: »Die Berufung auf den Naturberuf der Frau, wonach sie Haushälterin und Kinderwärterin sein soll, ist ebenso sinnreich als die Berufung darauf, dass es ewig Könige geben müsse, weil, so lange es eine Geschichte gebe, es irgendwo solche gab.«<sup>88</sup> Derselbe Bebel, der sich in solchen Zeilen um die Historisierung und damit um die progressive Veränderbarkeit des Geschlechterverhältnisses bemüht, der auch viele als wesentlich-natürlich deklarierte Eigenschaften der Frauen als Resultat von Unterdrückung begreift, beschreibt dann aber doch zugleich die Frau als »von Natur impulsiver als der Mann, sie re-

flektiert weniger als dieser, sie ist selbstloser, naiver, daher ist sie von grösserer Leidenschaftlichkeit beherrscht, die sich in der wahrhaft heroischen Aufopferung, mit der sie für ihr Kind eintritt oder für Angehörige sorgt und sie in Krankheitsfällen pflegt, im schönsten Lichte zeigt.<sup>89</sup> Soll und kann sich die Frau aus der Reduktion auf ein Haushälterinnen- und Kinderwärterinnendasein befreien, bleibt ihr doch *von Natur* aus ein Hang zur *Aufopferung* für Kind und Angehörige, der sie vom Mann unterscheidet, und das heisst auch: aus der Verpflichtung zu solchem ist der Mann entlassen. Dass Rosa Grimm sich mit einem derartigen Identitätskonflikt auseinander zu setzen hatte, ist gut vorstellbar, und von August Strindberg bis zu Alexandra Kollontai wird genau diese Problematik erkannt und literarisch bearbeitet.<sup>90</sup> Doch Rosa Grimm äussert sich dazu nicht. In Robert Grimms Schilderung aber tritt dieser Identitätskonflikt an die Stelle der Thematisierung einer gemeinsamen Zuständigkeit für die Hausarbeit und kompensiert die Leerstelle, die sich zwangsläufig auftut, da der Schreibende die Verteilung der Reproduktions- und Erziehungsaufgaben zwischen ihm und Rosa Grimm nicht ernsthaft diskutiert.

Diese Individualisierung des gemeinsamen Problems der Hausarbeits- und Familienarbeit auf der Ebene der konkreten Beziehung korrespondiert der Ent- oder Nicht-Politisierung der Reproduktionsverhältnisse auf der Ebene von Partei- und parlamentarischer Politik. In der schweizerischen Sozialdemokratie wurde zwar immer wieder auch die ökonomische und politische Gleichberechtigung der Frau propagiert und eingefordert, so etwa in den 1870er und 1880er Jahren in der Diskussion um die Erwerbsarbeit der Frauen in Fabriken und in der Hausindustrie sowie in den 1910er Jahren in der Diskussion um das Frauenstimmrecht. Die Familie und die familiäre Aufgabenteilung jedoch blieben weitgehend unbesprochen. August Bebels Forderung nach einer Sozialisierung der Reproduktionsaufgaben in Staatsküchen und Kinderbetreuungsinstitutionen, der Passus im Kommunistischen Manifest über die gemeinschaftliche Erziehung der Kinder, das ältere fourieristische Modell einer Auflösung der bürgerlichen Kleinfamilie im sozialistischen Kollektiv, aber auch nur schon die Verteilung der Hausarbeit auf Frau und Mann – all das war um 1900 in der Schweiz kein Gegenstand der politischen Diskussion und kaum einer der sozialen Utopie.<sup>91</sup> Und möglicherweise war gerade die Tatsache, dass Vertreterinnen der Arbeiterinnenbewegung wie etwa Betty Farbstein-Ostersetzer zwar durchaus beharrlich an das Tabu rührten, den »Kern der Frauenfrage« aber in einer Sozialisierung der »Sorge für den Haushalt und die Kinder« gelöst sahen, mit ein Grund für die Nicht-Thematisierung einer partnerschaftlichen Teilung der reproduktiven Aufgaben: als nämlich die Idee der Sozialisierung zusehends weiter ins Utopische glitt und aus der Gegen-

wart verabschiedet wurde, war keine Alternative vorgedacht, die eine pragmatische Praxis der geteilten Hausarbeit hätte orientieren oder aber die faktische männliche Beteiligung am Haushalt hätte sinnfällig machen können.<sup>92</sup> Das massgebliche Gros der schweizerischen Sozialdemokratie hielt an der Kleinfamilie und an der Hausfrauenrolle der Frau fest und setzte den Mann nicht explizit in Bezug zur Hausarbeit.

Stattdessen wurde die verallgemeinerte bürgerliche Kleinfamilie mitsamt ihrer geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung zum Zeichen von Wohlstand und sozialem Glück: Die zunehmend intensivere Erwerbsarbeit liess auch in der Arbeiter-schaft das Bedürfnis nach einem abgetrennten Bereich der Regeneration entstehen; mangels alternativer Lebensformen richtete sich dieses Bedürfnis auch hier auf die Familie aus – obschon die Lebensbedingungen ganz andere waren. Das bürgerliche Familienideal, das von Anfang an mit dem Anspruch auf Allgemeinheit versehen war, konnte als ideologisch-normatives Konstrukt über das Bürgertum hinaus wirksam werden und so seinen Universalitätsanspruch zumindest auf der ideologisch-normativen Ebene einlösen, weil die Arbeiterbewegung sich nicht ernsthaft um die Entwicklung alternativer Familienformen bemühte.<sup>93</sup> Die »Frau am Herd« als »Konzeption von Respektabilität bürgerlicher Herkunft« charakterisierte zunehmend, wie Brigitte Studer beobachtet, das Bild »des modellhaften Arbeiters und selbst des Militanten der Arbeiterbewegung« – während noch in den 1870er Jahren die Frage nach der Neukonzeption der Geschlechterbeziehung die sozialistische Utopieproduktion angeregt und vorangetrieben hatte.<sup>94</sup> Dem entsprach denn auch die »Eskamotage der unbezahlten Haus- und Familienarbeit aus dem symbolischen Repräsentationsraum« der Arbeiterbewegung, die Jakob Tanner in einer ikonographischen Analyse feststellt.<sup>95</sup> Und entsprechend unterwarfen die sozialdemokratischen Politiker eine Arbeiterinnenbewegung, deren Diskurs- und Organisationsformen die Grenze zwischen privater Lebenswelt und politischer Öffentlichkeit verwischten, dem Diktat von Männergremien und einem am Geschlechterdualismus ausgerichteten Diskurs.<sup>96</sup>

Dass sich in Robert Grimms Sicht auf die ehelichen Dinge ein Entwurf des Geschlechterverhältnisses breit macht, der von der ursprünglich intendierten Gefährtschaft abweicht, ist nicht unausweichliches Verhängnis, sondern macht – wiederum biographisch gedacht – Sinn, war – anders perspektiviert – funktional. Indem Robert Grimm, am Ende seiner Erzählung angelangt, Ehe und ehedrauliche Leistung nicht mehr am ursprünglichen Entwurf der Gefährtschaft misst, sondern auch an den Regenerations- und Rekreativfunktionen eines Refugiums vor Öffentlichkeit und Erwerbsleben, ruft er genau die Geschlechterordnung und Beziehungskultur auf, innerhalb derer die Figur des staatstragenden

Politikers ihren Sinn erhält: als Mann, der für Öffentlichkeit und Staat Verantwortung trägt, während seine Frau für das *häuslich Glück* zuständig ist. Mit der biographischen Konstruktion emotionaler und intellektueller Unabhängigkeit stabilisiert Robert Grimm seine Männlichkeit in einem Ausmass, das seinen Aufstieg zum kämpferischen Sozialisten trägt. Wenn er nun hier der Erfahrung des ehelichen Scheiterns Sinn verleiht, indem er es im Bezug auf die bürgerliche Geschlechterkultur deutet, so macht er sein Selbst- und Weltverhältnis, gleichsam im Vorgriff auf den weiteren biographischen Verlauf, anschlussfähig an die Figur des respektablen schweizerischen Staatsmannes. Dies ist umso wichtiger, als er als sozialer Aufsteiger besondere Anpassungsleistungen zu erbringen hat. Die Möglichkeit dieser subjektiven und objektiven Identifikation ist eine entscheidende Voraussetzung für die Beteiligung an einer politischen Kultur, deren spätestens nach 1918 ausgeprägt »integratives Klima« auf einem ebenso ausgeprägt männerbündischen Selbstverständnis aufruht, wie Lynn Blattmann festhält.<sup>97</sup> Ein solches System war durchaus in der Lage, einen zu integrieren, der unbeirrt ein Leben lang seine Kritik am kapitalistischen Staat und an der kapitalistischen Gesellschaft vortrug, aber es setzte eine geteilte Geschlechterkultur voraus, die auf der liberalen Spaltung der Gesellschaft in Öffentlichkeit und Privatheit, in männliches politisches Individuum und weibliches häusliches Gattungswesen beruhte.<sup>98</sup>

Diese Entmischung von Liebe und Politik – beides wird im ursprünglichen Gefährtschaftsentwurf ganz bewusst vermengt – eignet sich Robert Grimm in der Deutung seiner gescheiterten Ehe an, und sie geht konsequent in seine politische und private Praxis ein. 1919 heiratet er die um 15 Jahre jüngere Tochter des Walder Dorfärzts, die Krankenschwester Jenny Kuhn, die vor kurzem aus Berlin und von ihrer dortigen Tätigkeit in der Radiologieabteilung der Charité in die Schweiz zurückgekehrt und im Aarauer Spital unter Eugen Bircher in Stellung war. Jenny Kuhn war, so erinnert sich Adolf McCarthy, »keine konventionelle Hausfrau, sie besass nicht die Geduld für die minuziöse Perfektion eines bürgerlichen Haushalts« und sie engagierte sich während der Ehejahre unter anderem in Schul- und Psychiatriekommissionen. Alles andere denn ein »Heimchen am Herd«, verrichtete Jenny Kuhn aber dort durchaus das ihrige und verlegte ausserdem ihr politisches und soziales Engagement – anders als Rosa Grimm, die zunehmend mit feurigen und rhetorisch brillanten Reden auf sich aufmerksam machte – vorweg auf die »Hinterbühne« des politischen Geschehens.<sup>99</sup> Seine zweite Frau wurde Robert Grimm denn auch nicht zur Rivalin, sondern, wie er sie in der Widmung seines Buches »Geschichte der Schweiz in ihren Klassenkämpfen« 1920 nennt, zur »Freundin und Frau«, die er in Rosa Grimm nicht ge-

funden hatte. Sie sollte ihrerseits ins politische Gedächtnis der schweizerischen Sozialdemokratie als diejenige eingehen, die ihrem Mann »das fruchtbare Wirken in der Öffentlichkeit ermöglicht und erleichtert« hat.<sup>100</sup> Und dieses *Wirken* führte Robert Grimm 1938 in den bernischen Regierungsrat und 1939 mit der Übernahme der kriegswirtschaftlichen Sektion »Kraft und Wärme« auch in die Reihen der für die Nation verantwortlichen Staatsmänner.

Gleichsam spiegelbildlich zu Robert Grimms persönlicher Geschichte vollzog sich die Integration von Arbeiterbewegung und Arbeiterschaft in den bürgerlichen Staat und die bürgerliche Gesellschaft: Auch in der Entpolitisierung des Privaten bereitete sich die Integration der Sozialdemokratie in den »neu etablierten öffentlichen Diskurs der Verantwortung tragenden Parteien« vor, beobachtet Beatrice Ziegler.<sup>101</sup> Diese Integration fand denn auch – wenngleich zögerlich und in einem nicht linearen Prozess – auf verschiedenen Ebenen statt: In den folgenden Jahrzehnten wurde die Sozialdemokratie Schritt für Schritt in die Regierungsverantwortung eingebunden, während gleichzeitig die Verhäuselung der Arbeiterschaft fortschritt und die Arbeiterkultur sich zusehends entpolitisierte. Entsprechend, und zeitweise durchaus gegenläufig zu sozioökonomischen Strukturentwicklungen, wandelte sich im Verlauf eines halben Jahrhunderts das imaginierte Subjekt der Arbeiterbewegung vom kämpferischen Heroen zum »prosperierenden Staatsbürger, der sich in einer kompakten Kleinfamilie geborgen weiss«.<sup>102</sup> Robert Grimm vollzog diese Metamorphose gleichsam paradigmatisch, und in seiner Person liegen deren Dimensionen sämtlich beschlossen, wurde er doch vom Arbeiter zum *prosperierenden Bürger*, vom revolutionär-sozialistischen Helden zum Staatsmann, vom politischen Gefährten einer intellektuellen Frau zum steinschen *Herrn des Hauses*.

Die Eheerzählung Robert Grimms, die diese ganze Metamorphose in sich beschliesst, erklärt so nicht nur die Beziehungsproblematik, sondern sie erklärt auch ein gutes Stück Schweizer Geschichte. In der Einbindung von Arbeiterbewegung und Arbeiterschaft in ein bürgerlich dominiertes politisches System und in eine bürgerliche Gesellschaft zum einen und der »Verbürgerlichung« der Beziehungskultur ihrer Exponenten zum andern simple Parallelitäten von politischer und privater sowie von kollektiver und individueller Praxis zu sehen, wäre zu kurz gegriffen und hiesse das zur Erklärung machen, was zu erklären ist. Der mikroskopische Blick auf Robert Grimms Erzählung und Deutung seiner ehelichen Beziehung erschliesst stattdessen einen Zugang zur Frage, wie denn eigentlich diese Entwicklungen miteinander verknüpft sind: nämlich über die historisch spezifischen Bedingungen und Möglichkeiten der Identitätsbildung eines schweizerischen Sozialdemokraten. Die Anforderungen an eine solche Identität

spitzen sich in der Schweiz im Verlauf der 1910er Jahre zu: in einem ersten Schritt auf eine kämpferische Männlichkeit entlang den Anforderungen politischer Polarisierung und, in einem zweiten Schritt, auf eine bürgerlich-liberale Männlichkeit entlang der Integration in die männerbündisch verfasste Konkordanzdemokratie. Diese männliche Identität aber schafft und wahrt ein Robert Grimm nicht nur in der politischen Praxis, sondern auch und gerade in der Auseinandersetzung mit dem »Anderen« der Frau, dort, wo es um die Wahrnehmung, Deutung und Gestaltung seiner Ehen geht. Sozialdemokraten waren nicht deshalb »rote Patriarchen« (Annette Frei), weil sie Männer waren – die Sache verhält sich vielmehr umgekehrt: Weil sie sekundärpatriarchale bürgerliche Beziehungen lebten, konnten sie Männer im Sinn der »hegemonialen Männlichkeit« (Robert Connell) sein, als die sie Politik und Staat machen konnten.

Aus dieser Perspektive hat die Verschärfung der Auseinandersetzung zwischen Bürger- und Arbeiterblock hin zum Landesstreik 1918 die Restabilisierung der politischen und sozialen Verhältnisse in der Schweiz nicht nur deshalb ermöglicht, weil sie – je nach Optik von Willi Gautschi oder Hans-Ulrich Jost – zu einer kathartischen Klassenversöhnung auf der Grundlage eines fest verankerten Demokratieverständnisses oder zu einer rechtskonservativen Wende geführt hat.<sup>103</sup> Sondern auch, weil sie aus dem Sozialisten den kämpferischen Mann herauschält, der als solcher zunächst als politischer Gegner akzeptabel wird, um sich schliesslich zum regierungsverantwortlichen Staatsmann zu mausern. Die Erfolgsgeschichte der schweizerischen Konkordanzdemokratie im 20. Jahrhundert oder aber die »konservative Gegenrevolution« – um nochmals die beiden prägnanten gegensätzlichen Interpretationen von Gautschi und Jost aufzugreifen – hatte aus dieser Perspektive, noch bevor sie 1918 auf der Ebene der manifesten politischen Ereignisse ihren Ausgangspunkt fand, dort schon längst begonnen, wo sich die Akteure der Arbeiterbewegung ihrer männlichen Identität versichern: in ihren Beziehungen zu Frauen.

Robert Grimms Identitätskonstruktion war erfolgreich und nachhaltig: Bei seinem Tod im Jahre 1958 erinnert der Liberaldemokrat Peter Dürrenmatt an das, was den ehemaligen Revolutionär selbst für bürgerliche Politiker respektabel gemacht hat: »Aber er war ein Mann«, schreibt Dürrenmatt, und meint damit sein Kämpfertum, das über allem stehe, »was fraglich an ihm war«. In dieser Würdigung trifft sich der Chefredaktor der »Basler Nachrichten« gleichsam in gut eidgenössischer Konkordanz mit dem Genossen Friedrich Heeb, der mit Shakespeare spricht: »Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem, wir werden nimmer seinesgleichen seh'n«.<sup>104</sup> Schwerer hat es Max Wullschleger, der bei Rosa Grimms Tod 1955 in der »Arbeiter-Zeitung« an deren ebenso kämpferische aber

ungleich tragischer verlaufene politische Biographie erinnert. Das Puschkin-Gedicht, das er ihrem Gedenken widmet, will nicht recht zum Geschlecht der Gewürdigten passen, umso mehr aber zu demjenigen der Tätigkeit, der sie sich verschrieben hatte: »Wer nicht begeistert für der Freiheit Licht / In heisser Schlacht vergoss sein junges Blut, / Kennt nicht des schönen Lebens höchstes Gut, / Verdient geliebter Frauen Küsse nicht.«<sup>105</sup> In einem politischen Gedächtnis, das Robert Grimm in harmonietrunkenem Einmut einen Ehrenplatz als Kämpfer/Mann zuweist, kann die politische Intellektuelle Rosa Grimm ganz folgerichtig nur als eben solcher Kämpfer/Mann imaginiert werden.

## 5. Ein langes und kompliziertes Kapitel ...

Chaque amour est particulier et aucun ne ressemble à un autre.  
Chaque amour, s'il est raconté minutieusement, prend une valeur d'exemple. Et plus il est particulier, plus il est exemplaire.

François Truffaut, *La peau douce*, 1964

Die Situation vor dem Scheidungsgericht schafft einen spezifischen Handlungs-zwang: Sie zwingt die Eheleute dazu, über ihre Ehe – und was immer diese ausmacht – zu sprechen. Im Fall der Ehe Grimm wehren sich fast alle Beteiligten gegen diesen Handlungs-zwang: Robert Grimm will keine *Wunden aufreissen*, Rosa Grimm hält es für *unnütz, nach Gründen zu suchen*, die Richter können sich die *Vorgänge innerer Natur* in der Ehe Grimm *schwerlich beweisen* lassen. Gleichwohl muss dem Gericht etwas vorgeführt, muss das subjektive Erleben der Ehekrise objektiviert werden: Robert Grimm gibt *Anhaltspunkte*, Rosa Grimm sagt *nur Folgendes*. Es gibt den Zwang zum Sprechen, der indes nicht nur Zwang ist, sondern auch Anlass zur Reflexion des Verhältnisses. In den reservierten *Anhaltspunkten*, im vorbehaltvollen *nur Folgendes*, wahren Rosa und Robert Grimm Subjektivität gegenüber dem verfahrensrechtlichen Zwang zur Objektivierung – und gerade darin gerät ihnen die Darstellung wider die Reserve und wider den Vorbehalt zur intimen Erzählung, die den ehelichen Konflikt sich ein weiteres Mal ereignen lässt und darin zugleich die objektiven Bedingungen dieses Konflikts sichtbar macht.

In der hoch partikularen Form, in welcher Rosa und Robert Grimm ihre Beziehung neu dichten, in der hoch partikularen Form, in welcher sie ihre Beziehung erzählen, indem sie sich zu ihr in Beziehung setzen, kommt exemplarisch

eine Problematik der modernen Geschlechterbeziehung zum Ausdruck, deren Ursprung historisch weit zurückreicht, und die sich im 20. Jahrhundert mit voller Wucht entfalten sollte. Dass Rosa Grimm sich auf nichts anderes als eine Analyse der Gefühle einlässt, macht deutlich, wie sehr für sie an den Entwurf der Ehe als Freundschaft ein Versprechen geknüpft war, wie sehr die Ehe für sie nur als solches Versprechen Sinn machte: als Versprechen der Anerkennung von weiblicher Individualität und Gleichheit in der und durch die Liebe statt der Zurichtung der Frau auf ein *Brimborium der Behaglichkeit*. Wo Rosa Grimm die Ehegeschichte als eigentlichen Anspruch auf eine Freundschaft zwischen zwei Persönlichkeiten dichtet, als Anspruch auf eine Beziehung, in der keiner *verschlungen* wird, da entgrenzt sie die bürgerlich-patriarchale Geschlechterordnung in ihrem Verständnis von Liebe, da hat die Beziehung die revolutionäre Gestalt, die allein mit ihrem persönlichen Lebensentwurf und Selbstverständnis vereinbar ist.

Gerade dieser Entwurf der Ehe als Freundschaft aber wurde Robert Grimm zu nichts weniger als zu einer *Qual*. Was in dieser Qual empfunden und erfahren wurde, was sich in dieser Qual realisierte, das sind die Grenzen, die dem Entwurf einer Gefährten- oder Freundschaft dort gesetzt waren, wo der Mann sich dieses Verhältnis subjektiv als solches hätte anverwandeln und sowohl die emotionale Abhängigkeit von als auch die Rivalität mit der Frau in sein Selbst- und Weltverhältnis hätte integrieren müssen. Dass Robert Grimm die Ehegeschichte als eine persönliche Emanzipationsgeschichte erzählt, die ihren Sinn in maskuliner Selbstvergewisserung hat, das weist die Ehe als Freundschaft als unvereinbar mit einer männlichen Identität aus, die auf Unabhängigkeit und substanzielle Differenz zur Frau angelegt ist. Der grimmsche Entwurf einer Ehe als Gefährten- oder Freundschaft ist nichts weniger als der Versuch, das Unvereinbare zu vereinen.

Darin ist dieser Beziehungsentwurf in paradigmatischer Weise in die Widersprüche und Ambivalenzen der Geschlechterbeziehung der Moderne verstrickt: Wohnt dieser einerseits eine Dynamik von Egalisierung und Personalisierung, oder anders gesagt: ein Hang – und eine Sehnsucht – zur Liebe als Freundschaft inne, so wird sie doch andererseits von einer Furcht vor der Aufhebung einer identitären Ordnung heimgesucht, weil sie die Geschlechterdifferenz in der Gleichheit und in der Rivalität als notwendiger Konsequenz von Gleichheit aufhebt oder zumindest relativiert. Gerade deshalb kann die Liebe als Freundschaft zu einem Einsatz im Kampf um weibliche Subjektwerdung werden, und gerade deshalb kann sie denjenigen Männern zur Qual werden, die auf eine gewisse und sozial plausible Maskulinität angewiesen sind. Nicht eine ontologisch-gemütliche Defizienz weiblichen Seins verunmöglicht die Liebe als Freundschaft – wie es

sich mit Montaigne viele dachten, die sich den Traum von der Freundschaft zwischen Frau und Mann als der »noch umfassenderen und erfüllteren« Freundschaft erlaubten, dieses Geträumte aber sogleich ins Utopische verbannten, da sich »kein einziges Beispiel« finden lasse von Frauen, die zur Freundschaft fähig wären.<sup>106</sup> Nicht die Frauen sind qua Frausein seit jeher und für immer zur Freundschaft mit Männern unfähig – so müsste im Umkehrschluss des zählbaren Topos wohl gesagt werden –, vielmehr sind es die Männer, die kein Talent zur Freundschaft mit Frauen haben, sofern und solange sie auf eine maskulinistische Identität angewiesen sind und aus dieser allein ihr Selbstverständnis schöpfen.

In der Erzählung des Gefühls – des blossen Mitleids, der überschüssenden Leidenschaft, der angestrebten und verfehlten Liebe –, auf der narrativen Ebene scheitert die Ehe von Rosa und Robert Grimm tatsächlich am *Mitleid*, über das sich der Ehemann aus der Beziehung befreit, und am hohen Anspruch an eine kultivierte *Liebe*, die allein das Versprechen der Ehe als Freundschaft unter Gleichen einlösen könnte. Das defizitäre Gefühl bezeichnet sowohl den ursprünglichen Beziehungsentwurf, als auch dessen Verwerfung, und beides weist über die individuelle Ehe Grimm hinaus: Zur Debatte steht um 1900 eine Gestalt intimer Geschlechterbeziehung, die weibliche Individualität zur Entfaltung bringt und wahrt, und auf dem Spiel steht die Stabilität hegemonialer männlicher Identität, die von einer solchen Beziehungskonzeption grundsätzlich unterlaufen wird. Das Scheitern des Beziehungsentwurfs der Grimms steht als typisch für die geschlechtsspezifische Problematik der modernen Beziehung: Der Mann ringt um seine Unabhängigkeit, die Frau ringt um ihre Individuierungschancen. Dabei kann Robert Grimm auf die soziale Akzeptanz eines bürgerlichen Rechts und einer hegemonialen kulturell-identitären Ordnung zurückgreifen, während Rosa Grimm selbst im sich immerhin als gesellschaftlich-politische Avantgarde verstehenden Sozialismus nur mangelhaften Rückhalt findet.

### ... und ein Epilog

Es gibt verschattete Ränder in der Geschichte der Scheidung Grimm. Im August 1916, zwei Monate vor der Einreichung der Scheidungsklage, gehen zwischen Robert Grimm, der sich in Wald aufhält, und Rosa Grimm, die in Zürich weilt, zwei Briefe hin und her, die nicht ein anderes Licht auf die Eheproblematik werfen, die aber die Eskalation der Ehekrise ausleuchten; diese beiden Briefe befinden sich nicht im Scheidungsdossier. In seinem Brief bezichtigt Robert



Grimm seine Frau, sie sei verantwortlich dafür, »dass die ganze Angelegenheit Gegenstand der öffentlichen Erörterung und des Geklatsches wird und ich Verleumdungen ausgesetzt bin, die ich nicht länger ertragen will« – wisse er doch nun von ihrer »nächtlichen Unterredung mit Platten« und den »Vorgängen im Schosse des Arbeiterinnenvereins«. <sup>107</sup> Es geht hier nicht um eine Angelegenheit der Tagespolitik oder der politischen Programmatik. Diese Zeilen handeln von den Gerüchten über eine aussereheliche Liaison Robert Grimms. »Du schiebst mir den gegenwärtigen Klatsch in die Schuhe«, antwortet Rosa Grimm, »während du ihn voll und ganz bewusst heraufbeschworen hast. Du glaubtest wohl, dass einer wie du ungestraft über alle Sitten und Gebräuche der heutigen Gesellschaft sich hinwegsetzen dürfe? Man läuft nicht mit einer Geliebten herum, während man nebenbei noch eine Familie besitzt.«

Was auch immer nicht die *heutige Gesellschaft*, sondern sie selbst davon denken mochte – Rosa Grimm sagt es nicht. Was zu sagen ihr ein Anliegen ist, sind zwei andere Dinge. Sie sei deshalb nicht für den Klatsch verantwortlich, legt sie in ihrem Brief dar, weil sie nie die »positive Arbeit eines Menschen verkennen« würde, »die der Bewegung nützt« und deshalb nie etwas gegen Robert Grimm »unternehmen« würde. Dass sie den mutmasslichen Ehebruch ihres Mannes tatsächlich während des Prozesses nicht zu einem Thema machte, das erklärt sich aus eben der Verpflichtung gegenüber der *Bewegung*, der sie nicht das Prestige eines ihrer Wort- und Handlungsführers nehmen wollte. Das andere, was zu sagen Rosa Grimm am Herzen liegt, das hat nichts mit der Sache und nichts mit der Bewegung zu tun: »Und nun in Bezug auf den Entschluss den du von mir erwartest, kann ich Dir nur eines sagen«, antwortet sie auf Robert Grimms Aufforderung, in eine Scheidung einzuwilligen, »Du verlangst von einem Menschen zu viel. [...] Dir fällt es offenbar sehr leicht, da du anbietest, einige Jahre mir gegenüber geheuchelt zu haben, mir fällt es grenzenlos schwer, da ich alle diese Jahre dir mein ganzes Herzblut hingab.« <sup>108</sup> Das Gewicht dieses *Herzbluts* verschloss Rosa Grimm in ihrem Innern, als Robert Grimms Scheidungsentschluss sich als unerschütterlich erwies – da er die Scheidung wünschte, wollte sie diese auch, denn in diesem seinem Wunsch verfiel alles, was das Ehebündnis ausgemacht hatte. Doch da in ihrem Innern – so lässt sich vermuten –, da nahm sie es mit sich fort.

Die eingangs dieses Kapitels zitierte Studie von Agnes Heller über die unglückliche Liebesgeschichte zwischen Georg Lukács und Irma Seidler handelt auch von der Tristesse der Dinge, die zu Ende gehen: »Im Licht späterer Ereignisse gewinnen einzelne Episoden der Vergangenheit eine besondere symbolische Bedeutung, andere wiederum verschwinden im Nichts des Vergessens, in-

differente Gesten erfüllen sich mit dem Jubel des gegenseitigen Wiederfindens oder aber es umfängt sie die dichte Aura von Traurigkeit und Enttäuschung. Und wenn etwas einmal endgültig zu Ende ist, gibt es dann wohl jemanden, der die Tatsachen nicht immer wieder überprüft, ob sie wirklich die Tatsachen der Notwendigkeit waren, gibt es dann wohl jemanden, der die Möglichkeiten mit der wunscherfüllenden Logik oder der Unlogik der Tagträume nicht immer wieder zu Ende dächte?« <sup>109</sup> Im Juli 1950, gut drei Jahrzehnte nach der Scheidung, gab es für Rosa Grimm keine *wunscherfüllende Logik* mehr, die sie auf die Geschichte ihrer Ehe mit Robert Grimm hätte beziehen können. Was ihr als wünschbar verblieb, war in sich eine Verkehrung jeglichen Lebensentwurfs: »Ich wollte bereits vor zwei Jahren freiwillig in den Tod gehen. Die Mittel dazu kann ich nicht mit Sicherheit aufreiben und hinschreiben hat man auch keine Lust«, schreibt sie an Robert Grimms zweite Ehefrau Jenny Grimm-Kuhn in einem Brief, in dem sie, die »seit vielen Jahren [als] Bittstellerin vor den Türen der Fürsorge« steht, um finanzielle Hilfe nachsucht. Was wünschbar ist, beschränkt sich auf das Ende oder aber die minimale Sicherung einer unmittelbaren Existenz. Umfängen von einer *dichten Aura von Traurigkeit und Enttäuschung*, dichtet Rosa Grimm ihre Beziehung zu Robert Grimm ein weiteres Mal – und bleibt dabei auf jene Wiederholung des Immergleichen verwiesen, die alle Traurigkeit und Enttäuschung in Bitternis verwandelt: »Warum ich doch noch zögere?«, fragt sie rhetorisch in ihrem Brief und schreibt in der ihr eigenen unerbittlichen Schärfe weiter: »Darauf will ich Ihnen antworten, dass mir schwer fällt, in den Tod zu gehen, ohne Grimm wie er es verdient abzukonterfeien.« <sup>110</sup>

Ein solches Porträt, ein *Konterfei* ihres Ehemannes, gelangte nie an die Öffentlichkeit; es lässt sich aber vermuten, dass zumindest eine Version geschrieben worden war, erinnert sich doch Max Wullschleger in seinem Nachruf auf Rosa Grimm, dass diese vor einigen Jahren einen »langen Artikel gegen ihren ehemaligen Lebens- und Kampfgefährten« in der Basler »Arbeiter-Zeitung« habe unterbringen wollen. Zwar habe das Manuskript »immer noch die kräftigen, männlichen Schriftzüge« aufgewiesen, doch sei der »Inhalt bereits zerfahren und gar zu sehr persönlich abgestimmt« gewesen. <sup>111</sup> Ebenfalls lässt sich vermuten, dass Rosa Grimms Schreiben sich den politischen Opportunismus vorgenommen hätte, den sie Robert Grimm seit langem vorwarf, seine mangelnde Radikalität. Dass indes das Dokument, das Max Wullschleger in den Händen hielt, *persönlich* gehalten war, das verweist auch auf den Doppelsinn der in Rosa Grimms Kritik gelegen und sich durchaus bewusst auch auf das Persönliche gerichtet haben dürfte. Denn was sich im späten Brief Rosa Grimms an Jenny Grimm deutlich vernehmen lässt, das ist die stete Wiederkehr des Bedürfnisses nach *Dichtung*



und *Neudichtung* der vergangenen Beziehung als einer *Überprüfung der Tatsachen* auf ihre *Notwendigkeit* hin, und die richtete sich nicht nur auf Tatsachen individueller Tragik. Wie den Artikel, dessen Entwurf Max Wullschleger etwas ratlos, etwas erschüttert auch, in den Händen hielt, das Persönliche *gar zu sehr* färbte, so liest sich umgekehrt Rosa Grimms in der privaten Korrespondenz beharrlich weitergeführte Auseinandersetzung mit der gescheiterten Ehe als das Echo einer Enttäuschung über die weit gehend ausgebliebene »Neugestaltung der persönlichen Beziehungen von Mann und Weib«, die Rosa Grimm 1926 anlässlich einiger Gedanken zum Geschlechterverhältnis in der Sowjetunion formuliert hatte: die Enttäuschung darüber, dass selbst »die kommunistische Orientierung im POLITISCHEN Kampf keine unbedingte Voraussetzung ist für die Umstellung im persönlichen Leben resp. im Denken und Fühlen im allgemeinen«, und dass entsprechend selbst in der Sowjetunion »die Familienverhältnisse und die Begriffe über die Rechte und Pflichten der ›Ehemänner und Ehefrauen‹ [...] sich meistens in den Bahnen der Grossvaterzeit [bewegen], als er die Grossmutter freite«. Diese Enttäuschung stösst an die Grenzen des Sagbaren, sie wolle, so Rosa Grimm, dieses »Kapitel nicht aufschlagen – es ist allzu lang und komplizierten Inhalts« – um sich dann doch in einem eigentlichen Appell Bahn zu brechen: »Uns tut eines dringend not, dass wir uns durch das verworrene Labyrinth unserer Gefühlswelt durchringen, dass wir unsere Mentalität einer gründlichen Revision unterziehen«. <sup>112</sup>

Was Max Wullschleger in seinem Nachruf weiter schreibt, auch das lässt sich auf die enge Verschlingung von persönlichen Verhältnissen und politischen Ordnungen beziehen: »Die Tragik, die über dem Leben aller Revolutionäre liegt, lag auch über dem Leben von Rosa Grimm: Einst Verkünderin einer grossen umwälzenden Idee, erfüllt von Idealismus und tiefem Glauben, musste sie erleben, wie die Geschichte über viele Ideale hinwegschritt. Rosa Grimm gehörte zu jenen einstigen Revolutionären, die politisch heimatlos wurden und die dazu die persönliche Vereinsamung bis zum bitteren Ende auskosten mussten.« <sup>113</sup> Die Entwirrung des *Gefühlslabyrinths* hätte zur Revolution gehört, an die Rosa Grimm geglaubt hatte, und dass sich die Gesellschaft nicht – jedenfalls nicht in ihrem Sinn – revolutionieren liess, das führte nicht nur dazu, dass ihr die politischen Gefährten abhanden kamen, dass sie *politisch heimatlos* wurde in dem, was sie dachte und glaubte und vorhatte. Es führte auch dazu, dass sie auf der Welt *einsam* wurde, wo der Mann, den sie liebte, sich als zur Freundschaft unfähig erwiesen hatte. Einsam aber wurde Rosa Grimm nicht, weil sie diesen Mann ziehen lassen musste, einsam wurde sie mit ihrer Liebe und mit allem, was die Liebe ihr bedeutete.

## SCHLUSSBETRACHTUNG

And no more shall we part  
The contracts are drawn up, the ring is  
locked upon the finger  
And never again will my letters start  
Sadly, or in the depths of winter.

*Nick Cave, No more shall we part, 2000*

Spätestens seitdem die Liebe als Ehe und die Ehe als Liebe in den Herzen und Köpfen der Menschen wohnt, gibt es eine Sehnsucht, dass die Liebesdinge zwischen zwei Menschen bleiben, wie sie waren, als ein Blick, eine Geste, ein Wort ein Versprechen in die Zukunft entworfen hatten. Und es gibt eine politische Sehnsucht, dass die Verhältnisse zwischen den Menschen geordnet und dauerhaft seien. Die Ehescheidung lässt sich, wenn man so will, als Manifestation der Enttäuschung beider Sehnsüchte lesen, der persönlichen und der politischen. Das wäre der melancholische Blick auf das, was zu rekonstruieren ich mir vorgenommen habe: das politische Problem und die biographischen Erfahrungen einer Beziehung zwischen zwei Menschen, die persönlich ist und dabei der Ordnung der Gesellschaft nicht enthoben. Fand der politische Wunsch nach Dauer der Ehe um 1900 Eingang in die Rechtsetzung, so hatten sich die Recht sprechenden Richter mit dem faktischen ›Scheitern‹ der als dauerhaft gedachten Ehen auseinander zu setzen, während die Eheleute selbst um Trennung oder Versöhnung rangen und um ein sinnhaftes Einfügen des Gewesenen in ihre persönliche Lebensgeschichte und in ihr Selbstverständnis. Die Geschichten der auf den vorangehenden Seiten studierten Paarbeziehungen ereigneten sich in einer je unverwechselbaren Art, in singulären Ereignissen und Alltagen, in einem einzigartigen ›zu zweit‹. Und zugleich gehören sie dem Allgemeinen der Gesellschaft und der Zeit an, in der sie sich zutrugen, und sie dokumentieren über sich hinaus die Gegebenheiten sozialer und historischer Orte. Dieses Buch ist im Versuch entstanden, anhand von Fallstudien der Genese konkreter Ehe Krisen in verschiedenen Klassen und sozialen Milieus nachzugehen und von daher Erklärungen der Beziehungsproblematik im Zeitraum zwischen den 1880er und den 1910er Jahren zu erschliessen, ohne das Besondere im Allgemeinen und das Allgemeine im Besonderen aufgehen zu lassen.

Wurden in den Fallstudien die einzelnen Ehegeschichten in ihren inneren Zusammenhängen rekonstruiert und erzählt, so sollen hier die Ergebnisse auf die

Frage hin gebündelt werden, was Ehekrisen hervorbringt. Auf drei Ebenen, die nur analytisch zu trennen sind und in der Erfahrungswelt ein dichtes und schwer entwirrbares Ganzes darstellen, lassen sich die generativen Strukturen von Beziehungsproblematiken orten.

Erstens sind die ökonomischen Bedingungen einer ehelich-familialen Existenz in Rechnung zu stellen. Das kann existenzielle materielle Gefährdung wie im Fall der Ehe Probst sein, aber auch ökonomische Defizienz, gemessen an den imaginativen Investitionen, wie im Fall der Ehe Dubois. Auch in der Ehe Grimm ist Ökonomisches nicht unerheblich, hätte doch mit mehr Finanzkraft das Problem der Haus- und Familienarbeit durch eine vollständige Auslagerung aus der Paarbeziehung heraus zwar nicht gelöst, aber vielleicht deutlicher entschärft werden können, als es der Fall war. Bei den Freys schliesslich sind weder prekäre noch relativ mangelhafte ökonomische Verhältnisse thematisch, wohl aber unterschiedliche Einschätzungen der professionellen Strategie des Ehemannes und damit der finanziellen Risiken, von welchen die Familie als ganze betroffen war.

Zweitens kann sich Problematisches aus den unterschiedlichen Arten und Weisen ergeben, in denen die Einzelnen das Beziehungsgewebe von Paar und Familie begreifen und gestalten, in denen sie sich und die anderen darin verorten. Dazu gehört gerade auch, ob sie sich und die anderen primär zum Paar oder zur Familie oder aber zu beidem in Beziehung setzen und inwiefern sich das Beziehungsgewebe dadurch gesamthaft anders gestaltet. Wenn Emil Frey sich in einer Weise begreift, die das, was seine Person ausmacht, unabhängig von und ausserhalb der Familie ansiedelt – in der professionellen Ambition, im Freundeskreis, im Neudenken der Welt –, so kollidiert dies mit Madeleine Freys Verständnis, die ihren Ehemann in Bezug auf das denkt, was er für die Familie ist. Umgekehrt wird ihm die Tatsache zum Problem, dass sie sich im Sinn der Familie als Kooperationszusammenhang in Beziehung zu seiner höchst persönlichen Berufssphäre setzt. Inhaltlich anders gelagert, aber hinsichtlich der männlichen Position analog ist in der Ehe Grimm problematisch, dass Robert Grimm die Imperative an seine Persönlichkeit von ausserhalb der Paarbeziehung bezieht, während für Rosa Grimm gerade die Intimität des Paares mit ein Ort ist, an dem sie sich als gesellschaftliches Subjekt erfahren können will. Emil Frey und Robert Grimm verhalten sich zum Paar und zur Familie distant, wenn es um den Kern ihrer Person geht: um den Beruf, um den politischen Kampf. Die Brücke zu Paar und Familie schlagen sie über die Einforderung von Anerkennung dieser in anderen Bezügen gewonnenen Persönlichkeit. Wird diese Erwartung von Madeleine Frey und Rosa Grimm nicht eingelöst, so hat das auch damit zu tun, dass beide ein anderes Verhältnis ihrer Männer zur Familie und zur Paarbeziehung einfor-

dern, wobei Erstere den Akzent auf die Familie, Zweitere auf die Paarbeziehung legt. Gleichsam in direktem Kontrast zu Robert Grimm und Emil Frey, aber auch anders als Rosa Grimm und Madeleine Frey entwirft sich Clara Dubois ausschliesslich in Relation zur intimen Gattenbeziehung als passionierter Liebe und Lebensstil, und deshalb erfährt sie die ehemännliche Erfahrungswelt ausserhalb dieser Beziehung als Abwendung oder Konkurrenz. Auch der Umstand, dass zumindest zeitweilig diese Gattenbeziehung als Lebensstil absolut gesetzt wird und damit im Fall der Krise allein auf sich selbst verwiesen ist, trägt zur Problematik bei. Dies erklärt die von Widersprüchen und Ambivalenzen geprägte Thematisierung der Kinderfrage, die ja von der Erweiterung des Paares zur Familie handelt. Demgegenüber verhalten sich Johann Probst und Anna Probst grundsätzlich beide zur Paarbeziehung im Kontext des familialen Beziehungszusammenhangs, und zwar tun sie das in derselben Weise: im Medium des Sorgens.

Drittens und auf einer Ebene, welche die bereits genannten miteinander vermittelt, schaffen die unterschiedlichen Konzeptionen von Ehe, Liebe und Familie konfliktträchtige Konstellationen, die verschiedenen bis gar gegensätzlichen Deutungsmuster, an denen die Eheleute ihre Erwartungen an die Beziehung ausrichten und anhand derer sie ihren Alltag interpretieren. Konflikte entstehen hier einerseits aus Widersprüchen, Leerstellen und Verwerfungen, die einem einzelnen Eheentwurf inhärent sein können. So äussert sich im Fall von Madeleine und Emil Frey in den unterschiedlichen Sichtweisen von Reichweite und Bedeutung der ehelichen Kommunikation eine ambivalente Konstellation aus getrennten weiblichen und männlichen Lebenswelten einerseits und emotionaler Verbundenheit andererseits, wie sie der prototypischen Ehe im Bildungsbürgertum grundsätzlich eignet. Die nicht ›gedachte‹ und damit sinnhaft nicht verfügbare alternative Männlichkeit und das im egalitären Beziehungsentwurf nicht berücksichtigte Problem der Kinder- und Hausarbeit erzeugen im Fall der Ehe Grimm einen Konflikt, der in diesem Eheentwurf an sich angelegt ist. Dass die Ehe als passionierte Liebe und Lebensstil letztlich eine immer schon illusionäre weibliche Subjektwerdung vorspiegelt, wird der Ehe Dubois zum Problem. In der Ehe von Johann und Anna Probst ist die prekäre Balance von gemeinsamer ökonomischer Verantwortlichkeit und männlicher Ehre, die sich aus der männlichen Hauptnährerschaft speist, in sich konfliktträchtig.

Andererseits ergeben sich auf der Ebene der Deutungen von Ehe und Paarbeziehung dann Konflikte, wenn die Eheleute vor dem Hintergrund individuell verschiedener biographischer Orte im soziokulturellen Raum oder vor dem Hintergrund verschiedener bewusst gewählter Beziehungsentwürfe sich letztlich über

die Gestalt der Ehe und Familie nicht einig sind: In der Ehe Frey prallt das in seinen Ursprüngen solidargemeinschaftliche Eheverständnis Madeleine Freys auf die machtasymmetrische und arbeitsteilige Ehekonzepktion Emil Freys. Die Grimms gehen zwar ursprünglich von einem gemeinsamen Entwurf der Ehe als emotionale, intellektuelle und politische Freund- oder Gefährtenschaft aus, doch verlegt Robert Grimm im Verlauf der Jahre seine Erwartungen ins Register der Ehe als bürgerliches Heim, das dem Mann weniger intellektuelle Gemeinsamkeit mit der Frau, denn Ruhe und Erholung verschaffen soll. Henri Dubois spielt das Paar als Paar, wie es für seine Ehefrau zentral ist, gegen das Paar als Familie aus. In diesen problematischen Konstellationen kommt auch die Verkoppelung von Klassenkultur und Geschlechterkultur zum Ausdruck, treffen doch in den Ehen Frey, Dubois und Grimm verschiedene klassenspezifische Milieus aufeinander: bei den Freys das eines ländlich geprägten alten Mittelstands und das eines sich zeitgeistig gerierenden Bildungsbürgertums, bei den Dubois' das des neuen und dem Bildungsbürgertum nahen Mittelstands und das eines ins Wirtschaftsbürgertum aufsteigenden alten Mittelstands, während in der Ehe Grimm mit einem zum Bürger aufsteigenden Proletarier und einer ganz dem Antibourgeois ver-schriebenen Sozialistin bürgerlicher Herkunft eine besonders komplizierte Ge-mengelage vorliegt. Diese Konstellationen lassen sich insofern auch als solche der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen verstehen, als die klassen- und milieu-spezifischen Beziehungskulturen verschiedene historische Orte haben, aus Tradi-tionen sich nähren, von den dominanten Normen der Gegenwart sekundiert werden oder in eine imaginierte Zukunft gerichtet sind.

Nun führen aber problematische Konstellationen auf der ökonomischen, so-zialen und kulturellen Ebene nicht unmittelbar – letztlich auch: nicht zwingend – zur Krise. Insofern als die Entscheidung zur Auflösung oder aber zum Aufrecht-erhalten einer Ehe immer auch eine biographische ist, muss diese Konsequenz aus der Ehekrise auch mit einer biographischen Erfahrung erklärt werden: mit der Art und Weise nämlich, in der das, was den Einzelnen als die Geschichte und Gegenwart ihrer Ehe widerfährt, von ihnen emotional empfunden und kog-nitiv bewältigt wird und darin eine subjektive Realität gewinnt. Was die Eskalati-on eines Ehekonflikts – letztlich das ›Unzumutbare‹, das die Eheleute anführen – erklärt, weil darin Krisen überhaupt erst als solche erfahren werden, das sind die problematischen Verwicklungen der Einzelnen in die Beziehung und in den Konflikt. Diese erschliessen sich dann, wenn die in Briefen und Aussagen aufbe-wahrten Erzählungen und Bilder der Eheleute als sinnsuchendes und sinnstiften-des Bewältigen und damit als das Schaffen von Erfahrung begriffen werden und als das Ringen darum, diese Erfahrung den anderen begreiflich zu machen. Daraus re-

sultieren subjektive und in solcher Subjektivität im Moment der Krise zwangsläufig verschieden nuancierte bis widersprüchliche Darstellungen der Ehegeschichte vor Gericht, die gerade als solche aufschlussreich sind, weil sie erkennen lassen, wie die Ehe und ihre Konflikte für die Einzelnen bedeutsam werden, und wie darin das Paar und die gemeinsame Welt verfallen.

In der Ehe Probst gewinnen die ökonomisch prekären Verhältnisse und der Konflikt um Verdienst und Eigensinn der Ehefrau dann ihre krisenhafte Gestalt, wenn sie die familienväterliche Ehre des Johann Probst beschädigen, und wenn mit dieser Ehre männliches Selbstverständnis und männlicher Status innerhalb des Beziehungsgefüges, aber auch im weiteren sozialen Raum in Frage gestellt werden. Deshalb ringt Johann Probst um Versöhnung als Anerkennung seiner Person. Emil Frey erlebt den Streit um die Aufspaltung von Familien- und Be-rufssphäre nicht einfach als solchen, sondern er erfährt ihn als Bedrängung und Belagerung des Raums, in welchem er seine Persönlichkeit gewinnt, das, was ihn auszeichnet als den, der er ist. Henri Dubois leidet deshalb an den gesellschaft-lichen Ambitionen und dem gemutmassten Liebäugeln seiner Frau mit einem andern, weil er all dies als Bedrohung seines sozialen und seines ehemännlichen Status erfährt. In gleicher Weise als Krise seines Selbst erlebt Robert Grimm eine intime Beziehung, die ihn in emotionale Abhängigkeit und intellektuelle Konkur-renz zur Ehefrau setzt. Anders gelagert ist die subjektive Verstrickung in Ehe und Ehekrise im Fall der Frauen: Rosa Grimm und Clara Dubois erfahren ihre Ehe als ein nicht realisiertes Versprechen von weiblicher Individuierung, wenn auch die Inhalte solcher Individuierung in beiden Fällen radikal andere sind. Ma-deleine Frey erfährt zwar, wie die Männer, eine Bedrohung, aber weniger eine ih-rer selbst, sondern eine des familialen Beziehungszusammenhangs, in dem sie sich begreift. Und im Fall von Anna Probst schliesslich wird zwar eine erfahrene Gefährdung ihrer Existenz, nicht aber eine ihres Selbst kenntlich, findet doch dieses ausserhalb der Ehe im Beziehungszusammenhang des sozialen Umfelds seine Vergewisserung, was es ihr erlaubt, sich gegen die Aggressionen ihres Ehe-mannes zu wehren.

In diesem Sinn lassen sich alle drei oben dargelegten Dimensionen der struk-turellen Genese von Beziehungsproblematiken auf ihre Bedeutung für das subjektive Selbstverständnis der Einzelnen befragen, auf ihre Wendung in Erfahrenes. Erst dann erschliesst sich die Wirkungsmacht von krisenhaften ökonomischen Verhält-nissen, von diskrepanten Verständnissen des ehelichen oder familialen Bezie-hungsgewebes, von gegenläufigen klassen- und milieuspezifischen Geschlechter-kulturen und entgegengesetzten Entwürfen der ehelichen Beziehung vollständig. Im Material tritt dieser Zusammenhang besonders prägnant in der Dringlichkeit

des Erzählens zu Tage, welche die Briefe des Johann Probst an seine Frau oder diejenigen von Rosa und Robert Grimm an ihre Anwältin auszeichnet. In solchem Erzählen verleihen die Schreibenden dem, was ihnen widerfahren ist und widerfährt, einen übergreifenden Sinnzusammenhang, welcher Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Ehe oder der Person zusammenschliesst. Sie stiften dem Geschehen und der Person einen Sinn, der bei den Adressaten Verständnis, ja Zustimmung und Bestätigung finden soll. Aus einer theoretischen Perspektive lässt sich dieser Zusammenhang damit erklären, dass die persönliche Paarbeziehung eben eine Beziehung ist, in welche die Einzelnen verstrickt sind als die, die sie sind, wird doch zumindest der Idee nach nicht eine Frau, ein Mann geheiratet und dann allenfalls verlassen, sondern: diese Frau, dieser Mann. Und dies ist umso mehr der Fall, je prononcierter die Paarbeziehung und in der Folge auch die Ehe als Liebesbeziehung in ihrem modernen Sinn verstanden wird als eine, die in der Einzigartigkeit des Gegenübers gründet.

Dass nun die empirischen Befunde zur biographischen Erfahrung von Ehekrisen in der Tendenz klassen- und milieuübergreifend geschlechtsspezifisch sind, das lässt sich insofern theoretisch begreifen, als die Ehe eben die Beziehung ist, die prinzipiell nicht einfach die Einzelnen als Individuen, sondern als weibliche und männliche Individuen zueinander in Beziehung setzt: geheiratet und, im Fall der Scheidung, verlassen wird – so der objektive Sinn der Institution – nicht dieser Mensch, sondern diese Frau, dieser Mann. Es ist dann aber eine empirische Frage, ob und wie dies praktisch relevant wird, ob und wie die Ehekrise männliches und weibliches Sein der Einzelnen als solches in Frage stellt. Dass es in den hier untersuchten Fällen die Männer sind, welche die Ehekrise als Krise ihrer selbst erfahren, verweist auf die augenfällige Ambivalenz von Unabhängigkeit und Abhängigkeit im Verhältnis der Männer zur Ehe: Gewinnen Emil Frey und Robert Grimm ihre Männlichkeit in der Unabhängigkeit von der Paarbeziehung, gleichsam im Ausserhalb der ehelichen oder familialen Intimität, so sind sie zugleich auf die Anerkennung gerade der so gewonnenen Männlichkeit innerhalb der Paarbeziehung sowie auf die Kompensation der Mühsal solcher Mannwerdung im Zuhause angewiesen. Etwas anders gelagert wird dieser Zusammenhang auch bei Henri Dubois deutlich, der sich in seiner Männlichkeit angegriffen sieht, wenn seine Frau ihre Anerkennung anderen Männern vorbehält. Zugespielt liesse sich sagen: Weil männliche Identität sich in einem widerspruchsvollen Verhältnis von Abhängigkeit und Unabhängigkeit zur Paarbeziehung ausbildet und einrichtet, kann die Ehekrise für Männer zur Identitätskrise werden. Und dass mit Ausnahme von Henri Dubois alle anderen Männer die Ehekrise auch als eine an ihrem Körper erfahrene Krise darstellen – Robert Grimm ist erschöpft

und Emil Frey erleidet schon das Hungern, das Johann Probst fürchtet –, das verweist auf die existenzielle und deshalb gerade anders als es das Reden von »Erschöpfung« und »Essen« suggeriert, nicht nur körperlich-somatische Abhängigkeit von der Ehe: Lagert nämlich der Wortsinn die Abhängigkeit der Männer gleichsam in Banales ein, so kommt gerade in der existenziellen Dimension dieses Banalen die weit ausgreifendere, ihrerseits existenzielle Abhängigkeitsproblematik zum Ausdruck.

Ob und wann sich die Ambivalenz von Abhängigkeit und Unabhängigkeit als problematische entfaltet, ist wiederum empirisch zu beantworten; und da wird in den drei Fällen des Henri Dubois, des Robert Grimm und des Emil Frey eine Gemeinsamkeit deutlich: Die soziale Positionierung männlicher Angestellter, die Anforderungen an politische Identität und Biographie eines sozialistischen Kämpfers und werdenden Staatsmanns sowie die unwägbaren Erfolgchancen eines wissenschaftlich ambitionierten Mediziners sind um 1900 allesamt akzentuiert männliche Bewährungsproblematiken. Hier lässt sich im einzelnen Fall das Gepräge der vielfach beobachteten »Krise der Männlichkeit« um 1900 erkennen, die durchaus als verallgemeinerte männliche Bewährungsproblematik begriffen werden kann. Im konkreten Fall sagen sich Robert Grimm, Emil Frey und Henri Dubois von ihren Ehefrauen los, wenn die Paarbeziehung ihre Männlichkeit beziehungsweise die Imperative an ihre Männlichkeit nicht trägt oder sie gar gefährdet. Keine Zuflucht in anderen Gestalten männlichen Seins wird gefunden und eigentlich auch nicht gesucht. Übertragen auf die kollektive Männlichkeitskrise könnte das heissen, dass eine wesentliche Antwort auf die männliche Bewährungsproblematik gerade nicht eine Weiterung, sondern eine Verengung des Spektrums männlicher Identität war.

Etwas anders verhält es sich bei Johann Probst, der sich zwar auch in einem ganz fundamental leiblich-körperlichen und emotionalen Sinn in Abhängigkeit von seiner Frau erfährt – dies in der Intimität des Briefs auch thematisiert – und seine persönliche ökonomische Abhängigkeit von seiner Frau nicht ertragen kann, ohne dass seine Ehre Schaden nimmt. Immerhin aber belässt ihm die Tatsache, dass er sein männliches Selbst in Begriffen des Sorgens für die Familie begreift, eines Sorgens, das Emotionales und Materielles vermittelt, einen gewissen Spielraum im Umgang mit der Ambivalenz von Abhängigkeit und Unabhängigkeit: Anders als die übrigen drei Männer kann er die Liebe und damit auch eine grundsätzliche Abhängigkeit in sein männliches Selbst integrieren. Diesen Spielraum vermag er zwar dort, wo die Krise situativ eskaliert, keineswegs zu nutzen, aber im brieflichen Monolog aktualisiert er ihn.

Hier könnten weiter führende Fragen anknüpfen: zunächst schlicht dazu, ob sich die aus einzelnen Fallstudien gewonnene Beobachtung zur Konstellation von

männlicher Bewährungsproblematik und klassenspezifisch unterschiedlicher Ressourcen »alternativer« Männlichkeit bestätigen lässt, aber auch generell zum Verhältnis zwischen einer in literatur- und kulturwissenschaftlichen Studien vielfach festgestellten Krise der Männlichkeit um 1900 einerseits und den Erfahrungswelten individueller Männer andererseits, sowie die nach Gestalten marginaler oder verschütteter männlicher Identitäten. Hier könnte auch die Frage anschliessen, ob sich das Spektrum männlicher Identität im Verlauf des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts auch deshalb verengt, weil sich in diesem Zeitraum im Kontext eines virulenten Klassenantagonismus Klassenkulturen gerade auch über eindeutige Geschlechterkulturen und entsprechende Geschlechteridentitäten akzentuieren.

Dass die Frauen die Ehekrisen weniger als Krisen ihrer selbst, denn vielmehr als nicht eingelöste, durchaus verschiedenartige Versprechen erkennen, müsste sich dann umgekehrt darauf beziehen lassen, dass weibliche Identitätsentwürfe um 1900 sich eher an einem Horizont des Angestrebten als des Gefährdeten und zu Verteidigenden ausrichten. Das lässt nicht auf eine Problematik der Verengung, sondern auf eine der Weitung des identitären Spektrums schliessen. Genau das wird in den untersuchten Fällen deutlich, wobei sich die weiter gefächerten identitären Ressourcen Unterschiedlichem verdanken: Bei Madeleine Frey und Anna Probst sind es mit dem solidargemeinschaftlichen Ehe- und Familienmodell Traditionen weiblicher Handlungsspielräume und weiblichen Selbstverständnisses, die zum machtasymmetrischen und arbeitsteiligen Ehemodell des Eherechts gegenläufig sind; im Fall Rosa Grimms ist es der gesellschaftskritische emanzipatorische Entwurf einer egalitären Ordnung der Geschlechterbeziehung, während Clara Dubois sich selbst ebenfalls im Rahmen einer als neu, als »modern« gedachten Weiblichkeit entwirft, die allerdings mit geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung und Machtasymmetrie durchaus konform geht. Dass gerade auch sie in und mit diesem Entwurf letztlich um individuelle Geltungs- und Gestaltungschancen ringt, verweist auf die Ambivalenz von Unterwerfung und Selbstunterwerfung von Frauen in der und durch die Ehe.

Es sind – das wird aus diesen vier Fällen deutlich – Brüche und Inkohärenzen der Geschlechterordnung in der Moderne, im weitesten Sinne feministische Gegendiskurse sowie die inneren Ambivalenzen des bürgerlichen Ehemodells, die das weitere Spektrum weiblicher Identität aufreissen und den Einzelnen verfügbar machen. Und es ist ja nicht zum Mindesten genau diese Dynamik, gegen welche die politische Öffentlichkeit das Eherecht mit seinen Einhegungen weiblicher Gestaltungsmacht und weiblicher Individuierungschancen richtet.

Es lässt sich nebst diesen empirischen Befunden aus der Arbeit an den Fallstudien und im Hinblick auf aktuelle Debatten in der Geschlechtergeschichte

wie auch in der Historischen Kulturwissenschaft auch ein theoretisch-methodischer Befund gewinnen: Der hier unternommene Versuch, mit der Paarbeziehung einen Gegenstand in den Blick zu nehmen, der die objektiven mit den subjektiven Dimensionen der Geschlechterverhältnisse vermittelt, den Sinn und die Strukturen der Institution Ehe mit den biographischen Erfahrungen der Paarbeziehung, hat das »Selbst« als Gegenstand der Analyse ins Zentrum der Betrachtungen gerückt. Nicht das Individuum als Gegen- oder Komplementärkategorie zu den sozialen Strukturen, als das es in den vielen Bewegungen gegen eine strukturdeterministische Sozialgeschichte zunächst statuiert wurde, und nicht die von Sozialem unbelebte Psyche, die in einer psychohistorisch gewendeten Geschlechtergeschichte postuliert wird, wenn das Individuum gleichsam als das »Andere« des Sozialen begriffen wird.<sup>1</sup> Vielmehr ginge es um ein Verständnis des Selbst als »Knotenpunkt, an dem das Soziale individuell wird«, wie es die Historikerin Lynn Hunt formuliert, oder als das »im individuellen Körper gebrochene Soziale«, als die »soziale Realität in ihrer inkorporierten, verinnerlichten Gestalt«, wie es der Soziologe Bernard Lahire in der Nachfolge Pierre Bourdieus und im Entwurf einer »psychologischen Soziologie« begreift, letztlich um einen konzeptuellen Begriff des Individuums, der in sich und nicht zwischen Individuum und Gesellschaft die Vermittlung von objektiven und subjektiven Dimensionen leistet.<sup>2</sup> Sowohl zu entsprechenden Konzeptualisierungen, als auch zur Erschließung von Forschungsfragen stehen von der grundlegenden Theorie George Herbert Meads zur Konstituierung von Subjektivität durch Intersubjektivität bis hin zu den aktuellen Theoriebeiträgen im Rahmen der Diskussion um Identität durchaus Instrumentarien bereit, wie sie hier explizit in der Interpretation von Robert Grimms Eheerzählung zur Anwendung kamen.<sup>3</sup>

Zumindest in diesem Buch kommt den Kategorien der Identität und Subjektivität einige Erklärungskraft zu, sind es doch ganz wesentlich die Arten und Weisen, in welchen sich die einzelnen Ehefrauen und Ehemänner in der und durch die Paarbeziehung als Subjekte erfahren, die einen Zugang erschliessen zu Spielräumen und Grenzen von Wandel und Beharrung in der Geschlechterbeziehung: Wenn Ehen auch an Identitätsproblematiken zerbrechen, dann sind in identitätsstiftenden Akten Mechanismen der Begrenzung und Ermöglichung von Wandel wirksam.<sup>4</sup> Im Blick auf heute virulente Beziehungsproblematiken lässt sich dies am Fall der Grimms am besten zeigen, wird doch in dieser Ehegeschichte offensichtlich, dass eine wesentliche Bedingung der Möglichkeit einer egalitären, nicht geschlechtsspezifisch arbeitsteiligen und nicht machtasymmetrischen Paarbeziehung in den identitären Ressourcen der Einzelnen beschlossen ist: Das Versprechen einer solchen Beziehung lässt sich so lange nicht einlösen,

als männliche Identität an einem Maskulinismus im Sinn von Autarkie und substanzieller Differenz zur Frau orientiert ist. Genau diese Problematik sollte sich im 20. Jahrhundert weiter entfalten, und sie erklärt wohl auch einen guten Teil heutiger Beziehungskonflikte.<sup>5</sup> Umgekehrt dürften die vielfältigeren identitären Ressourcen und Entwürfe von Weiblichkeit das machtasymmetrische und arbeitsteilige Ehemodell latent immer schon und längerfristig zunehmend deutlicher destabilisiert haben, sei es im Nachhall solidargemeinschaftlicher Tradition oder im Vorgriff auf in die Zukunft gerichtete emanzipatorische Entwürfe. Hier, in der identitären Dimension von Beziehungsproblematiken um 1900, dürfte dann auch eine Dynamik beschlossen sein, die vom Intimen und Persönlichen, von der Praxis und Erfahrung der Paarbeziehung ausgehend politische Problematisierungen weiblicher und männlicher Identitäten und der Geschlechterverhältnisse im 20. Jahrhundert mit antreiben sollte. Die Rekonstruktion von Paarbeziehungen erschliesst damit auch einen Zugang nicht nur zu ihrem eigentlichen Gegenstand, sondern auch einen zu historischen Formen von Identität und Subjektivität im Schnittfeld der Praxis sozialer Beziehungen und politischer und symbolischer Strukturen. Auch darin könnte der Gewinn einer Geschlechtergeschichte als Beziehungsgeschichte liegen.

Wenn die Fallstudien auf die Rechtssetzung bezogen werden, so lässt sich zunächst schlicht folgern, dass in der konkreten Praxis der ehelichen Beziehung – in den Paaren – genau die Widersprüche sich äussern, die im rechtlich kodifizierten Beziehungsmodell – in der Institution Ehe – ideologisch eingeebnet sind. Mit diesem »Reichtum des Lebens«, wie es der Jurist Hans Fritzsche 1919 formuliert, hatten sich die Richter auseinander zu setzen.<sup>6</sup> Alle in den Fallstudien untersuchten Ehen wurden vom bernischen Amtsgericht aufgrund des generellen und interpretationsoffenen Scheidungsgrunds der tiefen Zerrüttung geschieden. Sie stehen damit für die Mehrheit der insgesamt 479 Prozesse im Zeitraum von 1912 bis 1916 und für eine gesamtschweizerische Tendenz der Scheidungspraxis. Darin kommt zum Ausdruck, dass und wie sehr die Berner Amtsrichter bereit waren, Ehekrisen nicht vorweg definierten Gründen zuzurechnen, sondern sie individualisiert wahrzunehmen – in einem Ausmass, das durchaus nicht der Intention des Gesetzgebers entsprach. In einer verschwindenden Anzahl von 3 % aller Fälle liessen sich die Richter auf die Forderung Hans Hoppelers ein, die Eheleute als »Heldinnen und Helden«, die in der Ehe »trotz schwierigster Umstände tapfer aushalten«, nach Hause zu schicken.<sup>7</sup> Da es indes durchaus auch Ehefrauen und Ehemänner gab, die sich wie Madeleine Frey und Johann Probst gegen die Scheidungsforderung ihres Gatten, ihrer Gattin wehrten, bedeutet das auch, dass sich die Richter in der Urteilspraxis letztlich von der Überzeugung lei-

ten liessen, eine Ehe mache dann nicht mehr Sinn, wenn einer oder eine von zweien sich im Entscheid zur Trennung vom anderen losgesagt hat.

Doch war das Gericht verfahrensrechtlich dazu angehalten, nicht einfach diesem Willen der Einzelnen Folge zu leisten, sondern dessen objektive Berechtigung abzuklären. Dabei wird vieles ausgebreitet und vieles nachgefragt. Aus den richterlichen Nachforschungen und dem, was diese zu Tage bringen, konturiert sich der Raum eines Scheidungsprozesses als Ort der Thematisierung von Ehe und Ehekrise in einer eigentümlich paradoxen Weise: Einerseits erscheint das Gericht als eine Arena der Aushandlung dessen, was als sozial und moralisch variables eheliches Verhältnis gelten kann. Dabei werden intime und persönliche Verhältnisse verhandelbar gemacht und aber auch – umso mehr, als mit der Offizialmaxime nach ZGB 1907/12 die Offenlegung von Intimitäten forciert gefordert ist – einem institutionellen Zwang zur semiöffentlichen Offenbarung und Verhandlung unterworfen.<sup>8</sup>

Andererseits tritt aber der Scheidungsprozess auch als Gegenteil einer solchen Arena der Verhandlung in Erscheinung, gehen doch die Richter den geschilderten Zerwürfnissen kaum in erklärender Absicht auf den Grund. Vielmehr greifen sie in den Urteilsbegründungen zum einen zu Kategorien der Interpretation, die als eigentliche Passepartouts der Erklärung fungieren, vorab die »Charaktere«, die nicht zusammenpassen wollen, und die »Liebe«, die nicht da war, die verloren ging oder nicht die rechte war. Dass allerdings diese beiden Codes derart inflationär eingesetzt werden, verweist wiederum auf die grundlegende richterliche Überzeugung von der Unzumutbarkeit einer Ehe, aus der sich eine oder einer von zweien oder aber beide verabschiedet haben, kann doch der Unvereinbarkeit der Charaktere kein moralischer Imperativ beikommen, und ist doch die Liebe etwas, was im Verständnis der Liebesehe nur funktionieren kann, wenn beide lieben und was jedenfalls nicht imperativ von den Liebesunwilligen eingefordert werden kann. Der Einsatz dieser Codes lässt aber auch auf die Selbstverständlichkeit eines Eheverständnisses schliessen, das nicht die eheliche Zucht und die Unterwerfung der Einzelnen unter den Primat der Dauer über alles setzt, sondern die Qualität einer als von der Liebe gestiftet und getragen gedachten Paarbeziehung. Zum andern greifen die Richter in ihren Erwägungen in stereotyper Manier auf das rechtlich kodifizierte Modell der Ehebeziehung zurück, das den Männern ein Mehr an Macht und Individuierungschancen zuweist und die Frauen die Kosten dieser Ordnung tragen lässt. Diese allgemein in der Scheidungsforschung gewonnene Beobachtung veranlasst immer wieder dazu, die Gerichte als »Bastionen« der Verteidigung von politisch verordneten Ge-



schlechterstereotypen zu begreifen, die zuungunsten der Frauen operieren.<sup>9</sup> Die Sache stellt sich aber komplizierter dar: Zwar rufen die hier untersuchten Richter in ihren Urteilerwägungen immer wieder die asymmetrische Ordnung der Ehe nach Eherecht auf. Dies wird in den Fällen Grimm und Frey deutlich, wenn die Richter das Gehörte und Gelesene an der ehelichen Partnerschaft als einem Verhältnis zwischen einer anpassungsbereiten und beschränkt individualisierten Gattin und einem ordnungsmächtigen Ehemann messen.<sup>10</sup> Doch lässt sich aus den statistisch gewonnen Zahlen auch schliessen, dass die Scheidungsrichter, indem sie die allermeisten Ehen schieden, zugunsten der Frauen urteilten, die in der Mehrheit der Fälle die Scheidung verlangten.

Wie in anderen Untersuchungen gezeigt wurde, lässt sich der ökonomische Effekt eines güterrechtlich unvorteilhaften Eherechts und entsprechender Regelungen der Scheidungsfolgen als für die Frauen eindeutig ungünstig bestimmen.<sup>11</sup> Der »kulturelle« Effekt der Rechtsprechung in Sachen Scheidung hingegen lässt sich nicht vereindeutigen und muss gerade in seiner ambivalenten oder gar paradoxen Gestalt ernst genommen werden. Und es wäre auch zu bedenken, dass jedenfalls im hier gegebenen Fall des Berner Amtsgerichts in den 1910er Jahren eher die Diskrepanz zwischen der ausgesprochen scheidungsliberalen Haltung der Richter einerseits und der eher scheidungsrestriktiven Intention des Gesetzgebers andererseits als die Fixation der Richter auf eine normativ hegemoniale, staatlich verordnete und für die Frauen unvorteilhafte Geschlechterordnung erklärt, weshalb diese in ihrer Urteilsbegründung häufig zu schablonenhaften und stereotypen Argumentationen greifen: Hin und wieder erscheinen diese wie im Fall der Grimms als nichts weniger denn kommode Rationalisierungen einer Entscheidung, die letztlich eben auf der oben dargelegten Überzeugung gründet, dass die Ehe verfällt, wenn einer von zweien sich nicht mehr in sie fügt, die aber so nicht expliziert werden kann, weil sie der Intention des Gesetzgebers zuwiderläuft – zumindest in dem verallgemeinerten Ausmass, in dem sie angewendet wird. In einem weiten historischen Bogen lässt sich argumentieren, dass das Diktum Johann Gottlieb Fichtes, eine Ehe sei dann, unabhängig von der Jurisdiktion, immer schon »aufgehoben«, wenn »unbegrenzte Liebe von des Weibes, unbegrenzte Grossmuth von des Mannes Seite« »vernichtet« sei, zumindest in urbanen Regionen um 1900 zur impliziten Selbstverständlichkeit geworden ist – unausgesprochen urteilten die Berner Amtsrichter nach genau dieser fichteschen Idee: »also kann der Staat solchen, deren Herzen geschieden sind, nicht zumuthen, länger beisammen zu leben«.<sup>12</sup> Der Selbstregulierungsmechanismus einer ins Paar übersetzten geschlechterpolitischen Ordnung allerdings, der in Fichtes Verständnis

der weiblichen Liebe als freiwilliger Unterwerfung eingeschlossen ist, schlägt derweil einen eigenen kompliziert verzweigten historischen Weg mit und gegen die fichteschen Imaginationen ein.

Die Urteilspraxis der urbanen Regionen der Schweiz, für die das Berner Amtsgericht durchaus repräsentativ sein dürfte, entfaltet in letzter Konsequenz eine ambivalente Dynamik, ohne die sich die Geschichte der Ehe im 20. Jahrhundert wohl nicht begreifen lässt: Einerseits wurden eherechtliche Normen insofern verfestigt, als Ehen geschieden wurden, die für objektiv zerrüttet und unzumutbar befunden wurden; die Norm wurde damit von der sichtbar gemachten Abweichung her bestätigt und bekräftigt. Andererseits aber mündete die liberale Urteilspraxis längerfristig nicht in eine Auflösung, wohl aber in die heute beobachtete Deinstitutionalisierung der Ehe, in ein Schwinden von hegemonialer Stellung und Dauerhaftigkeit.<sup>13</sup> Und dieses setzt damit paradoxerweise im selben Zeitraum um 1900 ein, in welchem der Gesetzgeber sich dezidiert zu einem institutionellen Eheverständnis bekennt, das die Ehe als gültige Form der Partnerschaft und als grundsätzlich dauerhaft behauptet, als eine Angelegenheit nicht nur Einzelner, sondern der Gesellschaft, deren Beendigung Sache der Gerichte und nicht der Herzen ist. Trägt indes die liberale Scheidungspraxis so zur Deinstitutionalisierung der Ehe bei, so immunisiert sie diese umgekehrt wiederum auch gegen alles, was sie prinzipiell anfecht, gegen alle, die sie gerne gänzlich abgeschafft sähen, sei es zugunsten sozialutopischer »Liebesbünde« à la Charles Fourier im 19. Jahrhundert oder zugunsten des sexuell-revolutionären Kommunenwesens im 20. Jahrhundert, sei es, moderater, zugunsten des Konkubinats: eine liberale Scheidungspraxis nämlich passt die Institution Ehe an gewandelte Formen und Praktiken der Partnerschaft an – wieweit sie sich dabei selbst verliert oder gerade in der Transformation ihrer Gestalt immer wieder gewinnt, dürfte eine offene Frage der Gegenwart sein.

Die Spannung jedenfalls zwischen Stärke und Fragilität der institutionellen Qualität der Ehe kommt um 1900 auch darin zum Ausdruck, dass die Temporalität der Partnerschaft – ihre Zeitlichkeit, ihr Anfangen und mögliches Vergehen und Enden – in demselben Zeitraum im ehekritischen Diskurs, aber auch in den juristisch-politischen Debatten reflexiv wird, dass sich die Debatte um die Ehe auch hochrankt am Versuch, diese Problematik zu begreifen und zu bewältigen, dass gerungen wird um den Primat der Dauer oder aber der Qualität einer ehelichen Beziehung, dass diese beiden Dinge explizit als möglicherweise rivalisierend begriffen und besprochen werden. Diese Diskussion ist zwischen zwei Polen aufgespannt: Im ehekritischen Diskurs und insbesondere im Liebesdiskurs um



1900 wird die prinzipielle Fragilität jeder Paar- als Liebesbeziehung als praktisch unvermeidliches und deshalb pragmatisch zu handhabendes soziales Faktum oder aber als Symptom einer notwendigen Phase in einer liebesevolutionären Entwicklung der Gesellschaft begründet und die Dauer der Qualität der Beziehung nachgeordnet. Umgekehrt schießt sich die politisch-juristische Diskussion auf einen moralisierten Anomiediskurs ein, der die Notwendigkeit einer Gegenreaktion auf die »Krise der Ehe« statuiert und sich von der Bestärkung der Dauer eine »Gesundung« der Ehe überhaupt verspricht. Analog zu den einzelnen Ehefrauen und Ehemännern, für die es den krisenhaften Verlauf und das Ende einer Ehe, die im Willen zur Dauer geschlossen worden war, sinnhaft in die persönliche Biographie einzufügen gilt, kreist die öffentlich-politische Diskussion um die Bewältigung der Temporalität, der Zeitlichkeit der Ehe. In einer foucaultschen Perspektive auf diese Diskurse müsste allerdings weiterführend auch danach gefragt werden, inwiefern diese Diskurse das gerade selbst hervorbringen, was sie kommentieren. Die politische Debatte erschlosse sich aus dieser Perspektive möglicherweise als eine, die über das Vehikel der Paarbeziehung die Geschlechterverhältnisse als anomische erst hervorbringt, um sie im Sinn einer gegen sozialen Wandel gerichteten Ordnung bekämpfen zu können. Diese Frage kann allerdings hier nur aufgeworfen werden und muss präzisen diskursanalytischen Untersuchungen vorbehalten bleiben.

Ebenfalls nicht in ihrer ganzen Breite behandeln konnte ich die Frage nach den Formen und Gestalten der kulturellen Thematisierung der Ehe um 1900; nur schon die Ausschnitte aber, die in diesem Buch zur Sprache kommen, erschliessen Anschlussfragen. Lässt sich für den politischen Diskurs festhalten, dass das Reden über die eheliche Beziehung sich als diffuse allgemein-moralische Thematisierung entfaltet, während in der weit gefächerten Anweisungsliteratur das religiöse Register gut vertreten bleibt, dass in den Scheidungsprozessen häufig die Arztpraxen als Orte der Behandlung von Ehekrisen auftauchen, dass die Anwälte den sexualwissenschaftlichen Diskurs explizit zitieren und die Richter sich mit dem »Charakter« und der »Liebe« auf Thematisierungsweisen verlegen, die für psychologische Deutungsmuster anschlussfähig sein werden, dass im ehekritischen Diskurs Ehe und Liebe auch im Verweisungszusammenhang von ethischem und gar soziologischem Denken verhandelt werden, all das wirft die Frage nach dem kulturellen oder diskursiven Ort von Ehe, heterosexueller Paarbeziehung und Liebe um 1900 auf und auch diejenige nach dem Vorher und Nachher dieses Orts. Dieser ist keineswegs so eindeutig im sexualwissenschaftlichen Diskurs verankert, wie es bisweilen eine Geschichte der Sexualität im

Nachgang der foucaultschen Thesen zur »Verhäkelung von Allianz und Sexualität«, zur Verwebung von Paarbindung und Sexuellem seit dem 18. Jahrhundert suggeriert.<sup>14</sup> Zwar gerät »die Liebe« um 1900 wohl in den Sog »der Sexualität«; zwar verliert sie an »Terrain« auf dem Boden kultureller Thematisierung der Geschlechterbeziehung, wie Edith Saurer beobachtet.<sup>15</sup> Doch darf man sich von der hegemonialen Position sexualwissenschaftlicher Problematisierungsweisen der Paarbeziehung etwas nicht ausreden lassen: Es gab – zumindest um 1900 – einen Diskurs über die Liebe, der sich zwar mit sexualwissenschaftlichen Thematisierungen überschneidet, von diesen in Regie genommen wurde, sich aber durchaus auch davon ablöste und in philosophisch-ethischen und hin und wieder auch soziologischen Aussagezusammenhängen operierte, und der seine Argumente nicht selten mit exemplarischen Geschichten und Figuren aus Vergangenheit, Gegenwart und der literarischen Imagination ausstattete, wie es einst Stendhal in seinen vielen Seiten über die Liebe tat. Gerade die Ränder des sexualwissenschaftlichen Sogs könnten in diesem Sinn noch genauer betrachtet werden.

Dazu müsste zunächst einmal angeschaut werden, was denn eigentlich mit der Liebe bis in die 1970er Jahre geschieht, als Roland Barthes beobachtet, dass »der Diskurs der Liebe« von einer »extremen Einsamkeit« sei, »von Tausenden von Subjekten geführt, aber von niemandem verteidigt [...], von den angrenzenden Sprachen vollständig im Stich gelassen: entweder ignoriert oder entwertet oder gar verspottet, abgeschnitten nicht nur von der Macht, sondern auch von ihren Mechanismen (Techniken, Wissenschaften, Künsten)«. <sup>16</sup> Und was bis in die Gegenwart geschieht, in der die Liebe allmählich wieder neben der Sexualität begriffsfähig scheint, in der sich die angrenzenden Sprachen ihrer annehmen, sie aber so ganz und gar in den Bann einer therapietechnologisch ausgerichteten instrumentellen Vernunft schlagen oder aber soziobiologistischen Determinismen verschreiben.<sup>17</sup> Und was es heisst, wenn Roland Barthes auch sagt, dass der Diskurs der Liebe »durch seine eigene Kraft« in diese Abwesenheit geraten sei, das wäre eine lohnenswerte Frage.<sup>18</sup> Es könnte sein, dass eine Genealogie dieser Thematisierungsweisen etwas mit der Verzweigtheit des Redens über Ehe, Sexualität und Liebe um 1900 zu tun hat.

Wer sich die Ehe vornimmt, handelt sich Welt ein. Die der Politik und der Ökonomie und die der Phantasie, die der Köpfe und die der Herzen. Und so hatte sich diese Studie über die Ehe, die Paare, ihre Krisen und ihre Entzweigungen ständig zu bescheiden und sich von der Welt, die in den Ehen anwesend ist und in der die Ehen anwesend sind, auch immer wieder zu distanzieren. Ehegeschichten lassen sich nicht zu Ende denken und für mich hiess das, dass ich mich immer

wieder mit den gestellten Fragen zu begnügen hatte. Wenn die Leserin, der Leser in diesen Geschichten Dinge entdeckt, von denen ich nichts geschrieben habe, so mag vielleicht auch darin ein Sinn dieses Buches stecken, das sich mit einem Thema beschäftigt hat, von dem alle etwas wissen, aus Kenntnis, Erfahrung oder Anschauung, und über das sich Bernard Shaws Diktum zufolge unvergleichlich viel, aber hoffentlich nicht nur gefährlicher Unsinn denken und reden lässt.

## DANK

Vielen habe ich im Augenblick vor der Drucklegung dieses Buches zu danken. Die Mitarbeiter des Staatsarchivs des Kantons Bern haben mir stets freundlich und aufmerksam die vielen Archivschachteln hin- und hergetragen. Der Schweizerische Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung hat grosszügig zu den Publikationskosten des Buches beigetragen und mich mit einem einjährigen Dissertations-Stipendium beim Schreiben dieser Seiten unterstützt. In diesem Jahr hat mich Francine Muel-Dreyfus zu einem längeren Aufenthalt ans Centre de sociologie de l'éducation et de la culture an der École des Hautes Études en Sciences Sociales in Paris eingeladen und mir dort den Zugang zu einer intellektuellen Kultur ermöglicht, die so viel Sinn für disziplinären Eigensinn hat, wie sie unnötige Grenzzäune zwischen den Disziplinen überschreitet.

Unschätzbares verdankt dieses Buch denen, die mich nicht nur das wissenschaftliche Handwerk, sondern auch eine Kultur des Denkens lehrten: Albert Tanner hat von allem Anfang an die Idee und das Schreiben dieser Arbeit unterstützt, er hat nie nachgelassen in seinem Interesse an den entstehenden Seiten und ihren Formen eine Freiheit gelassen, die zugleich Herausforderung und Unterstützung war. Claudia Honegger hat mich die Verflechtung von Arbeit am historischen Material und soziologischem Denken gelehrt; ihr Insistieren auf dem Zusammenspiel von Detail und grossen Linien hat mir meinen Gegenstand immer wieder neu entdeckt und lässt mich das wissenschaftliche Metier anhaltend als ein aufregendes erleben. Sie hat mir ausserdem während der Entstehung der Dissertation mit einer Assistenzstelle Gelegenheit zur Zusammenarbeit in der intellektuell mehr als anregenden Atmosphäre am Institut für Soziologie der Universität Bern gegeben, wo sich meine Arbeit stets aufgehoben und herausgefordert befand.

Dass die Arbeit ihr Ende fand, verdanke ich auch denen, die gelesen haben, in Augenblicken, als die Buchstaben beharrlich tanzten und mir partout nicht am richtigen Ort und im richtigen Sinn scheinen wollten. Charlotte Müller hat während der ganzen Entstehungszeit immer wieder unbestechlich kritisch angeschaut, was ich etappenweise zu Ende brachte, und mich ausserdem im praktischen Drumherum des Dissertierens ganz wesentlich unterstützt. Beatrice Ziegler hat einzelne Teile in frühen Fassungen gelesen und mich mit hilfreichen Kommentaren konfrontiert. Das ganze Manuskript schliesslich hat Regula Ludi gelesen und kritisiert, so sorgfältig und kenntnisreich, wie ich es mir nur wünschen konnte. Ganz zuletzt hat Eliane Degonda mit professioneller Zuverlässig-

keit unsinnig Eigensinniges in Grammatik und Stil aus dem Manuskript vertrieben und bei Dorothee Rheker-Wunsch vom Böhlau Verlag war die Vorbereitung der Drucklegung in guten Händen.

Umgeben war die Arbeit an diesem Buch vom kontinuierlichen Gespräch mit Freundinnen und Freunden, die mit mir über das Schreiben der Geschichte und das soziologische Denken sinnierten und über ganz viel ganz anderes: Marc Badertscher, Ina Boesch, Caroline Bühler, Andrea Feller, Urs Hafner, Erika Hebeisen, Elisabeth Joris, Ursula Käser, Rachel Mader, Chantal Magnin, Marianne Rychner, Peter Schallberger, Brigitte Schnegg, Roger Sidler, Jeannette Voirol und Stefan Wehrli danke ich für Freundschaft in ihren vielen verschiedenen Gestalten. Was sich von unseren Gesprächen und der geteilten Zeit auf verschlungenen Wegen in die Seiten geschlichen haben mag, werden sie dort finden. Michael Herzig hat nicht nur mein Schreiben begleitet, sondern auch die ganze Zeit über wunderbar für mich gesorgt. Einige der Genannten schliesslich hatten als Nächste die Empfindlichkeiten und Obsessionen zu ertragen, die das Schreiben einer längeren Arbeit mit sich bringt. Ihnen sei besonders gedankt, für ihre Nachsicht und für ihre Geduld. Dazu gehören auch meine Eltern, Katharina Arni-Howald und Urs Arni, denen mein Dank für vieles gilt: Sie haben mir die Neugier an der Welt und ihrer Geschichte erschlossen und mich damit machen lassen, was mir gefiel. Ihnen ist dieses Buch gewidmet.

## ANMERKUNGEN

### Ehe, Paare. Zur Einführung

- 1 Augustin, *Bonheur conjugal*, S. 44 u. 50; *Jugement de la Comtesse de Champagne*, 1174, zit. nach: de Rougement, *Amour*, S. 357; Martin Luther, zit. nach: Weber, *Ehefrau*, S. 284; Huldrych Zwingli, zit. nach: Burghartz, *Zeiten*, S. 40 ff.; Fichte, *Familienrecht*, S. 104, 113 u. 102 (§§ 8, 16, 6) (Hervorhebung im Original); Kant, *Metaphysik*, S. 390; Schlegel, *Lucinde*, S. 17; De Bonald, *Divorce*, S. 107 u. 109; Fourier, *Liberté*, S. 119 u. 120; D'Héricourt, *Femme affranchie*, Bd. 2, S. 151 f.; Vortmann, *Reform*, S. 10 u. 13 f.; Marx/Engels, *Manifest*, S. 79; Hilty, *Heiligkeit*, S. 191 f.; Dohm, *Ehescheidung*, S. 134; De Beauvoir, *Geschlecht*, S. 596; Adorno, *Minima Moralia*, S. 30.
- 2 Théry, *Différence*, S. 69 f. Ausserdem zu dieser historisch-kulturanthropologischen Perspektive auf die Ehe: Segalen, *Sociologie*, S. 115 ff.; Outhwaite, *Introduction*, S. 1–16.
- 3 Théry, *Différence*, S. 69 f.
- 4 Vgl. im Überblick zu den zitierten ehe- und familiensoziologischen Befunden: Segalen, *Sociologie*, S. 42 ff. Als Fallstudie z.B. Sieder, *Freisetzung. Spezifisch für die Schweiz: Fleiner-Gerster/Gilliand/Lüscher, Familien. Zu einem historisch-soziologischen Blick auf diese Entwicklungen, der um 1900 ansetzt*: Kuhn/Kohser-Sponsor, *Befreite Liebe*. In der Literatur wird auch darauf hingewiesen, dass sich in solchen Entwicklungen eine »Krise des Ehepaars« und nicht – wie im politischen Diskurs häufig suggeriert – eine »Krise der Familie« manifestiert: Burguière et al., *Familie. Zu einer Interpretation aktueller familien- und ehepolitischer Diskussionen*: Théry, *Différence*.
- 5 Shaw, *Heiraten*, S. 13 ff. u. 11.
- 6 Shaw, *Heiraten*, S. 13 f.
- 7 Simmel, *Gesellschaft zu zweien*, S. 349 f. Simmel wird in diesem Buch häufig zur Anwendung kommen, als ein sensibler Gesellschaftsdiagnostiker und als ein Theoretiker des Sozialen, der den mikrosozialen Phänomenen des alltäglichen Lebens besondere Aufmerksamkeit widmet, aber auch als ein Zeitgenosse der Jahrhundertwende, dessen Denken – insbesondere wenn es um das Verhältnis der Geschlechter kreist – als im wissenssoziologischen Sinn zeitgebunden zu verstehen ist. Mit anderen Worten: Simmels Schriften kommen hier als Literatur und als Quellen zur Anwendung; der Einfachheit halber werden indes im Quellen- und Literaturverzeichnis alle von Simmel zitierten Werke unter der Rubrik Literatur aufgeführt.
- 8 Farge/Foucault, *Familiäre Konflikte*, S. 34; Godard, *Eloge*, S. 121.
- 9 Gmür, *Kommentar*, S. 171.
- 10 Simmel, *Soziologie*, S. 109 f. Simmel stellt diese formalsoziologische Bestimmung der Ehe übrigens ganz im Geist seiner Zeit in Analogie zum Geschlechtsakt: Schon der »Fundamentaltvorgang« der »physiologischen Paarung« werde »einerseits als das Intim-Persönlichste empfunden, andererseits aber doch als das absolute Generelle, das die Persönlichkeit grade in dem Dienst der Gattung, in der allgemein organischen Forderung der Natur untertauchen lässt« (S. 110).
- 11 Im Zeichen einer am »linguistic turn« orientierten Geschlechtergeschichte liesse sich hier von der »Konstruktion von Geschlecht« in der und durch die Ehe sprechen. Ich

versuche allerdings hier und im Folgenden, den Begriff Konstruktion zu vermeiden, nicht deshalb, weil er unzutreffend wäre, sondern weil er zu einem Passepartout geworden ist, dessen Anwendung dazu verleitet, die Argumentation einer präzisen Beschreibung dessen zu entheben, was denn »Konstruktion« eigentlich genau heissen soll. Vgl. zum »linguistic turn« in der Geschichtswissenschaft: Conrad/Kessel, Geschichte schreiben.

- 12 Vgl. grundsätzlich zu einer solchen Betrachtungsweise von »Recht«, die dieses als Kulturphänomen und als politisch erzeugt versteht: Grimm, Bedeutung des Rechts. In der feministischen Geschichtsschreibung, die früh die Aufmerksamkeit auf Rechtsverhältnisse als soziale Verhältnisse und auf Rechtsetzung als Medium von Gesellschaftspolitik lenkte, ist eine solche Sichtweise auf das Recht schon seit längerem eine Selbstverständlichkeit; vgl. Gerhard, Gleichheit, S. 144; Arnaud-Duc, Widersprüche; Gerhard Frauen. Vgl. zur Ordnung des heterosexuellen Paares als »primäre Bezugsgrösse für Entwürfe von Stabilisierung, Destabilisierung und/oder Transformation von Gesellschaften«: Meyer-Lenz, Ordnung, S. 15; zur Ehe als Institutionalisierung von »gender arrangements«: vgl. Cott, Public Vows, S. 3. Zum hier verwendeten Begriff von Institution, der diese nicht als der Praxis vorgelagertes stabiles Dispositiv begreift, sondern als sozial generiert und ihrerseits Soziales generierend: Revel, Institution.
- 13 Niemand – so zitiert Jean-Claude Passeron Karl Mannheim sinngemäss – sei auf der Strasse je »Makranthropen« wie der Bourgeoisie, dem Proletariat oder gar einer Institution begegnet. Vgl. Passeron, Biographies, S. 20. Key, Ehe, S. 395. Das heisst nicht, dass nicht auch das Paar an sich, unabhängig von der Ehe, im Sinne eines weiten Institutionenbegriffs als Institution begriffen werden kann. Vgl. in diesem Sinn zum Paar als »GEREGELTER Kooperations- und Kommunikationszusammenhang«: Burkart/Koppetsch, Geschlecht, S. 437 (Hervorhebung im Original). Hier wird jedoch Institution im Sinn eines engen Institutionenbegriffs als juristische Institution verstanden.
- 14 Simmel, Gesellschaft zu zweien.
- 15 Simmel, Gesellschaft zu zweien, S. 351.
- 16 Vgl. grundlegend hierzu: Luhmann, Liebe, S. 194f. Damit ist etwas anderes gemeint als die in der familienhistorischen Literatur auch portierte und mittlerweile vielfach kritisierte Vorstellung, dass die Liebe mit der Moderne in die Welt käme; damit ist zunächst schlicht gemeint, dass die Liebe in der Moderne als das verstanden wird.
- 17 Zur Konstituierung von Subjektivität durch die Anerkennung in der Liebesbeziehung: vgl. Honneth, Anerkennung, S. 148ff. Grundlegend dafür ist George Herbert Meads Theorie der Konstituierung von Subjektivität durch Intersubjektivität, vgl. Mead, Geist.
- 18 Simmel, Soziologie, S. 110f.
- 19 Scott, Gender (erstmal 1986). Vgl. auch zur Verknüpfung von institutioneller Ebene und Handlungsebene aus praxeologischer Perspektive: Revel, Institution, S. 83 und am Beispiel der Familie: Bourdieu, Famille, S. 34.
- 20 Habermas, Geschlechtergeschichte, S. 504.
- 21 Weber, Objektivität, S. 180. Hier ist nicht der Ort, auf die verwickelte Genese all dessen einzugehen, was unter dem Begriff der Historischen Kulturwissenschaft programmatisch entworfen und kontrovers diskutiert wird und in einem mittlerweile nur mit viel disziplinengeschichtlichem Verständnis überblickbaren Formierungsprozess seinen Ausdruck gefunden hat. Es muss hier genügen, darauf hinzuweisen, dass sich seit den 1980er

Jahren in Absetzung von strukturdeterministischen Tendenzen der Sozialgeschichte der 1970er Jahre, im regen und vielschichtigen Dialog mit der Kulturosoziologie, der »alten« Kulturgeschichte, der Sozial- und Kulturanthropologie dieses historiographische Interesse artikuliert und in den vielen »Spielarten« (Christoph Conrad/ Martina Kessel) einer kulturwissenschaftlich gewendeten Sozialgeschichte (Mikrohistorie, Historische Anthropologie, Alltagsgeschichte) entfaltet hat. Es scheint mir aber auch angebracht, ein Verständnis des Verhältnisses von Historischer Kulturwissenschaft und Sozialgeschichte zu formulieren, das die zur Herausbildung neuer Perspektiven vielleicht notwendige, sachlich aber nicht immer gerechtfertigte Frontstellung hinter sich lässt. Das vorliegende Buch jedenfalls hätte so nicht geschrieben werden können, hätten die Arbeiten der Sozialgeschichte nicht zur Verfügung gestanden. Vgl. zur Historischen Kulturwissenschaft u.a. die Überblicksdarstellungen und Sammelbände: Daniel, Kompendium; Conrad/Kessel, Kultur; Mergel/Welskopp, Geschichte; Hardtwig/Wehler, Kulturgeschichte; Lehmann, Wege. Und schon länger wegweisend: Nipperdey, Kulturgeschichte. Zur historiographischen Rezeption des weberschen Kulturbegriffs u.a.: Jaeger, Kulturbegriff. Zu den nicht unerheblichen Friktionen innerhalb des weiten historisch-kulturwissenschaftlichen Feldes insbesondere im Zeichen einer Verquickung von Historischer Kulturwissenschaft und »cultural studies« vgl. die Beiträge zur Debatte in: Historische Anthropologie, 10:2, 2002, besonders: Schindler, Unbehagen. Zu einer Geschichte der Zweierbeziehung in kulturgeschichtlicher Absicht: Labouvie, Paare. Zur historisch-genetischen Perspektive der Kulturosoziologie: Mannheim, Strukturen. Theoretisch auch grundlegend für diese Arbeit: Berger/Luckmann, Konstruktion. Vgl. zum herausfordernden Zusammenspiel von Geschichte und Soziologie: Duden, Tuchfühlung.

- 22 Adorno, Minima Moralia, S. 29f.
- 23 Farge, Jeu, S. 72.
- 24 Farge/Foucault, Familiäre Konflikte, S. 24.
- 25 Thompson, Volkskunde, S. 296.
- 26 Vgl. grundlegend: Garfinkel, Studies.
- 27 Vgl. z.B.: Kelly-Gadol, Beziehungen. Für eine differenzierte Betrachtungsweise des klassen- und milieuspezifischen Sinnes etwa von Machtverhältnissen in der Paarbeziehung vgl. die gegenwartsssoziologische Studie von Koppetsch/Burkart, Illusion.
- 28 Bourdieu, Unterschiede. Vgl. zu einer kulturosoziologischen Konzeptualisierung des Verhältnisses von Geschlecht, Klasse und Milieu: Koppetsch/Burkart, Illusion, S. 285–316; Frerichs/Steinrück, Klasse.
- 29 Vgl. zu einer präzisen Beschreibung der »relativ offenen Klassengesellschaft« der Schweiz um 1900: Tanner, Bürgertum, S. 19f.
- 30 Damit konzentriert sich die Studie auf eine Fragestellung, die so für den behandelten Zeitraum und die Schweiz kaum bearbeitet ist. Von Regina Wecker, Elisabeth Joris und Heidi Witzig sowie Beatrice Ziegler liegen Arbeiten mit schweizerischen Scheidungsquellen des 19. und 20. Jahrhunderts vor; alle diese Autorinnen ziehen aber die Scheidungsprozesse vorwiegend als ergiebige Quelle zur Erforschung der Lebenszusammenhänge von Frauen bei und widmen sich weniger intensiv den Beziehungskonflikten als solchen. Vgl. Ziegler, Scheidungsverfahren; Wecker, Ökonomie; Joris/Witzig, Industrialisierung. Zum hier bearbeiteten Quellenkorpus existiert eine Seminararbeit von Barbara Marti, die aber mit anderen Fragestellungen und Methoden an das Material herangeht. Vgl. Marti, Geschlechterrollen.

- 31 Zur Mikrohistorie: vgl. u.a. die programmatischen Texte: Medick, Mikro-Historie; Ginzburg, Mikro-Historie. Zur erneuten Formulierung der entsprechenden Forschungsperspektive und ihrer Situierung im aktuellen historiographischen Diskurs: vgl. Medick, Anthropologie. Zur Diskussion um die Analyseebenen »mikro« und »makro«: Schlumbohm, Mikrogeschichte; Revel, Jeux. Zur Diskussion im Kontext der Frauen- und Geschlechtergeschichte: Pomata, Close-Ups.
- 32 Zu dieser Konstellation: vgl. Thébaud, Einleitung, S. 18. Im Zusammenhang mit der Ehe: vgl. Ernst, Perspektiven, S. 179f. Vgl. ausserdem zur »Akzentuierung der Geschlechtscharaktere« in der Schweiz um 1900: Jaun, Akzentuierung.
- 33 Honegger, Weiblichkeit, S. 150.
- 34 Prägnant hierzu: de Singly, Familie. Ausserdem zu den grossen familienhistorischen Linien: Sieder, Familie; Rosenbaum, Formen. Zu aktuellen Diskussionen und kritischen Neu-Sichtungen: Goody, Family, besonders S. 146ff.; Davidoff et al., Family Story, besonders S. 16ff.; Burguière et al., Familie.
- 35 Vgl. hierzu: Segalen, Industrielle Revolution, S. 39ff.
- 36 Die Gründe für diese Ausnahme von der sonstigen Archivierungspraxis stehen nicht mit Sicherheit fest; vermutlich diene die umfängliche Archivierung der in diesen Jahren in verschiedenen Kantonen und Gemeinden durchgeführten Evaluation des 1912 in Kraft getretenen Scheidungsrechts nach Zivilgesetzbuch von 1907/12. Auch in das Korpus aufgenommen wurden Anträge auf Abänderung eines bereits gesprochenen Scheidungsurteils, nicht aber Anträge auf Gütertrennung, die hinsichtlich dessen, was hier interessiert, wenig Material liefern.
- 37 Farge/Foucault, Familiäre Konflikte, S. 278.
- 38 Chaytor, Husbandr(y), S. 379. Vgl. hierzu auch die einleitenden Bemerkungen in: Davis, Fiction.
- 39 Dieser Gedanke bezieht sich auf Peter Berger und Hansfried Kellner, die darauf hingewiesen haben, dass ein »nomischer Bruch« das Paar erst als solches konstituiert, womit die Aufgabe zweier individueller Sinnhorizonte zu Gunsten der Konstitution eines gemeinsamen gemeint ist. Die Krise des Paares zeugt dann von Friktionen innerhalb dieser gemeinsamen Realität, vom Aufkündigen oder vom Verlust solcher Gemeinsamkeit. Vgl. Berger/Kellner, Ehe.
- 40 Vgl. zu diesen beiden entgegengesetzten Polen der quellenkritischen Sichtweise auf Scheidungsprozesse: Möhle, Ehekonflikte, S. 16ff. und Stone, Road, S. 14 u. 28. Umsichtiger dann im methodologisch-theoretischen Zugang: Stone, Lives sowie Stone, Unions. Ähnlich wie die vorliegende Arbeit begreift James A. Hammerton den Erkenntniswert von Scheidungsprozessen: Hammerton, Cruelty, S. 3ff.
- 41 Darauf zielen unterschiedlich explizit und unterschiedlich dezidiert viele aktuelle und aber auch schon ältere Vorschläge einer Konzeptualisierung des Erfahrungsbegriffes. Vgl. besonders prägnant im Rückgriff auf wissenschaftssoziologische Ansätze die Beiträge von Ute Planert, Nikolaus Buschmann und Horst Carl sowie Jutta Nowosadtko in: Buschmann/Horst, Erfahrung des Krieges; Hunt, Psychoanalysis, S. 16; Hartewig, Erfahrungsgeschichte; Noiriël, Approche, S. 1452ff.; Foucault, Gebrauch, S. 10ff.; Thompson, Elend, S. 225. Vgl. zu einer aktuellen Bestandesaufnahme der Erfahrungsbegriffsdebatte in der Geschlechtergeschichte verschiedene Beiträge in: Bos/Vincenz/Wirz,

- Erfahrung. Als zentrale Ausgangstexte der geschlechtergeschichtlichen Debatte um Erfahrung vgl.: Scott, Evidence und Canning, Feminist History.
- 42 Tanner, Bürgertum, S. 4–20 u. 33–64. Die Zurechnung einzelner Ehen zu sozialen Klassen ist freilich – nicht zuletzt aufgrund gelegentlich lückenhafter oder uneindeutiger Informationen – nicht immer unproblematisch. Ein spezifisches und bekanntes Problem stellt die soziale Einordnung der Ehefrauen dar, welche lange – auch in der Forschung – von der Position des Ehemannes abgeleitet wurde. Eine unpräzise Bestimmung der ehefraulichen sozialen Position verfälscht dann aber auch die Einordnung der Ehe: Es spielt eine wesentliche Rolle, ob eine Ehe sozial homogen oder eine »cross class«-Ehe ist. In der Regel lassen sich jedoch die in den Personalangaben der einzelnen Dossiers häufig lückenhaften Angaben zu allfälligen Berufsausbildungen oder Erwerbstätigkeiten von Ehefrauen durch zusätzliche Informationen aus dem gesamten Dossier ausgleichen. Vgl. zu dieser Problematik: Frerichs/Steinrücke, Frauen.
- 43 Zum »theoretical sampling«: vgl. Strauss/Corbin, Grounded Theory, S. 148ff.
- 44 Freilich finden sich unter den 479 Ehen auch solche katholischer und ländlicher Provenienz. Ein gehaltvoller Vergleich entlang dieser Kategorien lässt sich aber sinnvoll nur dann anstellen, wenn die Untersuchung überhaupt auf diese Weise komparativ angelegt wird und sich z.B. die Praxis städtischer und ländlicher, katholischer und protestantischer Gerichte vornimmt.
- 45 Nipperdey, Kulturgeschichte. Ich orientiere mich eklektizistisch an Verfahren der objektiven Hermeneutik, die auf objektive Sinnstrukturen fokussiert, und der wissenschaftssoziologischen Hermeneutik, die sich stärker auf subjektive Sinnhaftigkeit konzentriert. Vgl. zur objektiven Hermeneutik: Oevermann et al., Methodologie; Oevermann, Kontroversen; Oevermann, Objektive Hermeneutik; Wernet, Einführung. Vgl. zur wissenschaftssoziologischen Hermeneutik: Schröer, Sozialforschung; Schröer, Wissenschaftssoziologische Hermeneutik. Ausserdem sind für diese Studie auch Verfahren der soziologischen Biographieforschung relevant; vgl. im Überblick: Fischer-Rosenthal/Rosenthal, Narrationsanalyse.
- 46 Lahire, Esquisse, S. 48. Vgl. hierzu auch: Revel, Micro-analyse; Oevermann, Fallrekonstruktionen; Oevermann, Methode; Kelle/Kluge, Einzelfall. Vgl. ausserdem zur Rekonstruktion der Dialektik von Allgemeinem und Besonderem im Kontext der geschlechtergeschichtlichen Diskussion: Pomata, Close-ups.
- 47 Dabei wird der ganze deutschsprachige Raum als »kultureller Raum des Diskurses« angenommen und punktuell, wo dies für den Fall massgeblich ist, auch der französische. Es wird im Einzelnen auch darauf geachtet, dass schweizerische Quellen oder solche, die in der Schweiz rezipiert wurden, zur Anwendung kommen.
- 48 Vgl. zur Narrativität von Geschichtsschreibung: White, Bedeutung.
- 49 Vernachlässigt wird hier insbesondere die Auseinandersetzung um das eheliche Güterrecht, die schon andernorts untersucht ist. Vgl. Wecker, Errungenschaft.
- 50 Zur Deutungsmusteranalyse: vgl. Oevermann, Analyse; Honegger, Bemerkungen; Honegger, Deutungsmusteranalyse. Zur Diskursanalyse: vgl. grundsätzlich die Arbeiten von Michel Foucault.
- 51 Es wird darauf geachtet, dass einerseits Texte zur Sprache kommen, die sozusagen paradigmatisch für die einzelnen Positionen in der Diskussion stehen, und andererseits auch Texte aus der Schweiz oder solche, die in der Schweiz rezipiert wurden.

## Kapitel 1: Ein Bollwerk gegen die Krisen der Moderne

- 1 Hilty, Heiligkeit, S. 191.
- 2 Nach Zivilgesetzbuch 1907/12 (im Folgenden abgekürzt als ZGB 1907/12) Art. 159–177. Vgl. zu diesem »bürgerlichen Familienmodell« u.a.: Sieder, Familie, S. 125–145. Zur historischen Ausbildung dieses Modells in der Schweiz: Gugerli, Familienbild, sowie ausführlich: Tanner, Bürgertum, S. 159–280.
- 3 Stenographisches Bulletin, Bd. 15, 1905, S. 656.
- 4 Briner, Ehescheidungsgründe, S. 128 f.
- 5 Blasius, Rechtsgleichheit, S. 76.
- 6 Statistische Angaben aus: Grossmann, Familie, S. 29; Buomberger, Ehegesetzgebung, sowie detailliert: Schweizerische Statistische Mitteilungen, Ehe. Vgl. ausserdem zur quantitativen Entwicklung von Ehescheidungen in der Schweiz seit 1874: Wecker, Ökonomie, S. 215 ff. Zur hohen schweizerischen Scheidungsziffer trugen vor allem die städtischen und protestantischen Gebiete bei; ab 1910 war es dann nur noch der Stadt-Land-Unterschied, der die Differenz ausmachte. Vgl. hierzu: Duss-von Werdt/Fuchs, Scheidung, S. 33 ff. Aus heutiger Perspektive freilich erscheint die Scheidungsrate um 1900 gering: im Jahr 2000 und im schweizerischen Durchschnitt kamen gemäss dem Statistischen Jahrbuch der Schweiz 2560 Scheidungen auf 10000 bestehende Ehen.
- 7 »Tout d'abord, on y peut voir la preuve de l'influence considérable que la législation du divorce exerce sur le mariage. La Suisse est tolérante à l'excès en matière de divorce; elle admet le divorce par consentement mutuel, condamnations infamantes, et même pour toutes les causes qui peuvent paraître au juge de nature à troubler la société conjugale. Il en résulte que le taux des divorces est plus élevé en Suisse que dans les autres pays d'Europe.« Durkheim, Droit matrimonial, S. 195 f.
- 8 Durkheim, Divorce, S. 181.
- 9 Fourier, Liberté, S. 51. Vgl. allgemein zur Verkoppelung von »lien social« und »lien sexuel« in postrevolutionären Gesellschaftsentwürfen: Fraisse, Raison, S. 49. Zur Verknüpfung von Gesellschafts- und Liebesentwürfen im Denken der philosophischen Meisterdenker vgl.: Fraisse, Bestimmung; Frevert, Meisterdenker.
- 10 Hilty, Heiligkeit, S. 191.
- 11 Gmür, Kommentar, S. VI.
- 12 Caroni, Privatrecht, S. 90 ff. Mit Caroni ist aber auch festzuhalten, dass das ZGB mit dem Anspruch, eine Lösung sozialer Ungleichheiten bereitzustellen, überfordert war (S. 94).
- 13 Caroni, Privatrecht, S. 28 und Ruffieux, Freisinn, S. 670 f. Vgl. zu den parteipolitischen Verhältnissen in der Schweiz: Gruner, Parteien.
- 14 Briner, Ehescheidungsgründe, S. 39.
- 15 Es handelt sich dabei um die Artikel BV 1874 Art. 54 u. 53, Abs. I. Vgl. hierzu: Caroni, Privatrecht, S. 38 ff. Vgl. auch zur von Schwierigkeiten geprägten Umsetzung dieser Verfassungsrevision: Ruffieux, Freisinn, S. 672 und von Greyerz, Bundesstaat, S. 1073 f.
- 16 Caroni, Privatrecht, S. 38 ff.; Ruffieux, Freisinn, S. 677; von Greyerz, Bundesstaat, S. 1085.
- 17 Huber, System. Vgl. zu Eugen Huber: Manaï, Eugen Huber.

- 18 Mesmer, Frauen, S. 155. Schon in den 1860er Jahren hatten sich Frauen in gesetzgeberische Vorarbeiten auf eidgenössischer Ebene eingeschaltet, und noch früher hatten Frauen auf kantonaler Ebene Petitionen zur Abschaffung der Geschlechtsvormundschaft organisiert. Vgl. hierzu: Mesmer, Frauen und Gerber Jenni, Emanzipation.
- 19 Huber, Stellung der Frau, S. 1.
- 20 Gerber Jenni/Kaufmann, Frauenforderungen, S. 182; Benz, Forderungen; Hausamann/Schaller, Postulate.
- 21 Gerber Jenni/Kaufmann, Frauenforderungen, S. 196 f.
- 22 Vgl. Einsele, Anna Mackenroth sowie »Nachruf Dr. Anna Kramer-Mackenroth«, in: Die Schweizerfrau, 5. 11. 1936.
- 23 Gmür, zit. nach: Gerber Jenni/Kaufmann, Frauenforderungen, S. 197. Als indirekter Vertreter der Frauenorganisationen agierte auch – wenngleich nicht offiziell – der Sekretär des Schweizerischen Gewerbevereins, Eduard Boos-Jegher, Ehemann von Emma Boos-Jegher, Wortführerin des fortschrittlichen Flügels der Zürcher Frauenbewegung, Mitbegründerin des Bundes Schweizerischer Frauenvereine (1899) und – obschon selbst nicht Akademikerin – Spezialistin in juristischen und ökonomischen Fragen.
- 24 Reichesberg, Handwörterbuch, S. 830 f. Nach Briner war die bundesrichterliche Praxis relativ liberal, vgl. Briner, Ehescheidungsgründe, S. 38.
- 25 Um 1900 allerdings sollte dann im Kontext rassenhygienischer Theorien eine neue Form des Eheverbots Gestalt annehmen, nämlich die eines indirekt eugenischen Eheverbots: Nach ZGB 1907/12 Art. 97 konnte »Geisteskranken« und »nicht Urteilsfähigen« die Ehe verboten werden, und diese Bestimmung war in einem Ausmass definitionsoffen, dass es in der Praxis möglich wurde, vielerlei Gestalten sozialer Devianz mit einem Eheverbot zu sanktionieren. Vgl. hierzu: Huonker, Anstaltseinweisungen, S. 109–118. Allerdings – und entsprechend – fiel die Praxis des Eheverbots auch kantonal unterschiedlich aus, in Bern etwa sei eine rassenhygienisch motivierte Eheverbotspraxis weniger verbreitet gewesen als in Zürich, stellt Huonker fest (S. 117). Vgl. zur »Verallgemeinerung« der Ehe: Gerhard, Verhältnisse, S. 113–119. Vgl. auch zur Zivilehe als einer »Verbürgerlichung der Alltagswelt«: Hettling/Hoffmann, Einleitung, S. 8.
- 26 Vgl. im Folgenden zum Scheidungsrecht nach ZEG: Wecker, Ökonomie, S. 204 ff.; Scherz, Rechtsstellung.
- 27 Schon nur die Frage, ob mit den Artikeln 53 und 54 in der revidierten Verfassung die Grundlage für ein eidgenössisches Scheidungsrecht vorlag, war umstritten. Vgl. Briner, Ehescheidungsgründe, S. 46. Zu den kantonalen Regelungen im 19. Jahrhundert: Huber, System. Vgl. zur protestantischen Ehegerichtsbarkeit in der Schweiz: Burghartz, Zeiten; Schmidt, Dorf.
- 28 Von Greyerz, Bundesstaat, S. 1074. Zum Wiederaufleben des Kulturkampfs: vgl. Ruffieux, Freisinn, S. 672 f.
- 29 Vgl. aber umgekehrt zum Zusammenhang von Normierungsdichte und (rechtstheoretischer) Schwerzugänglichkeit der Scheidung: Binkert/Wyss, Gleichstellung, S. 13 ff.
- 30 Briner, Ehescheidungsgründe, S. 45 f.
- 31 Zur Systematik der Scheidungsgründe: vgl. Briner, Ehescheidungsgründe, S. 13 f. Zur folgenden Darstellung der Scheidungsgründe im ZEG: vgl. Briner, Ehescheidungsgründe, S. 50–131; Scherz, Rechtsstellung, S. 28–34.
- 32 ZEG 1874/76 Art. 45–47.

- 33 Briner, Ehescheidungsgründe, S. 51ff. Vgl. zu den drei Scheidungsprinzipien Zerrüttung, Verschulden und Willen: Binkert/Wyss, Gleichstellung, S. 15f.
- 34 Kant, Metaphysik, §24–27; Hegel, Grundlinien, §161. Vgl. hierzu auch: Pateman, Feminismus. Vgl. ausserdem zu den verschiedenen Ehekonzeptionen: Duss-von Werdt, Geschichte, S. 23f.; Weber, Ehefrau, S. 280–318. Zum institutionellen Eheverständnis vgl. ausserdem: Rosenbaum, Formen, S. 267; Gerhard, Verhältnisse, S. 167ff.; Gerhard, Gleichheit, S. 156.
- 35 Briner, Ehescheidungsgründe, S. 50.
- 36 Briner, Ehescheidungsgründe, S. 4.
- 37 Vgl. z.B. zur Rechtsprechung nach ZEG in Basel: Wecker, Ökonomie. Ebenfalls Wecker, Ökonomie, S. 208 zur kritischen Auseinandersetzung mit Roderick Phillips, der das schweizerische Scheidungsrecht nach ZEG als restriktives Recht qualifiziert – ganz offensichtlich in Unkenntnis der beiden generellen Gründe: vgl. Phillips, Putting Asunder, S. 432 u. 463.
- 38 Briner, Ehescheidungsgründe, S. 124 u. 96.
- 39 Briner, Ehescheidungsgründe, S. 125.
- 40 Briner, Ehescheidungsgründe, S. 134f.
- 41 Vgl. ausführlicher zu diesen einzelnen Punkten des ZGB-Scheidungsrechts: Binkert/Wyss, Gleichstellung; Briner, Ehescheidungsgründe; Scherz, Rechtsstellung.
- 42 Scherz, Rechtsstellung, S. 98.
- 43 Vgl. zur Formierung des »Bürgerblocks« in der Schweiz: Gruner, Arbeiterschaft, Bd. 3, S. 517–529 u. 537–549; Tanner, Bürgertum, S. 665ff. u. 694ff. Vgl. zur Verschärfung von Scheidungsrechten im Sinn der Etablierung eines rigid institutionellen Verständnisses der Ehe auch in anderen Gegenden Europas im 19. Jahrhundert: Ernst, Perspektiven, S. 177.
- 44 Briner, Ehescheidungsgründe, S. 97.
- 45 Stenographisches Bulletin, Bd. 15, 1905, S. 656. Die Artikel zu den persönlichen Wirkungen der Ehe sind: ZGB 1907/12 Art. 159–177.
- 46 Vgl. ZGB 1907/12 Art. 159–168.
- 47 Gmür, Kommentar, S. V.
- 48 Expertenkommission, Protokolle, Sitzung vom 19.10.1901, S. 202f. Mit – bewusstem oder unbewusstem – Sinn für die Begriffsgeschichte wählt Isler hier sehr treffend den Begriff »Familie« als einen »traulichen«, gewinnt doch dieser Begriff im Deutschen um 1800 und im Kontext des bürgerlichen Gesellschaftsentwurfs seine Bedeutung als warme Gegenwelt zur kalten Öffentlichkeit. Vgl. Gugerli, Familienbild, S. 61.
- 49 Huber, Zivilgesetzbuch, S. 55.
- 50 Huber, Erläuterungen, Bd. 1, S. 101f. Implizit greift Huber den Mythos der vormoderne Grossfamilie etwa eines Wilhelm Heinrich Riehl auf. Vgl. hierzu: Rosenbaum, Bedeutung. Neuere Forschungen weisen ausserdem darauf hin, dass die Familie im Sinn von Verwandtschaft im 19. Jahrhundert keineswegs erodierte, sondern vielmehr an Bedeutung gewann. Vgl. Mathieu, Verwandtschaft.
- 51 Zur Ideologie der Familie vgl. u.a. den klassischen Aufsatz: Frevert, Meisterdenker. Zur Konstruktion von Öffentlichkeit und Privatheit den ebenfalls klassischen Aufsatz: Hausen, Polarisierung. Als kritische Sichtungen u.a.: Hausen, Öffentlichkeit; Davidoff, Öffentlichkeit. Zu »quasi-natürlichen« geschlechterspezifisch geprägten Konzepten

von Privatheit im Kontext liberaler Staatstheorien: Rössler, Wert, S. 55–63. Ausserdem umfassend auch: Hull, Sexuality; Fraisse, Gouvernements. Die Idee der sozialintegrativen Funktion der Familie wohnt dem soziologischen Denken seit seinen Anfängen inne: Auguste Comte hatte sie zu einer eigentlichen Religion gemacht (nicht unbestritten allerdings; vgl. hierzu: Arni, femme sociologue), Ferdinand Tönnies und Emile Durkheim schrieben sie fort. Auch die Familiensoziologie des 20. Jahrhunderts hat mit den normativen Einfärbungen dieser Vorstellung erst spät gebrochen; vgl. Ernst, Wandlungen, S. 43f. Vgl. zur Diskussion um Familie und Individualisierung im 19. Jahrhundert und kritisch zur Soziologie des 20. Jahrhunderts, die Selbstthematizationen historischer Gesellschaften unbesehen als historische Tatsache nimmt: Habermas, Kleinfamilie, besonders S. 287ff.

- 52 Zu den Debatten über den »Verfall der Familie« vgl. Habermas, Kleinfamilie, S. 298.
- 53 Hilty, Heiligkeit, S. 208f.
- 54 Eine umfassende bibliographische Referenz zu all diesen Diskursen und Phänomenen ist hier nicht zu leisten, es werden im Folgenden nur Überblicksdarstellungen genannt sowie Literatur zu Phänomenen, die später nicht mehr zur Sprache kommen. Als Überblick: Frevert, Aufbrüche; Bock, Frauen, S. 177–238; Hobsbawm, Zeitalter, S. 243–274. In kulturhistorischer Perspektive: Showalter, Sexual Anarchy. Einen atmosphärischen Einblick gibt: Gay, Schnitzler's Century. Zur Prostitution: vgl. Schulte, Sperrbezirke, und für die Schweiz: Ulrich, Bordelle. Zur Thematisierung der Ehe in Literatur und Trivialliteratur: vgl. Wicke, Lust; Klingenstein, Frau mit Eigenschaften. Zu den Ledigen als Phänomen und Thema der Zeit: vgl. Kuhn, Familienstand; Gilbert, Kampf, S. 91–132.
- 55 Zur Verkoppelung von Kultur- und Geschlechterkrise um 1900: Honegger, Weiblichkeit. Vgl. auch: Bublitz/Hanke/Seier, Gesellschaftskörper.
- 56 Vgl. Literatur in Anmerkung 51. Im Überblick: Studer, Familialisierung. Zur Genealogie dieser Geschlechterordnung: Honegger, Ordnung.
- 57 Regina Wecker beobachtet für den Zeitraum von 1870 bis 1910 und den Raum Basel, dass Frauen die Festschreibung geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung nach dem bürgerlichen Ehemodell »ignorierten«, dass sie nicht nur aus ökonomischen Gründen »nur sehr zögernd« mit der Heirat ihre Erwerbstätigkeit aufgaben und dass sie »nicht ausschliesslich in den sogenannten Frauenberufen« tätig waren: Wecker, Ökonomie, S. 296. Zur schweizerischen Frauenbewegung um die Jahrhundertwende: Mesmer, Frauen.
- 58 Huber, Handlungsfähigkeit, S. 81.
- 59 Im Kanton Bern war die Geschlechtsvormundschaft für verwitwete und ledige Frauen bereits 1847 mit dem so genannten »Emanzipationsgesetz« abgeschafft worden, vgl. Gerber, Emanzipation.
- 60 Vgl. zu Hubers Verwendung des Begriffes »Genossenschaft«, der die Ehe von »Herrschaft« absetzt, aber nicht ein egalitäres Verhältnis meint: Huber, Gesinnung, S. 116f.
- 61 Huber, Stellung der Frau, S. 3.
- 62 Huber, Erläuterungen, S. 101; Huber, Handlungsfähigkeit, S. 83f.
- 63 Huber, Stellung der Frau, S. 3.
- 64 ZGB 1907/12 Art. 167, Abs. 2. Stenographisches Bulletin, Bd. 15, 1905, S. 1089f. Emily Kempin-Spyri, die erste Schweizer Juristin, hatte während des Gesetzgebungsprozesses



- ses den erleichterten Rechtsschutz der Frauen gegenüber Missbräuchen ehemännlicher Entscheidungsmacht als Ergänzung zur Bestimmung des Mannes zum »Haupt der Ehe« gefordert. Vgl. Kempin, Ehefrau, S. 16. Zu Emily Kempin und ihren Stellungnahmen zum ZGB: vgl. Delfosse, Emilie Kempin-Spiry.
- 65 Hilty, Heiligkeit, S. 203.
- 66 Stenographisches Bulletin, Bd. 15, 1905, S. 666.
- 67 Huber, System, Bd. 1, S. 260.
- 68 Expertenkommission, Protokolle, Sitzung vom 19.10.1901, S. 205 f.; Union für Frauenbestrebungen Zürich, 17.6.1897, zit. nach: Hausammann/Schaller, Postulate, S. 56 f. Vgl. zur Geschichte des Alleinernährermodells in der Schweiz: Magnin, Alleinernährer.
- 69 Arnaud-Duc, Widersprüche, S. 115; Huber, Handlungsfähigkeit, S. 83 f. Vgl. ausserdem zur indirekten Einspeisung männlicher Vormundschaft ins Eherecht: Gerber Jenni/Kaufmann, Frauenforderungen, S. 184 ff. u. 187 f. Nichts anderes findet hier seinen Ausdruck als das Diktum »grundsätzliche Gleichheit der Rechte, aber Ungleichheit in der Ausübung derselben« als Antwort auf die Problematik, welche mit dem naturrechtlichen Postulat der Gleichheit aufgeworfen war. Vgl. Dölemeyer, Frau, S. 637 f.
- 70 Huber, Stellung der Frau, S. 1.
- 71 Vgl. zum Sekundärpatriarchalismus als Neubegründung männlicher Vorherrschaft unter den Bedingungen einer kapitalistischen Gesellschaft: Mitterauer/Sieder, Patriarchat, S. 90, sowie weiter ausgearbeitet bei: Beer, Ökonomie, S. 261 f. und ausführlich: Beer, Geschlecht, S. 249 ff. Vgl. zu den entsprechenden Begründungsstrategien von männlicher Herrschaft auch: Dölemeyer, Frau, S. 637 f.
- 72 Huber, Handlungsfähigkeit, S. 86 f.
- 73 Meyer, Eherecht, S. 149.
- 74 Schachtel, Recht, S. 587 ff.
- 75 Vgl. zum Mann als Mensch: Honegger, Ordnung; zum Mann als Garant für die Einheit des Paares: Théry, Paradoxe, S. 21 f.
- 76 Expertenkommission, Protokolle, Sitzung vom 19.10.1901, S. 205.
- 77 Huber, Stellung der Frau, S. 8.
- 78 Vgl. zu einer Betrachtungsweise von Kontinuität, die diese nicht als »quasi-automatisch« begreift: Burghartz, Wandel.
- 79 Vgl. hierzu: Grimm, Recht und Staat, S. 194 u. 32 ff.; Gerber Jenni/Kaufmann, Frauenforderungen, S. 187. Vgl. theoretisch zur »auf Bedürfnisse zentrierten Rede« als »Idiom, in dem der politische Konflikt ausgetragen wird«: Fraser, Praktiken, S. 249 ff.
- 80 Huber, Zivilgesetzbuch, S. 52; Hilty, Heiligkeit, S. 193 f. (Hervorhebung im Original).
- 81 Mackenroth, Rechtsstellung, S. 10 f.
- 82 Stenographisches Bulletin, Bd. 15, 1905, S. 656.
- 83 Dauphin/Farge, Introduction, S. 8 u. 12.
- 84 Tyrell, Ehe, S. 145.
- 85 Buomberger, Ehegesetzgebung, S. 19, 18, 28, 25 f. u. 22.
- 86 Briner, Ehescheidungsgründe, S. 128.
- 87 Gmür, Kommentar, S. 142 f. Hervorhebung im Original.
- 88 Briner, Ehescheidungsgründe, S. 131. Briner allerdings sprach sich persönlich für ein relativiertes gemeinsames Begehren aus, vgl. S. 97.
- 89 Huber, Erläuterungen, S. 144.

- 90 Expertenkommission, Protokolle, Sitzung vom 17.10.1901, S. 166.
- 91 Stenographisches Bulletin, Bd. 15, 1905, S. 541 u. 643.
- 92 Expertenkommission, Protokolle, Sitzung vom 17.10.1901, S. 166.
- 93 Stenographisches Bulletin, Bd. 15, 1905, S. 1034 u. 547.
- 94 Mackenroth, Rechtsstellung, S. 3 u. 10 f.
- 95 Durkheim, Selbstmord. Vgl. zu den Verwebungen von soziologischer und juristischer Diskussion im Kontext der intensiven Debatte über die »Krise der Ehe« in Frankreich: Cossart, Crise.
- 96 Baranowski de Rawiez, Divorce, zitierte Stellen auf S. 3 ff. Briner zitiert Baranowski de Rawiez als einsamen Vertreter der Forderung nach einer Beibehaltung des gemeinsamen Begehrens im neuen Recht. Vgl. Briner, Ehescheidungsgründe, S. 97.
- 97 De Bonald, Divorce, S. 207.
- 98 Silbernagel, Betrachtungen, S. 282.
- 99 Huber, zit. nach: Binkert/Wyss, Gleichstellung, 20 f.
- 100 Baranowski de Rawiez, Divorce, S. 5 f.
- 101 Günther, Kulturgeschichte, S. 111 f. u. 165.
- 102 Ich danke Ina Boesch für den Hinweis auf die Präsenz der Thematik in Zeitschriften und an Versammlungen in der Schweiz. Die Diskussionen hierzulande standen in einem engen Rezeptions- und dialogischen Verhältnis zur deutsch- und französischsprachigen Diskussion um die freie Liebe. Zur Lebensreformbewegung auf dem Monte Verità: vgl. Schwab/Lafranchi, Sinnsuche; Szeemann, Monte Verità.
- 103 Dem einen oder andern prominenten Bürger wie etwa Max Weber brachte die sogenannte Erotische Bewegung durchaus theoretische und praktische Erschütterungen bei. Vgl. zur Bedeutung der Erotischen Bewegung für Leben und Werk Max Webers: Lichtblau, Eros; Bologh, Love. Ebenfalls hierzu, aber mit dem Akzent auf Entwürfen weiblicher Existenz um 1900: Gilcher-Holtey, Modelle. Zu Otto Gross: Hurwitz, Otto Gross.
- 104 Zit. nach: Boesch, Gegenleben. Vgl. auch: Linse, Freivermählte.
- 105 Zu Reventlow, Amouresken, S. 18 f. Reventlows temporäre *ménage à trois* mit Bohdan von Suchocki und Franz Hessel sollte die *vita sexualis* des Letzteren prägen. Er war es, der später mit seiner Ehefrau Helene Grund und Henri-Pierre Roché denjenigen Liebestriangel lebte, den Roché zum Roman verarbeitete, welcher wiederum François Truffaut als literarische Vorlage zum legendären Film »Jules et Jim« (1962) diente. Vgl. hierzu: Wetzel, Mann.
- 106 Weber, Frauen, S. 194. Zu Weber: vgl. Wobbe, Marianne Weber.
- 107 Lange, Gedankenanarchie, zitierte Stellen auf den S. 53, 45 f., 48 f., 51, 50. Unter dem Pseudonym Multatuli verbirgt sich der niederländische Autor Eduard Douwes Dekker (1820–1887), Verfasser von u. a. kolonialismus- und ehekritischen Werken.
- 108 Vortmann, Reform, zitierte Stellen auf S. 31 f., 43 f., 17 ff. u. 50 f. Über Th. Vortmann ist kaum etwas bekannt. Ihre Schrift weist sie als Ärztin und als eine Kennerin des französischen Geschlechterdiskurses des 19. Jahrhunderts aus, die eine durchaus eigenwillige Position innerhalb des noch jungen sexualwissenschaftlichen Diskurses einnimmt – mit der sie sich auch, insbesondere was die weibliche Sexualität betrifft, geradewegs aus diesem Diskurs herausschreibt.
- 109 Baranowski de Rawiez, Divorce, S. 169.

- 110 Lange, Gedankenanarchie, S. 50.
- 111 Weber, Ehefrau, S. 515. Die sozialistische Ehekritik wird hier vernachlässigt, sie kommt in Kapitel 5 zur Sprache.
- 112 Sie findet sich zusammengefasst im Sammelband »Ehe? Zur Reform der sexuellen Moral«, in dem u.a. Helene Stöcker, Grete Meisel-Hess und Hedwig Dohm 1911 ihre Positionen klärten. Ihre Kritikerinnen, u.a. Gertrud Bäumer, Helene Lange, Marianne Weber, hatten ihrerseits im 1909 erschienen Band »Frauenbewegung und Sexualethik. Beiträge zur modernen Ehekritik« Stellung bezogen. Vgl. zu dieser Auseinandersetzung: Kuhn/Kohser-Spohn, Befreite Liebe, S. 490 ff.; Kuhn, Familienstand, S. 81 ff.; Flemming, Sexuelle Krise; Reinert, Frauen, S. 23 ff. u. 33 ff.; Gilcher-Holtey, Modelle; Greven-Aschoff, Frauenbewegung, S. 66–69.
- 113 Keller, Freie Liebe, S. 3 f.
- 114 Key, Ethik, S. 11 f.; Key, Ehe, S. 363 u. 142.
- 115 Key, Ethik, S. 13, 26 u. 49. Hervorhebung im Original.
- 116 Stöcker, Ehe, zitierte Stellen auf S. 7 ff. u. 11 ff. Hervorhebung im Original. Zu Helene Stöcker: vgl. Wickert, Helene Stöcker.
- 117 Stöcker, Ehe, S. 11. Vgl. zur Thematisierung von Geschlechtergleichheit, Sexualität und Liebe im feministischen Denken: Saurer, Liebe sowie Rosenhaft, Aufklärung. Zur Liebe als weiblicher »Waffe« der »persönlichen Subjektwerdung« seit der Romantik und zur Individualisierungsdynamik der Liebe: vgl. Reese, Kameraden, S. 68 f. sowie Trepp, Emotion, S. 39 ff. Ironischerweise ist es indes die aus liebesethischer Perspektive suspekt Franziska zu Reventlow, die sich wohl am radikalsten von Geschlechterstereotypisierungen befreite. Von dem bereits zitierten Kaffeehausgespräch berichtet sie nämlich weiter: »Die Frau wolle doch wenigsten die Illusion haben, dass sie liebt, wenn sie einem Manne angehört, – meinte jemand, und die anderen pflichteten ihm bei. Das ist hart, sehr hart. Schon das diktatorische: *die* Frau, *der* Mann. Wer sind diese Frau und dieser Mann?« (Reventlow, Amouresken, S. 18 f.).
- 118 Key, Ethik, S. 45 u. 37.
- 119 Key, Ethik, S. 9 u. 69. Hervorhebung im Original. Wo es um die gesellschaftlichen Interessen an der Liebe geht, ist die Neue Ethik generell nicht frei von mehr oder weniger ausgeprägten rassenhygienischen Einschlägen, was auch damit zusammenhängt, dass diese Liebesethik in einem Aussagezusammenhang formuliert wird, der sich mit dem sexualwissenschaftlichen Diskurs und ganz generell auch mit den Visionen vom »Neuen Menschen« überschneidet. Paradigmatisch steht hierfür auch Helene Stöcker, und Ellen Keys »Liebe und Ethik« beinhaltet nicht zufällig eine Klärung ihrer Position innerhalb der rassenhygienischen Diskussion und wider die reinen »Rasseveredler« (S. 13 ff.). Vgl. zu diesen Diskursen auch: Bublitx/Hanke/Seier, Gesellschaftskörper, S. 287–315.
- 120 Schlegel, Lucinde, S. 12.
- 121 Stöcker, Werden, S. 36 f. u. 55 f.
- 122 Key, Ethik, S. 11.
- 123 Luhmann, Liebe, S. 191.
- 124 Luhmann, Liebe, S. 191 f. Vgl. zur literarischen Thematisierung der enttäuschenden Liebeshe: Heinrich, États de femme, besonders S. 94 ff.

- 125 Key, Ethik, S. 26; Key, Ehe, S. 322 u. S. 381 f. Key paraphrasiert an dieser Stelle Edward Carpenter, der seinerseits Goethes »Wahlverwandtschaften« paraphrasiert haben dürfte.
- 126 Stöcker, Werden, S. 73.
- 127 Meisel-Hess, Sexuelle Krise, S. 139 ff.
- 128 Key, Ehe, S. 167. Wer will, mag in diesem Kollaps des Arguments vom Gleichzeitigen verschiedener Lieben ins Nacheinander verschiedener Lieben einen Lapsus erkennen, der beredt das zur Sprache bringt, was tabu ist. Auch hier hatte Goethe vorgedacht, als er im Stück »Stella« den Fernando seine Frau Cäcilie wie auch seine Geliebte Stella aufrichtig lieben liess. Freilich endet diese Geschichte im zweifachen Freitod des Mannes und der Geliebten, endet mit Gift und Pistole, doch deutet Goethe auch andere Möglichkeiten an: den Verzicht der Ehefrau, aber auch – und doch eher verschämt – die unerhörte Verheissung einer Ménage à trois. Nicht zufällig wird auch Goethes »Stella« im Liebesdiskurs um 1900 aufgegriffen, vgl. Key, Ehe, S. 167 f.
- 129 Key, Ethik, S. 27.
- 130 Stöcker, Ehe, S. 4 f. u. 6 f.
- 131 Stöcker, Werden, S. 49 u. 43. Hervorhebung im Original.
- 132 Bloch, Sexualleben, S. 229.
- 133 Weber, Ehefrau, S. 553.
- 134 Simmel, Fragmente, S. 185.
- 135 Luhmann, Liebe, S. 15.
- 136 Simmel, Fragmente, S. 185.
- 137 Dohm, Ehescheidung, S. 139. Zu den Forderungen nach dem Konkubinat: vgl. Stöcker, Ehe, S. 7 f.; Key, Ethik, S. 27. Ein besonders kühner Berner Anwalt vertrat die Forderungen der Neuen Ethik indirekt vor dem bernischen Scheidungsgericht: »Die obgenannten Parteien hatten vor ihrer am 10. März 1914 vor Zivilstandsamt Capri (Italien) abgeschlossenen Ehe 5 Jahre im Concubinat gelebt. Die Ehe, die die glückliche Zeit der freien Liebe zu einem gesetzlichen Bande festigen sollte, war unglücklich. Hätte der Staat das Einte nicht verboten, so müsste er heute nicht dazu herhalten, die Leute zu trennen.« Vgl. StAB, Bez. Bern B 3465, 120/15. Es handelt sich übrigens bei dieser Ehe nicht um eine aus dem Kreis der avantgardistischen Bohème, sondern um eine aus der Arbeiterschaft.
- 138 Key, Ethik, S. 30.
- 139 Stöcker, Ehe, S. 11 f.
- 140 Dohm, Ehescheidung, S. 140. Zur sukzessiven Monogamie: vgl. Kuhn/Kohser-Spohn, Befreite Liebe, S. 516.
- 141 Fontane, zit. nach: Lange, Gedankenanarchie, S. 49. Selbst dürfte Fontane dieser Anschauung nicht ganz verpflichtet gewesen sein, lässt er doch im Roman »L'Adultera« von 1882 die wohl geordnet und nicht einmal ganz lieblos verheiratete Melanie von Straaten, ihrer Passion folgend, mit dem Geliebten in ein neues Leben und eine neue Ehe ziehen. Es handelt sich allerdings bei Frau von Straaten auch nicht um eine märkische Landfrau, sondern um die Tochter eines Schweizer Generalkonsuls mit viel Sinn für die Liebe als Passion.

- 142 Simmel, Treue, zitierte Stellen auf S. 400ff. u. 399. Vgl. auch zur Treue als »Kompensation« zur »gefährlichen Überfrachtung der Ehe als Lebensform mit Liebes- und Glückserwartungen«: Frevert/Schreiterer, Treue, besonders S. 241f.
- 143 Stöcker, Ehe, S. 11f.
- 144 De Bonald, Divorce, S. 109. Irène Théry korrigiert geläufige zeitdiagnostische Thesen, indem sie die moderne beziehungsweise die spätmoderne Problematik von Ehe und Familie nicht in einer Sentimentalisierung, sondern in einer Temporalisierung begründet sieht. Vgl. Théry, Différence, S. 71f. Die reflexive Wendung dieser Problematik ist allerdings bereits um 1900 anzusetzen, auch wenn sie nicht explizit so benannt wird.
- 145 Weber, Ehefrau, S. 552; Hilty, Heiligkeit, S. 200. Gleich doppelt mit dem Hasardeuten am Leben musste sich aus gemeinsamer weberscher Perspektive der Mann als Ehemann und Akademiker konfrontiert sehen, scheint doch der Hasard des Lebens bei Max Weber als der »wilde Hazard« des akademischen Lebens auf. Vgl. Weber, Wissenschaft, S. 70.
- 146 Fritzsche, Zivil-Gesetzbuch, S. 47.
- 147 Fritzsche, Rechtspflege, S. 24.
- 148 Picot, Jurisprudence, S. 102a.
- 149 Die sieben Trennungsklagen (ohne Widerklagen) fallen denn auch mehrheitlich auf konfessionell gemischte oder katholische Ehepaare.
- 150 In Prozenten der Erwerbstätigen errechnete Albert Tanner für die Schweiz um 1910 folgende Sozialstruktur: 60% Arbeiterschaft, 34% Mittelstand, 6% Bürgertum. Vgl. Tanner, Bürgertum, S. 52.
- 151 Allgemein wird in der historischen Scheidungsforschung beobachtet, dass Frauen durchgängig häufiger als Männer klagten, was sich auch damit erklärt, dass Männer häufiger Ehefrau und Familie de facto verliessen; in Bern waren denn auch von 1912–1916 49 der beklagten Ehemänner und nur 18 der beklagten Ehefrauen während des Prozesses abwesend. Aus der Zunahme der Bürgertumsklagen lässt sich kaum eine Interpretation ableiten, ist doch das Sample der Klagen aus dem Bürgertum insgesamt klein.
- 152 Josef Duss-von Werdt und Armin Fuchs stellen generell fest, dass Scheidungsgesetzrevisionen seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts bis ins 20. Jahrhundert keinen Einfluss auf die Zu- oder Abnahme von Scheidungen entfaltet haben, vgl. Duss-von Werdt/Fuchs, Scheidung, S. 432. Zu den zitierten gesamtschweizerischen Statistiken vgl. Schweizerische Statistische Mitteilungen, Ehe, S. 56, 64 u. 63. Die Zahlen von Bern wurden auf der Grundlage der Scheidungsdossiers StAB, Bez. Bern B 3446–3480 errechnet.
- 153 Seeger, Rechtsprechung, S. 108a.
- 154 Strebel, Ehen, S. 11 u. 29.
- 155 Hans Hoppeler, zit. nach: Joris/Witzig, Frauengeschichte(n), S. 110. Vgl. auch zur Thematisierung steigender Scheidungsraten in Begriffen eines Anomiediskurses: Abrams, Restabilisierung.
- 156 Vgl. zum »Disponiblen und Prekären« der Geschlechterverhältnisse in der Moderne: Ernst, Wandlungen, S. 143 u. 176. Vgl. zur These einer »permanenten Krise« der bürgerlichen Gesellschaft: Hettling/Hoffmann, Einleitung, S. 18.

- 157 Vgl. Honegger, Ordnung.
- 158 Picot, Jurisprudence, S. 103a.
- 159 Als Kommentar wurde der »Berner Kommentar« von Max Gmür von 1914 ausgewählt. Neben dem eigentlichen Scheidungsrecht nach ZGB 1907/12 (ZGB 1907/12 Art. 137–158) sind für die anschliessenden Ausführungen folgende Gesetzestexte relevant: das kantonalerbische Gesetz betreffend die Einführung des schweizerischen Zivilgesetzbuches vom 28.5.1911 (in Kraft ab 1.1.1912; im Folgenden abgekürzt als Einführungsgesetz bzw. EG) sowie das kantonalerbische Dekret betreffend das gerichtliche Verfahren und das Handelsgericht 1911/12 (Prozessdekret, im Folgenden abgekürzt als PD). Das Prozessdekret folgt der Regelung des Zivilprozessverfahrens von 1883 und organisiert als Übergangslösung das Verfahrensrecht bis zum Inkrafttreten eines allgemeinen Berner Zivilprozessrechts im Jahre 1918; vgl. Bühlmann, Zivilgesetzbuch, S. 21f. Das bernische Einführungsgesetz enthält keine scheidungsrechtlichen Bestimmungen, führt aber einige auch für die Scheidung relevante Verfahrensfragen auf; das materielle Scheidungsrecht des ZGB wurde also in Bern ohne Ergänzungen und Zusätze übernommen. Wegen der Komplexität der diesbezüglichen Materie und weil sie hinsichtlich der nachfolgend behandelten Fälle auch nicht relevant sind, werden die scheidungsrechtlichen Regelungen betreffend Ehen von Ausländern und Ausländerinnen vernachlässigt. Für Hinweise und Erläuterungen zur hier dargestellten Rechtsmaterie danke ich Regula Gerber Jenni und Thomas Perler.
- 160 Vgl. zur Organisation des Amtsgerichts: Rennefahrt, Grundzüge, Bd. 4, S. 37f. u. 135 sowie Krebs, Zivilprozessgesetze, S. 150f.
- 161 Zur Zusammensetzung des Amtsgerichts: vgl. Kanton Bern, Staatskalender, 1912–1916.
- 162 Das Jurastudium und die Advokatur waren im 19. Jahrhundert »Medium des sozialen Aufstiegs« für das gehobene städtische Kleinbürgertum oder die gewerblich-bäuerliche Mittel- und Oberschicht. Um 1900 indes wurde die Selektion schärfer: die Profession verschloss sich stärker gegen Aufsteiger. Vgl. Tanner, Bürgertum, S. 106f. u. 108. Ausführlich zu den Advokaten: Siegrist, Advokat.
- 163 Gmür, Kommentar, S. 183f. u. 193. Hervorhebung im Original.
- 164 Gmür, Kommentar, S. 171f.
- 165 Gmür, Kommentar, S. 146. Hervorhebung im Original.
- 166 Gmür, Kommentar, S. 177f. Hervorhebung im Original.
- 167 Die Darstellung des Prozessverlaufs folgt: Vortrag der Justizdirektion, in: Rennefahrt, Einführungsgesetzbuch, S. 161–163.
- 168 Die andern vier Verfahrensregeln nach ZGB sind folgende: Eid oder Gelöbnis sind als Beweis- oder Erhaltungsmittel nicht zugelassen, Parteierklärungen sind für den Richter nicht verbindlich, der Richter verfügt über eine freie Beweiswürdigung, Vereinbarungen der Parteien sind vom Richter zu genehmigen. Eine Regelung des Prozessverfahrens durch ZGB-Recht war nicht üblich. Dass sie im Scheidungsrecht vorkommt, erklärt sich aus der Intention der Scheidungserschwerung: »Angesichts der in einzelnen Gebieten abnormal hohen Scheidungsziffern [...] musste man sich sagen, dass es hier irgendwo mit der Rechtsordnung nicht stimme; und man durfte annehmen, dass der Fehler weniger im materiellen Recht, als im VERFAHREN stecke.« Gmür, Kommentar, S. 231. Hervorhebung im Original.

- 169 Gmür, Kommentar, S. 231 ff.
- 170 Vortrag der Justizdirektion an den Regierungsrat zuhanden des Grossen Rates, vom 8.11.1911, zum Prozessdekret, in: Rennfahrt, Einführungsgesetzbuch, S. 160.
- 171 Gmür, Kommentar, S. 181. Im ZEG hatten die Parteien beim gemeinsamen Scheidungsbegehren nur so viel auszuführen, als zum Beweis nötig war; ihnen war das Recht zugestanden, die Preisgabe von »Einzelheiten und Intimitäten« zu verweigern. Vgl. Briner, Ehescheidungsgründe, S. 94.
- 172 Gmür, Kommentar, S. 209.
- 173 Gmür, Kommentar, S. 224.

## Kapitel 2: Ein morscher Bau

- 1 Brief der Zeugin an den Anwalt des Ehemannes, 13.10.1915, StAB, Bez. Bern B 3458, 96/15. Hervorhebung im Original.
- 2 Brief des Anwalts des Ehemannes an die Zeugin, 21.10.1915, StAB, Bez. Bern B 3458, 96/15.
- 3 Brief der Zeugin an den Anwalt des Ehemannes, 26.10.1915, StAB, Bez. Bern B 3458, 96/15. Hervorhebung im Original.
- 4 Die biographischen Angaben stammen aus verschiedenen Dokumenten, insbesondere aus der Klageschrift des Ehemannes, 28.5.1915 und der Klageantwort der Ehefrau, 21.6.1915, StAB, Bez. Bern B 3458, 96/15.
- 5 Von allen 479 Ehepaaren sind in 236 Fällen beide Teile protestantischer, in 12 Fällen beide katholischer Konfession, ein Ehepaar ist jüdisch, eines explizit konfessionslos. 48 Ehepaare sind konfessionell gemischt, wovon 46 protestantisch-katholischer Konfession und eines protestantisch-israelitischer. Von den übrigen Ehepaaren fehlen die konfessionellen Angaben. Errechnete Daten aus: StAB, Bez. Bern B 3446–3480.
- 6 Vgl. Pfister, Kirchengeschichte, S. 251–255.
- 7 Vgl. zur Berufsausbildung in den Mittelschichten: Joris/Witzig, Industrialisierung, S. 88. Vgl. zur Bestimmung des alten Mittelstands: Tanner, Bürgertum, S. 45. Tanner rechnet zum alten Mittelstand (im Gegensatz zum neuen Mittelstand der Angestellten) Bauern und kleinere bürgerliche Selbständige, die in der Herstellung von Kleidung, Nahrungs- und Genussmitteln, im Baugewerbe und der Maschinen- und Werkzeugherstellung tätig sind, ebenso gehören dazu die Wirte sowie Detailhändler und kleine Ladenbesitzer. Ihnen ist gemeinsam, »dass sie zwar als Besitzer eines Unternehmens auf eigene Rechnung und eigenes Risiko tätig sind, sich aber noch selbst an der Produktion und/oder dem Verkauf ihrer Güter beteiligen, also Unternehmer und Arbeiter in einem sind«. Als mittlere Vermögen gelten solche von 20 000 bis 100 000 Franken; vgl. hierzu: Tanner, Bürgertum, S. 67 ff.
- 8 Klageschrift des Ehemannes, 28.5.1915, StAB, Bez. Bern B 3458, 96/15.
- 9 Antwortschrift der Ehefrau, 21.6.1915, StAB, Bez. Bern B 3458, 96/15.
- 10 Tanner, Bürgertum, S. 107 f. u. 113 f. Vgl. aber auch zu Ausnahmen von der Regel: Huerkamp, Aufstieg, S. 61–78.
- 11 Tanner, Bürgertum, S. 106–122; Braun, Professionalisierung, S. 355.
- 12 Vgl. zu dieser idealtypischen Konstellation: Joris/Witzig, Industrialisierung, S. 205.

- 13 Tanner, Bürgertum, S. 108.
- 14 Walser, Soziale Segregation, S. 185 u. 191; Fritzsche, Bern, S. 92 f.
- 15 Zu von Steiger: vgl. Ehinger, Eduard von Steiger.
- 16 Errechnete Daten aus: StAB, Bez. Bern B 3446–3480.
- 17 Brief der Zeugin an das Amtsgericht Bern, 29.2.1916, StAB, Bez. Bern B 3458, 96/15.
- 18 Antwort der Ehefrau betr. Provisorische Verfügungen, 8.6.1915, StAB, Bez. Bern B 3458, 96/15. Vgl. zum Zusammenhang von ökonomischer Situation und Scheidungsbereitschaft der Frauen: Wecker, Ökonomie und Ziegler, Scheidungsverfahren.
- 19 Klageschrift der Ehefrau, 22.10.1913, StAB, Bez. Bern B 3453, 194/13.
- 20 Brief der Schwiegermutter an den Ehemann, o.D., StAB, Bez. Bern B 3446, 99/15.
- 21 Appellationshof, II. Zivilkammer, Verhandlung 16.3.1915, Erwägung, StAB, Bez. Bern B 3453, 109/14.
- 22 Ernst Schachtel beobachtet für einen etwas späteren Zeitpunkt, dass das Stigma der Scheidung Frauen stärker traf als Männer, und dass es in oberen Schichten stärker ins Gewicht fiel als in unteren: Schachtel, Recht, S. 569.
- 23 Von bürgerlichen und mittelständischen Klagen entfallen 59% auf Frauen, 41% auf Männer, in der Arbeiterschaft klagen zu 65% Frauen und zu 35% Männer. Errechnete Daten aus: StAB, Bez. Bern B 3446–3480.
- 24 Errechnete Daten aus: StAB, Bez. Bern B 3446–3480.
- 25 Errechnete Daten aus: StAB, Bez. Bern B 3446–3480.
- 26 Antwort der Ehefrau betr. des Gesuchs des Ehemannes um provisorische Verfügungen, 8.6.1915, StAB, Bez. Bern B 3458, 96/15.
- 27 Replikantische Bemerkungen des Ehemannes, 16.6.1915, StAB, Bez. Bern B 3458, 96/15. Hervorhebung im Original.
- 28 Klageschrift des Ehemannes, 28.5.1915, StAB, Bez. Bern B 3458, 96/15.
- 29 Brief des Ehemannes an die Ehefrau, 8.9.1901, Brief des Ehemannes an die Ehefrau, 2.6.1903, Klageschrift des Ehemannes, 28.5.1915, StAB, Bez. Bern B 3458, 96/15.
- 30 Klageschrift des Ehemannes, 28.5.1915, StAB, Bez. Bern B 3458, 96/15.
- 31 Vgl. z.B. Sieder, Familie, S. 130–139. Vgl. für die folgenden Ausführungen zu den Prinzipien bürgerlichen Ehe- und Familienlebens in der Schweiz sowie zu den durchaus vielfältigen Realisierungen bürgerlicher Ehen zwischen 1830 und 1914: Tanner, Bürgertum, S. 159–280; für die »Sattelzeit« um 1800: vgl. Habermas, Frauen; Trepp, Männlichkeit.
- 32 Klageschrift des Ehemannes, 28.5.1915, StAB, Bez. Bern B 3458, 96/15. Hervorhebung im Original.
- 33 Klageantwort der Ehefrau, 21.6.1915, StAB, Bez. Bern B 3458, 96/15.
- 34 Ärztliches Zeugnis für die Ehefrau, 14.10.1915, StAB, Bez. Bern B 3458, 96/15. Um welche Krankheit es sich handelte, wird aus den Akten nicht ersichtlich.
- 35 Klageantwort der Ehefrau, 21.6.1915, StAB, Bez. Bern B 3458, 96/15.
- 36 Amtsgerichtsverhandlung 31.3.1916, Vernehmungsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3458, 96/15.
- 37 Klageantwort der Ehefrau, 21.6.1915, StAB, Bez. Bern B 3458, 96/15. »Monismus« bezeichnet im weiteren Sinn eine metaphysische Einheitslehre, im engeren Sinn eine Art naturwissenschaftliche Weltanschauungslehre evolutionistischer Prägung; der Be-

- griff wurde u.a. vom Evolutionszoologen und Darwinisten Ernst Haeckel gebraucht. 1906 wurde der Monistenbund gegründet.
- 38 Klageantwort der Ehefrau, 21.6.1915, StAB, Bez. Bern B 3458, 96/15.
- 39 »Notre vie est loin d'être monotone et surtout ces derniers jours, et aujourd'hui je ne savais pas où danser par moment; je vais vous en faire un tableau, car c'est en grand notre vie quotidienne.« Brief der Ehefrau an die Eltern, November oder Dezember 1900, StAB, Bez. Bern B 3458, 96/15.
- 40 Brief der Ehefrau an die Eltern, November oder Dezember 1900, StAB, Bez. Bern B 3458, 96/15.
- 41 Brief des Ehemannes an seine Schwägerin, 28.7.1900, StAB, Bez. Bern B 3458, 96/15.
- 42 Brief der Ehefrau an die Eltern, 28.10.1900, StAB, Bez. Bern B 3458, 96/15.
- 43 Klageschrift des Ehemannes, 28.5.1915, StAB, Bez. Bern B 3458, 96/15.
- 44 Huerkamp, Aufstieg, S. 179–183.
- 45 Zwischen 1900 und 1913 fand im Gebiet der Röntgendiagnostik ein eigentlicher Take-off statt; erste Röntgenkongresse fanden 1900 in Paris, 1902 in Bern und 1904 in Mailand statt. Vgl. Eckart, Geschichte, S. 292–295. In der Schweiz lag mit einem Artikel des französischen Arztes C.M. Gariel in der »Revue Suisse de Photographie« 1896 die erste Publikation über Röntgens Entdeckungen und Experimente vor. Vgl. hierzu und zum Verhältnis von Röntgendiagnostik und Fotografie: Dommann, Röntgen-Sehen, S. 114. Ausführlich: Dommann, Durchsicht.
- 46 Ausnahmsweise erlaube ich mir hier, aus einem Dokument zu zitieren, dessen bibliographische Referenz aus Gründen der Anonymisierung nicht angegeben werden kann.
- 47 Vgl. hierzu: Hobsbawm, Zeitalter, S. 305–327. Umfassend zum Zeitgeist der Jahrhundertwende: z.B. Nitschke et al., Jahrhundertwende.
- 48 Klageantwort der Ehefrau, 21.6.1915, StAB, Bez. Bern B 3458, 96/15.
- 49 Vgl. zu diesen beiden Strategien der Freiberufler: Tanner, Bürgertum, S. 107.
- 50 Klageschrift des Ehemannes, 28.5.1915, StAB, Bez. Bern B 3458, 96/15.
- 51 Klageschrift des Ehemannes, 28.5.1915, StAB, Bez. Bern B 3458, 96/15. Hervorhebung im Original.
- 52 Hausen, Polarisierung, S. 391. Vgl. auch zur Systematisierung der Geschlechterrollen: Honegger/Heintz, Strukturwandel, S. 26–38.
- 53 Hausen, Polarisierung.
- 54 Vgl. etwa zur gemeinsamen Häuslichkeit von Frauen und Männern im Frühbürger-tum: Habermas, Frauen; Trepp, Männlichkeit; Tosh, Man.
- 55 Vgl. zum Geschlechterverhältnis im Arzthaushalt: Joris/Witzig, Industrialisierung, S. 205.
- 56 Klageschrift des Ehemannes, 28.5.1915, StAB, Bez. Bern B 3458, 96/15.
- 57 Klageschrift des Ehemannes, 28.5.1915, StAB, Bez. Bern B 3458, 96/15.
- 58 Klageantwort der Ehefrau, 21.6.1915, StAB, Bez. Bern B 3458, 96/15.
- 59 Klageschrift des Ehemannes, 28.5.1915, StAB, Bez. Bern B 3458, 96/15.
- 60 Vgl. zu diesem Effekt väterlicher Autorität: Schütze, Mutterliebe, S. 125 u. 131; Knie-biehler, Väter, S. 272ff.
- 61 Klageantwort der Ehefrau, 21.6.1915, StAB, Bez. Bern B 3458, 96/15.

- 62 Schütze, Mutterliebe, S. 123. Vgl. zur »Professionalisierung« der Mutterschaft: Honegger/Heintz, Strukturwandel, S. 35ff.
- 63 Klageschrift des Ehemannes, 28.5.1915, StAB, Bez. Bern B 3458, 96/15.
- 64 In Kapitel 3 wird kontrastierend dasselbe für eine Arbeiterere gezeigt.
- 65 Amtsgerichtsverhandlung 22.11.1915, Vernehmungsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3458, 96/15.
- 66 Amtsgerichtsverhandlung 16.10.1915, Vernehmungsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3458, 96/15.
- 67 Amtsgerichtsverhandlungen 8.10.1915 und 4.3.1916, Vernehmungsprotokolle sowie Brief der Zeugin an das Amtsgericht, 29.2.1916, StAB, Bez. Bern B 3458, 96/15.
- 68 Amtsgerichtsverhandlungen 8.10.1915 und 22.11.1915, Vernehmungsprotokolle, StAB, Bez. Bern B 3458, 96/15.
- 69 Amtsgerichtsverhandlungen 8.10.1915 und 16.10.1915, Vernehmungsprotokolle und Brief des Onkels des Ehemannes an die Ehefrau, 18.5.1915, StAB, Bez. Bern B 3458, 96/15.
- 70 Amtsgerichtsverhandlung 8.10.1915, Vernehmungsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3458, 96/15.
- 71 Zum Monismus vgl. Anmerkung 37. Mit »Oswald« ist vermutlich Oswald Spengler gemeint, ein viel gelesener Geschichts- und Kulturphilosoph, der ab 1918 das mehr-bändige Werk »Untergang des Abendlandes« publizieren sollte.
- 72 Protokoll über die Einvernahme von Zeugen in Morges, 14.12.1916, und Brief der Freundin der Mutter an die Ehefrau, 3.6.1915, StAB, Bez. Bern B 3458, 96/15.
- 73 Joris/Witzig, Industrialisierung, S. 252–254.
- 74 Tanner, Bürgertum, S. 350.
- 75 Neue Anträge, Anbringen und Beweismittel der Ehefrau, 18.3.1916, und Klageantwort der Ehefrau, 21.6.1915, StAB, Bez. Bern B 3458, 96/15.
- 76 Neue Anträge, Anbringen und Beweismittel der Ehefrau, 18.3.1916, StAB, Bez. Bern B 3458, 96/15.
- 77 Gesuch und Eingabe des Ehemannes an das Amtsgericht, 28.7.1915, StAB, Bez. Bern B 3458, 96/15. Hervorhebung im Original.
- 78 Gesuch und Eingabe des Ehemannes an das Amtsgericht, 28.7.1915, StAB, Bez. Bern B 3458, 96/15.
- 79 Antwort der Ehefrau auf die Eingabe des Ehemannes, 29.7.1915, StAB, Bez. Bern B 3458, 96/15.
- 80 Adorno, Minima Moralia, S. 30.
- 81 Klageschrift des Ehemannes, 28.5.1915, StAB, Bez. Bern B 3458, 96/15.
- 82 Melegari, »Lettre à une amie: Les brouilleuses de cartes«, in: Gazette de Lausanne, 19.7.1914, liegt in: Klageschrift des Ehemannes, 28.5.1915, StAB, Bez. Bern B 3458, 96/15.
- 83 Tanner, Bürgertum, S. 192f.
- 84 Klageantwort der Ehefrau, 21.6.1915, StAB, Bez. Bern B 3458, 96/15.
- 85 Vgl. zur Lebensreformbewegung auf dem Monte Verità: Schwab/Lafranchi, Sinn-suche; Szeemann, Monte Verità.
- 86 Klageantwort der Ehefrau, 21.6.1915, StAB, Bez. Bern B 3458, 96/15.

- 87 Brief der Freundin der Familie an den Anwalt der Ehefrau, 3.6.1915, StAB, Bez. Bern B 3458, 96/15.
- 88 Brief des Ehemannes an seine Eltern, 2.8.1910, und Arztzeugnis für die Ehefrau, 9.9.1912, StAB, Bez. Bern B 3477, 119/12; Brief der Ehefrau an ihren Anwalt, 30.6.1912, und Brief der Ehefrau an das Gericht, o.D., StAB, Bez. Bern B 3462, 70/14; Brief des Ehemannes an die Ehefrau, 14.12.1913, StAB, Bez. Bern B 3457, 141/14; Brief des Ehemannes an das Gericht, 6.10.1912, StAB, Bez. Bern B 3460, 6/14; Brief des Ehemannes an den Schwiegervater, 29.6.1916 und Brief des Ehemannes an die Ehefrau, 29.6.1916, StAB, Bez. Bern B 3447, 143/16; Brief der Ehefrau an das Gericht, 3.5.1914, StAB, Bez. Bern B 3472, 93/14.
- 89 Honegger, Ordnung, S. 133.
- 90 Radkau, Ära, S. 232. Vgl. zur Rede von der Nervosität – nebst einer sehr breiten und vielfältigen Literatur zur Hysterie: Radkau, Zeitalter; Roelcke, Krankheit; Scharfe, Nervosität. Vgl. ausserdem zum Konzept der Nerven und anderer »idioms of distress« als »bridging concept between mind and body«, wie es in vielen Äusserungen von Eheleuten zum Ausdruck kommt: Lock, Body, S. 142.
- 91 Oppenheim, Nerves, S. 3. Zum »Aufstieg des Nervensystems« um 1800 als Präformation der entstehenden Sonderanthropologie der Frau: Honegger, Ordnung, S. 133.
- 92 Zur Hysterie als übersteigter Weiblichkeit: Showalter, Malady, S. 129. Zur Nervosität als Ausdruck von Unmännlichkeit und zur Feminisierung des Hysterikers: Radkau, Zeitalter, S. 233; Mosse, Bild, S. 114ff.; Link-Heer, Hysterie, S. 386 u. 384. Und schliesslich als Klassiker der Nervositätsdiskussion: Freud, Sexualmoral.
- 93 Vgl. zur gefühlvollen Männlichkeit um 1800: Trepp, Geschlechtscharakter.
- 94 Brief einer Freundin der Familie der Ehefrau an den Anwalt der Ehefrau, 3.6.1915, Bezirksgericht Lausanne, Protokoll über Zeugeneinvernahme, 16.1.1915, Gemeinde Morges, Protokoll über Zeugeneinvernahme, 14.12.1916, StAB, Bez. Bern B 3458, 96/15.
- 95 Hettling/Hoffmann, Lebensführung, S. 355–357.
- 96 Barthes, Fragmente, S. 218.
- 97 Hettling/Hoffmann, Lebensführung, S. 335 u. 337, sowie Hettling/Hoffmann, Einleitung, S. 14. Hervorhebung im Original.
- 98 Brief des Ehemannes an die Ehefrau vor der Eheschliessung, 30.4.1909, StAB, Bez. Bern B 3453, 183/13. Hervorhebung im Original.
- 99 Amtsgerichtsverhandlung 31.3.1916, Erwägung, StAB, Bez. Bern B 3458, 96/15.
- 100 Tanner, Bürgertum, S. 207.
- 101 Obergerichtsverhandlung 15.6.1916, Erwägung, StAB, Bez. Bern B 3458, 96/15.
- 102 Fichte, Familienrecht, S. 102 (§6).
- 103 Obergerichtsverhandlung 15.6.1916, Erwägung, StAB, Bez. Bern B 3458, 96/15.
- 104 Brief des Ehemannes an den Anwalt der Ehefrau, zit. in: Klageschrift der Ehefrau, 26.5.1913, StAB, Bez. Bern B 3480, 118/13.
- 105 Brief der Ehefrau an den Ehemann, 12.2.1916, StAB, Bez. Bern B 3478, 27/16.
- 106 Vgl. zu dieser Ambivalenz: Rosenbaum, Formen, S. 308.
- 107 Vgl. zur Entfremdung: Sieder, Familie, S. 144.

108 Hausen, Ehepaare, S. 88.

109 Vgl. zur Psychologisierung des Ehediskurses: Mahlmann, Psychologisierung.

### Kapitel 3: Ein süsser Traum

- 1 Brautbrief des Ehemannes an die Ehefrau, 26.10.1893, StAB, Bez. Bern B 3471, 195/12.
- 2 Vgl. zur Kritik an der familienhistorischen Behandlung von »Emotionen und materiellen Interessen« als »einander ausschliessende, diametrale Gegensätze«: Medick/Sabeau, Überlegungen.
- 3 Walser, Soziale Segregation, S. 186ff.
- 4 Zu den Ausbildungs- und Beschäftigungsformen von Schneiderinnen: vgl. Pesenti, Beruf, S. 95–103; Studer, Arbeiterinnen, S. 61; Soltermann, Gewerbe.
- 5 Berechnungen der durchschnittlichen Kinderzahl existieren für die Schweiz um 1900 kaum. Reinhard Sieder nennt vier Kinder als groben Durchschnitt für die Zeit um 1900 und für den Raum von ganz West- und Mitteleuropa, vgl. Sieder, Familie, S. 255f. Im Kanton Bern dürfte die um 1870 geborene Generation die erste gewesen sein, die von der Praxis der Geburtenkontrolle vermehrt Gebrauch machte; in einer »demographischen Revolution von unten« setzten sich die Ehepaare um 1900 gegen den Widerstand durch, den konservative bürgerliche Kreise, aber auch Teile der Sozialisten, der Verbreitung und Propagierung antikonzeptioneller Mittel entgegensetzten; vgl. Pfister, Geschichte, S. 111ff. So war etwa die Broschüre »Kindersegen und kein Ende« des Arbeiterarzts Fritz Brupbacher 1903 in erster Auflage erschienen und nach acht Tagen ausverkauft, vgl. Witzig, Alltagsleben, S. 211. Vgl. auch eingehender zur Frage der Familienplanung und Antikonzeption: Kapitel 5 in diesem Buch.
- 6 Empfangsschein für das zugebrachte Frauengut mit Verzeichnis (Inventar) und Herausgabeakt, 3.5.1902, StAB, Bez. Bern B 3471, 195/12. Vgl. hierzu: Gerber Jenni, Emanzipation, S. 173–176.
- 7 Amtsgerichtsverhandlung 23.11.1912, Vernehmungsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3471, 195/12.
- 8 Von 1912–1916 wurde in 185 Fällen armenrechtlich prozessiert; zu 64% bzw. 3% fiel das Armenrecht auf klagende bzw. beklagte Frauen, zu 22% bzw. 2% auf klagende bzw. beklagte Männer. In 9% aller armenrechtlichen Prozessführungen hatten beide Eheleute das Armenrecht. Errechnete Daten aus: StAB, Bez. Bern, B 3446–3480.
- 9 Armenrechtsakten der Ehefrau, 10/08, StAB, Bez. Bern B 3471, 195/12.
- 10 Ähnlich sieht es im Fall der männlichen Klagen aus, allerdings reagierten hier Frauen häufiger mit Widerklagen, vermutlich deshalb, weil sie bei eigener erfolgreicher Klage mehr Aussicht auf Entschädigungen oder Genugtuungen hatten. Vgl. hierzu auch Kapitel 4 in diesem Buch. Errechnete Daten aus: StAB, Bez. Bern B 3446–3480.
- 11 Amtsgerichtsverhandlung 6.12.1912, Urteil, StAB, Bez. Bern B 3471, 195/12.
- 12 Klageschrift der Ehefrau, 7.11.1912, StAB, Bez. Bern B 3471, 195/12.
- 13 »Da braucht es keine Beweise mehr, wenn Du langsam ein Loch hast, das man nicht mehr stopfen kann.« Klageschrift der Ehefrau, 7.11.1912, StAB, Bez. Bern B 3471, 195/12.

- 14 Die Analogie von verbaler und physischer Gewalt zeigt sich auch im Scheidungsgrund nach Gesetz, schliesst doch ZGB 1907/12 in Artikel 138 »Nachstellung nach dem Leben, Misshandlung und Ehrenkränkung« zusammen. Vgl. zur Verletzung körperlicher Integrität als Verletzung persönlicher Integrität: Popitz, Phänomene, S. 68ff. Vgl. zu einem Verständnis von verbalen Angriffen auf die Ehre als Gewalt: Hohkamp, Gegen-Gewalt, S. 10.
- 15 Klageschrift der Ehefrau, 7.11.1912, StAB, Bez. Bern B 3471, 195/12.
- 16 Armenrechtsverhandlung 7.3.1908, Vernehmungsprotokoll, Armenrechtsakten der Ehefrau, 10/08, StAB, Bez. Bern B 3471, 195/12.
- 17 Hohkamp, Gegen-Gewalt, S. 11. Vgl. auch zur entsprechenden Perspektivierung historischer Gewalrforschung: Schnyder-Burghartz, Gewalt, S. 13.
- 18 Vischer, Züchtigungsrecht, S. 19ff. Vgl. zum Zusammenhang von ehemännlicher Gewalt und Züchtigungsrecht: Töngi, Ehekonflikte.
- 19 Für Begriffsgeschichtliches zur Gewalt: vgl. Lindenberger/Lüdtke, Einleitung, S. 8.
- 20 Zum Ehemann als »Haupt der Gemeinschaft«: vgl. Kapitel 1 in diesem Buch.
- 21 In meiner Verwendungsweise des Begriffs »Gewalt« nehme ich in Erweiterung Bezug auf: Popitz, Phänomene, S. 73. Popitz definiert Gewalt als eine »Machtaktion, die zur absichtlichen körperlichen Verletzung anderer führt, gleichgültig, ob sie für den Agierenden einen Sinn im Vollzug selbst hat (als blosser Aktionsmacht) oder, in Drohungen umgesetzt, zu einer dauerhaften Unterwerfung (als bindende Aktionsmacht) führen soll.« Vgl. auch zur verbalen Aggression als »Gewalt«: Hohkamp, Gegen-Gewalt, S. 10. Vgl. ausserdem zur häuslichen Gewalt im Kontext von Scheidungsprozessen: Hammerton, Cruelty.
- 22 Klageschrift der Ehefrau, 7.11.1912, StAB, Bez. Bern B 3471, 195/12.
- 23 Armenrechtsverhandlung 7.3.1908, Vernehmungsprotokoll, Armenrechtsakten der Ehefrau, 10/08, StAB, Bez. Bern B 3471, 195/12.
- 24 Die entscheidenden Stellen im Original: »Je certifie encore une fois que souvent j'ai été injustement méchante envers mon mari, mais il reconnaitra S'IL EST SINCÈRE qu'il a aussi eut ses tords, et que souvent il a même été violent, ici je ne donnerai aucun détail. [...] Mon mari a toujours été très prompte, ce qui l'a aussi poussé au divorce car il ne reconnait aussi lui-même qu'il est nerveux et que pour la moindre contrariété il peut se fâcher C.V.D. OUTRE MESURE mais à part de cela toujours très bon.« Brief der Ehefrau an den Gerichtspräsidenten, 23.2.1915, StAB, Bez. Bern B 3466, 33/16.
- 25 Brief der Ehefrau an den Gerichtspräsidenten, 28.2.1915, StAB, Bez. Bern B 3466, 33/16.
- 26 Klageschrift der Ehefrau, 18.1.1916, StAB, Bez. Bern B 3447, 17/16.
- 27 Klageantwort der Ehefrau, o.D., StAB, Bez. Bern B 3448, 152/16.
- 28 Brief der Ehefrau an ihren Bruder, 15.7.1913, StAB, Bez. Bern B 3472, 93/14. Hervorhebungen im Original. Vgl. zur Gewalt gegen Schwangere, wie sie auch in den bernischen Prozessakten häufig von Ehefrauen zur Sprache gebracht wird: Töngi, Gewalt.
- 29 Hohkamp, Häusliche Gewalt, S. 280.
- 30 Brief der Ehefrau an ihren Bruder und ihre Mutter, 30.11.1913, StAB, Bez. Bern B 3472, 93/14. Hervorhebung im Original.

- 31 Vgl. zu den Wohnverhältnissen: Witzig, Alltagsleben, S. 137–157; Sieder, Familie, S. 288; Rosenbaum, Formen, S. 437 u. 473.
- 32 Brief der Ehefrau an das Gericht, o.D., StAB, Bez. Bern B 3454, 42/13.
- 33 Klageantwort und Widerklage der Ehefrau, 7.4.1916, StAB, Bez. Bern B 3461, 40/16.
- 34 Klageantwort der Ehefrau, o.D., StAB, Bez. Bern B 3448, 152/16.
- 35 Brief der Ehefrau an das Gericht, o.D., StAB, Bez. Bern B 3454, 42/13.
- 36 Amtsgerichtsverhandlung 23.11.1912, Vernehmungsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3471, 195/12.
- 37 Amtsgerichtsverhandlung 6.12.1912, Vernehmungsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3471, 195/12.
- 38 Amtsgerichtsverhandlung 6.12.1912, Vernehmungsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3471, 195/12.
- 39 Amtsgerichtsverhandlung 20.10.1916, Erwägung, StAB, Bez. Bern B 3471, 129/16.
- 40 Amtsgerichtsverhandlung 6.12.1912, Vernehmungsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3471, 195/12.
- 41 Amtsgerichtsverhandlung 10.10.1916, Vernehmungsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3448, 152/16; Amtsgerichtsverhandlung 5.2.1916, Vernehmungsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3447, 17/16.
- 42 Vgl. zur Legitimation männlicher Gewalt durch ein »patriarchales Normengefüge«: Godenzi, Namen, S. 22.
- 43 Daniel Künzli stellt bezüglich des Zusammenwohnens verschiedener Familien und des Schlafgängerwesens im Zürcher Arbeiterquartier Aussersihl fest, dass »dem Wohnen in einer grosszügigeren und schöneren, aber teureren Wohnung [...] eine höhere Priorität eingeräumt [wurde] als der privaten Abgeschlossenheit und dem billigeren, kleinflächigeren Wohnen im nur-familialen Kreis«; vgl. Künzli, Stadtwachstum, S. 52. Vgl. zur Wohnungsfürsorge: Fritzsche, Wohnungsfürsorger.
- 44 Vgl. zum solidarischen Beziehungsnetz von Frauen, das in der Arbeiterschaft im soziogeographischen Raum der Nachbarschaft angesiedelt war: Joris/Witzig, Industrialisierung, S. 258; Brücker, Gewalt, S. 337. Die Nachbarschaft war aber nicht nur ein Ort sozialer Solidarität, sondern für die Frauen ebenso ein Ort ständiger Bedrohung durch sexuelle Gewalt, schon nur deshalb, weil sich dort die Gelegenheiten zu gewaltsamen Übergriffen ergaben, vgl. Brücker, Gewalt, S. 349–353. Vgl. zu einer kontroversen Diskussion der Halb-Offenheit von Arbeiterfamilien als Basis für Solidarität: Rosenbaum, Formen, S. 437.
- 45 Zeugenbescheinigung März 1908, Armenrechtsakten der Ehefrau, 10/08, StAB, Bez. Bern B 3471, 195/12.
- 46 Amtsgerichtsverhandlung 6.12.1912, Vernehmungsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3471, 195/12.
- 47 Vgl. zur Alkoholdiskussion um 1900: Spode, Trunkenheit, besonders S. 252; Germann, Alkoholfrage; Tanner, Alkoholfrage. Vgl. zu Alkoholproduktion und Alkoholkonsum in der schweizerischen Arbeiterschaft: Gruner, Arbeiterschaft, Bd. 1, S. 389ff. Die Union für Frauenbestrebungen forderte im Kontext dieser Debatte erfolglos die Aufnahme von »Trunksucht« als speziellen Scheidungsgrund ins ZGB-Scheidungsrecht, vgl. Hausammann/Schaller, Postulate, S. 49f. Vgl. ausserdem zur langen Tradition der Koppelung von Ehekrise und männlichem Alkoholismus: Frank, Gefährdung, S. 193.



- 48 Klageschrift der Ehefrau, 7.12.1912, StAB, Bez. Bern B 3454, 225/12.
- 49 Brief der Ehefrau an den Anwalt des Ehemannes, o.D., StAB, Bez. Bern B 3454, 42/13.
- 50 Amtsgerichtsverhandlung 10.10.1916, Vernehmungsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3448, 152/16.
- 51 Amtsgerichtsverhandlung 6.12.1912, Erwägung, StAB, Bez. Bern B 3471, 195/12.
- 52 Amtsgerichtsverhandlung 29.2.1916, Erwägung, StAB, Bez. Bern B 3479, 6/16.
- 53 Errechnete Daten aus: StAB, Bez. Bern B 3446–3480.
- 54 Dass im frühen 19. Jahrhundert gerade in Fällen von Misshandlung die Urteilspraxis der Gerichte restriktiv war, wie Silvia Möhle für Göttingen von 1740–1840 beobachtet, lässt sich möglicherweise durchaus mit einem veränderten sozialpolitischen Kontext erklären. Allerdings sind solche Vergleiche aufgrund der regional unterschiedlichen Scheidungstraditionen und Rechtsprechungen mit grosser Vorsicht zu geniessen. Vgl. Möhle, Ehekonflikte, S. 140.
- 55 Amtsgerichtsverhandlung 5.2.1916, Urteil, StAB, Bez. Bern B 3447, 17/16.
- 56 Amtsgerichtsverhandlung 23.11.1912, Vernehmungsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3471, 195/12.
- 57 Armenrechtsverhandlung 7.3.1908, Vernehmungsprotokoll, Armenrechtsakten der Ehefrau, 10/08, StAB, Bez. Bern B 3471, 195/12.
- 58 Vgl. zum Begriff des »sozial gebilligten Motivvokabulars«: Godenzi, Namen, S. 27.
- 59 Armenrechtsverhandlung 12.3.1908, Vernehmungsprotokoll, Armenrechtsakten der Ehefrau, 10/08, StAB, Bez. Bern B 3471, 195/12.
- 60 Amtsgerichtsverhandlung 23.11.1912, Vernehmungsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3471, 195/12.
- 61 Brief des Ehemannes an die Tochter, 1.11.1912, StAB, Bez. Bern B 3471, 195/12. Die von Johann Probst angeführte »Schuld« Anna Probsts dürfte sich darauf beziehen, dass sie seine zeitweilige polizeiliche Verwahrung veranlasst hatte. Die grosse Diskrepanz in den Zahlenangaben lässt sich möglicherweise damit erklären, dass Probst bei der ersten Angabe die Mietzinse abzieht, während er sie bei der zweiten Angabe mit einrechnet.
- 62 Engels, Lage, S. 369.
- 63 Vgl. zur weiblichen und männlichen Ehre um 1900: Frevert, Geschlechterdifferenzen, S. 166–222. Zur Topik dieser geschlechtsspezifischen Beleidigungen im 19. Jahrhundert: Abrams, Whores; Möhle, Ehekonflikte, S. 139. Vgl. ausführlicher zur Ehre auch Kapitel 4 in diesem Buch.
- 64 Brief des Ehemannes an das Amtsgericht, 8.11.1912, StAB, Bez. Bern B 3460, 188/12; Brief der Ehefrau an das Amtsgericht, 3.5.1914, StAB, Bez. Bern B 3472, 93/14; Amtsgerichtsverhandlung 5.2.1916, Vernehmungsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3447, 17/16.
- 65 Simmel, Soziologie, S. 602.
- 66 Engels, Lage, S. 369.
- 67 Armenrechtsverhandlung 7.3.1908, Vernehmungsprotokoll, Armenrechtsakten der Ehefrau, 10/08, StAB, Bez. Bern B 3471, 195/12.
- 68 Armenrechtsverhandlung 7.3.1908, Vernehmungsprotokoll, Armenrechtsakten der Ehefrau, 10/08, StAB, Bez. Bern B 3471, 195/12.

- 69 Amtsgerichtsverhandlung 23.11.1912, Vernehmungsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3471, 195/12.
- 70 Armenrechtsverhandlung 7.3.1908, Vernehmungsprotokoll, Armenrechtsakten der Ehefrau, 10/08, StAB, Bez. Bern B 3471, 195/12.
- 71 Insbesondere die haushälterische Inkompetenz der Arbeiterfrau wird von den Zeitgenossen als ursächlich für die männliche Flucht in die Gastwirtschaft angesehen; entsprechend wird denn auch die Arbeiterfrau zunehmend sozialreformerischen Massnahmen unterzogen; vgl. Joris, Hausfrau, S. 105. Vgl. auch Joris/Witzig, Industrialisierung, S. 100. Ambivalent verhielt sich die Arbeiterbewegung zum Wirtshaus. Galt es den einen als Ort des Zusammenkommens und damit des Zusammenhalts unter der Arbeiterschaft, so sahen andere darin eine Konkurrenz zur politischen Arbeit. So plädierte etwa der Zürcher Sozialdemokrat Otto Lang für eine Abschaffung der Kneipen, in denen der Arbeiter »gleichsam ausserhalb seiner Zeit und seiner Welt« lebe, »unberührt von dem grossen Kampfe, in dem doch auch sein Schicksal entschieden wird«. Vgl. Lang, Arbeiterschaft.
- 72 Brief der Ehefrau an das Amtsgericht, o.D. StAB, Bez. Bern B 3454, 42/13.
- 73 Brief des Ehemannes an den Anwalt der Ehefrau, 26.5.1913, StAB, Bez. Bern B 3480, 118/13.
- 74 Amtsgerichtsverhandlung 26.2.1916, Erwägung, StAB, Bez. Bern B 3458, 184/15.
- 75 Fridolin Schuler, zit. nach: Pesenti, Beruf, S. 145.
- 76 Aus »Die Vorkämpferin«, zit. nach: Pesenti, Beruf, S. 145, 148 u. 155. Das Servieren galt um 1900 als ausgesprochen harter Durchgangsbberuf, der hauptsächlich vor einer Heirat ausgeübt wird; vgl. Pesenti, Beruf, S. 144–152.
- 77 Mesmer, Gebrauchswert, S. 18 f.; Soltermann, Gewerbe; Blosser/Joris, Fliegen.
- 78 Brief des Ehemannes an die Tochter, 1.11.1912, StAB, Bez. Bern B 3471, 195/12.
- 79 Armenrechtsverhandlung 7.3.1908, Vernehmungsprotokoll, Armenrechtsakten der Ehefrau, 10/08, StAB, Bez. Bern B 3471, 195/12.
- 80 Brief des Ehemannes an die Ehefrau, 26.11.1912, StAB, Bez. Bern B 3471, 195/12.
- 81 Brief des Ehemannes an die Ehefrau, 18.3.1908, StAB, Bez. Bern B 3471, 195/12.
- 82 Brief des Ehemannes an die Ehefrau, 26.11.1912, StAB, Bez. Bern B 3471, 195/12.
- 83 Vgl. hierzu auch: Ernst, Wandlungen, S. 156.
- 84 Vgl. zu diesen Erklärungen ehemännlicher Gewalt: Töngi, Ehekonflikte; Töngi, Geschlechterbeziehungen, S. 93 f.; Brücker, Gewalt, S. 347.
- 85 Brief des Ehemannes an die Ehefrau, 26.11.1912, StAB, Bez. Bern B 3471, 195/12. Hervorhebung im Original.
- 86 Brief des Ehemannes an die Ehefrau, 26.11.1912, StAB, Bez. Bern B 3471, 195/12.
- 87 Brief des Ehemannes an die Ehefrau, 26.11.1912, StAB, Bez. Bern B 3471, 195/12.
- 88 Vgl. zur Geburtenregelung in Arbeiterfamilien um die Jahrhundertwende: Bajohr, Sexualität, S. 107–129. Verbreitet war vor allem der Coitus interruptus, nicht zuletzt auch deshalb, weil chemische Verhütungsmittel, Pessare und Präservative relativ teuer waren. Vgl. zu Schwangerschaften als Gegenstand ehelicher Konflikte im Arbeitermilieu der Schweiz um 1900 die Erinnerungen von Anni Klaw-Morf: Frei, Welt, S. 84. Klaw-Morf erinnert sich, dass Schwangerschaften als »Angelegenheit« der Frauen betrachtet wurden; gleichwohl gab es ganz offensichtlich auch ein männliches Bewusstsein für so etwas wie eine Pflicht zur Zurückhaltung. Nur so ist es zu erklären, dass Johann Probst

auf die Idee kommt, die vergleichsweise geringe Geburtenzahl als sein Verdienst auszuweisen.

- 89 Brief des Ehemannes an die Ehefrau, 26. 11. 1912, StAB, Bez. Bern B 3471, 195/12.
- 90 Jean Hébrard betont die Funktion von Briefen gerade in Arbeiterschaft und bäuerlichen Milieus als Medium der Bewältigung ausserordentlicher Ereignisse: Hébrard, Lettre, S. 293.
- 91 Barthes, Fragmente, S. 207–213.
- 92 Brief des Ehemannes an die Ehefrau, 14. 12. 1913, StAB, Bez. Bern B 3457, 141/14.
- 93 Den Begriff »relational idiom« hat Esther Goody im Zusammenhang mit dem Reden über Eigentum in die sozialanthropologische Familienforschung eingeführt; Medick und Sabeau übernehmen ihn generell als Begriff für Dingliches und Praktisches – Eigentum, Mahlzeitenrituale –, in dem Emotionen und materielle Interessen vermittelt sind. Vgl. Medick/Sabeau, Überlegungen, S. 34 ff.
- 94 Schmitz, Verwaltung, S. 48 f.
- 95 Brief des Ehemannes an die Tochter, 1. 11. 1912, StAB, Bez. Bern B 3471, 195/12.
- 96 So etwa: Tenfelde, Arbeiterfamilie, S. 202.
- 97 So aber: Joris/Witzig, Industrialisierung, S. 104; Lipp, Innenseite, S. 253.
- 98 Vgl. Medick/Sabeau, Überlegungen, S. 53.
- 99 Klageschrift der Ehefrau, 15. 10. 1951, StAB, Bez. Bern B 3478, 155/15.
- 100 Brief des Ehemannes an das Amtsgericht, 25. 5. 1915, StAB, Bez. Bern B 3478, 155/15.
- 101 Brief des Ehemannes an das Amtsgericht, 25. 5. 1915, StAB, Bez. Bern B 3478, 155/15.
- 102 Vgl. ausführlich zu diesem Fall: Arni, Amor.
- 103 Vgl. zum Zusammenhang von ökonomischer Situation und Scheidungsbereitschaft der Frauen: Wecker, Ökonomie; Ziegler, Scheidungsverfahren.
- 104 Töngi, Geschlechterbeziehungen, S. 63 ff.
- 105 Vgl. zur Balancierung von Macht im Medium idealisierter romantischer Liebe: Ernst, Perspektiven, S. 164.
- 106 Vgl. dazu: Sieder, Familie, S. 285 f. Vgl. zur Einwirkung des bürgerlichen Familienmodells auf Arbeiterfamilien: Rosenbaum, Formen, S. 480–483.
- 107 Zur Deklassierung der Arbeiterschaft durch die Erwerbsarbeit der Frau vgl. Mesmer, Gebrauchswert, S. 17.
- 108 Vgl. zur Flexibilität der Machtverhältnisse aus Gründen der weiblichen Erwerbstätigkeit: Lipp, Innenseite, S. 256. Vgl. zur flexiblen »Familienökonomie« in Arbeiterfamilien grundsätzlich: Scott/Tilly, Familienökonomie. In der Geschichte der Arbeiter und Arbeiterinnen wird häufig die Schwierigkeit beklagt, kulturelle Werte der Arbeiterschaft historisch zu erforschen, vgl. z.B. Heimberg, Culture ouvrière, S. 139. Gerade Quellen wie Scheidungsdossiers, die bisher weniger im Kontext der Arbeiterschichtsschreibung als dem der Geschlechtergeschichte in den Blick genommen wurden, erschliessen indes durchaus einen Zugang zur Erforschung der Arbeiterkultur.

#### Kapitel 4: L'ennui

- 1 Brief der Ehefrau an die Nachbarin, 20. 2. 1912, Klageschrift des Ehemannes, 1. 1. 1912, Amtsgerichtsverhandlung 16. 3. 1912, Erwägung, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 2 Amtsgerichtsverhandlung 16. 3. 1912, Erwägung, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 3 Vgl. zur Repräsentation des Ehebruchs in der Literatur als Versprechen der »identitären Verwirklichung« (»accomplissement identitaire«) durch die »Vermittlung eines liebenden Blicks« (»médiation d'un regard amoureux«): Heinich, États de femme, S. 59 f. u. 120 sowie ausführlich: S. 118–133. Den Zeitgenossen schien die literarische Bearbeitung des Themas so aufschlussreich, dass selbst Juristen auf Romane verwiesen, wenn es um den Ehebruch ging: »Feinsinnig behandelt das Problem Fontane in »Effy Briest«, merkt August Egger in seinen Ausführungen zur Verjährung des Ehebruchs an (Egger, Familienrecht, S. 83). Mit den drei grossen Ehebruchsromanen von Flaubert, Tolstoj und Fontane ist der prominenteste Typus der Ehebrecherin in der Literatur des 19. Jahrhunderts – des »high age of adultery« (Nicholas White/Naomi Segal) – bezeichnet, der die Problematik weiblicher Individuierung behandelt. Doch es gibt auch andere Gestalten des literarischen Ehebruchs und es werden im literarischen Ehebruch auch andere Problematiken durchgearbeitet. Von Goethes »Wahlverwandtschaften« bis hin zu den eigensinnig und wohltuend unaufgeregten Miniaturen Robert Walsers (»Das Ehepaar«, »Eine verflixte Geschichte«) und einer ganz verinnerlichten und mit der Ehe wie dem Ehebruch ausgesöhnten »À la recherche de Marie« von Madeleine Bourdouxhe zieht sich der Ehebruch durch die Literatur der europäischen Moderne. Auch wenn man nicht so weit gehen muss wie Denis de Rougemont, der in reizvoller Zuspitzung den Ehebruch als Essenz abendländischer Literatur überhaupt bezeichnet (vgl. de Rougemont, Amour, S. 17), lässt sich eine herausragende Präsenz des Ehebruchs im Roman feststellen. Vgl. zum literarischen Ehebruch u.a.: White/Segal, Scarlet Letters; von Matt, Liebesverrat; Tanner, Adultery.
- 4 Vgl. zu den Geselligkeitsformen und Lesegewohnheiten des kaufmännischen Mittelstands sowie zu den Kontaktmöglichkeiten am Arbeitsplatz in kaufmännischen Berufsfeldern: König/Siegrist/Vetterli, Angestellte, S. 179–189.
- 5 Vgl. zur Schwierigkeit der exakten sozialen Zurechnung der selbständigen Gewerbetreibenden, die sich sowohl dem alten Mittelstand als auch dem »Umfeld des Bürgertums« zurechnen lassen: Tanner, Bürgertum, S. 9. Ich danke Katrin Rieder für ihre Unterstützung bei den Recherchen zur Familie Tobler. Zur Berner Burgergemeinde: vgl. Rieder, Hüterin; Arn, Sein.
- 6 Aus den Akten erschliessen sich die hierarchischen Positionen weder von Henri Dubois' Vater noch seines Bruders, was eine exakte soziale Einordnung erschwert. Vgl. jedoch zur durchaus auch heterogenen »Bourgeoisie des talents«: Tanner, Bürgertum, S. 106.
- 7 Zu dieser Phase in der Herausbildung der kaufmännischen Angestelltenschaft: König/Siegrist/Vetterli, Angestellte, S. 52 ff.
- 8 König/Siegrist/Vetterli, Angestellte, zitierte Stellen auf S. 438 u. 204.
- 9 Vgl. Eintrag »Geschäftsreisende«, in: Reichesberg, Handwörterbuch, Bd. II, S. 266–272. Zur ambivalenten Position der Handelsreisenden zwischen alten Selbständigen und neuen Angestellten vgl. auch: Kracauer, Angestellte, S. 59.
- 10 König/Siegrist/Vetterli, Angestellte, S. 170, 54 ff. u. 117 ff.

- 11 Angaben aus: Klageschrift des Ehemannes, 1.1.1912 und Klageantwort und Widerklage der Ehefrau, 22.1.1912, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 12 Walser, Soziale Segregation, S. 189–193.
- 13 Zu Dienstpersonal und Zimmervermietung im Angestelltenhaushalt: König/Siegrist/Vetterli, Angestellte, S. 181. Vgl. zur »unabdingbaren Notwendigkeit« mindestens eines Dienstmädchens für eine bürgerliche Familie und zur Hausgesindehaltung als »Gradmesser für Bürgerlichkeit«: Tanner, Bürgertum, S. 83–89.
- 14 Halbwachs, Entwurf, S. 141.
- 15 Ruffieux, Freisinn, S. 708.
- 16 Klageschrift des Ehemannes, 1.1.1912, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 17 Errechnete Daten aus: StAB, Bez. Bern B 3446–3480.
- 18 Amtsgerichtsverhandlung 3.2.1912, Beweisentscheid/Beweisschema, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12. Eine von mir erstellte chronologisch-tabellarische Rekonstruktion aller berichteten Ereignisse und Episoden erstreckt sich über sechs A4-Seiten.
- 19 Amtsgerichtsverhandlung 3.2.1912, Ergänzungen des Anwalts der Ehefrau, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 20 Brief der Freundin der Ehefrau an die Ehefrau, 15.10.1911, im Original und zit. in: Klageschrift des Ehemannes, 1.1.1912, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 21 Klageschrift des Ehemannes, 1.1.1912, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 22 Klageantwort und Widerklage der Ehefrau, 22.1.1912, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 23 Brief des Verehrers an die Ehefrau, 2.11.1911, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 24 Brief der Freundin der Ehefrau an die Ehefrau, 2.11.1911, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 25 Klageantwort und Widerklage der Ehefrau, 22.1.1912 und Replik des Ehemannes, integriert in die Amtsgerichtsverhandlung 3.2.1912, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 26 Klageschrift des Ehemannes, 1.1.1912, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 27 Klageantwort und Widerklage der Ehefrau, 22.1.1912, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 28 Vgl. Dauphin/Farge, Introduction, S. 7f.
- 29 Luhmann, Liebe, S. 73. Vgl. ausserdem zum Zusammenhang von Tod und Passion bzw. zur Todessehnsucht als ursprünglichem Motiv der Liebespassion: De Rouge-ment, Amour, S. 44–48.
- 30 Vgl. zu den verschiedenen Temporalitäten der Verführung: Dauphin/Farge, Introduction, S. 8. Vgl. zur Objektivierungsleistung des Briefs und zum Brief als Synthese von Eindeutigkeit und Uneindeutigkeit: Simmel, Brief.
- 31 Zur doppelten Analyse von Briefen als »discours« und »geste épistolaire«: Poublan, Lettres, S. 144–147. Vgl. ausserdem zum Akt des Schreibens als regelhafte kulturelle Praxis: Lyons, Love Letters. Umfassend zu Briefen im 19. Jahrhundert ausserdem: Chartier, Correspondance.
- 32 Bray, Propos, S. 40.
- 33 Klageschrift des Ehemannes, 1.1.1912, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 34 Klageantwort und Widerklage der Ehefrau, 22.1.1912, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 35 Poublan, Lettres, S. 148; Barthes, Fragmente, S. 66. Vgl. auch Honoré de Balzacs Bestimmung des Briefwechsels zwischen Liebenden, an dem eigentlich nur die Geste, nicht der Inhalt interessiert: »Écrire une lettre et la faire jeter à la poste; recevoir la

- réponse, la lire et la brûler; voilà la correspondance réduite à sa plus simple expression.« Honoré de Balzac, zit. nach: Vedder, Liaisons, S. 113.
- 36 Poublan, Lettres, S. 182. Zum Begriff des »pacte épistolaire« als Besiegelung des Engagements des Selbst in der Beziehung zu einem andern, vgl. Dauphin/Lebrun-Pézerat/Poublan, Lettres, S. 131.
- 37 Brief des Verehrers an die Ehefrau, 2.11.1911, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12. Vgl. zur Anrede als Mittel des Briefs, Distanzierung oder Intimität herzustellen: Lyons, Love Letters, S. 236. Ausserdem zur Herstellung von Intimität durch die Anrede im Liebesbrief: Wyss, Intimität.
- 38 Klageschrift des Ehemannes, 1.1.1912, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 39 Egger, Familienrecht, S. 141. Egger erwähnt explizit als abweichend das französische Recht, das ein einseitiges Kontroll- und Brieföffnungsrecht des Ehemannes kennt. Genau dieses war als Ausdruck des »totalitarisme familial et patriarcal« im zeitgenössischen Frankreich umstritten, vgl.: Perrot, Secret, S. 187. Die Frage stellt sich um 1900 brisanter als sie heute erscheint, gilt doch Korrespondenz heute vornehmlich als Medium der Kommunikation zwischen Individuen, während im 19. Jahrhundert Briefe häufig kollektiv geschrieben und adressiert oder aber an Einzelne gerichtete Briefe überwacht wurden. Vgl. Lyons, Love Letters, S. 234 und Poublan, Lettres, S. 144f.
- 40 Klageantwort und Widerklage der Ehefrau, 22.1.1912, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 41 Zum verbrannten Brief als Figur des Geheimnisses: vgl. Perrot, Secret, S. 188.
- 42 Klageschrift des Ehemannes, 1.1.1912, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 43 Klageantwort und Widerklage der Ehefrau, 22.1.1912, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 44 Replik des Ehemannes, integriert in die Amtsgerichtsverhandlung 3.2.1912, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 45 Bloch, Sexualleben, S. 317. Vgl. zur Zunahme geschlechtergemischter Geselligkeit um die Jahrhundertwende: Hobsbawm, Zeitalter, S. 257f.
- 46 Meisel-Hess, Sexuelle Krise, S. 220; Forel, Sexuelle Frage, Volksausgabe, S. 55f. u. 78. Zu Forels sexualaufklärerischem Werk: vgl. Ostorero, Rapports; zu Forels Engagement in der Abstinenzbewegung im Zusammenhang mit eugenischen Theorien und Postulaten: vgl. Germann, Alkoholfrage. Ausführlich zur Diskussion um die weibliche Verführung um 1900 im Kontext feministischer und antifeministischer Debatten: Rochefort, Séduction.
- 47 Amtsgerichtsverhandlung 28.2.1912, Vernehmungsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12. Hervorhebung im Original.
- 48 Klageantwort des Ehemannes, integriert in die Amtsgerichtsverhandlung 26.6.1915, StAB, Bez. Bern B 108/15.
- 49 Brief der Ehefrau an ihren Anwalt, o.D., StAB, Bez. Bern B 3454, 42/13.
- 50 Amtsgerichtsverhandlung 17.11.1915, Vernehmungsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3462, 163/15.
- 51 Brief des Ehemannes an das Amtsgericht, 25.5.1915, StAB, Bez. Bern B 3478, 155/15.
- 52 Brief der Ehefrau an ihren Neffen, 22.9.1913, StAB, Bez. Bern B 3467, 101/14.
- 53 Klageantwort des Ehemannes, 11.1.1916, StAB, Bez. Bern B 3458, 184/15.
- 54 Amtsgerichtsverhandlung 26.6.1915, Vernehmungsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3465, 108/15.

- 55 Amtsgerichtsverhandlung 4.3.1914, Vernehmungsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3452, 37/14.
- 56 Amtsgerichtsverhandlung 17.9.1915, Vernehmungsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3478, 115/15.
- 57 Amtsgerichtsverhandlung 4.11.1914, Vernehmungsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3460, 130/14.
- 58 Klageschrift des Ehemannes, 30.4.1915, StAB, Bez. Bern B 3448, 82/15. Eine aus Gründen der Anonymisierung veränderte Namensgebung ist im Fall der Angehörigen des Berner Patriziates schwierig, da aus begreiflichen Gründen kein milieuadäquater Name aus dem schmalen und hinlänglich bekannten Ensemble der Berner Patriziatfamilien gewählt werden kann. Der hier gewählte Name ist deshalb ein Fantasienamen.
- 59 Klageantwort der Ehefrau, integriert in die Amtsgerichtsverhandlung 7.5.1915, StAB, Bez. Bern B 3448, 82/15.
- 60 Amtsgerichtsverhandlung 14.2.1912, Vernehmungsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 61 Simmel, Geheimnis, S. 317.
- 62 Klageschrift des Ehemannes, 1.1.1912, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 63 Klageantwort und Widerklage der Ehefrau, 22.1.1912, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 64 Amtsgerichtsverhandlung 28.2.1912, Vernehmungsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 65 Brief der Freundin der Ehefrau an die Ehefrau, 15.10.1911, im Original und zit. in: Klageschrift des Ehemannes, 1.1.1912, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 66 Replik des Ehemannes, integriert in die Amtsgerichtsverhandlung 3.2.1912, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 67 Brief der Freundin der Ehefrau an die Ehefrau, 15.10.1911, im Original und zit. in: Klageschrift des Ehemannes, 1.1.1912, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 68 Vgl. u.a. Luhmann, Liebe, S. 163–196, zitierte Stellen auf S. 173 u. 187. Dort aber, wo eine Scheidung nicht möglich oder gewollt ist, kann eine aussereheliche Liebe ihre Realisierung in der Flucht, dem Entsagen oder im aristokratischen Modell der Parallelbeziehung finden. Die Romanliteratur des 19. Jahrhunderts spielt alle diese Möglichkeiten ausführlich durch.
- 69 Brief der Freundin der Ehefrau an die Ehefrau, 15.10.1911, im Original und zit. in: Klageschrift des Ehemannes, 1.1.1912, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 70 Brief des Verehrers an die Ehefrau, 2.11.1911, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 71 Klageantwort und Widerklage der Ehefrau, 22.1.1912, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 72 Brief des Vaters an den Verehrer, Abschrift in Replik des Ehemannes, integriert in die Amtsgerichtsverhandlung 3.2.1912, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 73 Klageschrift des Ehemannes, 1.1.1912, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 74 Brief der Ehefrau an den Anwalt, 21.1.1912 und Brief der Ehefrau an die Nachbarin, 20.1.1912, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 75 Amtsgerichtsverhandlung 14.2.1912, Vernehmungsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 76 Replik des Ehemannes, integriert in die Amtsgerichtsverhandlung 3.2.1912, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 77 Mayreder, Geschlecht, S. 101.

- 78 Frevert, Geschlechterdifferenzen, S. 166–222, zitierte Stelle auf S. 168.
- 79 Simmel, Soziologie, S. 485 ff. u. 599 ff., zitierte Stellen auf S. 599 f.
- 80 Frevert, Geschlechterdifferenzen, zitierte Stellen auf den S. 174 f., 204 u. 211 f.
- 81 Forel, Sexuelle Frage, S. 53.
- 82 Klencke, Weib, S. 331 ff. Hervorhebung im Original.
- 83 Forel, Sexuelle Frage, S. 53, 78 u. 55.
- 84 Simmel, Geschlechter-Problem, S. 229.
- 85 Lou-Andreas Salomé, zit. nach: Mayreder, Kritik, S. 158.
- 86 Simmel, Psychologie der Koketterie, S. 37 ff.
- 87 Wegener, Männer, S. 81 f. Hervorhebung im Original.
- 88 Key, Ehe, S. 90.
- 89 Klencke, Weib, S. 333 u. 334 f. Hervorhebung im Original.
- 90 Mayreder, Kritik, S. 178.
- 91 Forel, Sexuelle Frage, S. 171.
- 92 Simmel, Psychologie der Koketterie, S. 47.
- 93 In der Ambivalenz der Koketterie kommt denn letztlich auch die Paradoxie zum Ausdruck, welche die Geschlechteranthropologie der Moderne der weiblichen Existenz grundsätzlich einschreibt: Reduziert auf ihre Geschlechtlichkeit ist sie eben immer auch sexualisiertes Wesen und führt sozusagen eine »Angebotsexistenz«. Der Diskurs über die Koketterie kann in diesem Sinn auch verstanden werden als ein Element dessen, was Michel Foucault als die »Hysterisierung des weiblichen Körpers« beschreibt. Vgl. Foucault, Wille, S. 126.
- 94 Frevert, Geschlechterdifferenzen, S. 188 ff.
- 95 Klageantwort des Ehemannes, integriert in die Amtsgerichtsverhandlung 26.6.1915, StAB, Bez. Bern B 3465, 108/15.
- 96 Amtsgerichtsverhandlung 7.5.1915, Vernehmungsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3448, 82/15.
- 97 Brief des Ehemannes an die Ehefrau, 26.6.1916, StAB, Bez. Bern B 3447, 143/16.
- 98 Klageantwort des Ehemannes, 23.5.1912, StAB, Bez. Bern B 3476, 77/12.
- 99 Mayreder, Geschlecht, S. 101.
- 100 Brief des Ehemannes an das Amtsgericht, o.D., StAB, Bez. Bern B 3460, 6/14. Hervorhebung im Original.
- 101 Klageschrift des Ehemannes, 30.11.1914, StAB, Bez. Bern B 3455, 166/14.
- 102 Frevert, Geschlechterdifferenzen, S. 212 ff. So galt der männliche Ehebruch nicht als ehrverletzend, vgl. Frevert, Geschlechterdifferenzen, S. 183 f.
- 103 Extrait des minutes du Greffe du Tribunal de Première Instance de la République et Canton de Genève, 24.2.1912, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 104 Brief des Ehemannes an den Genfer Anwalt, 17.11.1911, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 105 Brief des Genfer Anwalts an den Anwalt des Ehemannes, 29.12.1911, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 106 Frevert, Geschlechterdifferenzen, S. 212 ff.
- 107 Frevert, Geschlechterdifferenzen, S. 177 f.
- 108 Frevert, Ehrenmänner, S. 179. Vgl. Nye, End, S. 85 zu Frankreich, wo das Duell »weit gehend zivil« war.

- 109 Henne, Duell, S. 11. Zum Duell in der Schweiz: Blattmann, Formen, S. 101–113.
- 110 Protokoll der Freunde des Ehemannes, als Brief an den Ehemann, 11.1.1917, StAB, Bez. Bern B 3448, 57/16.
- 111 Brief des Ehemannes an den Obergerichtspräsidenten, 19.1.1917, StAB, Bez. Bern B 3448, 57/16.
- 112 Bern gehört zu denjenigen Schweizer Städten, in denen sich mit dem Patriziat »ein von den übrigen Stadtbürgern fast völlig abgekoppelter Stand« mit entsprechenden Herrschaftsansprüchen ausgebildet hatte, der aber im Verlauf des 19. Jahrhunderts seine Privilegien zusehends und spätestens seit den 1880er Jahren auch seine lokale politische Vormachtstellung verlor. Gleichzeitig bildete sich eine neue bürgerliche Elite aus, deren »Frontstellung zu den Herren aristokratisch-patrizischer Herkunft« zunehmend zerfiel, während sich aber um 1900 »ständische Trennlinien« durchaus auch weiter tradierten. Vgl. Tanner, Aristokratie, S. 210ff. u. 216ff.
- 113 Protokoll der beiden Freunde, als Brief an den Ehemann, 11.1.1917, StAB, Bez. Bern B 3448, 57/16. Zu den Ehrengerichten, die im 19. Jahrhundert vor allem bei Ärzten und Anwälten üblich geworden waren vgl. Frevert, Ehrenmänner, S. 189.
- 114 Brief des Ehemannes an die Ehefrau, 26.6.1916, StAB, Bez. Bern B 3447, 143/16.
- 115 Frevert, Ehrenmänner, S. 185. Zur deutschen und französischen Kritik am englischen Brauch der finanziellen Satisfaktion: Frevert, Ehrenmänner, S. 191 und Nye, End, S. 90.
- 116 Amtsgerichtsverhandlung 14.2.1912, Vernehmungsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 117 Amtsgerichtsverhandlung 28.2.1912, Vernehmungsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 118 Frevert, Geschlechterdifferenzen, S. 214f.
- 119 Mayreder, Kritik, S. 103f. Die »Krise der Männlichkeit« um 1900 wird im Folgenden anhand von Mayreders Essay »Von der Männlichkeit« rekonstruiert, der als ein Grundlagentext von Männlichkeitsforschung avant la lettre gelesen werden kann. Vgl. ausserdem zur Krise der Männlichkeit um 1900: Maugue, Identité; Rauch, Sexe; Mosse, Bild, S. 107–142; Fout, Sexual Politics; Le Rider, Ende, besonders S. 140ff.
- 120 Mayreder, Kritik, zitierte Stellen auf S. 122, 103, 104, 109 u. 117f.
- 121 Mayreder, Kritik, zitierte Stellen auf S. 105f., 122f., 115, 116f. u. 110.
- 122 Frevert, Ehrenmänner, S. 240.
- 123 Wegener, Männer, S. 9–22.
- 124 Vgl. zur These der Spiritualisierung und Verinnerlichung von Ehre in der Moderne: Spierenburg, Masculinity, S. 5ff.
- 125 Fontane, Effi Briest, S. 280.
- 126 Wegener, Männer, S. 9–22. Zur Geschlechterdifferenz als zentraler Differenzkategorie der Moderne vgl. Honegger, Ordnung.
- 127 Replik des Ehemannes, integriert in die Amtsgerichtsverhandlung 3.2.1912, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 128 Klageschrift des Ehemannes, 1.1.1912, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 129 Amtsgerichtsverhandlung 28.2.1912, Vernehmungsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.

- 130 Brief des Vaters an den Verehrer, 6.11.1911, Abschrift in der Replik des Ehemannes, integriert in die Amtsgerichtsverhandlung 3.2.1912 und Replik des Ehemannes, integriert in die Amtsgerichtsverhandlung 3.2.1912, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 131 Brief der Ehefrau an den Bruder, 15.7. ca. 1913, StAB, Bez. Bern B 3472, 93/14.
- 132 Brief der Mutter an die Ehefrau, 23.5.1910, StAB, Bez. Bern B 3477, 119/12.
- 133 Brief des Ehemannes an die Ehefrau, 18.6.1912, StAB, Bez. Bern B 3477, 135/12.
- 134 Vgl. auch zu entsprechenden Heiratsstrategien: Tanner, Bürgertum, S. 170–202.
- 135 Brief der Ehefrau an den Bruder, 15.7. ca. 1913, StAB, Bez. Bern B 3472, 93/14. Hervorhebung im Original.
- 136 Klageschrift des Ehemannes, 1.1.1912, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 137 Replik des Ehemannes, integriert in die Amtsgerichtsverhandlung 3.2.1912, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 138 Amtsgerichtsverhandlung 14.2.1912, Vernehmungsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 139 Amtsgerichtsverhandlung 16.3.1912, Erwägung, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 140 Amtsgerichtsverhandlung 14.2.1912, Vernehmungsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 141 König/Siegrist/Vetterli, Angestellte, S. 122, 126f. u. 467.
- 142 König/Siegrist/Vetterli, Angestellte, S. 459 u. 192. Das Sich-Klammern an »bürgerliche Ruinen mit ihren Privatgefühlen und der ganzen verschollenen Innenarchitektur«, das Siegfried Kracauer 1930 unter anderem an den Handelsreisenden beobachtet, das lässt sich für die Zeit um 1900 rückübersetzen, indem die *Ruinen* einstiger Bürgerlichkeit als Aspirationen auf Bürgerlichkeit gelesen werden. Was 1930 als »verschollene Bürgerlichkeit« in den Angestellten »nachspukt«, das ist um 1900 angestrebte Bürgerlichkeit, die ihnen vorschwebt. Vgl. Kracauer, Angestellte, S. 59 u. 82.
- 143 Amtsgerichtsverhandlung 28.2.1912, Vernehmungsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 144 Amtsgerichtsverhandlung 14.2.1912, Vernehmungsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 145 Key, Ehe, S. 230; Mayreder, Kritik, S. 68; Forel, Sexuelle Frage, S. 213ff.
- 146 Klageschrift des Ehemannes, 1.1.1912, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 147 Amtsgerichtsverhandlungen 14.2.1912 und 28.2.1912, Vernehmungsprotokolle, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 148 Amtsgerichtsverhandlung 18.1.1916, Erwägung, StAB, Bez. Bern B 3460, 175/15.
- 149 Von Thilo, Töchter, S. 48 u. 50.
- 150 Amtsgerichtsverhandlung 1.5.1914, Erwägung, StAB, Bez. Bern B 3472, 63/14.
- 151 Replik des Ehemannes, integriert in die Amtsgerichtsverhandlung 3.2.1912, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 152 Amtsgerichtsverhandlung 14.2.1912, Vernehmungsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 153 Egger, Familienrecht, S. 95.
- 154 Zur »Mutterschaft als Beruf«, die bereits vom Protestantismus »ethisch überhöht« und dann in der Geschlechteranthropologie seit 1800 wissenschaftlich festgeschrieben wurde: vgl. Honegger, Überlegungen, S. 14.
- 155 Mayreder, Kritik, S. 68 u. 70.

- 156 Kambli, Sexuelle Frage, S. 29f.; Key, Ehe, S. 245.
- 157 Kambli, Sexuelle Frage, S. 29.
- 158 Helduser, Unfruchtbarkeit.
- 159 Hilty, Heiligkeit, S. 210.
- 160 König/Sigrist/Vetterli, Angestellte, S. 181 u. 461. Aus den diesem Buch zugrunde liegenden Scheidungen lassen sich durchschnittliche Kinderzahlen nicht verlässlich ermitteln, da die prozessierenden Ehen ein besonderes Sample darstellen. Viele Ehen traten während der generativen Phase vor den Richter, findet sich doch unter den 479 Fällen eine Mehrheit von drei- bis siebenjährigen Ehen. Die Kinderzahl aller Ehen reicht von 0 bis 14 Kinder, mehr als zwei Drittel der Ehepaare hatten ein bis vier Kinder, während 114 Paare kinderlos waren. Errechnete Daten aus: StAB, Bez. Bern B 3446–3480.
- 161 Spree, Angestellte, S. 304. Vgl. hierzu auch: Eder, Sexual Cultures, S. 159ff.
- 162 Klageantwort und Widerklage der Ehefrau, 22.1.1912, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 163 Replik des Ehemannes, integriert in die Amtsgerichtsverhandlung 3.2.1912, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 164 Amtsgerichtsverhandlung 14.2.1912, Vernehmungsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 165 Kambli, Sexuelle Frage, S. 26ff.
- 166 Amtsgerichtsverhandlung 16.3.1912, Erwägung, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 167 Amtsgerichtsverhandlungen 14.2.1912 und 28.2.1912, Vernehmungsprotokolle, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 168 Foucault, Wille, S. 127.
- 169 Hin und wieder wird in der Geschichte der Sexualität von einer Verwendung des Begriffs »Sexualität« abgesehen. Isabel Hull hält ihn für »anachronistisch und methodologisch missverständlich«, wenn es um Zeiträume vor 1800 geht (Hull, Sexuality, S. 6). Auch Franz X. Eder sieht von einer Verwendung des Begriffs ab (Eder, Sexual Cultures, S. 138f.). In den hier untersuchten Scheidungsprozessen taucht »Sexualität« als Begriff nicht auf, wohl aber das Adjektiv »sexuell«, wie sich ja auch der Diskurs um Geschlechtliches um 1900 der »sexuellen Frage« widmet. Wenn ich im Folgenden von »Sexualität« spreche, so im Sinn einer analytischen Kategorie und durchaus im Bewusstsein um die Historizität von Begriff und Gegenstand.
- 170 Amtsgerichtsverhandlung 24.4.1915, Vernehmungsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3469, 53/15; Amtsgerichtsverhandlung 23.5.1914, Vernehmungsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3455, 74/14; Klageschrift der Ehefrau, 30.6.1915 und Amtsgerichtsverhandlung 17.9.1915, Vernehmungsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3478, 115/15.
- 171 Brief der Ehefrau an den Anwalt, 30.6.1912, StAB, Bez. Bern B 3477, 135/12.
- 172 Klageantwort der Ehefrau, 21.10.1915 und Klageschrift des Ehemannes, 20.9.1915, StAB, Bez. Bern B 3460, 148/15.
- 173 Amtsgerichtsverhandlung 21.4.1914, Vernehmungsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3468, 48/15.
- 174 Amtsgerichtsverhandlung 17.4.1915, Vernehmungsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3480, 46/15.
- 175 Oosterhuis, Science, S. 222. Vgl. auch Oosterhuis zur Ambivalenz der moralischen Bedeutung von Sexualität als »natürlichem Phänomen«, gilt doch diese Natur in

- Rousseaus Sinn einerseits als Ursprung moralischen Verhaltens und andererseits in de Sades Geist als ethisch neutral oder gar blind. Zur Anerkennung einer grundsätzlich vielfältigen und ambivalenten Natur in der Sexualwissenschaft seit Havelock Ellis: Weeks, Sex, S. 143–159. Grundlegend zur »scientia sexualis«: Foucault, Wille.
- 176 Klageschrift der Ehefrau, 8.12.1915, StAB, Bez. Bern B 3467, 197/15.
- 177 Vgl. Oosterhuis, Science, S. 226. Schon 1846 aber hatte Heinrich Kaan ein Werk namens »Psychopathia sexualis« verfasst, vgl. Foucault, Wille, S. 142.
- 178 Klageantwort des Ehemannes, 23.11.1912, StAB, Bez. Bern B 3454, 178/12.
- 179 Klageschrift der Ehefrau, 14.10.1914, StAB, Bez. Bern B 3449, 146/14.
- 180 Lebensbericht des Ehemannes, o.D., StAB, Bez. Bern B 3480, 33/15.
- 181 Klageschrift des Ehemannes, 25.5.1914, StAB, Bez. Bern B 3472, 93/14.
- 182 Brief der Ehefrau an das Amtsgericht, 26.2.1914, StAB, Bez. Bern B 3446, 40/14. Hervorhebung im Original.
- 183 Klageschrift der Ehefrau, 19.6.1915, StAB, Bez. Bern B 3485, 108/15.
- 184 Klageschrift der Ehefrau, 30.6.1915 und Amtsgerichtsverhandlung 17.9.1915, Vernehmungsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3478, 115/15.
- 185 Klageantwort des Ehemannes, 22.2.1912 und Vortrag des Anwaltes der Ehefrau, Amtsgerichtsverhandlung 12.3.1912, StAB, Bez. Bern B 3476, 16/12.
- 186 Klageschrift des Ehemannes, 20.12.1912, StAB, Bez. Bern B 3477, 233/12.
- 187 Amtsgerichtsverhandlung 26.6.1912, Vernehmungsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3452, 114/12.
- 188 Egger, Familienrecht, S. 95f.
- 189 Forel, Sexuelle Frage, S. 39–56, zitierte Stelle auf S. 53. Vgl. zur Stereotypie männlicher und weiblicher Sexualität im 19. Jahrhundert, auch im Kontrast zu anders gearteten früheren Vorstellungen: Davidoff et al., Family Story, S. 65ff.
- 190 Meisel-Hess, Sexuelle Krise, S. 131.
- 191 Auch ein minuziöses Durchzählen aller 479 Scheidungsprozesse auf die Erscheinungsweisen männlicher und weiblicher Sexualität würde vermutlich kaum weiterhelfen, wenn wir uns an eine Mahnung von Jean-Louis Flandrin erinnern: Früh warnte er vor der »Übervorsicht jener, die nicht weiter gehen wollen, als ihre Zahlen reichen«. Vgl. Flandrin, Heirat, S. 304.
- 192 Brief des Ehemannes an das Amtsgericht, 25.5.1915, StAB, Bez. Bern B 3478, 155/15.
- 193 Bozon, Significations, S. 14 u. 21.
- 194 Es ist denn auch die Literatur als problematisierendes Repertorium des Imaginaire social, die besonders pointiert im Ehebruchsroman diskursive Vereindeutigungen gerade weiblicher Sexualität verwirft oder zumindest infrage stellt. Vgl. White/Segal, Scarlet Letters; Melchior-Bonnet/de Tocqueville, Histoire, besonders S. 186. Vgl. als eine Untersuchung in diesem Sinn: Heinich, États de femme.
- 195 Klageschrift der Ehefrau, 1.6.1912, StAB, Bez. Bern B 3454, 99/12.
- 196 Amtsgerichtsverhandlung 5.6.1912, Vernehmungsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3454, 99/12.
- 197 Dohm, Ehescheidung, S. 136.
- 198 Forel, Sexuelle Frage, S. 218 u. 220.

- 199 Freud, Sexualmoral, S. 124.
- 200 Nietzsche und Freud, zit. nach: Gay, Leidenschaft, S. 91 u. 94; Forel, Sexuelle Frage, S. 60.
- 201 Forel, Sexuelle Frage, S. 62.
- 202 Vgl. hierzu etwa die Ausführungen Forels zum Geschlechtstrieb: Forel, Sexuelle Frage, S. 39ff.
- 203 Vgl. Luhmann, Liebe, S. 137–151. Neu ist freilich sexuelle Glückseligkeit in der Ehe nicht, neu ist, dass die Ehe solches explizit verheisst und es auch realisieren soll. Augustin jedenfalls kannte namentlich die Frauen, die von ihrem Ehemann die Erfüllung der »ehelichen Pflicht« nicht aus dem Wunsch nach Kindern, sondern angetrieben von »der Glut der Begierde« einforderten. Vgl. Augustin, Bonheur conjugal, S. 50f.
- 204 Freud, Sexualmoral, S. 125.
- 205 Der holländische Gynäkologe Theodor Hendrik van de Velde spricht 1927 im Untertitel seines Buches »Die vollkommene Ehe«, das zu einem Klassiker dieses Genres werden sollte, bezeichnenderweise von der »Physiologie und Technik« der Ehe, die sich dann auch als Technologie des Geschlechtsaktes liest. Vgl. van de Velde, Ehe.
- 206 Egger, Familienrecht, S. 84.
- 207 Forel, Sexuelle Frage, S. 59, Hervorhebung im Original. Vgl. auch zur Vorstellung, dass Sexualität soziale Bande stiftet: Oosterhuis, Science, S. 233.
- 208 Amtsgerichtsverhandlung 18.1.1916, Vernehmungsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3460, 175/15; Klageantwort des Ehemannes, 22.2.1912, StAB, Bez. Bern B 3476, 16/12; Amtsgerichtsverhandlung 24.4.1915, Vernehmungsprotokoll und Erwägung, StAB, Bez. Bern B 3469, 53/15.
- 209 Klageschrift des Ehemannes, 17.11.1915, StAB, Bez. Bern B 3467, 189/15.
- 210 Amtsgerichtsverhandlung 13.11.1914, Erwägung, StAB, Bez. Bern B 3449, 146/14.
- 211 Amtsgerichtsverhandlung 27.1.1916, Erwägung, StAB, Bez. Bern B 3457, 195/16.
- 212 Klageschrift der Ehefrau, 19.6.1915, StAB, Bez. Bern B 3465, 108/15; Klageantwort der Ehefrau, 21.10.1915 und Klageschrift des Ehemannes, 20.9.1915, StAB, Bez. Bern B 3460, 148/15; Klageantwort des Ehemannes, 23.11.1912, StAB, Bez. Bern B 3454, 178/12.
- 213 Foucault, Wille.
- 214 Foucault, Wille; Oosterhuis, Science, S. 233.
- 215 Amtsgerichtsverhandlung 16.3.1912, Erwägung, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 216 Amtsgerichtsverhandlung 14.2.1912, Vernehmungsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 217 Klageantwort und Widerklage der Ehefrau, 22.1.1912, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 218 Vgl. zur »Interpretation«, »Verarbeitung« und »symbolischen Repräsentanz« des Alltags als Vorgabe des bürgerlichen Ehe- und Liebesideals: Sieder, Familie, S. 132. Zur Problematik, die dieser Vorgabe inhärent ist vgl. Kapitel 2 in diesem Buch.
- 219 Klageantwort und Widerklage der Ehefrau, 22.1.1912, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 220 Brief der Freundin der Ehefrau an die Ehefrau, 15.10.1911, im Original und zit. in: Klageschrift des Ehemannes, 1.1.1912, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 221 »Träfe« sind prägnante und treffende Vorwürfe, die sozusagen mitten ins Verwundbare zielen. Amtsgerichtsverhandlung 14.2.1912, Vernehmungsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.

- 222 Klageantwort und Widerklage der Ehefrau, 22.1.1912, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 223 Klageschrift des Ehemannes, 1.1.1912, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 224 Replik des Ehemannes, integriert in die Amtsgerichtsverhandlung 3.2.1912, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 225 Replik des Ehemannes, integriert in die Amtsgerichtsverhandlung 3.2.1912, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 226 König/Siegrist/Vetterli, Angestellte, S. 459f. Vgl. auch grundsätzlich zur Regulierung von Konsumnormen: Veblen, Theorie, S. 119ff.
- 227 Amtsgerichtsverhandlung 14.2.1912, Vernehmungsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 228 Amtsgerichtsverhandlung 28.2.1912, Vernehmungsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 229 Klageantwort und Widerklage der Ehefrau, 22.1.1912, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 230 Amtsgerichtsverhandlung 28.2.1912, Vernehmungsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12. Hervorhebung im Original.
- 231 Amtsgerichtsverhandlung 3.2.1912, Vernehmungsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 232 Amtsgerichtsverhandlung 14.2.1912, Vernehmungsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 233 Bericht der Amtsvormundschaft Bern, 28.1.1916, StAB, Bez. Bern B 3463, 177/15.
- 234 Klageantwort und Widerklage des Ehemannes, 17.9.1915, StAB, Bez. Bern B 3478, 115/15.
- 235 Tanner, Bürgertum, S. 281, 369 u. 385ff.
- 236 Brief der Ehefrau an das Gericht, o.D., StAB, Bez. Bern B 3454, 42/13.
- 237 König/Sigrist/Vetterli, Angestellte, S. 462, 459ff. u. 186ff.
- 238 Zu Reisen, Sport und Alpenbegeisterung: vgl. Tanner, Bürgertum, S. 389ff. u. 397ff. Zum Automobil: vgl. Merki, Siegeszug.
- 239 Zur Wohnung als neben der Kleidung zentraler Manifestation von Lebensstil im neuen Mittelstand: König/Sigrist/Vetterli, Angestellte, S. 181.
- 240 Tanner, Bürgertum, S. 400–407. Zum jour fixe als Gepflogenheit im deutschen Bürgertum: vgl. Frevert, Geschlechterdifferenzen, S. 159.
- 241 Vgl. allgemein zur Bedeutung geselliger und kultureller Aktivitäten für die personale Identität von Frauen: Frevert, Geschlechterdifferenzen, S. 159ff.
- 242 Simmel, Philosophie der Mode, S. 9.
- 243 Simmel, Frau und Mode, zitierte Stellen auf S. 344, 345 u. 346. Vgl. zusätzlich: Simmel, Psychologie der Mode.
- 244 Etwa dann, wenn sich Mode auch als Funktion der natürlichen Balance des Menschen zwischen Beständigkeit und Abwechslung erklärt, indem ihre Abwechslungslogik auf dem Gebiet der Kleider Treue auf andern Gebieten kompensiert. Das verhält sich dann so, dass der Mann als das naturgemäss in der Liebe mehr auf Variation bedachte Wesen auf die Abwechslung durch Mode nicht angewiesen ist, während die Frau als die wesenhaft »treuer« Liebende durch Abwechslung in der Mode entschädigt wird. Vgl. Simmel, Frau und Mode, S. 346.
- 245 Key, Ehe, S. 90–93.
- 246 Heinich, États de femme, S. 59; Klingenstein, Frau mit Eigenschaften.



- 247 Vgl. zur feministischen Kritik, die diesen Zusammenhang zusehends expliziter machen wird: de Beauvoir, *Geschlecht*, S. 830: »Die Liebe ist für die Frau ein äusserster Versuch, die Abhängigkeit, zu der sie verdammt ist, durch deren Annahme zu überwinden. Aber selbst eine befürwortete Abhängigkeit kann nicht anders gelebt werden als in Angst und Unterwürfigkeit.«
- 248 Amtsgerichtsverhandlung 14.2.1912, Vernehmungsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 249 Amtsgerichtsverhandlung 28.2.1912, Vernehmungsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 250 Vgl. zur literarischen Repräsentation der Stadt Genf zwischen Puritanismus und mondäner Welt, die vielleicht gerade wegen ebendieser Spannung in der Geschichte der schweizerischen Literatur zu einem Ort des Ehebruchromans wurde: Robert de Traz, *La Puritaine et l'Amour*, Lausanne 1917 und Albert Cohen, *Belle du Seigneur*, Paris 1968.
- 251 Amtsgerichtsverhandlung 16.3.1912, Erwägung, StAB, Bez. Bern B 3454, 1/12.
- 252 Simmel, *Gesellschaft zu zweien*, S. 350.

#### Kapitel 5: Die Freundin, der Parteigenosse

- 1 Heller, Zerschellen, S. 55. Hervorhebung im Original.
- 2 Brief Robert Grimm an Roland Brüstlein, zit. in: Klageschrift Robert Grimm, 11.10.1916, Brief Rosa Grimm an Boris Lifschitz, zit. in: Klageantwort Rosa Grimm, 15.11.1916, Amtsgerichtsverhandlung 22.11.1916, Vernehmungsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3457, 167/16. Hervorhebung im Original.
- 3 Heller, Zerschellen, zitierte Stellen auf S. 58 u. 59. Hervorhebung im Original.
- 4 Heller, Zerschellen, S. 54. Hervorhebung im Original.
- 5 McCarthy, Robert Grimm, S. 64. Ich danke Ursula McCarthy-Grimm für ihre Bereitschaft, mir vieles über die Geschichte ihrer Familie zu erzählen, für ihr Interesse an meiner *Neudichtung* eines Stücks ihrer Familiengeschichte und für ihre Bereitschaft, meine Interpretationen kritisch mit mir zu diskutieren. Vgl. zum Wohnquartier die Ausführungen in Kapitel 3 dieses Buches. Diese erste Wohnung der Grimms befand sich übrigens im selben Haus, in welchem auch die Familie Probst wohnte, von der Kapitel 3 dieses Buches handelt. Es ist allerdings anzunehmen, dass die Grimms 1912, als die Probsts vor dem Scheidungsgericht standen, nicht mehr dort wohnten.
- 6 Die spärlichen biographischen Angaben im Scheidungsdossier ergänze ich im Folgenden mit den biographischen Rekonstruktionen von Brigitte Studer: Studer, Rosa Grimm. Vgl. auch zu Rosa Grimms Studium: Rogger, Doktorhut, S. 140 ff.
- 7 Vgl. zu Rosa Grimms Kritik an Sowjetrussland und ihrer Scheu, diese öffentlich zu machen: Fritz Brupbacher, *Tagebuch*, 10.6.1931, *SozArch*, Ar. 101.10.11, *Tagebücher*. Ausserdem zu Rosa Grimms Präsenz in der KPS: Studer, Parti, S. 219 ff.
- 8 Vgl. Humm, Rabenhaus. Zu den Beziehungen Humms zur KPS: vgl. Studer, Parti, S. 551 ff.
- 9 »Revolutionswochen«, in: *Der Staatsbürger*, 3. Jg., Nr 17, 16.9.1919. Die »rote Rosa Nr. 2« war die revolutionäre Marxistin und erste Präsidentin der Zentralen Frauen-

agitationskommission der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz Rosa Bloch-Bollag.

- 10 Wullschlegler, Rosa Grimm.
- 11 Rosa Grimm an Lili Humm, o.D. [zwischen 1933 und 1935], Nachlass Rudolf Jakob Humm, ZB-Zürich, Handschriftenabteilung.
- 12 Wullschlegler, Rosa Grimm.
- 13 Auch in dieser Darstellung werden die biographischen Angaben im Scheidungsdossier durch biographische Literatur ergänzt. Vgl.: Degen, Robert Grimm; McCarthy, Robert Grimm; Voigt, Robert Grimm.
- 14 Degen, Robert Grimm, S. 190.
- 15 Robert Aemmer zählt Robert Grimm zu denjenigen Arbeitern, die durch ihr Engagement in der Arbeiterbewegung einen sozialen Aufstieg vollzogen, vgl. Aemmer, *Sozialdemokratie*, S. 174–177.
- 16 Vgl. zur zweiten Ehe Robert Grimms: McCarthy, Robert Grimm, S. 188.
- 17 Am 7.5.1919 sollte Rosa Grimm beim Amtsgericht Bern einen Antrag auf Abänderung der Scheidungskonvention im Sinn einer Erhöhung der Alimente für sich und die Kinder einreichen, während Robert Grimm seinerseits eine Abänderung im Sinn einer Zusprenchung der Kinder an sich beantragen sollte. Im September 1919 einigten sich die beiden auf diese letztere Lösung, der die Richter aus vollem Herzen zustimmen konnten, befanden sie doch, dass Rosa Grimm politisiere und sich deshalb gar nicht um die Kinder kümmern könne. Vgl. Amtsgericht Bern, Sitzungsprotokoll vom 20.9.1919, Urteilsanfechtung Rosa Grimm vs. Robert Grimm, Amtsgerichtsprotokolle 1919, StAB, Bez. Bern B 2592, S. 1065–1017.
- 18 Vgl. Brief Robert Grimm an Rosa Grimm, 9.8.1916, Privataarchiv Ursula McCarthy-Grimm.
- 19 Studer, Rosa Grimm, S. 12–15.
- 20 Frei, Patriarchen, S. 60 f.
- 21 McCarthy, Robert Grimm, S. 64 u. 141 f.
- 22 Witzig, *Alltagsleben*, S. 265 ff.
- 23 Anny Klawa-Morf, zit. nach: Frei, Welt, S. 82 f.
- 24 Amtsgerichtsverhandlung 22.11.1916, Vernehmungsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3457, 167/16.
- 25 Barthes, *Fragmente*, S. 50.
- 26 Dieses und alle folgenden Zitate in diesem Unterkapitel aus: Brief Robert Grimm an Roland Brüstlein, 8.10.1916, zit. in: Klageschrift Robert Grimm, 11.10.1916, StAB, Bez. Bern B 3457, 167/16.
- 27 Barthes, *Fragmente*, S. 50.
- 28 Dieses und alle folgenden Zitate in diesem Unterkapitel aus: Brief Rosa Grimm an Boris Lifschitz, 14.10.1916, zit. in: Klageantwort Rosa Grimm, 15.11.1916, StAB, Bez. Bern B 3457, 167/16. Hervorhebung im Original.
- 29 Simmel, *Gesellschaft zu zweien*, S. 354.
- 30 Vgl. Théry, *Différence*, S. 72. Vgl. ausserdem u.a. zur Kritik an der lange und gern gehegten Vorstellung, Emotionalität in ehelichen und familialen Beziehungen käme mit Moderne und Bürgertum gleichsam geschichts- und traditionslos in die Welt: Habermas, *Frauen*, S. 259–265; Beck, *Bedürfnisse*.

- 31 Klageschrift des Ehemannes, 6.10.1913, StAB, Bez. Bern B 3454, 183/13.
- 32 Brief des Ehemannes an die Ehefrau vor der Eheschliessung, 27.1.1909, StAB, Bez. Bern B 3454, 183/13. Etwas handfestere Beweise verlangte übrigens Susanna Marías; sie entzog sich so lange der »Werbung« eines spanischen Weinhändlers, bis dieser »drohte, falls sie ihn nicht heirate, werde er sie und sich erschiessen«. Als er sich dann auch wirklich »einen Revolver« kaufte, da hielt sie »seine Liebe für aufrichtig und beständig und es kam zum Eheabschluss«. Klageschrift der Ehefrau, 20.4.1914, StAB, Bez. Bern B 3449, 85/14.
- 33 Brief des Ehemannes an die Ehefrau vor der Eheschliessung, 15.1.1909, StAB, Bez. Bern B 3454, 183/13. Hervorhebung im Original.
- 34 Klageantwort der Ehefrau, 21.10.1913 und Amtsgerichtsverhandlung 21.10.1913, Vernehmungsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3454, 183/13.
- 35 Klageschrift des Ehemannes, 22.2.1916, Amtsgerichtsverhandlung 8.4.1916, Vernehmungsprotokoll, Klageantwort und Widerklage der Ehefrau, 7.4.1916, StAB, Bez. Bern B 3461, 40/16.
- 36 Vgl. zur Liebe als Code: Luhmann, Liebe.
- 37 Klageschrift des Ehemannes, 22.2.1916, StAB, Bez. Bern B 3461, 40/16.
- 38 Zu Grimms Lektüre der Frühsozialisten: McCarthy, Robert Grimm, S. 66. Zu Fouriers Theorie der Liebe und der Leidenschaften: vgl. die Kompilation von entsprechenden Auszügen aus verschiedenen Werken von 1808–1835 in Fourier, Liberté.
- 39 Grimm, Rosa, »Die Heuchelei einer »würdigen« Dame«, in: Basler Vorwärts, 10.4.1928. August Bebels »Die Frau und der Sozialismus« war bis 1914 das meistgelesene Buch in der deutschen und schweizerischen Arbeiterschaft, 1910 erschien es in 50. Auflage. Dieses Buch habe, schreibt Hans-Josef Steinberg, »mehr sozialistische Überzeugung bei den Arbeitern in Europa vor dem Ersten Weltkrieg geschaffen, als alle Schriften von Marx und Engels, Kautsky und Bernstein zusammen«. Vgl. Steinberg, August Bebel, S. 189. Vgl. zu Theorien und Realitäten der »sozialistischen Familie: Kerblay, Sozialistische Familien.
- 40 Simmel, Soziologie, S. 403. Hervorhebung im Original.
- 41 Brief Rosa Grimm an Boris Lifschitz, 14.10.1916, zit. in: Klageantwort Rosa Grimm, 15.11.1916, StAB, Bez. Bern B 3457, 167/16.
- 42 Amtsgerichtsverhandlung 22.11.1916, Vernehmungsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3457, 167/16.
- 43 Simmel, Soziologie, S. 400f. u. 117.
- 44 De Montaigne, Freundschaft, S. 69f.
- 45 Rosa Grimm, »Einiges über Ibsen und seine Nora«, in: Der Weggefährte, 9.1.1920.
- 46 Gerade insofern, als diese Revolution der Geschlechterbeziehungen durchaus auch an frühbürgerliche Beziehungsentwürfe anschloss (vgl. weiter unten in diesem Kapitel), wurde sie nicht nur in linken Milieus versucht. Vgl. zu bildungsbürgerlichen Paaren, die in der Schweiz um die Jahrhundertwende die Ehe explizit als Freundschaft lebten: Witzig, Alltagsleben, S. 260ff.
- 47 Alexandra Kollontai, zit. nach: Eschenbach/Reichling, Nachwort, S. 429ff.
- 48 Fichte, Familienrecht, S. 101 (§5). Vgl. hierzu auch: Honegger, Ordnung, S. 30ff. u. 79ff.

- 49 Hierzu und zum Folgenden: Reese, Kameraden, S. 67f.
- 50 Reese, Kameraden, S. 68.
- 51 Vgl. hierzu auch: Kapitel 1 in diesem Buch. Zur feministischen Liebeskritik vgl.: Saurer, Liebe, S. 7ff. Zu Simone de Beauvoirs Kritik an der Frau als Liebenden: De Beauvoir, Geschlecht, S. 799ff. Zur Genealogie des problematischen Verhältnisses von Liebe und Feminismus: Fraisse, Unvereinbarkeit.
- 52 Mayreder, Kritik, S. 181f.
- 53 Rosa Grimm, »Einiges über Ibsen und seine Nora«, in: Der Weggefährte, 9.1.1920.
- 54 Stöcker, Ehe, S. 11; Meisel-Hess, Sexuelle Krise, S. 125. Zur Liebe als latente »Waffe weiblicher Subjektwerdung«: Reese, Kameraden, S. 70.
- 55 Schnegg, Seelen, S. 23. Vgl. ausserdem zum Entwurf der »nüchternen Kameradschafts« als »Geschlechterbeziehung auf Freundschaftsbasis«, mit der sich auch und gerade auch Frauen um 1800 von der empfindsamen Liebe absetzten und an ihre Stelle die »denkende Liebe« setzten: Honegger, Ordnung, S. 31ff. Vgl. aber auch zur viel älteren Tradition der Vision der Ehe als Freundschaft: Leites, Gewissen, S. 98–132.
- 56 Zu wenig berücksichtigt wird hier die jüdische Kultur als für Rosa Grimms mentale Strukturen sicherlich zumindest nicht unerheblicher Faktor – auch wenn sie sich wiederholt deutlich von jeglicher Religiosität distanziert. Dieser Frage wäre weiter nachzugehen.
- 57 Honegger, Ordnung, S. 31.
- 58 Vgl. zum Problem der Instabilität: Luhmann, Liebe; Ernst, Perspektiven, S. 174; Reese, Kameraden, S. 69.
- 59 Rosa Grimm, »Clara Zetkin: Erinnerungen an Lenin«, in: Basler Vorwärts, 30.11.1929. Zu Lenins Kritik an der »freien Liebe«: vgl. Zetkin, Erinnerungen, S. 51–77. In der Diskussion um die Glas-Wasser-Theorie wiederholt sich übrigens im Kontext des kommunistischen Denkens die schwierige Grenzziehung zwischen dem, was um 1900 »freie Liebe« und »Freiheit der Liebe« hiess, zwischen einer Lizenz zum erotischen Abenteuer und einer von der Institution Ehe freigemachten, aber prinzipiell auf Stabilität und Verantwortlichkeit verpflichteten Liebe. Vgl. Kapitel 1 in diesem Buch.
- 60 Reese, Ordnung, S. 304 u. 307. Prinzipiell lässt sich die Gefährten- oder Kameradschaft freilich auch als eine Angelegenheit des Zufalls oder aber des Geschicks ansehen, wo dieses Menschen situativ bedingt zusammenführt – als Kameraden im Krieg etwa. Im traditionellen Gebrauch des Begriffs der Ehe als Gefährtschaft – die Gott zusammenfügt – mag diese Bedeutung noch mitschwingen, um 1900 dürften aber schon deutlich andere Akzente mit dem Begriff gesetzt sein. Dagmar Reese siedelt den begriffsgeschichtlichen Umschlag von Gefährtschaft in Kameradschaft zeitlich um die Jahrhundertwende an. In den hier untersuchten Akten kommt der Begriff Kameradschaft allerdings nicht vor, was aber auch in dialektalen Eigenheiten begründet sein könnte, dürfte doch im Schweizerdeutschen eher der Begriff des »Gschan« das bezeichnen, was im Hochdeutschen mit Gefährte und Kamerad gemeint ist. Vgl. etwa für die begriffliche Fassung einer Liebesbeziehung unter dieser Bezeichnung Rudolf von Tavel Erzählung »Gueti Gschpane« von 1913.
- 61 Vgl. Bourdieu, Illusion, S. 69. Hervorhebung im Original.

- 62 Bourdieu, *Illusion*, S. 72. Zur Notwendigkeit, die soziale Position von Subjekten gerade als gleichzeitige Situiertheit in verschiedenen sozialen Feldern zu begreifen: Lahire, *Esquisse*, S. 46f.
- 63 Vgl. zu dieser Problematik: Reese, *Kameraden*, S. 70f. Zum »Mythos des autarken Individuums«: Rosenhaft, *Aufklärung*, S. 32.
- 64 Vgl. z.B. mit spezifischem Akzent auf Individualitäts-Diskursen: Scott, *Paradoxes*.
- 65 Rosenhaft, *Aufklärung*, S. 32.
- 66 Elberskirchen, *Socialdemokratie*; Brupbacher, *Liebe*; zur Affäre Moor: vgl. Frei, *Patriarchen*, S. 69–76.
- 67 Diese Beobachtung wird hier mangels einschlägiger Untersuchungen sehr pauschal formuliert; sie wäre anhand eingehender Analysen vermutlich zu differenzieren. Vgl. aber zur normativen Dominanz des bürgerlichen Geschlechterdiskurses des 19. Jahrhunderts bis in die 1920er und 1930er Jahre und zur hegemonialen Männlichkeit: Frevert, *Geschlechterdifferenzen*, S. 33f.; Kühne, *Männergeschichte*, S. 19ff.
- 68 Brupbacher, *Ketzer*, S. 42. Hervorhebung im Original.
- 69 Welskopp, *Sozialgeschichte*, S. 184f., Hervorhebung im Original. Als Untersuchung der Sozialdemokratie, welche die Geschlechtszugehörigkeit ihrer Protagonisten ernst nimmt: Welskopp, *Banner*. Zur Männlichkeit des Politischen vgl. Frevert, *Geschlecht*, S. 51f.
- 70 Anonym, »Muss eine Kommunistin unweiblich sein?«, in: *Die arbeitende Frau*, 2. 11. 1929.
- 71 Vgl. zur weiteren Auffächerung der Bedeutung von Weiblichkeit durch konkurrierende Deutungen im 19. Jahrhundert: Frevert, *Geschlechterdifferenzen*, S. 57.
- 72 In den Begriffen George Herbert Meads könnte man auch sagen: Was Robert Grimm gelingen müsste, ist das Ertragen der Liebe als eine durch wechselseitige Individuierung gebrochene Symbiose: Vgl. Mead, *Geist*, S. 173. Vgl. zu den folgenden Ausführungen: Wigger, *Krieg*; Tanner, *Bürgertum*, S. 694–704; Gautschi, *Landesstreik*; Dommer/Gruner, *Arbeitschaft und Wirtschaft*, Bd. 3, S. 517–528, S. 537–547, S. 594–600 sowie die in Anmerkung 13 zitierte biographische Literatur zu Robert Grimm.
- 73 Jost, *Stellenwert*, S. VIII.
- 74 Vgl. verschiedene Nachrufe in: Schweizerischer Verband des Personals öffentlicher Dienste, Robert Grimm, z.B. S. 45, 104, 122 u. 114.
- 75 Zu Fouriers Plädoyer für die Rivalität zwischen Frauen und Männern: vgl. Fourier, *Liberté*, S. 223. Zum Schrecknis der Konkurrenz zwischen Frauen und Männern: vgl. z.B. Suzanne Necker, Germaine de Staëls Mutter: Sie sah den Sinn der arbeits- und wertteiligen Ehe just darin, zu »verhindern, dass zwei Seelen je zu Rivalen werden«. Necker, *Réflexions*, S. 9. Zur Problematik der Rivalität in der Geschlechterbeziehung des 20. Jahrhunderts: vgl. Reese, *Ordnung*, S. 309. Zur Konstruktion substanzieller Differenz von der Frau als Signum männlicher Identität: vgl. Scott, *Paradoxes*.
- 76 Straub, *Identität*, S. 93 u. 95. Dieser hermeneutisch-pragmatische Identitätsbegriff arbeitet psychoanalytische und symbolisch-interaktionistische Ansätze kritisch ein und scheint mir für die Historische Kulturwissenschaft wie für die Geschlechtergeschichte ausserordentlich anschlussfähig. Vgl. auch zur weiterführenden Diskussion dieses Identitätskonzepts: Renn/ Straub, *Transitorische Identität*.

- 77 Pierre Bourdieu nennt als zentralen Mechanismus der institutionellen Sicherung von personaler Identität den Eigennamen, vgl. Bourdieu, *Illusion*, S. 70f. Vgl. zur Ehe als Instituierung von Geschlechterdifferenz und geschlechterdifferenter Identitäten: Théry, *Différence*, S. 68.
- 78 Fischer-Rosenthal/Rosenthal, *Narrationsanalyse*, S. 133f. Vgl. ausserdem: Rosenthal, *Lebensgeschichte*; Willems/Hahn, *Identität*; Sieder, *Gesellschaft*. Zur Erzählung als privilegierter Akt der Identitätskonstruktion: vgl. Straub, *Identität*, S. 93; Lahire, *Esquisse*, S. 47; Ricoeur, *Identity*; Sarbin, *Narrative*, S. 3.
- 79 Straub, *Identität*, S. 91f. Für eine luzide Genealogie im Geist Foucaults des in diesen Begriffen gefassten modernen Selbst: Rose, *Selves*.
- 80 Amtsgerichtsverhandlung 22. 11. 1916, Erwägung, StAB, Bez. Bern B 3457, 167/16.
- 81 Fichte, *Familienrecht*, S. 121f. (§25).
- 82 Vgl. zur Erzählung als verbaler Akt innerhalb einer sozialen Transaktion: Herrstein-Smith, *Versions*, S. 232. Zur Konstituierung von Subjektivität durch Intersubjektivität: vgl. Mead, *Geist*.
- 83 Simmel, *Gesellschaft zu zweien*, S. 348.
- 84 Klageschrift des Ehemannes, 22. 2. 1916, StAB, Bez. Bern B 3461, 40/16. Umgekehrt kann seine Ehefrau vor Gericht das ehemännliche Komplement zum von ihr geschaffenen Zuhause geltend machen, indem sie auf des Ehemannes Mangelleistung in dessen Zuständigkeitsbereich hinweist: »Die Kosten der Haushaltung sind denn auch zum grossen Teil von Frau Hauser bestritten worden.« Klageantwort und Widerklage der Ehefrau, 7. 4. 1916, StAB, Bez. Bern B 3461, 40/16.
- 85 Klageschrift des Ehemannes, 26. 6. 1913, StAB, Bez. Bern B 3454, 140/13.
- 86 Klageschrift des Ehemannes, 6. 10. 1916, StAB, Bez. Bern B 3448, 152/16.
- 87 Bebel, *Frau*, S. 128; Engels, *Ursprung*.
- 88 Bebel, *Frau*, S. 233.
- 89 Bebel, *Frau*, S. 160. Vgl. hierzu auch: Frei, *Patriarchen*, S. 31ff.
- 90 Vgl. verschiedene Erzählungen in: Strindberg, *Erzählungen*, Bd. 2; Kollontai, *Wege*.
- 91 Vgl. Bebel, *Frau*, S. 412ff.; Fourier, *Liberté*; Marx/Engels, *Manifest*, S. 80. Zu den Diskussionen um die weibliche Erwerbsarbeit in den 1870/80er Jahren und um das Frauenstimmrecht in den 1910er Jahren vgl. Frei, *Patriarchen*, S. 37–53. Zur Hausarbeit als Nicht-Thema in der Sozialdemokratie: vgl. Frei, *Patriarchen*, S. 155–164.
- 92 Vgl. Betty Farbstein, *Die Ziele der Frauenbewegung*, Zürich 1910, zit. nach: Joris/Witzig, *Frauengeschichte(n)*, S. 114ff. Vgl. ausserdem zu Betty Farbstein: Zweig-Strauss, *Betty Farbstein-Ostersetzer*.
- 93 Rosenbaum, *Formen*, S. 483; Fritzsche, *Wohnungsfürsorger*, S. 395. Vgl. auch zur idealisierten Häuslichkeit in der deutschen Sozialdemokratie: Welskopp, *Banner*, S. 602ff.
- 94 Studer, *Genre*, S. 81. Zur Suche nach einer neuen Form der Geschlechterbeziehung und der sozialistischen Utopieproduktion: vgl. Welskopp, *Banner*, S. 727.
- 95 Tanner, *Erfahrung*, S. 52. So musste sich etwa Paul Graber, Nationalrat aus der Romandie und späteres Mitglied des Oltener Aktionskomitees, ganz folgerichtig von Nadeshda Krupskaja vorhalten lassen, dass er die Beteiligung an der grossen Wäsche einem politischen Treffen mit Lenins Mitarbeiterin Inès Armand vorzog. Vgl. Gautschi, *Lenin*, S. 117.

- 96 Vgl. als Fallstudie hierzu: Ziegler, Frauengruppe. Ausserdem: Scott, Sprache.
- 97 Blattmann, Männerbund, S. 18.
- 98 Den radikaleren Genossen war freilich genau eine solche Integration suspekt. So zählt Fritz Brupbacher Robert Grimm zu den »Wichtigtuern« und »Parvenusherren«, die er nur von der »drolligen Seite« nehmen könne (Fritz Brupbacher an »meine Lieben«, 22.2.1914, SozArch, NL Brupbacher, Ar. 135). Es wird hier allerdings nicht nur politischer Dissens deutlich, sondern auch die Kluft zwischen dem durch die Arbeiterbewegung sozial aufgestiegenen Fabrikersohn und Typographen Grimm und dem Akademiker Fritz Brupbacher.
- 99 McCarthy, Robert Grimm, S. 188f. sowie mündliche Mitteilungen von Ursula McCarthy-Grimm.
- 100 Grütter, Leben, S. 96.
- 101 Ziegler, Frauengruppe, S. 268.
- 102 Tanner, Erfahrung, S. 61. Vgl. zur politischen, sozialen und kulturellen Integrationsgeschichte von Arbeiterbewegung und Arbeiterschaft in der Schweiz: Degen, Sozialdemokratie; Fritzsche, Wohnungsfürsorger, S. 395; Schwaar, Isolation, S. 193–215. In der Geschichte der Arbeiterbewegung wird dazu auch die Frage bearbeitet, inwiefern der Einfluss der Bürger in der Sozialdemokratie massgeblich war für eine Verbürgerlichung der Bewegung. Vgl. Altena, Bürger. Vielleicht haben allerdings just auch die durch die Bewegung zu Bürgern aufgestiegenen Sozialdemokraten aufgrund einer kulturellen Überanpassung hier eine zentrale Bedeutung.
- 103 Vgl. zu diesen unterschiedlichen Interpretationen des Landesstreiks: Gautschi, Landesstreik, besonders S. 380–384; Jost, Stellenwert. Damit sind nur zwei besonders zugespitzte Deutungen aus der kontroversen Diskussion und Historiographie des Landesstreiks und seiner Folgen herausgegriffen. Vgl. als Überblick: Jost, Stellenwert, und zu neueren Einschätzungen: Wigger, Krieg.
- 104 Dürrenmatt, Respekt, S. 136; Heeb, Mann, S. 120.
- 105 Wullschleger, Rosa Grimm.
- 106 De Montaigne, Freundschaft, S. 88.
- 107 Brief Robert Grimm an Rosa Grimm, 9.8.1916, Privataarchiv Ursula McCarthy-Grimm.
- 108 Brief Rosa Grimm an Robert Grimm, 11.8.1916, Privataarchiv Ursula McCarthy-Grimm.
- 109 Heller, Zerschellen, S. 55.
- 110 Brief Rosa Grimm an Jenny Grimm-Kuhn, 20.7.1950, Privataarchiv Ursula McCarthy-Grimm.
- 111 Wullschleger, Rosa Grimm.
- 112 Rosa Grimm, »Alexandra Kollontai, Wege der Liebe«, in: Basler Vorwärts, 13.1.1926. Hervorhebung im Original.
- 113 Wullschleger, Rosa Grimm.

## Schlussbetrachtung

- 1 So etwa bei Roper, Turn. Vgl. zur kritischen Diskussion solcher Ansätze: Hunt, Psychoanalysis.

- 2 Hunt, Psychologie, S. 686; Lahire, Esquisse, S. 33. Ausführlich auch: Noiriel, Approche.
- 3 Mead, Geist. Zur Identitätsdiskussion: vgl. u. a. Assmann/Friese, Identitäten; Willems/Hahn, Identität; Renn/Straub, Transitorische Identität.
- 4 Vgl. auch zu einer Wendung der Familiengeschichte hin zu Fragen des Selbst: Davidoff et al., Paradox, S. 360f. sowie ausführlich: Davidoff et al., Family Story.
- 5 Vgl. zur gegenwärtigen normativen Dominanz des egalitären Beziehungsmodells, das allerdings praktisch nicht so gelingt, wie es als Ideal in den Köpfen wohnt: Koppetsch/Burkart, Illusion.
- 6 Fritzsche, Rechtspflege, S. 24.
- 7 Hans Hoppeler, zit. nach Joris/Witzig, Frauengeschichte(n), S. 110.
- 8 Der Scheidungsprozess kann aus dieser Perspektive auch zu den institutionellen Settings gezählt werden, die das abendländische Subjekt als »Geständnistier« in Regie nehmen, um Michel Foucaults berühmte These aufzugreifen. Vgl. Foucault, Wille, S. 76f.
- 9 Vgl. z. B. Abrams, Restabilisierung, S. 11.
- 10 Ein Moment der Reproduktion bürgerlicher Norm durch die Rechtsprechung wird auch insofern deutlich, als klagende Arbeiterfrauen vor dem Hintergrund ihrer aus bürgerlicher Perspektive dysfunktionalen familialen Zustände die höchsten Erfolgchancen vor Gericht hatten, während klagende Frauen aus dem Bürgertum mit der höchsten Ablehnungsquote konfrontiert waren; allerdings ist das Sample der abgelehnten Scheidungen derart klein, dass diese Interpretation nur vorsichtig so formuliert werden kann.
- 11 Vgl. Ziegler, Scheidungsverfahren; Wecker, Ökonomie.
- 12 Fichte, Familienrecht, S. 121f. (§25).
- 13 Vgl. zur Deinstitutionalisierung der Ehe im 20. Jahrhundert: Tyrell, Ehe.
- 14 Foucault, Wille, S. 131.
- 15 Saurer, Liebe, S. 12f.
- 16 Barthes, Fragmente, S. 13.
- 17 Ein Blick in die aktuellen Bestsellerlisten zum Thema Liebe fördert einerseits die einschlägigen sexualwissenschaftlichen und sexualtechnologischen Werke, andererseits einen Haufen trivialpsychologischer Gebrauchsanweisungen zu Tage, die nicht selten mit einer soziobiologischen Geschlechtermetaphysik hantieren. Vgl. zur Therapeutisierung der Liebe im 20. Jahrhundert: Luhmann, Liebe, S. 211; zur Psychologisierung der Gefühle: Schmitz, Verwaltung; zur »Semantik von Liebe und Leidenschaft« am Ende des 20. Jahrhunderts als einer »Semantik der Therapie«, die nur noch »Arbeit, Sprechgebote und Kommunikationspflichten« kennt: Meuser, Identität, S. 229.
- 18 Barthes, Fragmente, S. 13.

## QUELLEN UND LITERATUR

### Ungedruckte Quellen

#### *Staatsarchiv Bern (StAB)*

Bezirksarchiv Bern (Bez. Bern), B 3446–3480: Scheidungen 1912–1916.

Bezirksarchiv Bern (Bez. Bern), Amtsgerichtsprotokolle 1919, B 2592.

#### *Bundesarchiv (BAr)*

Nachlass Robert Grimm, J I.173.

#### *Zentralbibliothek Zürich: Handschriftenabteilung (ZB-Zürich)*

Nachlass Rudolf Jakob Humm.

#### *Schweizerisches Sozialarchiv (SozArch)*

Nachlass Fritz Brupbacher, Ar. 101.10.11, Tagebücher.

Nachlass Fritz Brupbacher, Ar. 135, Briefe.

#### *Privatarchiv Ursula McCarthy-Grimm*

Robert Grimm an Rosa Grimm, 9. 8. 1916.

Rosa Grimm an Robert Grimm, 11. 8. 1916.

Rosa Grimm an Jenny Grimm-Kuhn, 20. 7. 1950.

### Gedruckte Quellen

#### Amtliche Schriften und Gesetzestexte

Amtliches stenographisches Bulletin der schweizerischen Bundesversammlung,  
Bd. 15, Bern 1905.

Amtliches stenographisches Bulletin der schweizerischen Bundesversammlung,  
Bd. 17, Bern 1907.

Amtliches stenographisches Bulletin der schweizerischen Bundesversammlung,  
Nationalrat, Bd. 17, 1907.

Amtliches stenographisches Bulletin der schweizerischen Bundesversammlung,  
Ständerat, Bd. 17, 1907.

Botschaft des Bundesrates an die Bundesversammlung zu einem Gesetzesentwurf enthaltend das schweizerische Zivilgesetzbuch, 28. Mai 1904, Bd. 4, Bern 1904.

Bundesblatt der schweizerischen Eidgenossenschaft, Bd. 4, Bern 1904.

Bundesgesetz betreffend Zivilstand und Ehe vom 24. Dezember 1874 (1876).

Kanton Bern, Dekret betreffend das gerichtliche Verfahren und das Handelsgericht vom 30. November 1911 (1912).

Kanton Bern, Gesetz betreffend die Einführung des Schweizerischen Zivilgesetzbuches, vom 28. Mai 1911 (1912).

Kanton Bern, Staatskalender, 1912–1916.

Schweizerische Statistische Mitteilungen, hg. vom Eidgenössischen Statistischen Bureau, X. Jg., H. 4: Ehe, Geburt und Tod in der schweizerischen Bevölkerung während der Jahre 1901–1920, Bern 1928.

Schweizerisches Zivilgesetzbuch vom 10. Dezember 1907 (1912).

Schweizerisches Zivilgesetzbuch, Expertenkommission, Protokolle, Bde. 1–4, Bern 1901–1903.

### Übrige Schriften

»Anna Kramer-Mackenroth«, Nachruf, in: Die Schweizerfrau, 5. 11. 1936.

Anonym, »Muss eine Kommunistin unweiblich sein?«, in: Die arbeitende Frau, 2. 11. 1929.

Anonym, »Revolutionswochen«, in: Der Staatsbürger, 3 : 17, 16. 9. 1919.

Augustin, Le bonheur conjugal [De bono conjugali, 401], Paris 2001.

Baranowski de Rawiez, Etienne, Le divorce par consentement mutuel. Étude de législation comparée et de droit désirable, Lausanne 1898.

Bäumer, Gertrud et al., Frauenbewegung und Sexualmoral. Beiträge zur modernen Ehekritik, Heilbronn a.N. 1909.

Bebel, August, Frau und Sozialismus [1879], Bonn 1994.

Bloch, Iwan, Das Sexualleben unserer Zeit in seinen Beziehungen zur modernen Kultur, Berlin 1908.

Briner, Robert, Die Ehescheidungsgründe im Zivilstands- und Ehegesetz von 1874 und im Zivilgesetzbuch [1910], Aarau 1922.

Brupbacher, Fritz, 60 Jahre Ketzer. Selbstbiografie. »Ich log so wenig als möglich« [1935], Zürich 1981.

Brupbacher, Fritz, Liebe, Geschlechtsbeziehungen und Geschlechtspolitik, Berlin 1930.

Bühlmann, Fritz, Das schweizerische Zivilgesetzbuch im Kanton Bern. Ein Handbuch zur Orientierung im neuen Recht, Bern 1912.

Buomberger, Ferdinand, Die schweizerische Ehegesetzgebung im Lichte der Statistik, Freiburg 1901.

D'Héricourt, Jenny P., La femme affranchie. Réponse à MM. Michelet, Proudhon, È. de Girardin, A. Comte et aux autres novateurs modernes, 2 Bde., Paris 1860.

De Beauvoir, Simone, Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau [1949], Reinbek bei Hamburg 1994.

De Bonald, Louis Gabriel Ambroise, Sur le divorce [1800/02], Œuvres complètes, vol. V, Genève/Paris 1982.

De Montaigne, Michel, »Über die Freundschaft«, in: Jacques Derrida/Michel de Montaigne, Über die Freundschaft, Frankfurt a.M. 2000, S. 62–89.

Dohm, Hedwig, »Über Ehescheidung und freie Liebe« [1909], in: Marielouise Janssen-Jurreit (Hg.), Frauen und Sexualmoral, Frankfurt a.M. 1986, S. 133–145.

Dohm, Hedwig et al., Ehe? Zur Reform der sexuellen Moral, Berlin 1911.

Durkheim, Emile, Der Selbstmord [1897], Frankfurt a.M. 1993.

Durkheim, Emile, »Droit matrimonial en Suisse« [1903], in: Ders., Religion, morale, anomie. Textes, vol. 2, Paris 1975, S. 195–197.

Durkheim, Emile, »Le divorce par consentement mutuel« [1906], in: Ders., Religion, morale, anomie. Textes, vol. 2, Paris 1975, S. 181–194.

Dürrenmatt, Peter, »Respekt vor seinem Kämpfertum«, in: Schweizerischer Verband des Personals öffentlicher Dienste (Hg.), Robert Grimm. Revolutionär und Staatsmann, Zürich 1958, S. 134–136.

Egger, August, Das Familienrecht des schweizerischen Zivilgesetzbuches, Zürich 1914.

Elberskirchen, Johanna, Socialdemokratie und sexuelle Anarchie. Beginnende Selbstzersetzung der Socialdemokratie?, Zürich 1897.

Engels, Friedrich, Die Lage der arbeitenden Klasse in England. Nach eigener Anschauung und authentischen Quellen [1844–45], in: Marx-Engels Werke, Berlin 1976, Bd. 2, S. 225–506.

Engels, Friedrich, Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats. Im Anschluss an Lewis H. Morgan's Forschungen, Hottingen-Zürich 1884.

Fichte, Johann Gottlieb, Grundriss des Familienrechts (als erster Anhang des Naturrechts), Werke 1797–1798, J. G. Fichte-Gesamtausgabe, Bd. 4, Stuttgart-Bad Cannstatt 1970.

Flaubert, Gustave, Madame Bovary [1856], Paris 1972.

- Fontane, Theodor, *L'Adultera* [1882], München 1991.
- Fontane, Theodor, *Effi Briest* [1895], Frankfurt a.M. 1976.
- Forel, Auguste, *Die sexuelle Frage. Eine naturwissenschaftliche, psychologische, hygienische und soziologische Studie für Gebildete* [1904], München 1906.
- Forel, Auguste, *Die sexuelle Frage, Volksausgabe* [1912], München 1920.
- Fourier, Charles, *Vers la liberté en amour* [1808–1835], Textes choisis et présentés par Daniel Guérin, Paris 1975.
- Freud, Sigmund, »Die ›kulturelle‹ Sexualmoral und die moderne Nervosität« [1908], in: Ders., *Das Unbehagen in der Kultur und andere kulturtheoretische Schriften*, Frankfurt a.M. 1994, S. 109–132.
- Fritzsche, Hans, *Zwei Jahre Zivil-Gesetzbuch. Entscheide und Erfahrungen aus der Praxis einer ersten Instanz*, Zürich 1915.
- Fritzsche, Hans, *Aus der Rechtspflege einer Demokratie. Streifzüge aus der Praxis des Zivilgesetzbuches*, Zürich 1919.
- Gmür, Max, *Kommentar zum Schweizerischen Zivilgesetzbuch, Bd. II, I. Lieferung: Familienrecht, Art. 90–128, I. Abteilung (Das Eherecht, Art. 90–251)*, Bern 1914.
- Grimm, Robert, *Geschichte der Schweiz in ihren Klassenkämpfen* [1920], Zürich 1977.
- Grimm, Rosa, »Einiges über Ibsen und seine Nora«, in: *Der Weggefährte*, 9.1.1920.
- Grimm, Rosa, »Alexandra Kollontai, Wege der Liebe«, in: *Basler Vorwärts*, 13.1.1926.
- Grimm, Rosa, »Die Heuchelei einer würdigen Dame«, in: *Basler Vorwärts*, 10.4.1928.
- Grimm, Rosa, »Clara Zetkin: Erinnerungen an Lenin«, in: *Basler Vorwärts*, 30.11.1929.
- Grütter, Fritz, »Leben und Werk«, in: *Schweizerischer Verband des Personals öffentlicher Dienste (Hg.), Robert Grimm. Revolutionär und Staatsmann*, Zürich 1958, S. 87–97.
- Günther, Reinhold, *Kulturgeschichte der Liebe. Ein Versuch*, Berlin 1899.
- Heeb, Friedrich, »Er war ein Mann«, in: *Schweizerischer Verband des Personals öffentlicher Dienste (Hg.), Robert Grimm. Revolutionär und Staatsmann*, Zürich 1958, S. 119–120.
- Hegel, Georg W. F., *Grundlinien der Philosophie des Rechts oder Naturrecht und Staatswissenschaft im Grundrisse* [1821], Frankfurt a.M. 2000.
- Henne, Anton, *Das Duell auf schweizerischen Schulen*, Bern 1846.
- Hilty, Carl, »Von der Heiligkeit der Ehe«, in: *Politisches Jahrbuch der Schweizerischen Eidgenossenschaft*, 23, Bern 1909, S. 189–222.

- Huber, Eugen, *System und Geschichte des schweizerischen Privatrechts*, 4 Bde., Basel 1886–1893.
- Huber, Eugen, *Schweizerisches Zivilgesetzbuch. Erster Teilentwurf. Die Wirkungen der Ehe. Mit Erläuterungen für die Mitglieder der Expertenkommission als Manuskript gedruckt*, Bern 1893.
- Huber, Eugen, *Die Stellung der Frau im Entwurf eines Schweizerischen Zivilgesetzbuches, Vortrag gehalten an der Jahresversammlung des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins*, Bern 1901.
- Huber, Eugen, »Die Handlungsfähigkeit der Ehefrau«, in: Ders., *Zehn Vorträge des Herrn Prof. E. Huber über ausgewählte Gebiete des neuen Rechts, gehalten im Grossratssaale in Bern, im Winter 1910–1911*, Bern 1911, S. 79–104.
- Huber, Eugen, »Über soziale Gesinnung«, in: *Politisches Jahrbuch der Schweizerischen Eidgenossenschaft*, 26, Bern 1912, S. 67–133.
- Huber, Eugen, *Erläuterungen zum Vorentwurf des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements, zweite, durch Verweisungen auf das Zivilgesetzbuch und etliche Beilagen ergänzte Ausgabe, Bd. 1*, Bern 1914.
- Kambli, Conrad Wilhelm, *Die sexuelle Frage und ihre Beantwortung von Prof. Dr. Aug. Forel*, Zürich 1911.
- Kant, Immanuel, *Metaphysik der Sitten* [1797], Frankfurt a.M. 1977.
- Keller, Samuel, *Freie Liebe und Wahre Ehe. Ein Vortrag*, Zürich 1911.
- Kempin, Emily, *Die Ehefrau im künftigen Privatrecht der Schweiz*, Zürich 1894.
- Key, Ellen, *Über Liebe und Ehe*, Berlin 1904.
- Key, Ellen, *Liebe und Ethik*, Berlin 1905.
- Klencke, Hermann, *Das Weib als Gattin. Lehrbuch über die physischen, seelischen und sittlichen Pflichten, Rechte und Gesundheitsregeln der deutschen Frau im Eheleben*, Leipzig 1889 (10. Auflage).
- Kollontai, Alexandra, *Wege der Liebe. Drei Erzählungen* [1925], Basel/Frankfurt a.M. 1980.
- Krebs, Walter, *Zivilprozessgesetze für den Kanton Bern*, Bern 1918.
- Lang, Otto, *Die Arbeiterschaft und die Alkoholfrage*, Wien 1902.
- Lange, Helene, »Feministische Gedanken-anarchie«, in: Gertrud Bäumer et al., *Frauenbewegung und Sexualethik. Beiträge zur modernen Ehekritik*, Heilbronn a.N. 1909, S. 45–53.
- Mackenroth, Anna, *Über die Rechtsstellung der Frau im Vorentwurf zum schweizerischen Zivilgesetzbuch*, Zürich 1901.
- Marx, Karl/Engels, Friedrich, *Manifest der Kommunistischen Partei* [1848], Stuttgart 1969.
- Mayreder, Rosa, *Kritik der Weiblichkeit* [1904], Essays, Jena/Leipzig 1910.



- Mayreder, Rosa, *Geschlecht und Kultur*, Jena 1923.
- Meisel-Hess, Grete, *Die sexuelle Krise*, Jena 1909.
- Necker, Suzanne Curchod, *Réflexions sur le divorce*, Lausanne 1794.
- Picot, Albert, »La jurisprudence en matière de divorce et de séparation de corps sous le régime du Code civil suisse«, in: *Zeitschrift für Schweizerisches Recht*, 48, 1929, S. 1a–104a.
- Rennefahrt, Hermann, *Das bernische Einführungsgesetzbuch nebst einigen Nebengesetzen*, Bern 1912.
- Rennefahrt, Hermann, *Grundzüge der bernischen Rechtsgeschichte*, Bern 1928–1936.
- Reventlow, Franziska zu, *Amouresken. Von Paul zu Pedro* [1912], München 2001.
- Schlegel, Friedrich, Lucinde [1799]. Studienausgabe, Stuttgart 1999.
- Schorer, A., »Die wesentlichen Unterschiede zwischen dem schweizerischen Zivilgesetzbuch und dem Rechte des altbernischen Kantonsteiles«, in: *Zeitschrift des bernischen Juristenvereines und Monatsblatt für bernische Rechtsprechung*, 47, 1911, S. 1–14, S. 57–64.
- Schweizerischer Verband des Personals öffentlicher Dienste (Hg.), Robert Grimm. *Revolutionär und Staatsmann*, Zürich 1958.
- Seeger, H., »Die Rechtsprechung in Ehescheidungs- und Trennungssachen nach schweizerischem Zivilgesetzbuch«, in: *Zeitschrift für Schweizerisches Recht*, 48, 1929, S. 105a–230a.
- Shaw, Bernard, *Heiraten. Eine Debatte. Mit der Vorrede des Autors* [1911], Frankfurt a. M. 1991.
- Silbernagel, Alfred, »Einige Betrachtungen zum schweizerischen Ehescheidungsrecht im Anschlusse an den Vorentwurf eines schweizerischen Zivilgesetzbuches«, in: *Zeitschrift für schweizerische Statistik*, 38, H. 2, 1902, S. 267–287.
- Sombart, Werner, *Liebe, Luxus und Kapitalismus. Über die Entstehung der modernen Welt aus dem Geist der Verschwendung* [1913], Berlin 1992.
- Stöcker, Helene, »Das Werden der sexuellen Reform seit hundert Jahren«, in: Hedwig Dohm et al., *Ehe? Zur Reform der sexuellen Moral*, Berlin 1911, S. 36–58.
- Stöcker, Helene, *Ehe und Konkubinat*, Sonderabdruck aus dem Publikationsorgan des Bundes »Die neue Generation«, 8:3, Berlin 1912.
- Strebel, Jacob, *Geschiedene Ehen. Erfahrungen und Gedanken eines Richters*, Luzern 1943.
- Strindberg, August, *Ausgewählte Erzählungen in drei Bänden*, Bd. 2: *Spannungsfeld der Geschlechter* (1884–1886), *Utopie und Wirklichkeit* (1884–1885), München/Wien 1989.

- Strindberg, August, *Die Kameraden* [1888], Berlin 1919.
- Tolstoj, Leo N., *Anna Karenina* [1873–1876], Frankfurt a. M. 1978.
- Van de Velde, Theodor Hendrik, *Die vollkommene Ehe. Eine Studie über ihre Physiologie und Technik*, Leipzig/Stuttgart 1926.
- Von Thilo, Marie, *Was sollen unsere erwachsenen Töchter von der Ehe wissen?*, Zürich/Leipzig 1901.
- Vortmann, Th., *Reform der Ehe*, Zürich 1894.
- Walser, Robert, *Liebesgeschichten* [1904–1933], Frankfurt a. M. 1994.
- Weber, Marianne, *Ehefrau und Mutter in der Rechtsentwicklung* [1907], Aalen 1989.
- Weber, Marianne, *Die Frauen und die Liebe*, Königstein/Leipzig 1935.
- Weber, Max, »Wissenschaft als Beruf« [1917], in: Ders., *Gesamtausgabe*, Abteilung I: *Schriften und Reden*. Bd. 17, Tübingen 1992, S. 49–101.
- Wegener, Hans, *Wir jungen Männer. Das sexuelle Problem des gebildeten jungen Mannes vor der Ehe*, Düsseldorf/Leipzig 1906.
- Wulschleger, Max, »Rosa Grimm gestorben«, in: *Arbeiter-Zeitung*, 16. 1. 1955.
- Zetkin, Clara, *Erinnerungen an Lenin*, Wien/Berlin 1929.

## Literatur

- Abrams, Lynn, »Restabilisierung der Geschlechterverhältnisse: Die Konstruktion und Repräsentation von Männlichkeit und Weiblichkeit in Scheidungsprozessen des 19. Jahrhunderts«, in: *Westfälische Forschungen*, 45, 1995, S. 9–25.
- Abrams, Lynn, »Whores, Whore-Chasers, and Swine. The regulation of sexuality and the restoration of order in the nineteenth-century German divorce court«, in: *Journal of Family History*, 21:3, 1996, S. 267–280.
- Adorno, Theodor W., *Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben* [1951], Frankfurt a. M. 1997.
- Aemmer, Robert, *Die Sozialdemokratie im Kanton Bern 1890–1914*, Zürich 1973.
- Altena, Bert, »Bürger in der Sozialdemokratie. Ihre Bedeutung für die Entwicklung der sozialdemokratischen Arbeiterpartei in den Niederlanden 1894–1914«, in: *Geschichte und Gesellschaft*, 20:4, 1994, S. 533–548.
- Arn, Karoline, »Mehr Sein als Scheinen«. *Die Burgerschaft der Stadt Bern im 19. und 20. Jahrhundert – eine städtische Elite in ständischer Exklusivität*, unveröff. Lizentiatsarbeit, Universität Bern, 1998.
- Arnaud-Duc, Nicole, »Die Widersprüche des Gesetzes«, in: Georges Duby/Michelle Perrot (Hg.), *Geschichte der Frauen*, Bd. 4: 19. Jahrhundert, hg. von Geneviève Fraisse und Michelle Perrot, Frankfurt a. M. 1997, S. 97–132.

- Arni, Caroline, »Amor und die Schuhfabriken. Erzählung der Ehekrise, Erzählung des ›Ich‹«, in: *L'Homme Z.F.G.*, 14:2, 2003, S. 11–29.
- Arni, Caroline, *femme sociologue – femme diable*. Jenny P. d'Héricourt, eine frühsoziologische Denkerin im Frankreich des 19. Jahrhunderts, Bern 1998.
- Assmann, Aleida/Friese, Heidrun (Hg.), *Identitäten. Erinnerung, Geschichte, Identität 3*, Frankfurt a.M. 1998.
- Bajohr, Stefan, *Lass dich nicht mit den Bengels ein! Sexualität, Geburtenregelung und Geschlechtsmoral im Braunschweiger Arbeitermilieu 1900 bis 1933*, Essen 2001.
- Barthes, Roland, *Fragmente einer Sprache der Liebe*, Frankfurt a.M. 1988.
- Battan, Jesse F., »The ›Rights‹ of Husbands and the ›Duties‹ of Wives: Power and Desire in the American Bedroom, 1850–1910«, in: *Journal of Family History*, 24:2, 1999, S. 165–186.
- Beck, Rainer, »Bedürfnisse und Erfahrungen. Spuren der Emotion? Eheleiche Unordnung im frühneuzeitlichen Bayern«, in: Josef Ehmer et al. (Hg.), *Historische Familienforschung. Ergebnisse und Kontroversen*, Frankfurt a.M./New York, 1997, S. 171–196.
- Beck, Rainer, »Frauen in der Krise. Eheleben und Ehescheidung in der ländlichen Gesellschaft Bayerns während des Ancien Régime«, in: Richard van Dülmen (Hg.), *Dynamik der Tradition. Studien zur historischen Kulturforschung*, Frankfurt a.M. 1992, S. 137–212.
- Beer, Ursula, *Geschlecht, Struktur, Geschichte. Soziale Konstituierung des Geschlechterverhältnisses*, Frankfurt a.M./New York 1990.
- Beer, Ursula, »Zur Politischen Ökonomie der Frauenarbeit«, in: Thomas Brüsemeister et al. (Hg.), *Die versteinerten Verhältnisse zum Tanzen bringen. Beiträge zur marxistischen Theorie heute*, Berlin 1991, S. 254–263.
- Benz, Sibylle, »Die Forderungen der frühen Frauenbewegung an ein schweizerisches Zivilgesetzbuch«, in: Arbeitsgruppe Frauengeschichte (Hg.), *Auf den Spuren weiblicher Vergangenheit*, Zürich 1988, S. 125–147.
- Berger, Peter L./Kellner, Hansfried, »Die Ehe und die soziale Konstruktion der Wirklichkeit«, in: *Soziale Welt*, 16:3, 1965, S. 220–235.
- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas, *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*, Frankfurt a.M. 1994.
- Binkert, Monika/Wyss, Kurt, *Die Gleichstellung von Frau und Mann im Ehescheidungsrecht*, Basel/Frankfurt a.M. 1997.
- Blasius, Dirk, *Ehescheidung in Deutschland 1794–1945*, Göttingen 1987.
- Blasius, Dirk, »Bürgerliche Rechtsgleichheit und die Ungleichheit der Geschlechter. Das Scheidungsrecht im historischen Vergleich«, in: Ute Frevert (Hg.),

- Bürgerinnen und Bürger. Geschlechterverhältnisse im 19. Jahrhundert*, Göttingen 1988, S. 67–84.
- Blattmann, Lynn, »Männerbund und Bundesstaat«, in: Lynn Blattmann/Irene Meier (Hg.), *Männerbund und Bundesstaat. Über die politische Kultur der Schweiz*, Zürich 1998, S. 17–35.
- Blattmann, Lynn, »Formen sind kein leerer Wahn«. Schweizerische Studentenverbindungen vor 1914, Konstanz 1999.
- Blosser, Ursi/Joris, Elisabeth, »Zwei Fliegen auf einen Streich: Bildung für Haus- und Erwerbsarbeit in den ersten Frauenarbeitsschulen der Schweiz«, in: Marie-Louise Barben/Elisabeth Ryter (Hg.), *verflüxt und zugenäht! Frauenberufsbildung – Frauenerwerbsarbeit 1888–1988*, Zürich 1988, S. 65–75.
- Bock, Gisela, *Frauen in der europäischen Geschichte. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, München 2000.
- Bodenmann, Guy/Perrez, Meinrad (Hg.), *Scheidung und ihre Folgen*, Freiburg 1996.
- Boesch, Ina, *Gegenleben. Die Sozialistin Margarethe Hardegger (1882–1963) und ihre politischen Bühnen*, Zürich 2003.
- Bologh Roslyn W., *Love or greatness. Max Weber and masculine thinking: a feminist inquiry*, London 1990.
- Borscheid, Peter/Teuteberg, Hans J. (Hg.), *Ehe, Liebe, Tod. Zum Wandel der Familie, der Geschlechts- und Generationsbeziehungen in der Neuzeit*, Münster 1983.
- Bos, Marguérite/Vincenz, Bettina/Wirz, Tanja (Hg.), *Erfahrung: Alles nur Diskurs? Zur Verwendung des Erfahrungsbegriffes in der Geschlechtergeschichte*, Schweizerische Historikerinnentagungen Bd. 11, Zürich 2003.
- Bourdieu, Pierre, *Die feinen Unterschiede*, Frankfurt a.M. 1982.
- Bourdieu, Pierre, »L'illusion biographique«, in: *Actes de la recherche en sciences sociales*, 62/63, juin 1986, S. 69–72.
- Bourdieu, Pierre, »À propos de la famille comme catégorie réalisée«, in: *Actes de la recherche en sciences sociales*, 100, décembre 1993, S. 32–36.
- Bozon, Michel, »Les significations sociales des actes sexuels«, in: *Actes de la recherche en sciences sociales*, 128, juin 1999, S. 3–23.
- Braun, Rudolf, »Zur Professionalisierung des Ärztestandes in der Schweiz«, in: Werner Conze/Jürgen Kocka (Hg.), *Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert, Teil 1: Bildungssystem und Professionalisierung im internationalen Vergleich*, Stuttgart 1985, S. 332–357.
- Bray, Bernard, »Treize propos sur la lettre d'amour«, in: Mireille Bossis/Charles A. Porter (Hg.), *L'épistolarité à travers les siècles. Geste de communication et/ou d'écriture*, Stuttgart 1990, S. 40–47.

- Brücker, Eva, »Und ich bin heil da rausgekommen.« Gewalt und Sexualität in einer Berliner Arbeiternachbarschaft zwischen 1916/17 und 1958«, in: Thomas Lindenberger/Alf Lüdtke (Hg.), *Physische Gewalt. Studien zur Geschichte der Neuzeit*, Frankfurt a.M. 1995, S. 337–365.
- Bublitz, Hannelore/Hanke, Christine/Seier, Andrea, *Der Gesellschaftskörper. Zur Neuordnung von Kultur und Geschlecht um 1900*, Frankfurt a.M./New York 2000.
- Burghartz, Susanna, *Zeiten der Reinheit – Orte der Unzucht. Ehe und Sexualität in Basel während der Frühen Neuzeit*, Paderborn 1999.
- Burghartz, Susanna, »Wandel durch Kontinuität? Zur Moralpolitik von Reformation und Konfessionalisierung«, in: *traverse*, 7:1, 2000, S. 23–35.
- Burguière, André et al., »Wie weiter mit der Familie?«, in: Ders. et al. (Hg.), *Geschichte der Familie*, Bd. 4: 20. Jahrhundert, Frankfurt a.M./New York 1998, S. 285–294.
- Burkart, Günter/Koppetsch, Cornelia, »Geschlecht und Liebe. Überlegungen zu einer Soziologie des Paares«, in: Bettina Heintz (Hg.), *Geschlechtersoziologie*, Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 41, Opladen 2001, S. 431–453.
- Buschmann, Nikolaus/Carl, Horst (Hg.), *Die Erfahrung des Krieges. Erfahrungsgeschichtliche Perspektiven von der Französischen Revolution bis zum Zweiten Weltkrieg*, Paderborn 2001.
- Canning, Kathleen, »Feminist History after the Linguistic Turn: Historicizing Discourse and Experience«, in: *Signs*, 19:2, 1994, S. 368–404.
- Caroni, Pio, »Privatrecht«: Eine sozialhistorische Einführung, Basel/Frankfurt a.M. 1988.
- Chartier, Roger (Hg.), *La correspondance. Les usages de la lettre au XIXe siècle*, Paris 1991.
- Chaytor, Miranda, »Husbandr(y): Narratives of Rape in Seventeenth Century«, in: *Gender & History*, 7:3, 1995, S. 378–407.
- Conrad, Christoph/Kessel, Martina (Hg.), *Geschichte schreiben in der Postmoderne. Beiträge zur aktuellen Diskussion*, Stuttgart 1994.
- Conrad, Christoph/Kessel, Martina (Hg.), *Kultur & Geschichte. Neue Einblicke in eine alte Beziehung*, Stuttgart 1998.
- Cossart, Paula, *La »crise du mariage« en débat dans soixante thèses de droit (1904–1940)*, unveröff. Manuskript, Princeton 2003.
- Cott, Nancy F., *Public Vows. A History of Marriage and the Nation*, Cambridge 2000.
- Daniel, Ute, »Kultur« und »Gesellschaft«. Überlegungen zum Gegenstandsbereich der Sozialgeschichte«, in: *Geschichte und Gesellschaft*, 19:1, 1993, S. 69–99.

- Daniel, Ute, *Kompendium Kulturgeschichte. Theorien, Praxis, Schlüsselwörter*, Frankfurt a.M. 2001.
- Dauphin, Cécile/Farge, Arlette, »Introduction«, in: Dies. (Hg.), *Séduction et sociétés*, Paris 2001, S. 7–14.
- Dauphin, Cécile/Lebrun-Pézerat, Pierrette/Poublan, Danièle, *Ces bonnes lettres. Une correspondance familiale au XIXe siècle*, Paris 1995.
- Davidoff, Leonore, »Alte Hüte«. Öffentlichkeit und Privatheit in der feministischen Geschichtsschreibung«, in: *L'Homme Z.F.G.*, 4:2, 1993, S. 7–36.
- Davidoff, Leonore et al., *The Family Story. Blood, Contract and Intimacy, 1830–1960*, London/New York 1999.
- Davidoff, Leonore et al., »Das Paradox der Familie im historischen Kontext«, in: *Historische Anthropologie*, 8:3, 2000, S. 358–382.
- Davies, Kathleen M., »Continuity and Change in Literary Advice on Marriage«, in: R. B. Outhwaite, (Hg.), *Marriage and Society. Studies in the Social History of Marriage*, London 1981, S. 58–80.
- Davis, Natalie Zemon, *Fiction in the Archives. Pardon Tales and Their Tellers in Sixteenth-Century France*, Stanford 1987.
- De Rougement, Denis, *L'amour et l'Occident [1938]*, Paris 1972.
- De Singly, François, *Die Familie der Moderne. Eine soziologische Einführung*, Konstanz 1995.
- Degen, Bernard, *Sozialdemokratie: Gegenmacht? Opposition? Bundesratspartei? Die Geschichte der Regierungsbeteiligung der schweizerischen Sozialdemokraten*, Zürich 1993.
- Degen, Bernard, »Robert Grimm (1881–1958). Ein pragmatischer Schweizer Marxist«, in: Otfried Dankelmann (Hg.), *Lebensbilder europäischer Sozialdemokraten des 20. Jahrhunderts*, Wien 1995, S. 187–201.
- Delfosse, Marianne, Emilie Kempin-Spiry (1853–1901). *Das Wirken der ersten Schweizer Juristin, unter besonderer Berücksichtigung ihres Einsatzes für die Rechte der Frau im schweizerischen und deutschen Privatrecht*, Zürich 1994.
- Dölemeyer, Barbara, »Frau und Familie im Privatrecht des 19. Jahrhunderts«, in: Ute Gerhard (Hg.), *Frauen in der Geschichte des Rechts. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*, München 1997, S. 633–658.
- Dommann, Monika, »Das Röntgen-Sehen muss im Schweisse der Beobachtung gelernt werden.« Zur Semiotik von Schattenbildern«, in: *traverse*, 6:3, 1999, S. 114–130.
- Dommann, Monika, *Durchsicht, Einsicht, Vorsicht. Eine Geschichte der Röntgenstrahlen 1896–1963*, Zürich 2003.

- Duden, Barbara, »In Tuchfühlung bleiben. Anmerkungen zu poiesis in Soziologie und Historie«, in: WerkstattGeschichte, 19, 1998, S. 75–87.
- Duss-von Werdt, Josef/Fuchs, Armin, Scheidung in der Schweiz. Eine wissenschaftliche Dokumentation, Bern 1988.
- Duss-von Werdt, Josef, »Zur Geschichte der Ehescheidung«, in: Guy Bodenmann/Meinrad Perrez (Hg.), Scheidung und ihre Folgen, Freiburg 1996, S. 18–34.
- Eckart, Wolfgang U., Geschichte der Medizin, Berlin 1994.
- Eder, Franz X., »Sexual Cultures in Germany and Austria, 1700–2000«, in: Franz X. Eder/Lesley A. Hall/Gert Hekma (Hg.), Sexual Cultures in Europe. National Histories, Manchester/New York 1999, S. 138–172.
- Ehinger, Paul, »Eduard von Steiger«, in: Urs Altermatt (Hg.), Die Schweizer Bundesräte. Ein biographisches Lexikon, Zürich/München 1991, S. 415–420.
- Einsele, Gabi, »Anna Mackenroth, erste Schweizer Anwältin«, in: Emanzipation, 18:3, 1992, S. 9–12.
- Ernst, Stefanie, Machtbeziehungen zwischen den Geschlechtern. Wandlungen der Ehe im Prozess der Zivilisation, Opladen 1996.
- Ernst, Stefanie, »Machtbeziehungen zwischen den Geschlechtern in der bürgerlichen Ehe. Sozio- und psychogenetische Perspektiven«, in: Gabriele Klein/Katharina Liebsch (Hg.), Zivilisierung des weiblichen Ich, Frankfurt a.M. 1997, S. 154–184.
- Eschenbach, Margit/Reichling, Heidi, »Nachwort«, in: Alexandra Kollontai, Wege der Liebe. Drei Erzählungen [1925], Basel/Frankfurt a.M. 1980, S. 419–442.
- Farge, Arlette, »Jeu des esprits et des corps au XVIIIe siècle«, in: Cécile Dauphin/Arlette Farge (Hg.), Séduction et sociétés. Approches historiques, Paris 2001, S. 70–88.
- Farge, Arlette/Foucault, Michel, Familiäre Konflikte. Die »Lettres de cachet«, Frankfurt a.M. 1989.
- Fischer-Rosenthal, Wolfram/Rosenthal, Gabriele, »Narrationsanalyse biographischer Selbstrepräsentationen«, in: Ronald Hitzler/Anne Honer (Hg.), Sozialwissenschaftliche Hermeneutik, Opladen 1997, S. 133–164.
- Flandrin, Jean-Louis, »Späte Heirat und Sexualleben«, in: Marc Bloch/Fernand Braudel/Lucien Febvre et al., Schrift und Materie der Geschichte. Vorschläge zur systematischen Aneignung von Geschichte, hg. von Claudia Honegger, Frankfurt a.M. 1977, S. 272–310.
- Fleiner-Gerster, Thomas/Gilliand, Pierre/Lüscher, Kurt (Hg.), Familien in der Schweiz / Familles en Suisse / Famiglie nella Svizzera, Freiburg 1991.

- Flemming, Jens, »Sexuelle Krise« und »Neue Ethik«. Wahrnehmungen, Debatten und Perspektiven in der deutschen Gesellschaft der Jahrhundertwende«, in: Helmut Scheuer/Michael Grisko (Hg.), Liebe, Lust und Leid. Zur Gefühlskultur um 1900, Kassel 2000, S. 27–55.
- Foucault, Michel, Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1, Frankfurt a.M. 1977.
- Foucault, Michel, Der Gebrauch der Lüste. Sexualität und Wahrheit 2, Frankfurt a.M. 1989.
- Foucault, Michel, Die Ordnung des Diskurses [1972], Frankfurt a.M. 1994.
- Fout, John C., »Sexual Politics in Wilhelmine Germany: The Male Gender Crisis, Moral Purity, and Homophobia«, in: Ders. (Hg.), Forbidden History. The State, Society, and the Regulation of Sexuality in Modern Europe, Chicago/London 1992, S. 259–292.
- Fraisse, Geneviève, La Raison des femmes, Paris 1992.
- Fraisse, Geneviève, »Über die angebliche Unvereinbarkeit von Liebe und Feminismus«, in: Dies., Geschlecht und Moderne. Archäologien der Gleichberechtigung, Frankfurt a.M. 1995, S. 132–142.
- Fraisse, Geneviève, »Von der sozialen Bestimmung zum individuellen Schicksal«, in: Georges Duby/Michelle Perrot, Geschichte der Frauen, Bd. 4: 19. Jahrhundert, hg. von Geneviève Fraisse und Michelle Perrot, Frankfurt a.M. 1997, S. 63–95.
- Fraisse, Geneviève, Les deux gouvernements: la famille et la Cité, Paris 2000.
- Frank, Michael, »Trunkene Männer und nüchterne Frauen. Zur Gefährdung von Geschlechterrollen durch Alkohol in der Frühen Neuzeit«, in: Martin Dinges (Hg.), Hausväter, Priester, Kastraten. Zur Konstruktion von Männlichkeit in Spätmittelalter und früher Neuzeit, Göttingen 1998, S. 187–212.
- Fraser, Nancy, Widerspenstige Praktiken. Macht, Diskurs, Geschlecht, Frankfurt a.M. 1994.
- Frei, Annette, Rote Patriarchen. Arbeiterbewegung und Frauenemanzipation in der Schweiz um 1900, Zürich 1987.
- Frei, Annette, Die Welt ist mein Haus. Das Leben der Anny Klawa-Morf, Zürich 1991.
- Frerichs, Petra/Steinrücke, Margareta, »Frauen im sozialen Raum. Offene Forschungsprobleme bei der Bestimmung ihrer Klassenposition«, in: Dies. (Hg.), Soziale Ungleichheit und Geschlechterverhältnisse, Opladen 1993, S. 191–205.
- Frerichs, Petra/Steinrücke, Margareta, »Klasse und Geschlecht als Strukturkategorien moderner Gesellschaften«, in: Brigitte Aulenbacher/Monika Goldmann

- (Hg.), Transformationen im Geschlechterverhältnis, Frankfurt a.M./New York 1993, S. 231–245.
- Frevert, Ute (Hg.), Bürgerinnen und Bürger. Geschlechterverhältnisse im 19. Jahrhundert, Göttingen 1988.
- Frevert, Ute, »Bürgerliche Meisterdenker und das Geschlechterverhältnis. Konzepte, Erfahrungen, Visionen an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert«, in: Dies. (Hg.), Bürgerinnen und Bürger. Geschlechterverhältnisse im 19. Jahrhundert, Göttingen 1988, S. 17–48.
- Frevert, Ute, »Wo du hingehst ...«. Aufbrüche im Verhältnis der Geschlechter«, in: August Nitschke et al. (Hg.), Jahrhundertwende. Der Aufbruch in die Moderne, 1880–1930, Bd. 2, Hamburg 1990, S. 89–118.
- Frevert, Ute, Ehrenmänner. Das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft, München 1991.
- Frevert, Ute, »Mann und Weib, und Weib und Mann«. Geschlechterdifferenzen in der Moderne, München 1995.
- Frevert, Ute, »Das Geschlecht des Politischen«, in: Lynn Blattmann/Irene Meier (Hg.), Männerbund und Bundesstaat. Über die politische Kultur der Schweiz, Zürich 1998, S. 36–52.
- Frevert, Ute/Schreiterer, Ulrich, »Treue – Ansichten des 19. Jahrhunderts«, in: Manfred Hettling/Stefan-Ludwig Hoffmann (Hg.), Der bürgerliche Wertehimmel. Innenansichten des 19. Jahrhunderts, Göttingen 2000, S. 217–256.
- Fritzsche, Bruno, »Bern nach 1800«, in: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde, 53, 1991, S. 79–98.
- Fritzsche, Bruno, »Vorhänge sind an die Stelle der alten Lumpen getreten: Die Sorgen der Wohnungsfürsorger im 19. Jahrhundert«, in: Sebastian Brändli et al. (Hg.), Schweiz im Wandel. Studien zur neueren Gesellschaftsgeschichte, Basel/Frankfurt a.M. 1990, S. 383–396.
- Garfinkel, Harold, Studies in Ethnomethodology, Englewood Cliffs N.J. 1967.
- Gautschi, Willi, Lenin als Emigrant in der Schweiz, Zürich 1975.
- Gautschi, Willi, Der Landesstreik 1918, Zürich 1988.
- Gay, Peter, Die zarte Leidenschaft. Liebe im bürgerlichen Zeitalter, München 1987.
- Gay, Peter, Schnitzler's Century. The Making of Middle-Class Culture 1815–1914, New York/London 2002.
- Gerber Jenni, Regula/Kaufmann, Claudia, »Frauenforderungen an das Schweizerische Zivilgesetzbuch«, in: Eugen Huber (1849–1923). Akten des im Sommersemester 1992 durchgeführten Seminars (mit bibliographischen Anhang), Universität Bern, Bern 1993, S. 178–220.

- Gerber Jenni, Regula, Die Emanzipation der mehrjährigen Frauenzimmer. Frauen im bernischen Privatrecht des 19. Jahrhunderts, Bern 1997.
- Gerhard, Ute, Verhältnisse und Verhinderungen. Frauenarbeit, Familie und Rechte der Frauen im 19. Jahrhundert, Frankfurt a.M. 1978.
- Gerhard, Ute, Gleichheit ohne Angleichung. Frauen im Recht, München 1990.
- Gerhard, Ute (Hg.), Frauen in der Geschichte des Rechts. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart, München 1997.
- Germann, Urs, »Alkoholfrage und Eugenik. Auguste Forel und der eugenische Diskurs in der Schweiz«, in: traverse. Zeitschrift für Geschichte, 4:1, 1997, S. 144–154.
- Gilbert, Anne-Françoise, Kampf um die Welt – Sorge um sich selbst. Lebensentwürfe und kulturelle Räume lediger Frauen in der Moderne, Königstein 2001.
- Gilcher-Holtey, Ingrid, »Modelle ›moderner‹ Weiblichkeit. Diskussionen im akademischen Milieu Heidelbergs um 1900«, in: Rainer M. Lepsius (Hg.), Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert, Teil III: Lebensführung und ständische Vergesellschaftung, Stuttgart 1992, S. 176–205.
- Ginzburg, Carlo, »Mikro-Historie. Zwei oder drei Dinge, die ich von ihr weiss«, in: Historische Anthropologie, 2:1, 1993, S. 169–192.
- Godard, Jean-Luc, Eloge de l'amour, Paris 2001.
- Godenzi, Alberto, »Im Namen der Liebe. Gewalt als Interaktionsmodus in heterosexuellen Paarbeziehungen«, in: traverse, 2:1, 1995, S. 21–31.
- Goody, Jack, The European Family. An Historico-Anthropological Essay, Oxford 2000.
- Greven-Aschoff, Barbara, Die bürgerliche Frauenbewegung in Deutschland 1894–1933, Göttingen 1981.
- Grimm, Dieter, Recht und Staat in der bürgerlichen Gesellschaft, Frankfurt a.M. 1987.
- Grimm, Dieter, »Die Bedeutung des Rechts in der Gesellschaftsgeschichte. Eine Anfrage«, in: Paul Nolte et al. (Hg.), Perspektiven der Gesellschaftsgeschichte, München 2000, S. 47–57.
- Grossmann, Eugen, »Die schweizerische Familie im Lichte der Statistik«, in: Der Schutz der Familie, Festgabe für August Egger, Zürich 1945, S. 19–29.
- Gruner, Erich, Die Parteien in der Schweiz. Geschichte, neue Forschungsergebnisse, aktuelle Probleme, Bern 1977.
- Gruner, Erich/Wiedmer, Hans-Rudolf, Arbeiterschaft und Wirtschaft in der Schweiz 1880–1914, Bd. 1: Demographische, wirtschaftliche und soziale Basis und Arbeitsbedingungen, Zürich 1987.

- Gruner, Erich/Dommer, Hermann, *Arbeiterschaft und Wirtschaft in der Schweiz 1880–1914*, Bd. 3: Entstehung und Entwicklung der schweizerischen Sozialdemokratie. Ihr Verhältnis zu Nation, Internationalismus, Bürgertum, Staat und Gesetzgebung, Politik und Kultur, Zürich 1988.
- Gugerli, David, »Das bürgerliche Familienbild im sozialen Wandel«, in: Thomas Fleiner-Gerster/Pierre Gilliland/Kurt Lüscher (Hg.), *Familien in der Schweiz/Familles en Suisse/Famiglie nella Svizzera*, Fribourg 1991, S. 59–74.
- Habermas, Rebekka, »Geschlechtergeschichte und ›anthropology of gender‹. Geschichte einer Begegnung«, in: *Historische Anthropologie*, 1:3, 1993, S. 485–509.
- Habermas, Rebekka, *Frauen und Männer des Bürgertums*, Göttingen 2000.
- Habermas, Rebekka, »Bürgerliche Kleinfamilie – Liebesheirat«, in: Richard van Dülmen (Hg.), *Entdeckung des Ich. Die Geschichte der Individualisierung vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, Köln/Weimar/Wien 2001, S. 287–309.
- Halbwachs, Maurice, *Entwurf einer Psychologie sozialer Klassen [1938]*, Konstanz 2001.
- Hammerton, James A., *Cruelty and Companionship. Conflict in nineteenth-century married life*, London/New York 1992.
- Hardtwig, Wolfgang/Wehler, Hans-Ulrich (Hg.), *Kulturgeschichte Heute, Geschichte und Gesellschaft*, Sonderheft 16, Göttingen 1996.
- Hartwig, Karin, »Wer sich in Gefahr begibt, kommt [nicht] darin um«, sondern macht eine Erfahrung. Erfahrungsgeschichte als Beitrag zu einer historischen Sozialwissenschaft der Interpretation«, in: Berliner Geschichtswerkstatt (Hg.), *Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte. Zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte*, Münster 1994, S. 110–124.
- Hausammann, Christina/Schaller, Eva, *Die Postulate der Frauenorganisationen und ihre Berücksichtigung bei der Ausarbeitung des ZGB*, unveröff. Seminararbeit, Universität Bern, Bern 1979.
- Hausen, Karin, »Die Polarisierung der ›Geschlechtscharaktere‹ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben«, in: Werner Conze (Hg.), *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*, Stuttgart 1976, S. 363–393.
- Hausen, Karin, »... eine Ulme für das schwankende Efeu. Ehepaare im deutschen Bildungsbürgertum. Ideale und Wirklichkeiten im späten 18. und 19. Jahrhundert«, in: Ute Frevert (Hg.), *Bürgerinnen und Bürger. Geschlechterverhältnisse im 19. Jahrhundert*, Göttingen 1988, S. 85–117.
- Hausen, Karin, »Öffentlichkeit und Privatheit. Gesellschaftspolitische Konstruktionen und die Geschichte der Geschlechterbeziehungen«, in: Karin Hausen/

- Heide Wunder (Hg.), *Frauengeschichte – Geschlechtergeschichte*, Frankfurt a.M./New York 1992, S. 81–88.
- Hébrard, Jean, »La lettre représentée. Les pratiques épistolaires populaires dans les récits de vie ouvriers et paysans«, in: Roger Chartier (Hg.), *La correspondance. Les usages de la lettre au XIXe siècle*, Paris 1991, S. 279–365.
- Heimberg, Charles, »Culture ouvrière et vie quotidienne: vers de nouvelles perspectives de recherches sur le mouvement ouvrier«, in: Brigitte Studer/François Vallotton (Hg.), *Histoire sociale et mouvement ouvrier / Sozialgeschichte und Arbeiterbewegung, 1848–1998*, Lausanne/Zürich 1997, S. 137–152.
- Heinich, Natalie, *États de femme. L'identité féminine dans la fiction occidentale*, Paris 1996.
- Helduser, Urte, »›Unfruchtbarkeit‹ als Pathologie der Moderne um 1900«, in: *Extraordinary Times*, IWM Junior Visiting Fellows Conferences, 11, Wien 2001.
- Heller, Agnes, »Das Zerschellen des Lebens an der Form: György Lukács und Irma Seidler«, in: Agnes Heller et al. (Hg.), *Die Seele und das Leben. Studien zum frühen Lukács*, Frankfurt a.M. 1977, S. 54–98.
- Herrnstein-Smith, Barbara, »Narrative Versions, Narrative Theories«, in: *Critical Inquiry*, 7, 1980, S. 213–236.
- Hettling, Manfred/Hoffmann, Stefan-Ludwig, »Der bürgerliche Wertehimmel. Zum Problem individueller Lebensführung im 19. Jahrhundert«, in: *Geschichte und Gesellschaft*, 23:3, 1997, S. 333–359.
- Hettling, Manfred/Hoffmann, Stefan-Ludwig (Hg.), *Der bürgerliche Wertehimmel. Innenansichten des 19. Jahrhunderts*, Göttingen 2000.
- Hettling, Manfred/Hoffmann, Stefan-Ludwig, »Einleitung: Zur Historisierung bürgerlicher Werte«, in: Dies. (Hg.), *Der bürgerliche Wertehimmel. Innenansichten des 19. Jahrhunderts*, Göttingen 2000, S. 7–21.
- Hobsbawm, Eric, *Das imperiale Zeitalter 1875–1914*, Frankfurt a.M. 1996.
- Hohkamp, Michaela, »Auf ein so erlogenes Maul gehört eine Maultaschen.« Verbale und körperliche Gegen-Gewalt von Frauen. Ein Fallbeispiel aus dem Schwarzwald des 18. Jahrhunderts«, in: *WerkstattGeschichte*, 4, 1993, S. 9–19.
- Hohkamp, Michaela, »Häusliche Gewalt. Beispiele aus einer ländlichen Region des mittleren Schwarzwaldes im 18. Jahrhundert«, in: Thomas Lindenberger/Alf Lüdtke (Hg.), *Physische Gewalt. Studien zur Geschichte der Neuzeit*, Frankfurt a.M. 1995, S. 276–302.
- Honegger, Claudia, »Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie kultureller Deutungsmuster«, in: Dies. (Hg.), *Die Hexen der Neuzeit. Studien zur Sozialgeschichte eines kulturellen Deutungsmusters*, Frankfurt a.M. 1978, S. 25–33.

- Honegger, Claudia, Überlegungen zu Michel Foucaults Entwurf einer Geschichte der Sexualität, o.O. 1979.
- Honegger, Claudia/Heintz, Bettina, »Zum Strukturwandel weiblicher Widerstandsformen im 19. Jahrhundert«, in: Dies. (Hg.), *Listen der Ohnmacht. Zur Sozialgeschichte weiblicher Widerstandsformen*, Frankfurt a.M. 1984, S. 7–68.
- Honegger, Claudia, »Weiblichkeit als Kulturform«. Zur Codierung der Geschlechter in der Moderne«, in: Max Haller/Hans-Joachim Hoffmann-Nowotny/Wolfgang Zapf (Hg.), *Kultur und Gesellschaft, Verhandlungen des 24. Deutschen Soziologentags, des 11. Österreichischen Soziologentags und des 8. Kongresses der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie in Zürich 1988*, Frankfurt a.M./New York 1989, S. 142–155.
- Honegger, Claudia, *Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib, 1750–1850*, Frankfurt a.M./New York 1991.
- Honegger, Claudia, »Deutungsmusteranalyse reconsidered«, in: Roland Burkholz/Christel Gärtner/Ferdinand Zehentritter (Hg.), *Materialität des Geistes. Zur Sache Kultur – im Diskurs mit Ulrich Oevermann*, Frankfurt a.M. 2001, S. 107–136.
- Honneth, Axel, *Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte*, Frankfurt a.M. 1992.
- Huerkamp, Claudia, *Der Aufstieg der Ärzte im 19. Jahrhundert. Vom gelehrten Stand zum professionellen Experten: Das Beispiel Preussens*, Göttingen 1985.
- Hull, Isabel V., *Sexuality, State, and Civil Society in Germany, 1700–1815*, Ithaca/London 1996.
- Humm, Rudolf Jakob, *Bei uns im Rabenhaus. Literaten und Leute im Zürich der Dreissiger Jahre [1963]*, Frauenfeld 2001.
- Hunt, Lynn, »Psychoanalysis, the self, and historical interpretation«, in: *Common Knowledge*, 6:2, 1997, S. 10–19.
- Hunt, Lynn, »Psychologie, Ethnologie und »linguistic turn« in der Geschichtswissenschaft«, in: Hans-Jürgen Goertz (Hg.), *Geschichte. Ein Grundkurs*, Hamburg 1998, S. 671–693.
- Huonker, Thomas, *Anstaltseinweisungen, Kindswegnahme, Eheverbote, Sterilisation, Kastration. Fürsorge, Zwangsmassnahmen, »Eugenik« und Psychiatrie in Zürich zwischen 1890 und 1970, Bericht verfasst im Auftrag des Sozialdepartementes der Stadt Zürich*, Zürich 2002.
- Hurwitz, Emanuel, Otto Gross. *Paradies-Sucher zwischen Freud und Jung*, Zürich/Frankfurt a.M. 1979.

- Jaeger, Friedrich, »Der Kulturbegriff im Werk Max Webers und seine Bedeutung für eine moderne Kulturgeschichte«, in: *Geschichte und Gesellschaft*, 18:3, 1992, S. 371–393.
- Jaun, Rudolf, »Die Akzentuierung der Geschlechtscharaktere in der Belle Epoque der Schweiz«, in: Rudolf Jaun/Brigitte Studer (Hg.), *weiblich – männlich. Geschlechterverhältnisse in der Schweiz: Rechtsprechung, Diskurs, Praktiken*, Zürich 1995, S. 117–127.
- Joris, Elisabeth, »Die Schweizer Hausfrau: Genese eines Mythos«, in: Sebastian Brändli et al. (Hg.), *Schweiz im Wandel. Studien zur neueren Gesellschaftsgeschichte*, Basel/Frankfurt a.M. 1990, S. 99–116.
- Joris, Elisabeth/Witzig, Heidi, *Frauengeschichte(n). Dokumente aus zwei Jahrhunderten zur Situation der Frauen in der Schweiz*, Zürich 1986.
- Joris, Elisabeth/Witzig, Heidi, *Brave Frauen – Aufmüpfige Weiber. Wie sich die Industrialisierung auf Alltag und Lebenszusammenhänge von Frauen auswirkte (1820–1940)*, Zürich 1992.
- Jost, Hans-Ulrich, »Der historische Stellenwert des Landesstreiks«, in: Willi Gautschi, *Der Landesstreik 1918*, Zürich 1988, S. I–XV.
- Kelle, Udo/Kluge, Susann, *Vom Einzelfall zum Typus*, Opladen 1999.
- Kelly-Gadol, Joan, »Soziale Beziehungen der Geschlechter. Methodologische Implikationen einer feministischen Geschichtswissenschaft«, in: Barbara Schaeffer-Hegel/Barbara Watson-Franke (Hg.), *Männer, Mythos, Wissenschaft*, Pfaffenweiler 1989, S. 18–32.
- Kerblay, Basile, »Sozialistische Familien«, in: André Burguière et al. (Hg.), *Geschichte der Familie*, Bd. 4: 20. Jahrhundert, Frankfurt a.M./New York 1998, S. 91–135.
- Klingenstein, Eva, *Die Frau mit Eigenschaften. Literatur und Geschlecht in der Wiener Frauenpresse um 1900*, Köln/Weimar/Wien 1997.
- Kniebihler, Yvonne, *Geschichte der Väter. Eine kultur- und sozialhistorische Spurensuche*, Freiburg i.Br. 1996.
- König, Mario/Siegrist, Hannes/Vetterli, Rudolf, *Angestellte. Die Angestellten in der Schweiz 1870–1950*, Zürich 1985.
- König, René, »Von der Notwendigkeit einer Familiensoziologie«, in: *Der Schutz der Familie. Festgabe für August Egger*, Zürich 1945, S. 45–93.
- Koppetsch, Cornelia/Burkart, Günter, *Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Geschlechternormen im Milieuvvergleich*, Konstanz 1999.
- Kracauer, Siegfried, *Die Angestellten. Aus dem neuesten Deutschland [1930]*, Frankfurt a.M. 1971.



Kuhn, Axel, »Die proletarische Familie. Wie Arbeiter in ihren Lebenserinnerungen über den Ehealltag berichten«, in: Heiko Haumann (Hg.), *Arbeiteralltag in Stadt und Land. Neue Wege der Geschichtsschreibung, Argument-Sonderband*, Berlin 1982, S. 89–119.

Kuhn, Bärbel, *Familienstand: ledig. Ehelose Frauen und Männer im Bürgertum (1850–1914)*, Köln/Weimar 2000.

Kuhn, Bärbel/Kohser-Sponsor, Christiane, »Befreite Liebe«, in: Richard van Dülmen (Hg.), *Entdeckung des Ich. Die Geschichte der Individualisierung vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, Köln/Weimar/Wien 2001, S. 489–516.

Kühne, Thomas, »Männergeschichte als Geschlechtergeschichte«, in: Ders. (Hg.), *Männergeschichte – Geschlechtergeschichte. Männlichkeit im Wandel der Moderne*, Frankfurt a.M. 1996, S. 7–30.

Künzli, Daniel, »Stadtwachstum, Quartierbildung und soziale Konflikte am Beispiel von Zürich-Aussersihl 1850–1914«, in: Sebastian Brändli et al. (Hg.), *Schweiz im Wandel. Studien zur neueren Gesellschaftsgeschichte*, Basel/Frankfurt a.M. 1990, S. 43–58.

Labouvie, Eva (Hg.), *Ungleiche Paare. Zur Kulturgeschichte menschlicher Beziehungen*, München 1997.

Lahire, Bernard, »Esquisse du programme scientifique d'une sociologie psychologique«, in: *Cahiers internationaux de Sociologie*, 56, 1999, S. 29–55.

Le Rider, Jacques, *Das Ende der Illusion. Die Wiener Moderne und die Krisen der Identität*, Wien 1990.

Lehmann, Hartmut (Hg.), *Wege zu einer neuen Kulturgeschichte. Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft 1*, mit Beiträgen von Rudolf Vierhaus und Roger Chartier, Göttingen 1995.

Leites, Edmund, *Puritanisches Gewissen und moderne Sexualität*, Frankfurt a.M. 1988.

Lichtblau, Klaus, »Eros und Kultur. Zur Geschlechterproblematik in der Deutschen Soziologie der Jahrhundertwende«, in: Ilona Ostner/Klaus Lichtblau (Hg.), *Feministische Vernunftkritik. Ansätze und Traditionen*, Frankfurt a.M./New York 1992, S. 189–219.

Lindenberger, Thomas/Lüdtke, Alf, »Einleitung: Physische Gewalt – eine Kontinuität der Moderne«, in: Dies. (Hg.), *Physische Gewalt. Studien zur Geschichte der Neuzeit*, Frankfurt a.M. 1995, S. 7–38.

Link-Heer, Ursula, »»Männliche Hysterie«. Eine Diskursanalyse«, in: Ursula A. J. Becher/Jörn Rüsen (Hg.), *Weiblichkeit in historischer Perspektive. Fallstudien und Reflexionen zu Grundproblemen der historischen Frauenforschung*, Frankfurt a.M. 1988, S. 364–396.

Linse, Ulrich, »*Die Freivermählten*. Zur literarischen Diskussion über nichteheliche Lebensgemeinschaften um 1900«, in: Helmut Scheuer/Michael Grisko (Hg.), *Liebe, Lust und Leid. Zur Gefühlskultur um 1900*, Kassel 2000, S. 57–95.

Lipp, Carola, »Die Innenseite der Arbeiterkultur. Sexualität im Arbeitermilieu des 19. und frühen 20. Jahrhunderts«, in: Richard van Dülmen (Hg.), *Arbeit, Frömmigkeit und Eigensinn. Studien zur historischen Kulturforschung*, Frankfurt a.M. 1990, S. 214–260.

Lock, Margaret, »Cultivating the body: Anthropology and epistemologies of bodily practice and knowledge«, in: *Annual Review of Anthropology*, 22, 1993, S. 133–155.

Luhmann, Niklas, *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität*, Frankfurt a.M. 1994.

Lyons, Martyn, »Love Letters and Writing Practices: On écritures intimes in the Nineteenth Century«, in: *Journal of Family History*, 24:2, 1999, S. 232–239.

Magnin, Chantal, »Der Alleinernährer. Geschlechtsspezifische Arbeitsteilung im Wirtschaftswachstum der 1950er Jahre in der Schweiz«, in: Veronika Aegerter et al. (Hg.), *Geschlecht hat Methode. Ansätze und Perspektiven in der Frauen- und Geschlechtergeschichte*, Zürich 1999, S. 183–195.

Mahlmann, Regina, *Psychologisierung des »Alltagsbewusstseins«. Die Verwissenschaftlichung des Diskurses über die Ehe*, Opladen 1991.

Manäi, Dominique, Eugen Huber, *jurisconsulte charismatique*, Basel/Frankfurt a.M. 1990.

Mannheim, Karl, »Wissenssoziologie« [1931], in: Alfred Vierkandt (Hg.), *Handwörterbuch der Soziologie*, Stuttgart 1959, S. 659–680.

Mannheim, Karl, *Strukturen des Denkens* [ca. 1922], hg. von David Kettler, Volker Meja und Nico Stehr, Frankfurt a.M. 1980.

Marti, Barbara, »Er hält mir beständig vor, ich hure.« Eine empirische Untersuchung der Geschlechterrollen in der Unterschicht anhand von Ehescheidungsakten des Amtsgerichtes Bern aus dem Jahre 1913, unveröff. Seminararbeit, Universität Zürich, Bern 1985.

Mathieu, Jon, »Verwandtschaft als historischer Faktor. Schweizer Fallstudien und Trends, 1500–1900«, in: *Historische Anthropologie*, 10:2, 2002, S. 225–244.

Maugue, Annelise, *L'identité masculine en crise au tournant du siècle*, Paris 2001.

McCarthy, Adolf, Robert Grimm, *Der schweizerische Revolutionär*, Bern/Stuttgart 1989.

McNay, Lois, *Gender and Agency. Reconfiguring the Subject in Feminist and Social Theory*, Cambridge 2000.

- Mead, George Herbert, *Geist, Identität und Gesellschaft* [1934], Frankfurt a.M. 1998.
- Medick, Hans, »Mikro-Historie«, in: Winfried Schulze (Hg.), *Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikrohistorie*, Göttingen 1994, S. 40–53.
- Medick, Hans, »Quo vadis Historische Anthropologie? Geschichtsforschung zwischen Historischer Kulturwissenschaft und Mikro-Historie«, in: *Historische Anthropologie*, 8:3, 2000, S. 78–92.
- Medick, Hans/Sabean, David, »Emotionen und materielle Interessen in Familie und Verwandtschaft: Überlegungen zu neuen Wegen und Bereichen einer historischen und sozialanthropologischen Familienforschung«, in: Dies. (Hg.), *Emotionen und materielle Interessen. Sozialanthropologische und historische Beiträge zur Familienforschung*, Göttingen 1984, S. 27–54.
- Melchior-Bonnet, Sabine/De Tocqueville, Aude, *Histoire de l'adultère*, Paris 1999.
- Mergel, Thomas/Welskopp, Thomas (Hg.), *Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft. Beiträge zur Theoriedebatte*, München 1997.
- Merki, Christoph M., *Der holprige Siegeszug des Automobils 1895–1930. Zur Motorisierung des Strassenverkehrs in Frankreich, Deutschland und der Schweiz*, Wien 2002.
- Mesmer, Beatrix, *Ausgeklammert – Eingeklammert. Frauen und Frauenorganisationen in der Schweiz des 19. Jahrhunderts*, Basel/Frankfurt a.M. 1988.
- Mesmer, Beatrix, »Vom ›doppelten Gebrauchswert‹ der Frau – eine Einführung«, in: Marie-Louise Barben/Elisabeth Ryter (Hg.), *verflucht und zugenäht! Frauenberufsbildung – Frauenerwerbsarbeit 1888–1988*, Zürich 1988, S. 15–21.
- Meuser, Michael, »Vergesellschaftete Identität. Geschlechterpolitik und Liebe«, in: Kornelia Hahn/Günter Burkart (Hg.), *Liebe am Ende des 20. Jahrhunderts. Studien zur Soziologie intimer Beziehungen*, Opladen 1998, S. 217–233.
- Meyer, Herta Hermine, *Das Eherecht unter dem Gesichtspunkt der Gleichberechtigung von Mann und Frau. Eine Kritik des schweizerischen Eherechts unter vergleichsweiser Heranziehung des deutschen und schwedischen Rechts*, Bern 1937.
- Meyer-Lenz, Johanna (Hg.), *Die Ordnung des Paares ist unbehaglich. Irritationen am und im Geschlechterdiskurs nach 1945*, Münster/Hamburg/London 2000.
- Mitterauer, Michael/Sieder, Reinhard (Hg.), *Historische Familienforschung*, Frankfurt a.M. 1982.
- Mitterauer, Michael/Sieder, Reinhard, *Vom Patriarchat zur Partnerschaft. Zum Strukturwandel der Familie*, München 1984.

- Möhle, Sylvia, *Ehekonflikte und sozialer Wandel. Göttingen 1740–1840*, Frankfurt a.M./New York 1997.
- Mosse, George L., *Das Bild des Mannes. Zur Konstruktion der modernen Männlichkeit*, Frankfurt a.M. 1997.
- Nipperdey, Thomas, »Kulturgeschichte, Sozialgeschichte, historische Anthropologie«, in: *Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte*, 55, 1968, S. 145–164.
- Nitschke, August et al. (Hg.), *Jahrhundertwende. Der Aufbruch in die Moderne, 1880–1930*, 2 Bde., Hamburg 1990.
- Noiriel, Gérard, »Pour une approche subjectiviste du social«, in: *Annales ESC*, 6, 1989, S. 1435–1459.
- Nye, Robert, »The End of the Modern French Duel«, in: Pieter Spierenburg (Hg.), *Men and Violence. Gender, Honor, and Rituals in Modern Europe and America*, Ohio 1998, S. 82–95.
- Oevermann, Ulrich, »Zur Analyse der Struktur von sozialen Deutungsmustern«, Manuskript, Frankfurt a.M. 1973.
- ✕ Oevermann, Ulrich et al., »Die Methodologie einer ›objektiven Hermeneutik‹ und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften«, in: Hans G. Soeffner (Hg.), *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften*, Stuttgart 1979, S. 352–434.
- Oevermann, Ulrich, »Fallrekonstruktionen und Strukturgeneralisierung als Beitrag der objektiven Hermeneutik zur soziologisch-strukturtheoretischen Analyse«, Manuskript, Frankfurt a.M. 1981.
- Oevermann, Ulrich, »Kontroversen über sinnverstehende Soziologie. Einige wiederkehrende Missverständnisse in der Rezeption der objektiven Hermeneutik«, in: Stefan Aufenanger/Margrit Lenssen (Hg.), *Handlung und Sinnstruktur*, München 1986, S. 19–83.
- Oevermann, Ulrich, »Die objektive Hermeneutik als unverzichtbare methodologische Grundlage für die Analyse von Subjektivität. Zugleich eine Kritik der Tiefenhermeneutik«, in: Thomas Jung/Stefan Müller-Doohm (Hg.), »Wirklichkeit« im Deutungsprozess, Frankfurt a.M. 1993, S. 106–189.
- ~ Oevermann, Ulrich, »Die Methode der Fallrekonstruktion in der Grundlagenforschung sowie der klinischen und pädagogischen Praxis«, in: Klaus Kraimer (Hg.), *Die Fallrekonstruktion. Sinnverstehen in der sozialwissenschaftlichen Forschung*, Frankfurt a.M. 2000, S. 58–156.
- Oosterhuis, Harry, »Medical science and the modernisation of sexuality«, in: Franz X. Eder/Lesley A. Hall/Gert Hekma (Hg.), *Sexual Cultures in Europe. National Histories*, Manchester/New York 1999, S. 221–241.

Oppenheim, Janet, »Shattered Nerves«. Doctors, Patients, and Depression in Victorian England, New York/Oxford 1991.

Ostorero, Chantal, »Les rapports sociaux de sexes. Un élément constitutif de la modernité de la pensée d'Auguste Forel?«, in: Rudolf Jaun/Brigitte Studer (Hg.), weiblich – männlich. Geschlechterverhältnisse in der Schweiz: Rechtssprechung, Diskurs, Praktiken, Zürich 1995, S. 205–217.

Outhwaite, R. B., »Introduction: Problems and Perspectives in the History of Marriage«, in: Ders. (Hg.), Marriage and Society. Studies in the Social History of Marriage, London 1981.

Passeron, Jean-Claude, »Biographies, flux, itinéraires, trajectoires«, in: Revue française de sociologie, 31, 1989, S. 3–22.

Pateman, Carol, »Feminismus und Ehevertrag«, in: Herta Nagl-Docekal/Herlinde Pauer-Studer (Hg.), Politische Theorie. Differenz und Lebensqualität, Frankfurt a.M. 1996, S. 174–219.

Perrot, Michelle, »Le secret de la correspondance au XIXe siècle«, in: Mireille Bossis/Charles A. Porter (Hg.), L'épistolarité à travers les siècles. Geste de communication et/ou d'écriture, Stuttgart 1990, S. 184–188.

Pesenti, Yvonne, Beruf: Arbeiterin. Soziale Lage und gewerkschaftliche Organisation der erwerbstätigen Frauen aus der Unterschicht in der Schweiz, 1890–1914, Zürich 1988.

Pfister, Christian, Geschichte des Kantons Bern seit 1798, Bd. IV: Im Strom der Modernisierung. Bevölkerung, Wirtschaft und Umwelt 1700–1914, Bern 1995.

Pfister, Rudolf, Kirchengeschichte der Schweiz, Bd. 3: 1720–1950, Zürich 1985.

Phillips, Roderick, Putting Asunder. A History of Divorce in Western Society, Cambridge 1988.

Pomata, Gianna, »Close-Ups and Long Shots: Combining Particular and General in Writing the Histories of Women and Men«, in: Hans Medick/Anne-Charlott Trepp (Hg.), Geschlechtergeschichte und Allgemeine Geschichte. Herausforderung und Perspektiven, Göttingen 1998, S. 99–124.

Popitz, Heinrich, Phänomene der Macht. Autorität – Herrschaft – Gewalt – Technik, Tübingen 1986.

Poublan, Danièle, »Les lettres font-elles des sentiments? S'écrire avant le mariage au milieu du XIXe siècle«, in: Cécile Dauphin/Arlette Farge (Hg.), Séduction et sociétés. Approches historiques, Paris 2001, S. 141–182.

Radkau, Joachim, »Die wilhelminische Ära als nervöses Zeitalter, oder: Die Nerven als Netz zwischen Tempo- und Körpergeschichte«, in: Geschichte und Gesellschaft, 20:2, 1994, S. 211–241.

Radkau, Joachim, Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler, München 1998.

Rauch, André, Le premier sexe. Mutations et crise de l'identité masculine, Paris 2000.

Reese, Dagmar, »Die Kameraden. Eine partnerschaftliche Konzeption der Geschlechterbeziehungen an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert«, in: Dies. et al. (Hg.), Rationale Beziehungen? Geschlechterverhältnisse im Rationalisierungsprozess, Frankfurt a.M. 1993, S. 58–74.

Reese, Dagmar, »Jenseits der Ordnung der Geschlechter: Gefährten, Kameraden, Partner«, in: Christoph Klotter (Hg.), Liebesvorstellungen im 20. Jahrhundert. Die Individualisierung der Liebe, Giessen 1999, S. 293–310.

Reichesberg, Naum (Hg.), Handwörterbuch der Schweizerischen Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung, 3 Bde., Bern 1903–1911.

Reinert, Kirsten, Frauen und Sexualreform 1897–1933, Herbolzheim 2000.

Renn, Joachim/Straub, Jürgen, »Transitorische Identität«, in: Dies. (Hg.), Transitorische Identität. Der Prozesscharakter des modernen Selbst, Frankfurt a.M./New York 2002, S. 10–31.

Revel, Jacques, »L'institution et le social«, in: Bernard Lepetit (Hg.), Les formes de l'expérience. Une autre histoire social, Paris 1995, S. 63–84.

Revel, Jacques (Hg.), Jeux d'échelles. La micro-analyse à l'expérience, Paris 1996.

Revel, Jacques, »Micro-analyse et construction du social«, in: Ders. (Hg.), Jeux d'échelles. La micro-analyse à l'expérience, Paris 1996, S. 15–36.

Ricoeur, Paul, »Narrative Identity«, in: Philosophy Today, 35, 1991, S. 73–81.

Rieder, Katrin, »Hüterin der bernischen Tradition«. Die Burgergemeinde der Stadt Bern. Eine Institutionenanalyse aus kulturgeschichtlicher Perspektive, unveröff. Lizentiatsarbeit, Universität Bern, 1998.

Rocheftort, Florence, »La séduction résiste-t-elle au féminisme? 1880–1930«, in: Cécile Dauphin/Arlette Farge (Hg.), Séduction et sociétés. Approches historiques, Paris 2001, S. 214–243.

Roelcke, Volker, Krankheit und Kulturkritik. Psychiatrische Gesellschaftsdeutungen im bürgerlichen Zeitalter, Frankfurt a.M./New York 1999.

Rogger, Franziska, Der Doktorhut im Besensschrank. Das abenteuerliche Leben der ersten Studentinnen – am Beispiel der Universität Bern, Bern 1999.

Roper, Lyndal, »Jenseits des linguistic turn«, in: Historische Anthropologie, 7:3, 1999, S. 452–466.

Roper, Lyndal, »Will and Honor: Sex, Words and Power in Augsburg Criminal Trials«, in: Radical History Review, 43, 1989, S. 45–71.

- Rose, Nikolas, *Inventing Our Selves. Psychology, Power, and Personhood*, Cambridge 1996.
- Rosenbaum, Heidi, *Formen der Familie. Untersuchungen zum Zusammenhang von Familienverhältnissen, Sozialstruktur und sozialem Wandel in der deutschen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts*, Frankfurt a.M. 1982.
- Rosenbaum, Heidi, »Die Bedeutung historischer Forschung für die Erkenntnis der Gegenwart – dargestellt am Beispiel der Familiensoziologie«, in: Michael Mitterauer/Reinhard Sieder (Hg.), *Historische Familienforschung*, Frankfurt a.M. 1982, S. 40–63.
- Rosenhaft, Eve, »Aufklärung und Geschlecht: Bürgerlichkeit, Weiblichkeit, Subjektivität«, in: Dagmar Reese et al. (Hg.), *Rationale Beziehungen? Geschlechterverhältnisse im Rationalisierungsprozess*, Frankfurt a.M. 1993, S. 19–36.
- Rosenhaft, Eve, »Zwei Geschlechter – Eine Geschichte? Frauengeschichte, Männergeschichte, Geschlechtergeschichte und ihre Folgen für unsere Geschichtswahrnehmung«, in: Christine Eifert et al. (Hg.), *Was sind Frauen? Was sind Männer? Geschlechterkonstruktionen im historischen Wandel*, Frankfurt a.M. 1996.
- Rosenthal, Gabriele, »Die erzählte Lebensgeschichte als historisch-soziale Realität. Methodologische Implikationen für die Analyse biographischer Texte«, in: Berliner Geschichtswerkstatt (Hg.), *Alltagskultur, Subjektivität, Geschichte. Zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte*, Münster 1994, S. 125–138.
- Rössler, Beate, *Der Wert des Privaten*, Frankfurt a.M. 2001.
- Ruffieux, Roland, »Die Schweiz des Freisinns (1848–1914)«, in: *Geschichte der Schweiz und der Schweizer*, Basel/Frankfurt a.M. 1986, S. 639–730.
- Sarbin, Theodore R., »The Narrative as a Root Metaphor for Psychology«, in: Ders. (Hg.), *Narrative Psychology. The Storied Nature of Human Conduct*, New York/Westport/London 1986, S. 3–21.
- Saurer, Edith, »Liebe, Geschlechterbeziehungen und Feminismus«, in: *L'Homme Z.F.G.*, 8:1, 1997, S. 6–20.
- Schachtel, Ernst, »Das Recht der Gegenwart und die Autorität in der Familie«, in: Max Horkheimer (Hg.), *Studien über Autorität und Familie. Forschungsbericht aus dem Institut für Sozialforschung [1936]*, Lüneburg 1987, S. 587–642.
- Scharfe, Martin, »Die Nervosität des Automobilisten«, in: Richard van Dülmen (Hg.), *Körper-Geschichten. Studien zur historischen Kulturforschung*, Frankfurt a.M. 1996, S. 200–222.
- Scherz, Silvia, *Die Rechtsstellung der Schweizerischen Frau in Ehe und Scheidung seit Anfang des 20. Jahrhunderts*, unveröff. Lizentiatsarbeit, Universität Zürich, Zürich 1991.

- Schindler, Norbert, »Vom Unbehagen in der Kulturwissenschaft. Eine Polemik«, in: *Historische Anthropologie*, 10:2, 2002, S. 276–307.
- Schlumbohm, Jürgen (Hg.), *Mikrogeschichte – Makrogeschichte: komplementär oder inkommensurabel?*, Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft, Göttingen 1998.
- Schmidt, Heinrich Richard, *Dorf und Religion. Reformierte Sittenzucht in Berner Landgemeinden der Frühen Neuzeit*, Stuttgart/Jena/New York 1995.
- Schmitz, Hermann, »Die Verwaltung der Gefühle in Theorie, Macht und Phantasie«, in: Claudia Benthien/Anne Fleig/Ingrid Kasten (Hg.), *Emotionalität. Zur Geschichte der Gefühle*, Köln/Weimar/Wien 2000, S. 42–59.
- Schmölders, Claudia (Hg.), *Die Erfindung der Liebe. Berühmte Zeugnisse aus drei Jahrtausenden*, München 1996.
- Schnegg, Brigitte, »Gleichgestimmte Seelen. Empfindsame Inszenierung und intellektueller Wettstreit von Männern und Frauen in der Freundschaftskultur der Aufklärung«, in: *WerkstattGeschichte*, 28, 2001, S. 23–42.
- Schneider, Werner, *Streitende Liebe. Zur Soziologie familialer Konflikte*, Opladen 1994.
- Schnyder-Burghartz, Albert, »Gewalt – Violence«, in: *traverse*, 2:1, 1995, S. 11–15.
- Schröer, Norbert (Hg.), *Interpretative Sozialforschung*, Opladen 1994.
- Schröer, Norbert, »Wissenssoziologische Hermeneutik«, in: Ronald Hitzler/Anne Honer (Hg.), *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik*, Opladen 1997, S. 109–129.
- Schuller, Marianne, »Weibliche Neurose« und Identität. Zur Diskussion der Hysterie um die Jahrhundertwende, in: Dietmar Kamper/Christoph Wulf (Hg.), *Die Wiederkehr des Körpers*, Frankfurt a.M. 1982, S. 180–192.
- Schulte, Regina, *Sperrbezirke. Tugendhaftigkeit und Prostitution in der bürgerlichen Welt*, Hamburg 1994.
- Schulze, Winfried (Hg.), *Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikrohistorie*, Göttingen 1994.
- Schulze, Winfried (Hg.), *Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte*, Berlin 1996.
- Schütze, Yvonne, »Mutterliebe – Vaterliebe. Elternrollen in der bürgerlichen Familie des 19. Jahrhunderts«, in: Ute Frevert (Hg.), *Bürgerinnen und Bürger. Geschlechterverhältnisse im 19. Jahrhundert*, Göttingen 1988, S. 118–133.
- Schwaar, Karl, *Isolation und Integration. Arbeiterkulturbewegung und Arbeiterbewegungskultur in der Schweiz 1920–1960*, Basel 1993.
- Schwab, Andreas/Lafranchi, Claudia (Hg.), *Sinnsuche und Sonnenbad. Experimente in Kunst und Leben auf dem Monte Verità*, Zürich 2002.

- Scott, Joan W./Tilly, Louise A., »Familienökonomie und Industrialisierung in Europa«, in: Claudia Honegger/Bettina Heintz (Hg.), *Listen der Ohnmacht. Zur Sozialgeschichte weiblicher Widerstandsformen*, Frankfurt a. M. 1984, S. 99–137.
- Scott, Joan W., »The Evidence of Experience«, in: *Critical Inquiry*, 17:3, 1991, S. 773–797.
- Scott, Joan W., »Sprache, Geschlecht und die Geschichte der Arbeiterklasse«, in: Christoph Conrad/Martina Kessel (Hg.), *Geschichte schreiben in der Postmoderne. Beiträge zur aktuellen Diskussion*, Stuttgart 1994, S. 283–309.
- Scott, Joan W., »Gender: A Useful Category of Historical Analysis« [1985], in: Dies., *Feminism and History*, Oxford/New York 1996, S. 152–180.
- Scott, Joan W., *Only Paradoxes to Offer. French Feminists and the Rights of Man*, Cambridge/London 1996.
- Scott, Joan W., »Phantasie und Erfahrung«, in: *Feministische Studien*, 19:2, 2001, S. 74–88.
- Scott, Joan W., »Fantasy Echo: History and the Construction of Identity«, in: *Critical Inquiry*, 27, Winter 2001, S. 284–304.
- Segalen, Martine, »Die industrielle Revolution: Vom Proletarier zum Bürger«, in: André Burguière et al. (Hg.), *Geschichte der Familie*, Bd. 4: 20. Jahrhundert, Frankfurt a.M./New York 1998, S. 13–58.
- Segalen, Martine, *Sociologie de la famille*, Paris 2000.
- Showalter, Elaine, *The Female Malady. Women, Madness and English Culture, 1830–1980*, London 1987.
- Showalter, Elaine, *Sexual Anarchy. Gender and Culture at the Fin de Siècle*, New York 1990.
- Sieder, Reinhard, *Sozialgeschichte der Familie*, Frankfurt a.M. 1987.
- Sieder, Reinhard, »Sozialgeschichte auf dem Weg zu einer historischen Kulturwissenschaft?«, in: *Geschichte und Gesellschaft*, 20:3, 1994, S. 445–468.
- Sieder, Reinhard, »Freisetzung und Bindung. Eine Fallstudie zu aktuellen Dynamiken im Ehe- und Familienleben«, in: Josef Ehmer et al. (Hg.), *Historische Familienforschung. Ergebnisse und Kontroversen*, Frankfurt a.M./New York 1997, S. 229–253.
- Sieder, Reinhard, »Gesellschaft und Person: Geschichte und Biographie«, in: Ders. (Hg.), *Brüchiges Leben. Biographien in sozialen Systemen*, Wien 1999, S. 234–264.
- Siegrist, Hannes, *Advokat, Bürger und Staat. Sozialgeschichte der Rechtsanwälte in Deutschland, Italien und der Schweiz (18.–20. Jh.)*, Frankfurt a.M. 1996.

- Simmel, Georg, »Fragmente aus einer Philosophie der Liebe« [1907], in: Ders., *Schriften zur Philosophie und Soziologie der Geschlechter*, Frankfurt a.M. 1985, S. 183–186.
- Simmel, Georg, *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung* [1908], Gesamtausgabe Bd. 11, Frankfurt a.M. 1992.
- Simmel, Georg, »Zur Psychologie der Mode« [1895], in: Ders., *Aufsätze und Abhandlungen 1894–1900*, Gesamtausgabe Bd. 5, Frankfurt a.M. 1992, S. 105–114.
- Simmel, Georg, »Das Geheimnis. Eine sozialpsychologische Skizze« [1907], in: Ders., *Aufsätze und Abhandlungen 1901–1908*, Bd. II, Gesamtausgabe Bd. 8, Frankfurt a.M. 1993, S. 317–323.
- Simmel, Georg, »Der Brief. Aus einer Soziologie des Geheimnisses« [1908], in: Ders., *Aufsätze und Abhandlungen 1901–1908*, Bd. II, Gesamtausgabe Bd. 8, Frankfurt a.M. 1993, S. 394–397.
- Simmel, Georg, »Die Frau und die Mode« [1908], in: Ders., *Aufsätze und Abhandlungen 1901–1908*, Bd. II, Gesamtausgabe Bd. 8, Frankfurt a.M. 1993, S. 344–347.
- Simmel, Georg, »Die Gesellschaft zu zweien« [1908], in: Ders., *Aufsätze und Abhandlungen 1901–1908*, Bd. II, Gesamtausgabe Bd. 8, Frankfurt a.M. 1993, S. 348–354.
- Simmel, Georg, »Treue. Ein sozialpsychologischer Versuch« [1908], in: Ders., *Aufsätze und Abhandlungen 1901–1908*, Bd. II, Gesamtausgabe Bd. 8, Frankfurt a.M. 1993, S. 398–403.
- Simmel, Georg, »Philosophie der Mode« [1905], in: Ders., *Philosophie der Mode, Die Religion, Kant und Goethe, Schopenhauer und Nietzsche*, Gesamtausgabe Bd. 10, Frankfurt a.M. 1995, S. 7–37.
- Simmel, Georg, »Das Relative und das Absolute im Geschlechter-Problem« [1911], in: Ders., *Aufsätze und Abhandlungen 1909–1918*, Bd. I, Gesamtausgabe Bd. 12, Frankfurt a.M. 2001, S. 224–250.
- Simmel, Georg, »Psychologie der Koketterie« [1909], in: Ders., *Aufsätze und Abhandlungen 1909–1918*, Bd. I, Gesamtausgabe Bd. 12, Frankfurt a.M. 2001, S. 37–50.
- Soltermann, Irene, »Dem Gewerbe und dem weiblichen Geschlecht einen Dienst erweisen. Textile Berufe an der Frauenarbeitsschule Bern, 1888–1988«, in: Marie-Louise Barben/Elisabeth Ryter (Hg.), *verflucht und zugenäht! Frauenberufsbildung – Frauenerwerbsarbeit 1888–1988*, Zürich 1988, S. 77–88.
- Spierenburg, Pieter, »Masculinity, Violence, and Honor. An Introduction«, in: Ders. (Hg.), *Men and Violence. Gender, Honor, and Rituals in Modern Europe and America*, Ohio 1998, S. 1–29.

- Spode, Hasso, *Die Macht der Trunkenheit. Kultur- und Sozialgeschichte des Alkohols in Deutschland*, Opladen 1993.
- Spree, Reinhard, »Angestellte als Modernisierungsagenten. Indikatoren und Thesen zum reproduktiven Verhalten von Angestellten im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert«, in: Jürgen Kocka (Hg.), *Angestellte im europäischen Vergleich*, Göttingen 1981, S. 279–308.
- Steinberg, Hans-Josef, »August Bebel (1840–1913)«, in: Walter Euchner (Hg.), *Klassiker des Sozialismus*, Bd. I, München 1991, S. 183–189.
- Stone, Lawrence, *Road to Divorce. England 1530–1987*, Oxford 1990.
- Stone, Lawrence, *Uncertain Unions. Marriage in England 1660–1753*, Oxford 1992.
- Stone, Lawrence, *Broken Lives. Separation and Divorce in England 1660–1857*, Oxford 1993.
- Straub, Jürgen, »Personale und kollektive Identität. Zur Analyse eines theoretischen Begriffs«, in: Aleida Assmann/Heidrun Frieze (Hg.), *Identitäten. Erinnerung, Geschichte, Identität 3*, Frankfurt a. M. 1998, S. 73–104.
- Strauss Anselm L./Corbin Juliet, *Grounded Theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung*, Weinheim 1996.
- Studer, Brigitte, Rosa Grimm: *Ein Leben in der schweizerischen Arbeiterbewegung*, Lizentiatsarbeit, Universität Freiburg, 1982.
- Studer, Brigitte, »Arbeiterinnen zwischen Familie, Erwerbsarbeit und Gewerkschaft, 1880–1945«, in: Marie-Louise Barben/Elisabeth Ryter (Hg.), *verflucht und zugenäht! Frauenberufsbildung – Frauenerwerbsarbeit 1888–1988*, Zürich 1988, S. 55–64.
- Studer, Brigitte, *Un parti sous influence. Le parti communiste suisse, une section du Komintern 1931 à 1939*, Lausanne 1994.
- Studer, Brigitte, »Genre, travail et histoire ouvrière«, in: Brigitte Studer/François Vallotton (Hg.), *Histoire sociale et mouvement ouvrier / Sozialgeschichte und Arbeiterbewegung, 1848–1998*, Lausanne/Zürich 1997, S. 63–88.
- Studer, Brigitte, »Famialisierung und Individualisierung. Zur Struktur der Geschlechterordnung in der bürgerlichen Gesellschaft«, in: *L'Homme Z.F.G.*, 11:1, 2000, S. 83–104.
- Szeemann, Harald, *Monte Verità – Berg der Wahrheit. Lokale Anthropologie als Beitrag zur Wiederentdeckung einer neuzeitlichen sakralen Topographie*, Mailand 1979.
- Tanner, Albert, »Aristokratie und Bürgertum in der Schweiz im 19. Jahrhundert. Verbürgerlichung der ›Herren‹ und aristokratische Tendenzen im Bürgertum«, in: Sebastian Brändli et al. (Hg.), *Schweiz im Wandel. Studien zur neueren Gesellschaftsgeschichte*, Basel/Frankfurt a. M. 1990, S. 209–228.

- Tanner, Albert, *Arbeitsame Patrioten – Wohlanständige Damen. Bürgertum und Bürgerlichkeit in der Schweiz 1830–1914*, Zürich 1995.
- Tanner, Jakob, »Die ›Alkoholfrage‹ in der Schweiz im 19. und 20. Jahrhundert«, in: *Drogalkohol*, 10:3, 1986: *Zur Sozialgeschichte des Alkohols in der Neuzeit Europas*, hg. von W. Hermann Fahrenkrug, S. 147–168.
- Tanner, Jakob, »Erfahrung, Diskurs und kollektives Handeln. Neue Forschungsparadigmen in der Geschichte der Arbeiterinnen und Arbeiter«, in: *traverse*, 7:2, 2000, S. 47–68.
- Tanner, Tony, *Adultery in the Novel. Contract and Transgression*, Baltimore/London 1979.
- Tenfelde, Klaus, »Arbeiterfamilie und Geschlechterbeziehungen im Deutschen Kaiserreich«, in: *Geschichte und Gesellschaft*, 18:2, 1992, S. 179–203.
- Thébaud, Françoise, »Einleitung«, in: Georges Duby/Michelle Perrot (Hg.), *Geschichte der Frauen*, Bd. 5: *20. Jahrhundert*, hg. von Françoise Thébaud, Frankfurt a. M. 1997, S. 11–24.
- Théry, Irène, »Différence des sexes et différence des générations. L'institution familiale en déshérence«, in: *Esprit*, 227, décembre 1996, S. 65–90.
- Théry, Irène, »La côté d'Adam. Retour sur le paradoxe démocratique«, in: *Esprit*, 273, mars-avril 2001, S. 10–22.
- Thompson, Edward P., »Volkskunde, Anthropologie und Sozialgeschichte«, in: Ders., *Plebeische Kultur und moralische Ökonomie. Aufsätze zur englischen Sozialgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts*, Frankfurt a. M./Berlin/Wien 1980, S. 290–318.
- Thompson, Edward P., *Das Elend der Theorie. Zur Produktion geschichtlicher Erfahrung*, Frankfurt a. M./New York 1980.
- Töngi, Claudia, »Ehekonflikte in Uri im 19. Jahrhundert. Überlegungen zum Verhältnis von Männlichkeit und Gewalt«, in: *traverse*, 7:1, 2000, S. 95–108.
- Töngi, Claudia, »Gewalt gegen Schwangere vor dem ernenen Strafrichter des 19. Jahrhunderts: Zur sozialen Bedeutung von Gewalt und Aggression«, in: Barbara Duden/Jürgen Schlumbohm/Patrice Veit (Hg.), *Geschichte des Ungeborenen. Zur Erfahrungs- und Wissenschaftsgeschichte der Schwangerschaft, 17.–20. Jahrhundert*, Göttingen 2002, S. 273–291.
- Töngi, Claudia, *Geschlechterbeziehungen und Gewalt. Eine empirische Untersuchung zum Problem von Wandel und Kontinuität alltäglicher Gewalt anhand von Gerichtsakten des 19. Jahrhunderts*, Bern/Stuttgart/Wien 2002.
- Tosh, John, *A Man's Place. Masculinity and the Middle-Class Home in Victorian England*, New Haven/London 1999.

- Trepp, Anne-Charlott, Sanfte Männlichkeit und selbständige Weiblichkeit. Frauen und Männer im Hamburger Bürgertum zwischen 1770 und 1840, Göttingen 1996.
- Trepp, Anne-Charlott, »Anders als sein »Geschlechtscharakter«. Der bürgerliche Mann um 1800. Ferdinand Beneke (1774–1848)«, in: Historische Anthropologie, 4:1, 1996, S. 57–77.
- Trepp, Anne-Charlott, »Emotion und bürgerliche Sinnstiftung oder die Metaphysik des Gefühls: Liebe am Beginn des bürgerlichen Zeitalters«, in: Manfred Hettling/Stefan-Ludwig Hoffmann (Hg.), Der bürgerliche Werthimmel. Innenansichten des 19. Jahrhunderts, Göttingen 2000, S. 23–55.
- Tyrell, Hartmut, »Ehe und Familie – Institutionalisierung und Deinstitutionalisierung«, in: Kurt Lüscher/Franz Schultheis/Michael Wehrspaun (Hg.), Die »postmoderne« Familie. Familiäre Strategien und Familienpolitik in einer Übergangszeit, Konstanz 1988, S. 145–156.
- Ulrich, Anita, Bordelle, Strassendirnen und bürgerliche Sittlichkeit in der Belle Epoque. Eine sozialgeschichtliche Studie der Prostitution am Beispiel der Stadt Zürich, Zürich 1985.
- Veblen, Thorstein, Theorie der feinen Leute. Eine ökonomische Untersuchung der Institutionen [1899], Frankfurt a.M. 1987.
- Vedder, Ulrike, »Les liaisons dangereuses. Verführung im Medium der Post«, in: figurationen. gender, literatur, kultur, 2:1, 2001, S. 113–124.
- Vischer, Alfred, Das Züchtigungsrecht in rechtsvergleichender Darstellung (Schweiz, Deutschland, Österreich, England) mit besonderer Berücksichtigung des schweizerischen Rechts, Inaugural-Dissertation an der Universität Basel, Basel 1959.
- Voigt, Christian, Robert Grimm: Kämpfer, Arbeiterführer, Parlamentarier. Eine politische Biographie, Bern 1980.
- Von Greyerz, Hans, »Der Bundesstaat seit 1848«, in: Handbuch der Schweizer Geschichte, Bd. 2, Zürich 1977, S. 1019–1269.
- Von Matt, Peter, Liebesverrat. Die Treulosen in der Literatur, München/Wien 1991.
- Wagner, Peter, »Fest-Stellungen. Beobachtungen zur sozialwissenschaftlichen Diskussion über Identität«, in: Aleida Assmann/Heidrun Friesen (Hg.), Identitäten. Erinnerung, Geschichte, Identität 3, Frankfurt a.M. 1998, S. 44–72.
- Walser, Erasmus, »Die Reichen wohnen, wo sie wollen, die Armen, wo sie müssen. Soziale Segregation und Quartierentwicklung in der Stadt Bern von 1850–1930«, in: Christian Lüthi/Bernhard Meier (Hg.), Bern – eine Stadt bricht auf. Schauplätze und Geschichten der Berner Stadtentwicklung zwischen 1798 und 1998, Bern/Stuttgart/Wien 1998, S. 181–195.

- Weber, Max, »Die »Objektivität« sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis«, in: Ders., Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre [1922], Tübingen 1988, S. 146–214.
- Wecker, Regina, »Die Errungenschaft ist zu gleichen Theilen unter die Parteien zu teilen.« Ein Beitrag zur Geschichte der Rechtsvereinheitlichung«, in: Bernard Degen (Hg.), Fenster zur Geschichte. 20 Quellen – 20 Interpretationen, Basel/Frankfurt a.M. 1992, S. 85–99.
- Wecker, Regina, Zwischen Ökonomie und Ideologie. Arbeit im Lebenszusammenhang von Frauen im Kanton Basel-Stadt 1870–1910, Zürich 1997.
- Weeks, Jeffrey, Sex, Politics and Society, London/New York 1989.
- Welskopp, Thomas, »Die Sozialgeschichte der Väter. Grenzen und Perspektiven der Historischen Sozialwissenschaft«, in: Geschichte und Gesellschaft, 24:2, 1998, S. 173–198.
- Welskopp, Thomas, Das Banner der Brüderlichkeit. Die deutsche Sozialdemokratie vom Vormärz bis zum Sozialistengesetz, Bonn 2000.
- Wernet, Andreas, Einführung in die Interpretationstechniken der Objektiven Hermeneutik, Opladen 2000.
- Wetzel, Michael, »Der verführte Mann. Franz Hessel und Henry-Pierre Roché im Zeichen des »archaischen Lächelns««, in: figurationen. gender, literatur, kultur, 2:1, 2001, S. 25–40.
- White, Hayden, Die Bedeutung der Form. Erzählstrukturen in der Geschichtsschreibung, Frankfurt a.M. 1990.
- White, Nicholas/Segal, Naomi (Hg.), Scarlet Letters. Fictions of Adultery from Antiquity to the 1990s, Hampshire/London 1997.
- Wicke, Andreas, Jenseits der Lust. Zum Problem der Ehe in der Literatur der Wiener Moderne, Siegen 2000.
- Wickert, Christl, Helene Stöcker (1869–1943). Frauenrechtlerin, Sexualreformerin und Pazifistin. Eine Biographie, Bonn 1991.
- Wigger, Erich, Krieg und Krise in der politischen Kommunikation. Vom Bürgerkrieg zum Bürgerblock in der Schweiz 1910–1922, Zürich 1997.
- Willems, Herbert/Hahn, Alois, Identität und Moderne, Frankfurt a.M. 1999.
- Witzig, Heidi, Polenta und Paradeplatz. Regionales Alltagsleben auf dem Weg zur modernen Schweiz, 1880–1914, Zürich 2000.
- Wobbe, Theresa, »Marianne Weber (1870–1954). Ein anderes Labor der Moderne«, in: Claudia Honegger/Theresa Wobbe (Hg.), Frauen in der Soziologie. Neun Porträts, München 1998, S. 153–177.
- Wyss, Eva Lia, »Intimität und Geschlecht. Zur Syntax und Pragmatik der Anrede im Liebesbrief des 20. Jahrhunderts«, in: Bulletin suisse de linguistique appliquée, 72, 2000, S. 187–210.



Ziegler, Beatrice, »Die Frauengruppe der SP Biel 1910–1930«, in: Andreas Ernst/Erich Wigger (Hg.), *Die neue Schweiz? Eine Gesellschaft zwischen Integration und Polarisierung (1910–1930)*, Zürich 1996, S. 245–271.

Ziegler, Beatrice, »Das Scheidungsverfahren als Ausdruck des klassen- und geschlechterungleichen Rechtes – Scheidungsprozesse in Bern zwischen 1919 und 1945«, in: Anne-Lise Head-König/Liliane Mottu-Weber (Hg.), *Les femmes dans la société européenne/Die Frauen in der europäischen Gesellschaft*, 8<sup>e</sup> Congrès des Historiennes suisses/8. Schweizerische Historikerintentiontagung, Genf 2000, S. 213–226.

Zweig-Strauss, Hanna, »Betty Farbstein-Ostersetzer: engagierte Ärztin und Sozialdemokratin«, in: Olympe. *Feministische Arbeitshefte zur Politik*, 11, 1999, S. 105–110.

## ABKÜRZUNGEN

- BV Bundesverfassung
- EG Kanton Bern, Gesetz betreffend die Einführung des schweizerischen Zivilgesetzbuches, vom 28. Mai 1911 (1912)
- PD Kanton Bern, Dekret betreffend das gerichtliche Verfahren und das Handelsgericht, vom 30. November 1911 (1912)
- ZEG Bundesgesetz betreffend Zivilstand und Ehe, vom 24. Dezember 1874 (1876)
- ZGB Schweizerisches Zivilgesetzbuch vom 10. Dezember 1907 (1912)

Um 1900 liegt das Schlagwort der »freien Liebe« in der Luft, feministische und sozialistische Forderungen nach einer Revolution der Ehe sind unüberhörbar und in wachsender Zahl treten Ehepaare vor die Scheidungsrichter. Besonders die politische Öffentlichkeit der Schweiz sieht sich mit diesen Symptomen einer »Krise der Ehe« konfrontiert, sind doch hier die europaweit höchsten Scheidungsziffern zu verzeichnen. Während sich Politiker und Juristen mit der gesellschaftlichen Bedeutung dieses Phänomens auseinandersetzen, ringen die in Ehekrisen verstrickten Frauen und Männer vor den Scheidungsgerichten um Trennung oder Versöhnung.

Caroline Arni führt diese politischen und biografischen Dimensionen der Ehe um 1900 zusammen. Aus den Prozessprotokollen, Briefen und Erzählungen in Scheidungsdossiers des Amtsgerichts Bern schält sie die Problematik der modernen Paarbeziehung heraus: die inneren Widersprüche der bürgerlichen Ehe, die prekäre Balance von Erwerb, Gefühl und Macht in der Arbeiterfamilie, die Illusion weiblicher Individualität in der Angestelltenhe sowie die Unvereinbarkeit von männlicher Identität und Freundschaft im sozialistischen Paar.

Caroline Arni gelingt es, aus den Geschichten entzweiter Ehen die Traditionslinien und Zukunftsentwürfe einer Ordnung des Paares herauszuarbeiten, die vom Ende des 19. Jahrhunderts bis in die Gegenwart reichen.

ISBN 3-412-11703-X



[www.boehrlau.de](http://www.boehrlau.de)